P. o. germ. 511

<36628720450014

<36628720450014

Bayer. Staatsbibliothek

Horat. Art. Poet.

Scribendi recte ſapere est et principium et fons

Verſuch
einer
Critiſchen Dichtkunſt
Durchgehends
mit den Exempeln unſrer beſten Dichter erläutert.
Anſtatt
einer Einleitung iſt Horazens Dichtkunſt
überſetzt,
und mit Anmerkungen erläutert,
von

Johann Chriſtoph Gottſcheden,
der Weltweish. u. Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig.

Gottsched
Kritische
Dichtkunst

Dritte und vermehrte Auflage, mit allergnädigſter Freyheit.

Leipzig 1742.
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

62 F Pergament

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Hochgebohrnen Gräfinn

und Frauen,

F R A U E N

Erneſtinen Wilhelminen,

verwittweten

Freyherrinn von Plotho,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner

insonders gnädigen Gräfinn

und Frauen,

Der Hochgebohrnen

Gräfinn,

Johannen Henrietten Conſtantien,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner inſonders

Gnädigen Gräfinn,

wie auch

Der

Hochgebohrnen

Gräfinn,

Louiſen Marianen,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel,

Meiner inſonders

Gnädigen Gräfinn.

Ode.

O Muſe! deren reizend Lied
Auch Felſenherzen an ſich zieht,
Und durch die Kraft der Seyten zwinget;
Euterpe! ſchenk mir deine Gunſt,
Und lehre mich die ſeltne Kunſt,
Wie man ſo ſanft als neu, ſo zart als edel ſinget.

Kein eitler Stolz bethört die Bruſt,
Als hätteſt du mich längſt mit Luſt
Die matte Cither ſchlagen lehren.
Mich gafft kein Faunus, kein Silvan,
Von wegen meiner Lieder an,
Und keine Dryas ſtarrt, um meinen Ton zu hören.

Drum nimm nur itzt mein ſchwaches Rohr,
Bezaubre ſelbſt der Hörer Ohr,
Begeiſtre du den Klang der Seyten:
Laß, wie bey Dichtern alter Art,
So Witz, als Anmuth hier gepaart,
Die herrſchende Vernunft mit heitrer Stirn begleiten.

Ihr Gratien! entzieht euch nicht,
Und zeigt ein holdes Angeſicht
Dem Dichter, der euch ſtets erhoben;
Der kein gezwungnes Weſen übt,
Und alles das, was ihr nicht liebt,
So wenig als ein Lied des rauhen Pans kann loben.

Hier ſeht ihr euer Ebenbild,
Drey Nymphen, die ein Geiſt erfüllt,
An Witz und Schönheit Halbgöttinnen:
Verſtand und Anmuth ſind hier gleich,
O! laßt mich dießmal nur durch euch
Ein auserleſnes Lied zu Ihrem Ruhm beginnen.

Wie war dir, edles Trojerblut,
Berühmter Paris! dort zu Muth,
Als Ida dich zum Richter machte;
Als dir die wohlbedachte Wahl
Von drey Göttinnen auf einmal,
Der größten Schönheit Preis, den goldnen Apfel brachte?

Es ſtund des Himmels ganze Zier,
Beglückter Prinz! zugleich vor dir,
Die ſonſt kein ſterblich Aug erblicket;
Die Götter ſelbſt beneiden dich,
Dein ganzes Blut beweget ſich,
Und dein bezaubert Herz wird aus dir ſelbſt entrücket.

O wärſt du in der Meißnerflur,
Die ſo viel Gaben der Natur,
Als dort der Phrygerſtrand verſpüret:
Wo Pleiß und Elſter, Lupp und Baar
Mehr ſind, als dort Scamander war,
Und wo die Lindenſtadt mehr Pracht als Troja zieret.

Da würdeſt du drey Schönen ſehn,
Die mehr, als dazumal geſchehn,
Dein Urtheil würden ſchwierig machen:
Weil gleicher Schönheit Glanz und Pracht,
Und gleicher Anmuth gleiche Macht,
Aus jeder Stirn und Bruſt, aus Mund und Augen lachen.

Was die Göttinnen einzeln ziert,
Wird hier beglückt vereint geſpürt:
Muth, Geiſt und Reizung ſind vollkommen.
Ein edler Sinn, ein weiſes Herz,
Die ſanfte Huld, der ſüße Scherz,
Die haben hier zugleich den Aufenthalt genommen.

Der Liebesgöttinn Liljenhaut
Ward nie ſo ſchön als hier geſchaut,
Auch nicht der Augen muntres Blitzen:
Es konnt auch Pallas ſelber nicht
Ein aufgeweckter Angeſicht,
Nicht Juno Gang und Schritt von beſſrer Art beſitzen.

Noch

Noch mehr! hier herrſcht die Tugend auch,
Die ſonſt, nach alter Dichter Brauch,
Sehr ſelten ſchöne Leiber ſchmückte:
Hier herrſcht auch Munterkeit und Witz,
Dem ſonſt ſo ſelten Rang und Sitz
Bey ſchöner Glieder Bau und junger Anmuth glückte.

Der große Vater lebet hier,
Der itzt mit eifriger Begier
Die Wahrheit und die Muſen ſchützet:
Wie Er bisher mit kluger Hand
Dein Wohl erhöht, o Sachſenland!
Und dir, Sarmatien! mit Rath und That genützet.

Der Glanz, den Du gewonnen haſt,
Als vormals Rambouillets Palaſt
Dich, eitles Frankreich! ſtölzer machte;
Dein alter Glanz verloſch bey Dir:
Doch er verjüngt ſich ſchöner hier,
Als Spott und Trägheit ihn bey Dir in Abnahm
brachte.

Kaum

Kaum ſah man hier des Grafen Haus,
So brach der Muſen Eifer aus,
Ihr Trieb begunnte mehr zu ſchimmern:
Er ſelbſt, als Phöbus, gieng uns vor,
Gleich ſammelt ſich der Künſte Chor,
Nebſt Witz und Wiſſenſchaft, in Seiner Töchter Zimmern.

Beglückte Zeit! Beglückte Stadt!
Beglückter, wer Erlaubniß hat,
Den neuen Pindus ſelbſt zu hören!
O müßte doch kein trüber Fall
Der angenehmen Seyten Schall
Luſt, Wirkung, Kunſt und Fleiß ſo edler Muſen ſtören.

Empfangt denn, witzerfüllte Drey!
Dieß Buch, und ſetzt es jenen bey,
Die Eurem Geiſte Nahrung geben.
Ihr liebt die Dichtkunſt; ſchützt ſie nun!
So wird Apollo Euer Thun,
Durch Kränze neuer Art, auf ſpäte Zeit erheben.

Joh. Chr. Gottſched.

Vorrede

der zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leſer,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbeſſerte Auflage meiner Critiſchen Dichtkunſt zu liefern. Es ſind nunmehro eben acht Jahre verfloſſen, da ich dieſes Buch zum erſtenmal ans Licht ſtellete, und in währender Zeit iſt daſſelbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poeſie eben nicht ſo häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künſten und Wiſſenſchaften geſuchet werden. Wenn ich mir ſchmeicheln darf, daß dadurch viele einen beſſern Begriff von der wahren Dichtkunſt bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt; ſo iſt mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigſten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, ſchriftliche Verſicherungen von unbe-

kannten Perſonen, zu erhalten, daß ſie, aus meiner Dichtkunſt allererſt, das rechte Weſen der Poeſie einſehen gelernet. Ja was noch mehr iſt, ich habe es mit Luſt wahrgenommen, wie ſeit der Zeit nicht nur in Leipzig, ſondern an ſehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Anſehen gewonnen; daraus denn nicht undeutlich zu ſpüren geweſen, daß die in meiner Dichtkunſt enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtſchnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieſes ſüßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner critiſchpoetiſchen Bemühungen, erwähne: ſo iſt es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir ſolches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunſt ertragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was ſie ſchreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiſte hernehmen, und keinem Lehrmeiſter etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften ſtolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht ſtreitig machen kann. Sie ſind ſo glücklich, dasjenige in ſich ſelbſt zu finden, was Leute von meiner Gattung, nach Art ämſiger Bienen, erſt auf fremden Fluren, mit vieler Mühe, zuſammen ſuchen müſſen! Ihr unerſchöpflicher Witz vertritt bey ihnen die Stelle großer Bücherſäle, und einer langweiligen Beleſenheit. Daher können ſie ungeſcheut diejenigen Opfer ſich ſelbſt anzünden, die wir andern, unſern Vorgängern und Lehrern zu bringen pflegen. Was iſt billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er

ge-

geſchöpfet hat! Und ich bin verſichert, daß niemand von dieſen großen Geiſtern mir das Bekenntniß misgönnen wird, das ich ſchon in der Vorrede der erſten Ausgabe gethan habe: daß ich nämlich alles, was etwann in meiner critiſchen Dichtkunſt Gutes enthalten ſeyn würde, nicht mir ſelbſt, ſondern den größten Critikverſtändigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte. Ich erzählte nämlich daſelbſt gleichſam meinen poetiſchen Lebenslauf, rühmte diejenigen, aus deren Einſicht ich meinen größten Vortheil gezogen, und durch deren Schriften und mündliche Unterredungen, mir gleichſam die Augen zuerſt aufgegangen wären. Und durch das alles war ich bemüht, meinen Leſern zu zeigen, wie ich allmählich auf den Vorſatz gebracht worden, eine critiſche Dichtkunſt zu ſchreiben.

Dieſes alles nun zu erwähnen, hatte ich dazumal die größte Urſache, indem ich als ein angehender Scribent noch in dem Anſehen nicht ſtund, welches meinen Regeln ein Gewichte geben, und meinem Buche, durch mich ſelbſt, eine gute Aufnahme hätte verſprechen können. Wie nöthig aber dieſes bey allen ſey, die ſich zu öffentlichen Lehrern aufwerfen wollen, das ſah ich nicht nur damals ein; ſondern ich erkenne es noch dieſe Stunde. Wem iſt es unbekannt, wie wenige Leſer in dieſem Falle unpartey iſch ſind, und bloß auf die Gründe, die jemand anführet, zu ſehen pflegen? Und wenn ich gleich itzo die weitläuftige Erzählung weglaſſe, dadurch ich dazumal meinen critiſchen Regeln einigen Glauben zu erwerben ſuchte: ſo geſchieht es keinesweges aus der Urſache, als ob ich mein eigenes Anſehen itzo ſchon

für zulänglich hielte, meine Vorſchriften und Urthei⸗ le zu beſtätigen. Nein, ich erkenne es gar zu wohl, wie viel mir daran fehlet: und wenn bey vielen die von mir angegebenen Gründe nicht zulangen ſollten, die vorgetragenen Lehren zu rechtfertigen; ſo muß ich von neuem, zu denen fliehen, die meine Vorgänger und Lehrmeiſter in der critiſchen Dichtkunſt geweſen. Ich trage alſo auch bey dieſer neuen Auflage kein Bedenken, zu geſtehen, daß ich alle meine critiſchen Regeln und Beurtheilungen, alter und neuer Gedichte, nicht aus meinem Gehirne erſonnen; ſondern von den größten Meiſtern und Kennern der Dicht⸗ kunſt erlernet habe. Ariſtoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Boſſü, Dacier, Perrault, Bou⸗ hours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callieres und Für⸗ retiere; ja endlich noch Schaftesbury, Addiſon, Steele, Caſtelvetro, Muralt und Voltaire, dieſe al⸗ le ſage ich, waren diejenigen Kunſtrichter, die mich unterwieſen und mich einigermaßen fähig gemacht hatten, ein ſolches Werk zu unternehmen.

Daß dieſes mein Geſtändniß aufrichtig geweſen ſey, das haben alle Blätter meines Buches ſattſam darthun können: und ich habe darinnen auch ſelbſt das Urtheil der Widriggeſinnten für mich anzufüh⸗ ren, die mir gar einen Vorwurf daraus gemacht ha⸗ ben. Sie haben mich beſchuldiget: ich hätte nur die Franzoſen ausgeſchrieben: und wäre nicht ein⸗ mal über die rechten gekommen. Ich danke zuför⸗ derſt dieſen gelehrten Scribenten, für ein ſolch öffent⸗ liches Zeugniß: ob ſie es wohl ohne große Scharf⸗ ſinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich ſelbſt

alle obige Schriftſteller alter und neuer Zeiten namhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es ſchon oben erwähnet, daß ich ſo glücklich nicht bin, als gewiſſe große Geiſter, die ohne ihre Vorgänger in Künſten und Wiſſenſchaften geleſen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meiſterſtücke vorlegen können. Und in dieſer Empfindung meiner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit ſie die Critik ſchon bereichert haben.

Was aber das verhaßte Wort, ausſchreiben, anlangt, deſſen ſich dieſe ſcharfſinnige Kunſtrichter, nach der ihnen zukommenden dictatoriſchen Macht auf dem Parnaſſe, zu bedienen beliebet: ſo überlaſſe ich es zwar der Beurtheilung meiner Leſer. Dieſe mögen es entſcheiden, ob es nicht ein wenig zu hart ſey; zumal von Leuten, die ſelbſt noch nichts als etliche zuſammen geraffte Noten und ein halb Schock Ueberſetzungen gewiſſer Stellen haben drucken laſſen. Doch geſetzt, ſie behielten recht; ſo würde ich doch vor ihrem Machtſpruche ſo wenig erſchrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin, aus ſeiner Vorrede zur alten Hiſtorie, antworten würde: Pour embellir & enrichir mon Livre, je declare, que je ne me fais point un ſcrupule, ni une honte de piller par tout, ſouvent même ſans citer les Auteurs que je copie, parce que quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite autant que je puis des ſolides Reflexions que l'on trouve dans - - Je tire auſſi de grands ſecours de - - Il en ſera ainſi de tout ce qui me tombera

bera ſous la main, dont je ſerai tout l'uſage, qui pourra convenir à la compoſition de mon Livre, & contribuer à ſa perfection.

Wollen ſie wiſſen, wie ich dieſe meine Freyheit verantworten wolle, ſo werde ich ihnen, mit folgenden Worten eben dieſes großen Mannes, die Erklärung geben: Je ſens bien qu'il-y a moins de gloire à profiter ainſi du travail d'autrui, & que c'eſt en quelque ſorte renoncer à la qualité d'Auteur: mais je n'en ſuis pas fort jaloux & ſerois fort content, & me tiendrois trés-heureux, ſi je pouvois être un bon Compilateur, & fournir un livre paſſable à mes Lecteurs, qui ne ſe mettront pas beaucoup en peine, sil vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaiſe. Und bey dieſer Verantwortung werde ich ſo kühn, daß ich auch das Herz faſſe, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieſer neuen Auflage gebrauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu beſtärken, theils aber auch dieſelben noch vollkommener ins Licht zu ſetzen. Dieſe ſind nun, von Italienern Riccoboni, in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne; ferner das Paragone della Poeſia Tragica d'Italia con quella di Francia, eines Ungenannten, nebſt der langen Einleitung des Herrn Muratori zu ſeinem Teatro Italiano, ſo er 1728. in drey Octavbänden zu Verona heraus gegeben. Von Franzoſen ſind mir P. Rapin in ſeinen Reflexions ſur la Poetique, und in den Comparaiſons des grans Hommes; der Pater Brûmois in ſeinem Theatre des Grecs; des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du Theatre, die uns der gelehrte Herr von

Stein=

Steinwehr neulich ſo geſchickt ins Deutſche überſe-
ẞet hat; und des Herrn Remond de St. Mard Reflexions ſur la Poeſie en general, & ſur les autres petits Poemes, in meiner Arbeit behülflich geweſen. Von Engländern habe ich den Tractat eines Unbekannten The Taſte of de Town in all publick diverſions; ferner des Herrn Ramſeys Travels of Cyrus, und des Herrn Pope Eſſay of Criticism, nebſt ſeiner Litterary Correſpondence fleißig zu Rathe gezogen, und beſtändig vor Augen gehabt. Ja auch von Alten habe ich mir aus des Plato Buche von der Republik, auch aus dem Cicero, Quintilian u. Seneca ſo manches; von neuern Kunſtrichtern aber den Caſaubonus de Poeſi Satyrica, des Heinſius Buch de Tragoediae conſtitutione, den Iſaac Voſſius de Poematum cantu et viribus Rhythmi; den Seb. Regulus Erklärung über das I. B. der Aeneis, nebſt Rappolts Poetica Ariſtotelica, zu Nutze gemacht Und hiermit lege ich alſo allen, die gern Machtſprüche von Büchern fällen, ohne ſie geleſen zu haben, nochmals das ſpottleichte Urtheil in den Mund: er hat ausgeſchrieben!

Ob ich aber bey dieſem meinem Ausſchreiben wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das iſt gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leſer und allen Verſtändigen überlaſſe. Es kann ſeyn, daß der tiefſinnige Richter, der mir dergeſtalt den Stab gebrochen, hierinn eine beſſere Einſicht hat, als wir andern unwiſſenden Leute. Es kann ſeyn, daß er die Schriften der Ausländer nach einem andern Probierſteine beurtheilet; nach welchem er dasjenige ſchlecht findet, was ich mit ſo vielen andern hochſchätze. Allein, ſo lange er un-

ſerer Einfalt mit ſeiner Weisheit nicht unter die Arme greift; ſo lange er uns die wahren Kennzeichen guter Scribenten nicht bekannt macht: ſo kann er es von uns nicht begehren, daß wir alles ſo genau treffen ſollten, als er es zu treffen gewohnt iſt; und wir erſuchen ihn indeſſen um nichts mehr, als mit unſrer Schwachheit ein Mitleiden zu haben. Vielleicht werden wir es mit der Zeit auch noch einſehen lernen, wenn wir nur, unſrer natürlichen Trägheit wegen, ſo weit kommen können, als er ſchon gekommen iſt.

Ich war anfangs Willens, aus meiner erſten Vorrede die Rechtfertigung des Titels, den ich meinem Buche gegeben, da ich es eine critiſche Dichtkunſt genennet, und da ich behaupte, daß das Weſen der Dichtkunſt in der Nachahmung beſtünde, bey dieſer neuen Ausgabe zu wiederholen. Allein bey reiferer Ueberlegung halte ich es für überflüſſig. Das Critiſiren iſt ſeit einigen Jahren ſchon gewöhnlicher in Deutſchland geworden, als es vorhin geweſen: und dadurch iſt auch der wahre Begriff davon ſchon bekannter geworden. Auch junge Leute wiſſens nunmehro ſchon, daß ein Criticus oder Kunſtrichter nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Gedanken; nicht nur mit Sylben und Buchſtaben, ſondern auch mit den Regeln ganzer Künſte und Kunſtwerke zu thun hat. Man begreift es ſchon, daß ein ſolcher Criticus ein Philoſoph ſeyn, und etwas mehr verſtehen müſſe, als ein Buchſtäbler; der nur verſchiedene Lesarten, oder beſſer zu ſagen, die Schreib- und Druckfehler ſammlen; oder ſonſt aus einem Antibarbaro die lateiniſchen Wörter herzählen kann, die nur in den ſchlechteſten Scribenten der Römer

vorkom-

vorkommen. Man hat auch ſchon ziemlich aufgehört, alle Reimſchmiede für Poeten anzuſehen, und weis hin und wieder von dem Inhalte der Gedichte mit ziemlicher Einſicht zu urtheilen. Ich will alſo lieber noch mit wenigem melden, was in dieſer neuen Auflage ſonderlich verändert oder verbeſſert worden.

Zuförderſt habe ich des Horaz Artem poeticam, in der Grundſprache zu meiner Ueberſetzung drucken laſſen: damit man bey meinem, hier und da noch ſehr unvollkommenen Ausdrucke ſeiner Gedanken, die Zuflucht zu dem Grundtexte ſelbſt nehmen könnte. Ohngeachtet ich nun meine Ueberſetzung nochmals überſehen und zu verbeſſern geſucht: ſo iſt mir doch eine Stelle entwiſchet, die einer Ausbeſſerung nöthig gehabt hätte; und die mir von einem werthen Freunde und großen Kenner des Alterthums angemerket worden. Es ſteht ſelbige bald forne, und heißt im Lateiniſchen

Aemilium circa ludum faber imus et vngues
Exprimet etc.

Hier ſind die Worte aemilium circa ludum, nicht recht ausgedrückt, und ſollten heißen:

Beym Fechterplatz Aemils läßt man ſich Bilder gießen.

Was ſonſt faſt in allen Hauptſtücken für Veränderungen und Zuſätze hinzugekommen, das will ich hier nicht nach der Länge erwähnen. Ich habe die Schreibart des ganzen Buches durch und durch verbeſſert, und ſo viel, als möglich, in einen untadelichen Stand geſetzt. Viele dunkle Stellen habe ich deutlicher gemacht, viele, die eines ausführlichern Vortrages bedurften, erläutert; viele Zeugniſſe und

Exempeln aus den beſten Scribenten angeführt; auch im andern Theile einige neue Stücke von meiner Arbeit, ſonderlich in den Capiteln von Oden Schäfergedichten und Elegien hinzugeſetzt. In dem Capitel von Cantaten und von Opern, ſind ſonderlich ganz neue Abſätze hinzugekommen, dasjenige, was ich vorhin nicht völlig ausgeführet hatte, mehr ins Licht zu ſetzen. In dem Capitel von Sinn- und Scherzgedichten iſt eine kurze Abhandlung von Deviſen und Sinnbildern eingerücket worden; auch in den übrigen Capiteln iſt mancher, obwohl kleiner Zuſatz, hin und wieder eingefloſſen. Endlich habe ich auch in dem I. Th. in dem XII. Capitel von der poetiſchen Schreibart gewiſſen Einwürfen, die man mir wegen der Eintheilung der guten Schreibart neulich gemacht, ein Gnügen zu thun geſucht.

Was noch ſonſten von Seiten des Verlegers bey dieſer Auflage gutes geleiſtet worden, das wird dem geneigten Leſer der Augenſchein geben. Die Schrift iſt neu, und weit ſauberer, als vorhin. Das Papier iſt ſtark und von anſehnlicher Größe. Auch an Zierrathen hat man es an bequemen Orten nicht fehlen laſſen. Ja über das alles iſt auch ein nützliches und vollſtändiges Regiſter beygefüget worden. Durch alle dieſe Aenderungen nun iſt das ganze Buch über zwey Alphabethe ſtark geworden, da ſich vorhin alles in allem nur auf 40. Bogen belaufen hat.

Nun weis ich wohl, daß viele es ſehr ungern ſehen, wenn neue und vermehrte Ausgaben von Büchern, die ſie ſchon beſitzen, herauskommen. Allein zu geſchweigen, daß niemand ein Recht hat, einem Schriftſteller die Ausbeſſerung ſeiner Arbeit zu ver-

wehren;

wehren; da ja ein Tag den andern lehret, und derjenige noch gebohren werden ſoll, der gleich auf einmal ein Meiſterſtück zu Stande bringen kann: ſo verſichre ich dennoch, daß, in den weſentlichen Stücken, dieſe neue Auflage vor der erſtern keinen Vorzug hat. Es ſind hier noch eben die Grundſätze und Regeln anzutreffen, die in jener enthalten waren. Es iſt nichts weggeblieben oder widerrufen worden, was von der geringſten Erheblichkeit zu ſeyn ſcheinen könnte. Folglich können diejenigen, welche die erſte Auflage beſitzen, ſich derſelben ſo ruhig bedienen, als ob gar keine neuere herausgekommen wäre.

Was endlich, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, dennoch für Druckfehler mit untergelaufen, das wird der geneigter Leſer, gütigſt zu verbeſſern belieben und dem Verfaſſer ferner zugethan und gewogen bleiben.

Neue Vorrede zur dritten Auflage von 1742.

Mein Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieſes Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat ſich billig bey dieſer dritten verdoppeln müſſen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke deſſelben, haben ſich in der halben Zeit verkaufen laſſen, darinn die erſte Auflage von 1729. abgegangen war; und mir alſo einen doppeltſtarken Beweis, von der guten Aufnahme dieſer poetiſchen Anweiſung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftſtellers überlaſſen, womit ihn die Eigenliebe bey ſolchen Vorfällen erfüllen kann; ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu. Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geſchmack unſrer Landes-Leute ſchmählen: ſo dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leſer meiner Dichtkunſt trotzen; und daraus entweder den gereinigten Geſchmack der deutſchen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß mein Buch nicht ohne

Nutzen

Nutzen geweſen ſeyn müſſe. So gerecht aber hierinnen meine Folgerungen vielleicht ſeyn würden, ſo will ich ſie doch nicht ſelber machen, ſondern es lieber der unparteyiſchen Nachwelt überlaſſen, ein freyes Urtheil davon zu fällen; welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte, noch ein Feind, dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen wäre, mit ſolchem Nachdrucke abfaſſen könnte.

Ich übergehe alſo dieſe ſchmeichelhafte Betrachtung billig mit Stillſchweigen; und rechne es mir mit größerm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorſatze, eine Critiſche Dichtkunſt zu ſchreiben, ſeit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen habe. Ein gelehrter Mann und Kunſtrichter in Zürich hat ſich die Mühe genommen, diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schriftſteller zuerſt gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt ſtärkeres und folglich theureres Buch, als dieſes meinige iſt, von der Dichtkunſt ans Licht zu ſtellen. Und was das angenehmſte bey der ganzen Sache iſt, ſo hat dieſer tiefſinnige Mann, ſeiner gelehrten Waare keinen beſſern und reizernden Titel geben zu können geglaubet, als wenn er ihn meinem Buche abborgete, und das ſeinige gleichfalls eine Critiſche Dichtkunſt betitelte.

Ich weis wohl, daß es eigenſinnige Köpfe giebt, die ſich einbilden, ein Schriftſteller, der ſich einmal gewiſſer Wörter bemächtiget hat, ſeiner Schrift einen Namen zu geben, der habe ſich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthums

darauf erworben, und ſey nunmehro befugt, alle andre von dem Gebrauche derſelben auszuſchließen. Noch andre glauben mit dem ſcharfſinnigen Bäyle, und nach dem Beyſpiele gewiſſer Schriftſteller voriger Zeiten: es ſey eine Beſchimpfung für den Urheber eines Buches, wenn ſich bald darauf ein andrer über dieſelbige Materie hermacht, und in einerley Abſichten die Feder anſetzet. Denn ſagen ſie, glaubte dieſer neue Schriftſteller, daß ſein Vorgänger ſeine Pflicht recht erfüllet, und ſein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: ſo würde er ſich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine Ilias nach dem Homer zu ſchreiben, das heißt alſo, nach der Meynung dieſer Richter, eben ſo viel, als dieſen Dichter mit ſeiner Arbeit verwerfen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen ſagen, daß ſein Werck nichts tauge, und noch einmal ausgearbeitet werden müſſe.

Allein ſo wahrſcheinlich auch immermehr dieſe Schlüſſe zu ſeyn ſcheinen mögen: ſo kann ich mich doch denenſelben nicht ergeben. Ich ſehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch ſolche Einſtreuungen die Freude verſalzen will, die ich über einen critiſchen Nachfolger von ſolcher Wichtigkeit, billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erſte geweſen, der unſerer Nation eine Critiſche Dichtkunſt zu liefern das Herz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andre aufgeſtanden, welche die Poeſie von dem Joche der Beurtheilungskunſt zu befreyen unternommen hätten:

ten: ſo wäre dieſes unſtreitig eine Kränkung für mich geweſen, zumal, wenn dieſe gar einen größern Beyfall bekommen, und das Andenken aller Critik gleichſam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieſes harte Schickſal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrteſten Männer in Zürich beſtärken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig ſey, eine Dichtkunſt critiſch einzurichten: ja, was das meiſte iſt, ſie folgen meinem Exempel ſelber nach, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit ſo gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.

Bey dieſer Vorſtellung nun rühren mich die vorigen Einwürfe gar nicht. Der Gebrauch der Wörter iſt ja von der Art derjenigen Dinge, die in dem Rechte der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Waſſers großer Flüſſe, bey allem Gebrauche derſelben, unerſchöpflich ſind, und alſo allen gemein bleiben müſſen. Warum ſollte alſo nicht ein Schriftſteller das Recht haben, ſein Kind zu taufen wie er will, wenn gleich ein anderer dem Seinigen eben den Namen gegeben hat? Warum ſollte dasjenige in Zürich niemanden frey ſtehen, was mir in Leipzig freygeſtanden hat? Oder, warum ſollte ich böſe werden, daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigſte Art, die nur erdacht werden kann, gebilliget hat?

Der andre Einwurf ſcheint noch gefährlicher zu ſeyn, iſt es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, ſondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf

zweyen

zweyen Werken iſt, ſo ungleich kann doch dieſer letztere ſeyn; und ich darf mich, ohne ſtolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger critiſche Dichtkunſt beruffen. Der Inhalt unſrer Bücher iſt in den allermeiſten Stücken und Capiteln ſo weit von einander unterſchieden, daß man ſie ſchwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man ſie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunſt, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poeſie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eignen Regeln vorgeſchrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand geſetzt werden, ſie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieſelben richtig zu beurtheilen: ſo hält die zürcheriſche Dichtkunſt nichts von dem allen in ſich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedichte, noch eine Elegie; weder ein poetiſches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerſpiel; weder eine Comödie noch eine Oper machen lernen. Alles dieſes ſteht in der zürcher Dichtkunſt nicht: es ſey nun, weil etwa in allen dieſen Stücken die Critik nichts zu ſagen hat; oder weil man ein Poet ſeyn kann, ohne eins von allen dieſen Stücken zu verfertigen. Wer alſo dieſelbe in der Abſicht kaufen wollte, dieſe Arten der Gedichte daraus abfaſſen zu lernen, der würde ſich ſehr betrügen, und ſein Geld hernach zu ſpät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunſt von zween ſtarken Octavbänden ſtehen

könne,

könne, wenn es an den weſentlichſten Theilen eines ſolchen Buches fehlet? Allein dieſe Frage wird mir gewiß niemand machen, als der ſich nicht beſinnet, daß der Urheber derſelben einer von den bekannten Zürcher Malern ſey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren ſogenannten Diſcurſen, die Sitten ihrer Stadt abgeſchildert haben. Hat nun Herr von Fontenelle richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit ſolchen Augen anſehe, die ſich zu ſeinen Abſichten ſchicken; der Held z. E. für einen ſchönen Platz, Menſchen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhleriſchen Abentheuern u. ſ. w. was war wohl von unſerm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunſt in eine Kunſt zu Malen, verwandeln, und von lauter poetiſchen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten Zürcher Malern, von einem Kunſtverſtändigen aus Hamburg, in einem ſchönen Sinngedichte gegeben worden, das im III. B. der Poeſie der Niederſachſen, auf der 250ſten S. ſteht; und verlangt er von mir zu wiſſen, ob ſie in dieſem Buche beſſer beobachtet worden, als in jenen ſittlichen Malereyen? ſo muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcheriſche Bergſprache beſſer werden gelernet haben.

Wie alſo, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die Ilias Homers, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der ſich vorgenommen hatte, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen, und tauſend ſchöne Sachen nachzuholen,

zuholen, die ſein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr dieſe vermeynte größere Ilias, vom Ariſtoteles, in Anſehung der homeriſchen, die kleine Ilias genennet worden: alſo könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weiſe mit dem Homer zu vergleichen, als mit deſſen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat) daß auch die zürcheriſche Dichtkunſt, ſo ſtark ſie ihrer Größe und Abſicht nach iſt, dennoch bey dem Mangel ſo vieler nöthigen Hauptſtücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine kleine Dichtkunſt genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unſrer misvergnügten Schriftſteller geſchehen; die insgemein die Schuld von ein paar Kunſtrichtern, der ganzen löblichen Eidgenoſſenſchaft auf den Hals gewälzet haben. Und geſetzt, ich wäre ſelbſt bisher, auch wohl in dieſer neuen Auflage meiner Dichtkunſt, in dieſes Verſehen gefallen: ſo will ich doch hiermit ſelbiges allen andern Einwohnern dieſes anſehnlichen Landes abgebethen haben; ſeit dem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und verſichert worden: daß die ganze Schweiz den zürcheriſchen Kunſtrichtern in ihren Lehrſätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieſelben dazu bevollmächtiget habe, allem deutſchen Witze Hohn zu ſprechen. Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Nathanaſius thun, und Stellen aus ein

paar

paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieſes Buches, erhalten habe.

Der erſte vom 1. des Wintermonats hat folgendes:

Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen geſehen, daß B = = und Br = = = hin und her in Deutſchland nach Verdienen hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieſer Leuten iſt unerträglich. Es iſt ſich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen ſie in dem erſten Canton der Schweiz gebohren ſind. Es iſt unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen dieſem Vorſitz iſt, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich verſichere ſie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetiſche Siberien, in welchem große Wörter = und Sprachmänner entſtanden, da aber Witz und Verſtand wenig Platz finden, angeſehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher iſt von der unſern ſo unterſchieden, daß man glauben ſollte, ſie

wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das iſt gewiß, daß ſie arbeitſame Leute, aber in geiſt- und vernünftigen Sitten, werden ſie noch lange Zeit grobe Schweitzer bleiben.

Das andere Schreiben iſt vom 3ten deſſelben Monats, und darinn drücket man ſich ſo aus.

Wir nehmen an dem Kriege, den unſere Landsleute von Zürich wider die ganze deutſche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man ſie ferner ab, wie es in einem periodiſchen Werke zu Leipzig erſt vor kurzem geſchehen iſt, ſo wird ihnen die Luſt vergehen. Wir wünſchen unſern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum natürlichen; ſo werden ſie von Deutſchland ablaſſen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach ſolchen feyerlichen und einſtimmigen Erklärungen zweener berühmten ſchweizeriſchen Gelehrten, habe ich meinem Gewiſſen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, an ſtatt der allgemeinen Benennung die beſondere erwählet; werde es auch künftig allemal ſo halten, wenn man mich nöthigen ſollte, wider meine Neigung, meine Feder zu critiſchen Streitſchriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieſer neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten

Leſer folgendes melden. Zuförderſt habe ich in dieſem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ausgebeſſert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtſamkeiten entdecket, die man gleich anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorſchriften, zu mehrerer Erläuterung und Beſtärkung derſelben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführt, worinn dasjenige mit mehrerm nachgeleſen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verſchiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müſſen, die man in öffentlichen critiſchen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich ſowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelſtand machen würden. Habe ich aber, was den miltoniſchen Geſchmack betrifft, den man uns, nach Verbannung des mariniſchen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache ſelbſt harter Redensarten bedienet: ſo bedenke man, daß der Eifer wider ein beſorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unſrer Mutterſprache und freyen Künſte bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und ſolche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man ſonſt ungern gebrauchen würde.

Endlich ſo iſt das Wichtigſte, und wodurch dieſe Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen

 vori-

vorigen erhalten wird, dieſes: daß ich nicht nur im erſten Theile dieſes Buches, mehr Exempel aus guten und ſchlechten Dichtern angeführet; ſondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit ſtunden, lauter Meiſterſtücke von unſern beſten Dichtern eingeſchaltet habe. Ich habe aber dieſelben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neueſten, die ohnedem in aller Händen ſind, und die auch ohne mein Zuthun geleſen werden; ſondern aus den ältern, als Opitzen, Flemmingen, Dachen, Racheln, Neukirchen u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieſet, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich ſie zu Muſtern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den geſunden und männlichen Geſchmack dieſer Helden in unſrer Sprache und Dichtkunſt anpreiſen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünſtelt, verſteckt und unergründlich zu ſchreiben, die ſich hin und her reget, zu ſteuren. Erlange ich dieſes, ſo wird mich auch in dieſem Stücke mein gefaßter Entſchluß niemals gereuen.

Geſchr. im Jenner 1742.

Gottſched.

Inhalt.

Inhalt.

Horaz von der Dichtkunſt überſetzt und mit Anmerkungen erläutert 1 Seite

Erſter, allgemeiner Theil.

I. Capitel. Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt 67
II. Von dem Charactere eines Poeten 94
III. Vom guten Geſchmacke eines Poeten 118
IV. Von den drey Gattungen der poetiſchen Nachahmung und inſonderheit von der Fabel 142
V. Von dem Wunderbaren in der Poeſie 170
VI. Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198
VII. Von poetiſchen Worten 225
VIII. Von verblümten Redensarten 257
IX. Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen 286
X. Von den Figuren in der Poeſie 313
XI. Von der poetiſchen Schreibart 346
XII. Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaße und den Reimen 377

Anderer,

Anderer, beſonderer Theil.

I.	Von Oden oder Liedern	415
II.	Von Cantaten	465
III.	Von Jdyllen, Eklogen, oder Schäfergedichten	480
IV.	Von Elegien, das iſt Klagliedern und verliebten Gedichten	513
V.	Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen	539
VI.	Von Satiren oder Strafgedichten	566
VII.	Von Sinn- und Scherzgedichten	605
VIII.	Von dogmatiſchen und heroiſchen Poeſien	637
IX.	Von der Epopee oder dem Heldengedichte	673
X.	Von Tragödien oder Trauerſpielen	703
XI.	Von Comödien oder Luſtſpielen	729
XII.	Von Opern oder Singſpielen	752

Horaz
von der
Dichtkunſt,
überſetzt
und mit Anmerkungen
erläutert.

Vorbericht.

Ich habe es für dienlich erachtet, an ſtatt einer Einleitung zu meiner deutſchen Poeſie, das treffliche Gedichte des Horaz zu überſetzen, worinnen dieſer große Kenner und Meiſter der Poeſie von der Dichtkunſt gehandelt hat: ohngeachtet es eigentlich nur in Form eines Schreibens an ein vornehmes Geſchlecht der Piſonen abgefaſſet iſt.

Die Menge ſchlimmer Poeten mochte zu dieſes Dichters Zeiten in Rom noch ſehr groß ſeyn. Siehe den 108 v. des I Br. II B. Ein jeder, der nicht faul war, ſtümpelte etwas zuſammen, das zwar ein ziemlich richtiges Sylbenmaaß hatte; aber weder durch ſeinen ſinnreichen und feurigen Inhalt von dem Geiſte, noch durch die ordentliche Einrichtung von dem Urtheile, noch endlich durch die regelmäßige Schreibart von der Kunſt ſeines Meiſters ein Zeugniß ablegte. Gleichwohl wollten alle dieſe Versmacher Poeten heißen: ja einige davon, die durch ihre Geſchwindigkeit im Dichten, und durch den Beyfall des Pöbels verleitet waren, unterſtunden ſich gar, den großen Geiſtern, die ſich dazumal am römiſchen Hofe aufhielten, den Preis ſtreitig zu machen. Die Schriften unſers Horaz zeigen an hundert Stellen unzählige Spuren davon: und ſogar Virgil, ſo wenig er ſonſt zur Satire geneigt war, hat ſich nicht enthalten können, auf einen Bav und Mäv, als auf ein paar eingebildete Poeten, zu ſticheln.

Horaz, einer der aufgeklärteſten Köpfe ſeiner Zeit, konnte aus einem gerechten Eifer für den guten Geſchmack, den Stolz ſolcher Stümper nicht leiden: zumal, da er ſehen mußte, daß der große Hauſe ſeiner Mitbürger von dieſen unzeitigen Sylbenhenkern ganz eingenommen war. Denn die Römer waren auch zu Auguſts Zeiten lange ſo geſcheidt noch nicht, als vormals die Athenienſer in Griechenland geweſen waren. Die freyen Künſte hatten in Italien ſpät zu blühen angefangen, und der gute Geſchmack war damals noch lange nicht allgemein geworden. Manentque adhuc veſtigia ruris, hieß es auch in dieſem Stücke. Nach Regeln von Dingen zu urtheilen, das iſt ohnedieß kein Werk für unſtudirte Leute, ja nicht einmal für Halbgelehrte: und daher kam es, daß Horaz theils ſeinen Römern eine Anleitung geben wollte, wie ſie die Schriften ihrer Poeten recht prüfen könnten; theils auch der großen Anzahl der damaligen Versmacher die Augen zu öffnen ſuchte, damit ſie nicht ferner, aus blinder Eigenliebe, ihre Misgeburten für Meiſterſtücke ausgeben möchten.

In dieſer Abſicht nun trug er aus den griechiſchen Scribenten, die vor ihm davon geſchrieben hatten, die vornehmſten Hauptregeln zuſammen, und verfertigte ein herrliches Gedichte daraus. Er richtete ſolches an die Piſonen, das iſt an den Vater Piſo, der mit dem Druſus Libo im 738ſten Jahre der Stadt Rom, als Horaz 51 Jahre alt war, Bürgermeiſter geworden; und an deſſen beyde Söhne. Dieſer Piſo war ein Liebhaber und großer Kenner der Poeſie, und ſein älteſter Sohn mochte ſelbſt viel Luſt und Naturell dazu haben, wie aus dem Gedichte ſattſam erhellen wird. Solchen anſehnlichen Leuten nun, die am kaiſerlichen Hofe in großen Gnaden ſtunden, wollte Horaz eine Richtſchnur in die Hand geben, darnach ſie ſich in Beurtheilung aller Gedichte achten könnten: Zu gleicher Zeit aber wollte er den guten Geſchmack des Hofes in ganz Rom und Italien ausbreiten; nachdem er ſich ſelbſt, durch unabläßigen Fleiß in griechiſchen Büchern, ſonderlich durch Leſung der critiſchen Schriften des Ariſtoteles,

Crito, Zeno, Democritus und Neoptolemus von Paros, in den Regeln deſſelben recht feſt geſetzet hatte.

Indeſſen muß niemand denken, daß hier der Poet ein vollſtändiges ſyſtematiſches Werk habe machen wollen. Die größten Bewunderer deſſelben geſtehen, daß es ohne alle Ordnung geſchrieben ſey, ja daß es bey weitem nicht alle Regeln in ſich faſſe, die zur Poeſie gehören. Der Verfaſſer hat ſich an keinen Zwang einer philoſophiſchen Einrichtung binden wollen; ſondern als ein Poet nach Veranlaſſung ſeiner Einfälle, bald dieſe, bald jene poetiſche Regel in einer edlen Schreibart versweiſe ausgedrückt, und mit Exempeln guter und ſchlechter Poeten erläutert. Aber alles, was er ſagt, iſt höchſt vernünftig, und man kann ſich von ſeinen Vorſchriften kein Haar breit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und geſunden Vernunft abzuweichen. Die unordentliche Vermiſchung ſeiner Regeln dienet nur dazu, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit und unvermuthete Abwechſelung der Sachen, der Leſer deſtomehr beluſtiget und eingenommen wird.

Es iſt dieſe Dichtkunſt des Horaz bereits von dem berühmten Herrn von Eckardt ins Deutſche überſetzt worden, und in den poetiſchen Nebenſtunden, die er unter den Buchſtaben H. A. E. G. v. D. herausgegeben, anzutreffen.* Ob ich es nun beſſer oder ſchlechter getroffen habe, als dieſe gelehrten Männer, das mag der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen. Ich hatte die erſte Ueberſetzung mehr als einmal durchgeleſen, als ich ſchlüßig ward, mich ſelbſt einmal an eben dieſelbe Arbeit zu wagen: ich bildete mir aber nicht ein, daß es mir ſo viel Mühe koſten würde, als ich hernach in der That gewahr wurde. Die nachdrückliche Wortfügung der lateiniſchen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebſt vielerley Kunſtwörtern und Alterthümern, die ſich ſo ſchwer deutſch geben laſſen; dieſes alles, ſage ich, machte mir

* Auch der berühmte Herr M. Lange in Lübeck hat nach der Zeit, als die meine ſchon fertig und gedruckt war, eine gleiche Arbeit ans Licht geſtellet, der ich ihren Werth nicht abſpreche.

die Arbeit ſo ſauer, daß ich ſie beynahe wieder hätte liegen laſſen, als ich ſchon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfriſt griff ich ſie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedichte in den Stand, darinn ich es hier ans Licht ſtelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: denn dieſes iſt zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Urſachen, unmöglich geweſen. Aus fünfhundert lateiniſchen Verſen habe ich mich genöthiget geſehen, faſt 700 deutſche zu machen; wiewohl ich die Regel ſtets vor Augen hatte: Ein Ueberſetzer müſſe kein Paraphraſt oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptſächlichen Dingen nichts verſehen oder geändert: ſo wird mans verhoffentlich ſo genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horatianiſchen Sylben und Buchſtaben nicht erreichet worden. Ein proſaiſcher Ueberſetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetiſchen aber muß man, in Anſehung des Zwanges, dem er unterworfen iſt, ſchon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur dieſen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart erſetzet.

Dieſes iſt nun eine von den vornehmſten Abſichten geweſen, die ich mir in dieſem Gedichte vorgeſetzet habe. Ich wollte den Horaz gern ſo überſetzen, daß man ihn ohne Anſtoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unſrer Sprache leſen könnte. Dieſen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unſrer deutſchen Wortfügung, nebſt der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu ſetzen. Das Gehör unſrer Landesleute iſt im Abſehen auf dieſe äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Menſch lieſt itzo mehr Lohenſteins Gedichte: das macht, ſie ſind bey ſo vielen gelehrten Sachen viel zu hart und zu rauhe. Selbſt Hofmannswaldau iſt nicht mehr ſo beliebt, als er ſonſt geweſen: das macht, daß er von ſeinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verſe, weit übertroffen worden. Ja dieſe Zärtlichkeit geht zuweilen ſo

weit,

weit, daß man deswegen die allerelendeſten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für ſchön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die ſchönſten Gedichte großer Meiſter für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier nicht das Wort reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit ſuchen; ſondern ihnen immer mit dem Horaz zuruffe:

Non ſatis eſt, pulchra eſſe poemata; dulcia ſunto!

ſo kann ich auch deren Geſchmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes als ein geradebrechtes Gedichte leſen. Habe ich alſo nicht Urſache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichſten Ohren zu hüten; ſonderlich in einem Gedichte, daraus ſie die innern Schönheiten der wahren Poeſie ſollen beurtheilen lernen?

Iſt es mir nun darinn nach Wunſche gelungen, ſo trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es iſt nicht eines jeden Werk, ſich mit dem Lateine der alten Poeten ſo bekannt zu machen, daß er ſeinen Horaz ohne Mühe verſtehen, geſchweige denn mit Luſt leſen könnte. In deutſcher Sprache wird er alſo vielen verſtändlicher ſeyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weiſen, die ſich vielleicht ſonſt durch üble Anführer hätten verderben laſſen. Daß es bereits vielen ſo gegangen ſey, daran iſt wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch Horazen von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweiſen, wenn es wichtig genug wäre. Doch Herr Hofrath Neukirch wird vermuthlich Anſehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutſchland für große Poeten gehalten werden, in unſerer horaziſchen Dichtkunſt noch genug zu lernen finden. Er hat ſolches in einem Hochzeitgedichte von ſich ſelbſt öffentlich geſtanden, welches er, allem Anſehen nach, aus Berlin nach Breßlau abgeſchicket hat, und woraus ich hier ein paar Stellen anführen will. Es ſteht in der Hofm. W. Ged. VI Th. auf der 101 S.

Er ruffet gleich anfangs die Muſen um Hülfe an, weil er abermal ein Gedichte nach Schleſien zu verfertigen vorhätte; dabey er denn beſorgen müßte, daß es nicht mehr ſo gut, als die vorigen, würde aufgenommen werden.

Ihr Muſen! helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen;
Und ein verliebtes Paar in deutſche Verſe bringen,
Und zwar in Schleſien. Ihr kennt dieß Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ich wollt, wie ſonſt Budorgis ſich,
Zum theil an mir ergetzt. Itzt ſcheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehrentheils zuwider.

Die Urſache, ſagt er, wäre die Aenderung, ſo mit ſeiner Poeſie vorgegangen. Er habe aufgehört, ſeinen Vers mit Muſcatellerſaft und Amberkuchen zu nähren. Es ſey kein Zibeth noch Biſam, kein Plautus, Tacitus, Seneca oder Plato mehr darinn zu ſpüren; ja er habe auch ſo gar die Sinnbilder gänzlich ausgemuſtert.

Mein Reim iſt mehrentheils ganz matt und ohne Kraft:
Das macht, ich tränk ihn nicht mit Muſcatellerſaft,
Ich ſpeis ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen,
Denn er iſt alt genug, die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Biſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Itzt will ich einmal ſehn, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr: Ja, wie geſagt, alleine:
Denn was ich vormals ſchrieb, war weder mein, noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwan anderswo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſen ſchwachen Grund, ich ſag es unverholen,
Baut ich von Verſen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus.

Darauf ſagt er, daß ihm alle dieſe Putzwerke itzo ganz lächerlich vorkämen, ungeachtet ſie ſonſt viel hundert Leſer verblendet, und ihm ſelbſt viel Ruhm gebracht hätten. Man hätte ihn gar dem großen Opitz vorgezogen, den er doch noch niemals hätte erreichen können.

Wie oftmals muß ich doch der abgeſchmackten Sachen,
Wenn ich zurücke ſeh, noch bey mir ſelber lachen!
Gleichwohl gefielen ſie, und nahmen durch den Schein,
So ſchlecht er öfters war, viel hundert Leſer ein.

Ha!

Ha! ſchrie man hier und dar: vor dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erſtlich könnt erreichen.
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,
So iſt es auch geſchehn. Ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geſchwitzt: Allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

Endlich bricht er in den feurigen Ausdruck aus, der uns die Qvelle anzeiget, daraus dieſe merkliche Veränderung ſeines Geſchmacks in der Poeſie hergefloſſen. Es heißt:

O grauſamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns ſo viel Laſt im Dichten auferlegt?
So bald ich nur dein Buch mit Witz und Ernſt geleſen,
So iſt mir auch nicht mehr im Schreiben wohl geweſen.
Vor kamen Wort und Reim; itzt lauf ich ihnen nach:
Vor flog ich Himmel an; itzt thu ich ganz gemach.
Ich ſchleiche wie ein Dachs aus dem Poetenorden,
Und bin mit großer Müh noch kaum dein Schüler worden.
Kommt, ſprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir:
Ihr ſeyd mir viel zu theur bey dieſen ſchweren Jahren;
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen.

Wie viel Schüler würde nicht Horaz noch bekommen, wenn alle deutſche Poeten, die deſſen bedürftig wären, dem Exempel dieſes wackern Mannes folgen wollten!

Die kleinen Anmerkungen, die ich unter den Text geſetzet, werden vermuthlich nicht ohne Nutzen ſeyn, und in mancher Sache ein gutes Licht geben. In Verſen laſſen ſich nicht alle Alterthümer ſo erklären, daß man ſie ſattſam verſtehen könnte, wenn man von der Zeit des Scribenten faſt ein paar tauſend Jahre entfernet iſt. Gelehrtere Leſer, die derſelben nicht nöthig haben, können ſie nach Belieben ungeleſen laſſen: wie mans mit den lateiniſchen Noten bey alten Scribenten zu machen pflegt, wenn man darinn ſchon geübt iſt. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn nur Anfänger daraus meinen Poeten etwas beſſer verſtehen lernen.

Horaz
Von der Dichtkunſt.

Fürwahr, ein artig Bild! (1) Es ſteht ein Menſchenkopf
Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verſchiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht,
Von unten wirds ein Fiſch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers (2) Thorheit ſchonen.
Indeſſen glaubet mir, ihr trefflichen Piſonen,
Dafern mein Wort was gilt: daß eine tolle Schrift, (3)
Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſammen trifft,
Und nicht mehr Ordnung herrſcht, als wenn ein Kranker träumet,
Sich unvergleichlich wohl zu ſolchem Bilde reimet.
Ich weis wohl, was man glaubt. Man ſpricht (4) und bleibt dabey:
Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey;
Er kann ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.
Ganz recht, ich geb es zu, (5) und mach es ſelber ſo.
Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh;
Kein Tyger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.
Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen,
Man ſchmückt ſie hin und her mit Edelſteinen (6) aus,
Beſchreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,

Ent-

1. **Fürwahr ein artig Bild!** Dieſe Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt gleich an, ſein Gleichniß von einem ſeltſamen Gemälde vorzutragen. Allein da ſichs im Deutſchen nicht in einen einzigen Satz bringen ließ, und alſo zertrennet werden mußte; ſo macht dieſer Anfang den Leſer aufmerkſam, und ſagt ihm kurz, was er zu gewarten habe.

2. **Des Malers.** Die alten Maler pflegten ihre neuverfertigte Stücke zur öffentlichen Schau auszuſtellen, um die Urtheile der Vorbeygehenden darüber zu vernehmen. Die Hiſtorie vom Apelles und dem Schuſter, iſt bekannt. Wer nun ſo was ungereimtes gemalt hätte, der würde gewiß aller Welt zum Gelächter geworden ſeyn.

3. **Schrift.** Eigentlich ein Buch; aber nach alter Art, da auch ein kleines Gedichte, auf eine eigene Rolle geſchrieben, ein Buch heißen konnte. Dieſes Gleichniß kann zwar auch von ungebundenen Schriften gelten; darinn oftmals eben ſo wenig Zuſammenhang, Ordnung und Geſchicke, als in einem ſolchen Bilde zu finden iſt. Allein Horaz redet hier hauptſächlich von Poeſien, ſonderlich vom Heldengedichte und den Schauſpielen, die mit

einer

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

* *

Q. HORATII FLACCI
DE ARTE POETICA.

Humano capiti ceruicem pictor equinam
Iungere ſi velit, & varias inducere plumas,
Vndique collatis membris; vt turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne:
Spectatum admiſſi riſum teneatis amici!
Credite, Piſones, iſti tabulae fore librum
Perſimilem, cuius, velut aegri ſomnia, vanae
Fingentur ſpecies: vt nec pes, nec caput vni
Reddatur formae. „Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas „
Scimus, & hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non vt
Serpentes auibus geminentur, tigribus agni.
Incoeptis grauibus plerumque & magna profeſſis
Purpureus, late qui ſplendeat, vnus & alter
Aſſuitur pannus; cum lucus, & ara Dianae,

Et

einer beſondern Kunſt angeordnet werden müſſen.

4. **Man ſpricht.** Dieß iſt die Meynung derer, die ihren Einfällen gern alles erlauben, und ſich einbilden, die poetiſchen Sachen wären ganz willkührlich. Daher pflegen ſich dieſelben vergebens auf dieſe Stelle zu berufen, wenn ſie was ungereimtes entſchuldigen wollen: Pictoribus atque &c. Dieß ſind nicht Horazens, ſondern eines Stümpers Worte.

5. **Ich geb es zu ꝛc.** Dacier will in ſeinen Anmerkungen über dieſe Stelle, dieſes wären nicht Horatii Worte, ſondern er habe ſie im Namen ſeines Gegners vorgebracht. Allein ich ſehe nicht, warum? Horaz konnte wohl ſagen: Ein Poet habe Macht, nach Belieben zu dichten; da er ſo gleich die Bedingung hinzuſetzt, daß es nur nicht wider die Wahrſcheinlichkeit laufen müſſe.

6. **Mit Edelſteinen.** Ich hätte auch Purpurſtreifen ſetzen können, welches dem Grundterte näher kömmt: Aber wegen der alten Art der römiſchen Kleidung, die bey uns nicht mehr bekannt iſt, habe ichs lieber ſo gemacht. Denn es iſt nur auf einen übelangebrachten Zierrath angeſehen. Dazu müſſen nun unſern Poeten ſonderlich die Diamanten und Rubinen, Schmaragden

Entwirft mit großer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles iſt ſchon gut: (7) nur hier gehörts nicht her.
Dort ſtürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Geſetzt, du könnteſt nun Cypreſſenwälder ſchildern,
Was hilft dir dieſe Kunſt? da ſich in deinen Bildern
Der Schiffbruch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt,
Dein ſtolzer Anfang pralt von ſeltnen Wunderſachen, (8)
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles was du ſchreibſt muß ſchlecht und einfach ſeyn. (9)
Doch, Piſo, trügt uns oft des Guten falſcher Schein.
Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunkel klingen:
Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig ſingen.
Wer hoch hinaus will, ſchwillt. Wenn jener furchtſam ſchreibt,
Geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen, (10)
Malt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen.
So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.
Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erzte gießen:
Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füßen
Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt: (11)
Die ganze Bildung nur iſt plump und ungeſchickt,
Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünſch ich mir, bey ſchwarzem Haar und Augen,
Ein ſcheußlich Angeſicht und krummes Naſenbein,
Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſoll ſeyn.

Ihr

ragden und Sapphire, Carniolen und Amethiſten dienen.

7. **Das alles iſt ſchon gut.** Dieſes gehört für die unendlichen poetiſchen Maler, die ihren Leſer mit ihren ewigen Schildereyen bald zu Tode malen, wo er nicht aus Ekel und Ueberdruß das Buch weglegt. Eine lebhafte Beſchreibung iſt gut; aber lauter Bilder und Beſchreibungen ſind verdrüßlich zu leſen. Warum giebt man uns nun noch ganze Bücher von ſolchen poetiſchen Malereyen heraus? als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunſt darauf ankäme.

8. **Dein ſtolzer Anfang** ꝛc. Es heißt eigentlich gleichnißweiſe nach Herrn Eckardts Ueberſetzung:

Du willſt ein groß Gefäß aus deinem Thone treiben,
Und dennoch kömmt zuletzt ein Töpflein von der Scheiben.

Allein ich dachte, daß es nützlicher wäre, die darunter verſteckte Wahrheit ungekünſtelt herauszuſagen.

9. Schlecht und einfach. Simplex & unum. Das heißt, nicht gar zu bunt und kauderwälſch durch einander gemiſcht, als wenn man alle Theile ſeiner Kleidung aus einer andern Farbe machen wollte. Dieſe natürliche Einfalt dünkt manchem ein Fehler zu ſeyn; ſie iſt aber die größte Kunſt. Ein Helden-

Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluuius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus: Et fortaſſe cupreſſum
Scis ſimulare; quid hoc? ſi fractis enatat exſpes
Nauibus, aere dato qui pingitur? Amphora coepit
Inſtitui: currente rota, cur urceus exit?
Denique ſit quoduis, ſimplex duntaxat & vnum.
Maxima pars vatum, pater, & iuuenes patre digni,
Decipimur ſpecie recti; breuis eſſe laboro,
Obſcurus fio; ſectantem laeuia, nerui
Deficiunt animique; profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam;
Delphinum ſyluis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.
Aemilium circa ludum faber imus & vngueis
Exprimet, & molleis imitabitur aere capillos:
Infelix operis ſumma, quia ponere totum
Neſciet. Hunc ego me, ſi quid componere curem,
Non magis eſſe velim, quam prauo viuere naſo,
Spectandum nigris oculis, nigroque capillo.

Sumi-

dengedichte beſchreibt eine einzige Fabel: Das iſt nun ſchlecht und einfach, aber weit künſtlicher, als Ovidii Verwandlungen; worinn wol etliche hundert Fabeln ſtehen. Eine Comödie vom Moliere hat nur eine einzige Fabel zum Inhalte. Ein gut Stück aus dem Corneille und Racine iſt gleichfalls einfach. Im Theatre Italien aber iſt alles vielfach und buntſcheckigt. Jenes iſt regelmäßig, dieſes unförmlich und häßlich. NB. Ein gutes Gedicht muß aus dem vollen geſchnitten werden, wie ein gut Kleid; nicht aus mancherley bunten Lappen zuſammen geflickt ſeyn, wie ein Harlekinsrock. Hierinn hat Miltons Paradies gefehlt, darinn geiſtlich und weltlich, chriſtlich und heydniſch, alt und neu, ſehr ſeltſam durch einander laufen.

10. Sehr vielfach vorzuſtellen. Das iſt der Fehler unſrer poetiſchen Maler. Sie miſchen Himmel und Erde durch einander und kein Ding behält ſeine Stelle. Die Sterne ſind Blumen des Himmels, und die Blumen Sterne der Erden. Die Sonne das Auge der Welt, und das Auge die Sonne des Angeſichts u. ſ. w. Milton malt eine Erde mit Bergen und Thälern, mit Tag und Nacht, Süd, Nord und Oſten, in den Himmel und baut Palläſte in die Hölle ꝛc. Das heißt Fiſche in den Wald, und das Wild in die See malen.

11. Und jedes Haar ꝛc. Das heißt,

die

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht, (12)
Verſuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: ſo wird nach klugem Wählen,
Den Schriften weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.
Mich dünkt, daß ſich allda der Ordnung Schönheit zeigt,
Wenn man das Wichtigſte von vorne zwar verſchweigt,
Doch räthſelhaft entdeckt; (13) und klug im Unterſcheiden (14)
Die ſchönſten Sachen wählt, die ſchlechten weis zu meiden.
In neuer Wörter Bau, ſey kein Poet zu kühn; (15)
Das älteſte läßt ſich oft auf neue Sachen ziehn, (16)
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.
Doch, ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren:
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kann mans nicht verwehren, (17)
Zuweilen kann man auch der Wörter nicht entbehren.
Die Griechenland uns leiht. (18) Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kann ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret,
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,

Wenn

die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beſchreibungen. Sie malen uns alle Sonnenſtäubchen, die ſie in der Luft haben fliegen ſehen: aber im Ganzen iſt weder Art noch Geſchicke. Einen Helden in der Tragödie läßt man ſeine Schöne in den künſtlichſten Ausdrückungen, bis auf die Fäſerchen, ſo an ihren Spitzen ſind, beſchreiben; aber die ganze Fabel taugt nichts.

12. **Ihr Dichter wagt** ꝛc. Mancher will ein Heldengedichte ſchreiben, ehe er noch weis, daß es Regeln in der Welt giebt, darnach es eingerichtet werden muß. Ariſtoteles und andre, die davon geſchrieben, ſind ihm unbekannt: Doch wagt er ſich. Mancher will Comödien machen oder Tragödien ſchreiben, und weis nichts von der innerlichen Einrichtung, von den Schönheiten und Fehlern dieſer Poeſien. Daher dichtet er die unmöglichſten Sachen zuſammen, z. E. nach Athen, zu Demokrits Zeiten, Könige, Glockenthürme, Fiſchbeinröcke u. d. g. wie Regnard in ſeinem Demokritus gethan hat.

13. **Räthſelhaft entdeckt.** Dieß geht wieder auf die großen Arten der Gedichte. Ein Heldengedichte und ein theatraliſches Stück melden gleich von vorne, wovon es handeln wird, aber nur dunkel; damit nicht der Zuhörer Aufmerkſamkeit ein Ende nehme, ehe alles aus iſt. Die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung muß ganz aufs letzte bleiben. Unſre Romanſchreiber pflegen dieſe Regel ziemlich gut in Acht zu nehmen; wenn ſie ihre Fabeln in der Mitten anfangen, und allmählig das vorhergegangene nachholen.

14. **Klug im Unterſcheiden.** Eine kluge Wahl macht einen guten Poeten. Die erſten Einfälle ſind nicht immer die beſten. In einer Hauptfabel können viele Nebenfabeln vorkommen, aber ſie ſind nicht alle gleich gut. Der Poet muß einen Unterſchied zu machen wiſſen.

15. Zu

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus: Et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri, cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.
Ordinis haec virtus erit, & Venus, aut ego fallor,
Vt iam nunc dicat, iam nunc debentia dici
Pleraque differat, & praeſens in tempus omittat.
Hoc amet, hoc ſpernat promiſſi carminis auctor.
In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura nouum. Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum;
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia ſumta pudenter.
Et noua fictaque habebunt nuper verba fidem, ſi
Graeco fonte cadent parce detorta. Quid autem
Caecilio, Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio, Varioque? ego, cur, acquirere pauca
Si poſſum, invideor, cum lingua Catonis, & Enni
Sermonem patrium ditaverit, & nova rerum
No-

15. Zu kühn. Wider dieſe Regel haben nicht nur die Zeſianer und andre Geſellſchafter, aus mancherley Orden in Deutſchland auf eine lächerliche Art geſündiget; ſondern es treten auch heutiges Tages noch viele in ihre Fußtapfen. Sie machen täglich ein paar Dutzend neue Wörter, und es kömmt kein Gedichte von ihnen zum Vorſchein, darinn ſie nicht ihrer Meynung nach, die Sprache bereichert hätten. Sie verhunzen auch die Wortfügungen, und meynen nicht eher ſinnreich zu ſchreiben, als wenn ſie Sprachſchnitzer machen.

16. Das älteſte ꝛc. Die Fügung der Wörter giebt oft alten Wörtern einen neuen Verſtand: Wenn nun der Scribent ſie ſo verbindet, daß man ohne Mühe ſieht, was er haben will, ſo iſts gut. Der Grundtext kann auch von der Zuſammenziehung zweyer einfachen Wörter verſtanden werden. Z. E. Bank und Sänger iſt beydes bekannt: wenn ich aber einen ſchlechten Poeten einen Bänkelſänger nenne, ſo iſt es neu. Die Lateiner pflegten dergleichen zu thun, aber die Griechen weit häufiger. Wir Deutſchen haben die Freyheit auch, aber man muß das Ohr zu Rathe ziehen, und die Aehnlichkeit der Sprachlehre beobachten.

17. Beſcheiden thut. Z. E. wenn man une Courtiſane eine Buhldirne, ein Original ein Vorbild, eine Idee ein Denkbild nennet; ſo wird wohl die Beſcheidenheit noch nicht verletzet: Wer aber den Spiegel einen Gleicher, die Naſe einen Schnauber, den Fuß einen Trittling nennen wollte, der würde gewißlich verſtoßen.

18. Griechenland. Was Horaz von Griechenland ſagt, das gilt bey uns von Frankreich. Es giebt einige Wörter, die wir von ihnen nehmen müſſen; weil wir ſie nicht ohne große Umſchweiſe deutſch geben können.
Z. E.

Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu ſchelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.
So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht;
Das welke Laub fällt ab, das neue Blatt entſteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verſchwindet,
Indem ſich unvermerkt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode ſind nicht nur wir Menſchen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menſchlich heißet, an.
Hier läßt ein Julius (19) den neuen Hafen bauen,
Dem ſich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,
Ein königliches Werk! Was kann Auguſtus (20) thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wieſen ſehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und ſchränkt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf!
Der größten Werke Pracht, muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerſtehen?
So manch verlegnes Wort, das längſt vergeſſen war,
Kömmt wieder an das Licht, und ſtellt ſich ſchöner dar:
Und was man itzo braucht, das wird man einſt vergeſſen;
Kurz, Sprachen müſſen ſich nach der Gewohnheit meſſen. (21)
In was für Verſen man der Fürſten Heldenmuth,
Der Feldherrn Tapferkeit und wilder Krieger Wuth
Geſchickt beſingen kann, das hat Homer gewieſen,
Als er durch ſein Gedicht Achillens Zorn geprieſen. (22)
Die Elegie war ſonſt ein Werk der Traurigkeit,
Allein ſie ward hernach zugleich der Luſt geweiht.

Z. E. Perücke, Compliment, Dragoner u. d. gl. Allein viele thuns ohne Noth, wo wir gar gute Redensarten haben.

19. Julius Cäſar hatte angefangen, die lucriniſche See mit dem Meer zu vereinigen: Auguſt brachte es vollends zu Stande, nennete aber dieſe Anfurt Portum Iulium.

20. Auguſtus. Der römiſche Bürgermeiſter Cethegus hatte den pomptiniſchen Moraſt ſchon einmal ausgetrocknet: er war aber wieder ſumpfigt geworden. Auguſt ließ ihn alſo zum andernmal in brauchbar Land verwandeln: Es hat aber auch nicht lange gedauret.

21. Gewohnheit. Freylich muß man nichts ſchreiben, als was üblich iſt; aber nicht alles, was üblich iſt, das darf man ſchreiben. Die Gewohnheit iſt zweyerley: die eine geht bey den geſchickteſten Hofleuten, den guten Scribenten und dem vernünftigſten Theile vom Adel und Bürgerſtande im Schwange. Die andre herrſcht bey dem Pöbel, den einfältigen Scribenten, dem ungelehrten Adel, und den affectirten Hofleuten. Jene iſt die Richtſchnur der Poeten, nicht aber dieſe. Nach dieſer Regel ſollten ſich die pöbelhaften Versmacher richten, denen auch die niederträchtigſten Redensarten edel genug ſind.

Nomina protulerit? Licuit, ſemperque licebit.
Signatum praeſente nota producere nomen.
  Vt ſyluae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas;
Et iuuenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque: ſiue receptus
Terra Neptunus claſſeis Aquilonibus arcet,
Regis opus; ſterilisue diu palus, aptaque remis
Vicinas urbeis alit, & graue ſentit aratrum:
Seu curſum mutauit iniquum frugibus amnis;
Doctus iter melius. Mortalia facta peribunt,
Nedum ſermonum ſtet honos, et gratia viuax.
Multa renaſcentur, quae iam cecidere, cadentque,
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet vſus:
Quem penes arbitrium eſt, et ius, et norma loquendi.
  Res geſtae regumque, ducumque, et triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtrauit Homerus.
  Verſibus impariter iunctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Quis

22. **Gedicht.** Horaz meynt das Heldengedichte Ilias, welches in langen ſechsfüßigten Verſen geſchrieben iſt. Nun könnte zwar auch in kurzen oder vermiſchten Verſen ein Heldengedicht gemacht werden: weil das Weſen deſſelben in der innern Einrichtung, nicht aber in der Länge der Zeilen beſteht. Allein Ariſtoteles hat ſchon erinnert, daß eine ſolche Art von Verſen lange nicht ſo majeſtätiſch klingen würde, als ein Heldengedicht klingen ſoll. Im Deutſchen müſſen wir lange jambiſche Verſe, mit ungetrennten Reimen; oder gar lange trochäiſche ohn alle Reime dazu nehmen: wo es nicht noch rathſamer iſt, das griechiſche und lateiniſche heroiſche Sylbenmaaß bey uns einzuführen.

23. **Elegie.** Diejenige Art von Verſen, da man die Alexandriniſchen mit kürzern fünffüßigen immer abwechſelt. Zuerſt hat man nichts, als Klagen über die Verſtorbenen darinn abgefaſſet: Hernach aber hat man auch verliebte Briefe, Hochzeitverſe und kleinere Sinngedichte damit gemacht. Callinous, Theokles oder Terpander ſoll ſie erfunden haben. Im Deutſchen brauchen wir abermal die langen jambiſchen, doch mit wechſelnden Reimen dazu.

Wer ſie zuerſt erdacht, das iſt nicht leicht zu ſagen,
Da die Gelehrten ſelbſt, ſich noch darum befragen.
Archilochus erfand das jambiſche Gedicht (24)
Darinnen trat das Luſt= und Trauerſpiel ans Licht:
Es iſt auch ſehr geſchickt Geſpräche drinn zu ſetzen, (25)
Bezwingt des Volks Geräuſch (26) und kann das Ohr ergetzen.
Der Götter hohes Lob, der Völker Alterthum,
Berühmter Helden Preis, der Kämpfer Kranz und Ruhm,
Und was ein Jüngling thut, den Wein und Liebe zwingen,
Befahl der Muſen Mund (27) in Oden (28) abzuſingen.
Wenn ich von allem nun nichts gründliches verſteh,
Und mich in jeder Art der Poeſie vergeh, (29)
Bin ich denn ein Poet? Ich bins nicht; das ſey ferne!
Was ſtört mich denn die Scham, daß ich die Kunſt nicht lerne?
Wo Luſt und Armuth herrſcht, da ſchreibt man nicht betrübt: (30)
Hingegen wo Thyeſt (31) ein blutig Gaſtmahl giebt,
Da wird dein Trauerſpiel ſehr wiederſinniſch klingen,
Dafern dein matter Reim es niedrig wird beſingen.

Nicht

24. **Archilochus erfand.** Nicht als wenn vor ihm keine Jamben wären gemacht worden: Denn nach Ariſtotelis Berichte hat ſchon Homer auf einen gewiſſen Margites eine Satire gemacht, die faſt aus lauter jambiſchen Verſen beſtanden; ſonderlich weil er ſich ſonderbar damit hervorgethan.

25. **Sehr geſchickt.** Weil es nämlich im Griechiſchen und Lateiniſchen, ſo wohl als itzo im Deutſchen, überaus leicht fiel, jambiſche Verſe zu machen; und weil dieſes Sylbenmaaß von der natürlichen proſaiſchen Rede nicht ſehr unterſchieden iſt.

26. **Geräuſch.** Ohne Zweifel dasjenige, welches in den Schauplätzen entſtund, wenn viele Zuſchauer vorhanden waren. Weil nun die ungereimten jambiſchen Verſe faſt wie die ungebundene Rede klungen, und doch eine gewiſſe Anmuth hatten: So hörte das Volk deſto aufmerkſamer zu. Bey uns, und bey den Franzoſen machens die Reime, daß unſre poetiſche Schauſpiele von der Proſa gar zu ſehr unterſchieden ſind: Denn Italiener und Engländer machen alle ihre Luſtſpiele und Trauerſpiele in ungereimten Verſen, wie die Alten. Von den Opern iſt hier die Rede nicht.

27. **Der Muſen.** Im Grundtexte ſteht nur eine Muſe, und es ſoll vielleicht Calliope ſeyn; die ihren Sohn Orpheus nach der XII. Ode des 1 Buchs Horatii, zuerſt ſingen gelehret: Wiewohl es gewiß iſt, daß lange vor dem Orpheus ſchon Lieder geſungen worden.

28. **Oden.** Dieß iſt der allgemeine Name aller Lieder, und begreift vielerley Gattungen unter ſich. Hymnos, Encomia, Threnos und Bacchica. Die erſten waren geiſtlich, und den Göttern zu Ehren gemacht; die andern weltlich, und hielten das Lob der Könige, Helden und Sieger bey den griechiſchen Spielen, in ſich; die dritten verliebt, und beklagten die unglücklichen Schickſale der Poeten in der Liebe; die vierten luſtig, und wurden beym Trunke gebraucht. Die Hymni hießen auch Paeanes, die En-

co-

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant; et adhuc ſub iudice lis eſt.

Archilochum proprio rabies armauit Iambo.
Hunc ſocci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum ſermonibus, et populareis
Vincentem ſtrepitus, et natum rebus agendis.

Muſa dedit fidibus diuos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Deſcriptas ſeruare vices, operumque colores,
Cur ego, ſi nequeo, ignoroque, poëta ſalutor?
Cur neſcire, pudens praue, quam diſcere malo?

Verſibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem priuatis, ac prope ſocco
Dignis carminibus narrari coena Thyeſtae.

Singu-

comia wurden auch Scolia genennet: die Threnos nennte man auch Melos, und die Bacchica hießen auch wohl Dithyrambi, darinnen oft was ſatiriſches vorkam: Wiewohl man dieſe Namen nicht immer ſo genau unterſchieden hat. Man ſehe Scaligers Poetik nach.

29. In jeder Art. Wer die verſchiedenen Charactere, der Heldengedichte, Elegien, Satiren, Trauerſpiele, Luſtſpiele und Oden nicht zu beobachten weis, der darf ſich nicht rühmen, daß er ein Poet iſt. Horaz iſt ſelbſt ſo beſcheiden, daß er ſich ſolches nicht zuſchreibet. Man kann leicht ſehen, wie wenige deutſche Poeten dieſe Charactere beobachtet. Opitz hat nicht viel Nachfolger gefunden, die, ſo wie er, in die Fußtapfen der Alten getreten. Man macht Heldengedichte in elegiſchen, und verliebte Klagen in heroiſchen Verſen. Man macht Lobgedichte in der gemeinen ſatiriſchen Schreibart, und die Satire wird bald ſo hoch als ein Heldenlied, bald gar in der Sprache des Pöbels abgefaſſet.

30. Betrübt. In tragiſchen Verſen ſoll man nicht von comiſchen Sachen reden, heißt es eigentlich. Dawider verſtößt z. E. Schackeſpear, der uns auch in ſeinem Julius Cäſar, gleich im Anfange einen Schuhflicker mit den niedrigſten plautiniſchen Poſſen einführt. Die Comödie aber hat die lächerlichen Thorheiten des Mittelſtandes vor ſich, und fodert alſo eine ungekünſtelte, natürliche Art des Ausdruckes. Die Tragödie hergegen ſtellt die unglücklichen Schickſale hoher Perſonen vor, und muß alſo in erhabener und prächtiger Schreibart gemacht werden. Wer dieſes vermiſcht, der verräth ſeine Unwiſſenheit.

31. Thyeſt. Ennius hatte davon ein Trauerſpiel gemacht. Es hatte ihm Atreus ſeine eigene Kinder geſotten, und zu eſſen vorgeſetzt, die er auch unwiſſend verzehret hatte. Dieſe grauſame Begebenheit vertritt hier die Stelle aller andern tragiſchen Fabeln, und zeigt, wie ungereimt es ſeyn würde, von dergleichen ſchrecklichen Dingen eine niederträchtige Schreibart zu gebrauchen.

 32. Nicht

Nicht jede Schreibart kann auf jeder Stelle ſtehn, (32)
Zuweilen darf ſich auch des Luſtſpiels Ton (33) erhöhn:
Wenn Chremes zürnt und dräut, im Herzen Galle kochet,
Und bey geſchwollner Bruſt mit frechen Worten pochet.
Im Klagen ſenkt ſich auch das Trauerſpiel mit recht, (34)
Darum ſpricht Telephus und Peleus platt und ſchlecht
Ohn allen Wörterpracht; (35) denn ſoll man mit ihm weinen,
So muß uns erſt ſein Schmerz ganz ungekünſtelt ſcheinen.
Laß dein Gedichte nicht nur ſchön und zierlich ſeyn,
Ein wohlgemachter Vers nimmt Herz und Geiſter ein,
Und kann des Leſers Bruſt bezaubern (36) und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum, wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir erſt dein Auge thränenvoll: (37)
Alsdann o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmerz zu ſpüren,
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht. (38)
Ein weinend Angeſicht das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz ſpricht frech und geil, der Ernſt mit krauſer Stirnen.

Der

32. **Nicht jede Schreibart** ꝛc. Dieſe Regel des Horaz iſt von großer Wichtigkeit, und erfordert viel Verſtand und Beurtheilungskraft bey einem Scribenten: Daher denn vielfältig dawider verſtoßen wird, z. E. Günther in ſeiner Heldenode auf den Prinzen Eugen der bald ſehr erhaben; bald wieder höchſt niederträchtig ſchreibt; oder wie in dem vorgedachten Trauerſpiele Schackeſpears die Schreibart zu niedrig iſt.

33. **Des Luſtſpiels Ton erhöhn.** Die Natur gewiſſer Affecten bringt hochtrabende Redensarten, und einen verwägenen Ausdruck nach dem andern hervor. Z. E. der Zorn, davon Chremes in Terentii Comödien ein Beyſpiel giebt. Soll nun ein Zorniger auch in der Comödie natürlich ſprechen, ſo muß man ihn tragiſch, das iſt ſtolz und trotzig reden laſſen. Dieß iſt eine Ausnahme von der obigen Regel.

34. **Im Klagen ſenkt ſich** ꝛc. Die Natur der Traurigkeit erfordert eine niedrige und gemeine Art der Ausdrückungen. Telephus und Peleus, ſind ein paar Helden in einer Tragödie geweſen, die Euripides gemacht hat, und worinn er dieſe beyde vertriebene Prinzen in einem Bettlerhabite ganz kläglich redend eingeführet hat. Sie ſind beyde nicht mehr vorhanden.

35. **Wörterpracht.** Ampullas & ſesquipedalia verba. Das erſte geht auf die hohen Gedanken, das andre auf die langen zuſammen geſetzten Wörter, dadurch ſonderlich im Griechiſchen die Schreibart erhoben wurde. Beydes würde in dem Munde eines Traurigen ſehr ſeltſam klingen.

36. **Bezaubern.** Schöne Worte machens noch nicht, daß ein Gedicht ſchön iſt: Es muß auch durch den Innhalt einnehmen, bewegen, entzücken, ja faſt gar bezaubern. Alle poetiſche Blümchen, aller Zibeth, Moſch und Ambra, Nectar und Ambroſia ſind vergeblich; alle Roſen und Nelken, Lilien und Jeſminen ſind umſonſt;

Singula quaeque locum teneant ſortita decenter.
Interdum tamen & vocem comoedia tollit:
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus, et Peleus: cum pauper, et exſul vterque,
Proiicit ampullas, et ſesquipedalia verba,
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.
Non ſatis eſt pulcra eſſe poëmata; dulcia ſunto:
Et quocunque volent animum auditoris agunto.
Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia laedent,
Telephe, vel Peleu; male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum;
Ludentem laſciua, ſeuerum ſeria dictu.

For-

ſonſt; aller Purpur und Marmor, alles Gold und Helfenbein, machen nichts: Wenn die innerliche Beſchaffenheit der Gedanken nicht das Herz rühret, die Affecten rege machet, und das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers in Schauſpielen oder im leſen nach Gefallen hin und her treibet.

37. So zeige du mir erſt. Dieſe Regel geht auch die proſaiſchen an. Cicero hat in ſeinem andern Buche vom Redner weitläuftig genug davon gehandelt. Es iſt unmöglich, die Affecten andrer Leute zu rühren, wenn man nicht ſelbſt dergleichen an ſich zeiget. Polus, ein römiſcher Comödiant, ſollte die Elektra vorſtellen, die ihren Bruder beweinet. Weil ihm nun eben ſein einziger Sohn geſtorben war, ſo holte er deſſen wahrhaften Aſchenkrug auf die Schaubühne, und ſprach die dazu gehörigen Verſe mit einer ſo kräftigen Zueignung auf ſich ſelbſt aus, daß ihm ſein eigner Verluſt wahrhafte Thränen auspreßte. Und da war kein Menſch auf dem Platze, der ſich der Thränen hätte enthalten können. Man ſehe das 18. Capitel der Poetik Ariſtotelis nach.

38. Ausgelacht. So geht es gemeiniglich denen, die kein Geſchicke haben, eine Sache dem gehörigen Affecte nach auszuſprechen, und alles in einem Tone herbethen. Man kann es nicht glauben, daß es ihnen ein Ernſt ſey; und alſo rühret es auch nicht. Zum Demoſthenes kam einer, und verlangte von ihm, jemanden anzuklagen, der ihn geſchlagen hätte. Er erzählte aber ſolches ſehr kaltſinnig; ſo, daß Demoſthenes es nicht glauben konnte. Er machte ihm daher viel Einwürfe: Es könnte unmöglich ſeyn, daß er geſchlagen worden; denn beleidigte Leute pflegten mit größerer Bewegung zu reden, als er: Bis jener ſich endlich erzürnete, und mit großer Heftigkeit und kläglichen Worten ſeine Klage zu wiederholen anfing. Nunmehro glaube ich dir, gab der Redner zur Antwort: Denn ſo pflegt ein Beleidigter zu ſprechen.

 39. Der

Der Seelen Innerſtes ſey erſt in uns bewegt, (39)
Von Zorn und Eiferſucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centnerworte ſagen.
Spricht irgend die Perſon, wie ſichs für ſie nicht ſchickt, (40)
So lacht das ganze Rom (41) ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide man Stand, Alter und Geſchlechte:
Ganz anders ſpricht ein Herr, ganz anders reden Knechte. (42)
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und muntrer Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann ſpricht wie Bauren, (43)
Kein Kolcher redet ſo, als ob er Babels Mauren,
Von Jugend auf gekannt. Wen Argos Bürger heißt,
Spricht nie Thebanern gleich. Drum lenke deinen Geiſt
Entweder auf ein Werk aus wirklichen Geſchichten:
Wo nicht, ſo mußt du doch nichts ungereimtes dichten. (44)
Führſt du, wie dort Homer, den Held Achilles ein:
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn;
Er trete Billigkeit, Geſetz und Recht mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts, als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, (45) Ixion (46) komme mir
Ganz treulos und verſtockt, und Ino (47) kläglich für.

Wenn

39. **Der Seelen Innerſtes.** ꝛc. Hier giebt Horaz den philoſophiſchen Grund ſeiner Regeln an: Und daher ſieht man, wie nöthig es auch Dichtern ſey, die Weltweisheit gelernt zu haben, ſonderlich den Menſchen wohl zu kennen; welches ohne die Geiſt- und Sittenlehre nicht geſchehen kann.

40. **Spricht irgend.** ꝛc. Die Rede iſt noch immer von den Schauſpielen, wo der Poet jede Perſon ſo muß reden laſſen, wie es ihr Character erfordert, Die Comödianten finden hier gleichfalls ihre Regel, was die Ausſprache betrifft. Ja auch die Aufſeher der Bühnen haben hier ein Geſetz, ihre Rollen ſo auszutheilen, daß nicht ein alt Weib die Perſon eines jungen Mädchens, oder ein weibiſcher Kerl die Perſon eines Helden zu ſpielen bekomme. Denn dieſes kann ſich niemals recht ſchicken. Doch muß man nicht denken, die andern Poeten wären hier ausgenommen. Ein jeder, der andere Perſonen redend einführt, muß ſie nach ihrem Character reden laſſen. Hierinn ſind Homer und Virgil große Meiſter geweſen.

41. **Das ganze Rom.** ꝛc. Eigentlich die Edlen, und das gemeine Volk. Die Römer hatten ſchon einen ziemlichen Geſchmack, und konnten es leicht merken, wenn jemand auf der Schaubühne dergleichen Fehler machte. Unſere Zuſchauer ſind ſo geübt noch nicht, daß ſie dergleichen Urtheil fällen könnten; weil ſie wenig Schauſpiele geſehen haben: Es wäre denn, wenn die Fehler ganz handgreiflich ſind. Z. E. wenn man einen dummen Herrn, ſo, wie einen dummen Jungen reden läßt.

42. **Herr** ꝛc. **Knechte.** Davusne loquatur an herus. Andere ſetzen für Herus, Heros, und für Davus, Divus, wie z. E. Dacier will, weil er meynt, die Götter, ſo in alten Tragödien vorkommen, ſollten anders reden, als die Helden. Dieß iſt zwar nicht zu leugnen; doch da beyde in erhabner Schreibart ſprechen müſſen:

ſo

Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: Iuuat, aut impellit ad iram
Aut ad humum moerore graui deducit, & angit;
Poſt effert animi motus interprete lingua.
Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Dauuſne loquatur, an herus:
Maturuſne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli:
Colchus, an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge
Scriptor. Honoratum ſi forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox inuictaque, flebilis Ino,

Per-

ſo giebt es keinen großen Unterſcheid. Mir kömmt es alſo wahrſcheinlicher vor, Davus und Herus, ein Knecht und Herr, ſey von dem Poeten einander entgegen geſetzt worden; und da iſt die Verſchiedenheit der Charactere groß genug. Kömmt Davus mehr in Comödien als Tragödien vor, ſo iſt nichts daran gelegen. Dieſe Regel iſt allgemein für uns, und trifft alle Schauſpiele.

43. **Bauren.** Hier iſt es augenſcheinlich, daß Horaz auch auf die Comödie ſeine Abſichten gerichtet, denn Kaufleute und Bauren kommen in Tragödien faſt gar nicht vor. Dacier ſucht ſich hier vergeblich auszuwickeln. Ariſtophanes hat dieſe Regel nach Plutarchs Urtheile ſchlecht beobachtet: Denn ſo viel verſchiedene Perſonen er aufführet, ſo viel Gattungen des Ausdrucks giebt er ihnen. Auch Des Touſches iſt ein großer Meiſter darinnen, wie denn auch Herr Profeſſor Hollberg dieſes Lob verdient.

44. **Nichts ungereimtes.** Nun kömmt der Poet von der Sprache auf die Charactere der Perſonen, die in dramatiſchen und epiſchen Gedichten vorkommen. Dieſe müſſen nun dergeſtalt gemacht werden, daß die Handlungen derſelben wahrſcheinlich herauskommen, und es niemanden Wunder nehme, daß dieſer oder jener ſo oder anders verfahren habe. Denn ſo wie man geartet iſt, ſo handelt man auch. Das Exempel Achills macht die Sache klar.

45. **Medeen.** Euripides hat ſie in einer Tragödie ſo abgeſchildert. Sie ermordet mit eigner Hand ihre zwey Kinder, ſchicket ihrer Nebenbuhlerinn ein Kleid, welches ſich entzündet, und ſie verzehret S. den Seneca, u. ſ. w.

46. **Ixion.** Er ſoll der erſte Mörder in Griechenland geweſen ſeyn. Er bath ſeinen Schwiegervater Dejonejus zu Gaſte, und brachte ihn ums Leben. Als ihn Jupiter aus den Händen der Richter befreyete, und zu ſich in den

Him-

Wenn Jo (48) flüchtig irrt; ſo muß Oreſtes (49) klagen.
Hingegen willſt du dich an neue Fabeln (50) wagen,
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.
Es iſt in Wahrheit ſchwer, was eignes anzufangen:
Du wirſt noch eins ſo leicht im Schreiben Ruhm erlangen,
Wenn du Atridens Zorn in neue Verſe ſchränkſt, (51)
Als wenn du ſelbſt zuerſt ein Trauerſpiel erdenkſt.
Es ſteht ja Dichtern frey, ſich aus bekannten Sachen, (52)
Durch Witz und Kunſt und Fleiß ein Eigenthum zu machen.
Dafern die Feder nur nicht allzu ſklaviſch ſchreibt,
Und Ueberſetzern gleich, an Worten kleben bleibt.
Ein Thor ahmt ängſtlich nach, (53) mit kläglichem Bemühen,
Wo er ſich endlich ſchämt den Fuß zurück zu ziehen.
Man fange kein Gedicht (54) ſo ſtolz und ſchwülſtig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverſtand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen ſingen!
Was wird der Praler doch für Wunderwerke bringen!

Himmel nahm, wollte er die Juno nothzüchtigen. Darum ſtürzte ihn der Gott in die Hölle, wo er auf einem Rade liegend immer in die Runde läuft. Aeſchylus hatte davon eine Tragödie gemacht.

47. Ino. Eine Tochter des Cadmus, ſtürzte ſich mit einem ihrer Kinder ins Meer, als ihr Mann Athamas raſend geworden war, ihren älteſten Sohn umgebracht hatte, und den andern auch tödten wollte. Euripides hatte ſie deswegen in einem Trauerſpiele ſehr kläglich redend aufgeführet.

48. Jo, des Inachus Tochter, ward vom Jupiter geliebt, in eine Kuh verwandelt, und von der eiferſüchtigen Juno raſend gemacht: da ſie denn viele Länder durchſtrichen und endlich in Aegypten wieder ihre vorige Geſtalt bekommen, und unter dem Namen Iſis verehret worden. Aeſchylus hat ſie in ſeinem Prometheus bis ins innerſte Scythien kommen laſſen.

49. Oreſtes, war der Sohn Agamemnons und der Clytemneſtra, der den Tod ſeines Vaters an ſeiner Mutter rächete, und deswegen raſend wurde. Man leſe die Electra des Sophocles nach. Euripides hat ein eigen Trauerſpiel von ihm gemacht, und ſeinen Zuſtand ſo jämmerlich abgebildet, daß er mehr einem Geſpenſte und Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. So groß war ſein Unglück, ſeine Wuth und Raſerey geworden.

50. An neue Fabeln. Vorher wies Horatz, wie man Perſonen, die in den Fabeln ſchon bekannt ſind, charactériſiren ſolle; nämlich ſo, wie ſie von den Alten beſchrieben worden: Itzo zeigt er, wie man die Charactere der Perſonen in neuen Fabeln bilden ſolle; nämlich nicht widerſinniſch, ſondern gleichförmig mit ſich ſelbſt. Ein Stolzer muß ſich ſtolz, ein Furchtſamer furchtſam, ein Geiziger geizig bezeigen; und bis ans Ende der Fabel ſo bleiben. Dieſes iſt nichts leichtes. Indeſſen haben Homer den Ulyſſes und Achilles, Virgil den Aeneas, Plautus ſeinen Großſprecher, Terentius ſeinen Schmaruzer; Gryphius ſeinen Schulfuchs und Sempronius, und Hollberg ſeinen Iean de France ſo entworfen.

51. In neue Verſe. Die Ilias Homers hat zu vielen Tragödien Anlaß gegeben; ob wohl Ariſtoteles ſagt, daß nicht mehr, als eine, oder höchſtens

Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenae committis, & audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum,
Qualis ab incoepto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem:
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres: nec deſilies imitator in arctum,
Vnde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.
  Nec ſic incipies, vt ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo, & nobile bellum.
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Par-

zwo daraus gemacht werden können. Man hatte aber nur Gelegenheit davon genommen, und viel dazu gedichtet, welches denn einem Poeten allezeit erlaubt geweſen. Dieſes räth uns der Poet, als etwas leichtes. Des Taſſo befreytes Jeruſalem hat gleichfalls viele Tragödien veranlaſſet.

52. **Bekaunten Sachen.** Die alten Gedichte der Griechen, die in jedermanns Händen waren. Von einem Helden, ja von derſelben Handlung eines Helden, können viele Tragödien gemacht werden. Z. E. Oedipus iſt vom Sophokles, Corneille und Voltaire, Sophonisbe von Corneille, Lee, Mairet und Lohenſtein, Julius Cäſar vom Schackeſpear, von der Jungfer Barbier, und von Voltairen, Cato von Addiſon des Champs und von mir beſchrieben worden; aber alle haben die Fabel anders gemacht.

53. **Ahmt ängſtlich.** Die Nachahmung alter Fabeln muß mit Verſtande geſchehen. Nicht alles, was man von gewiſſen Perſonen findet, läßt ſich auf der Schaubühne vorſtellen: Denn die Regeln der Schauſpiele, ſind ganz anders, als die Regeln des Heldengedichts. Wer nun über der Nachahmung ſeine Abſicht vergäſſe, der würde mitten im Gedichte ſtecken bleiben; weil er bald ſehen würde, daß es ſich nicht ausführen lieſſe.

54. **Kein Gedicht.** ꝛc. Nun ſcheint Horaz aufs Heldengedichte zu kommen. Er tadelt die pralerischen Anfänge deſſelben; und führt das Exempel des Mävius an, der den ganzen Lebenslauf Priams in ein Gedichte gebracht hatte; weswegen er ihn Scriptorem cyclicum nennet. Statius iſt auch ein ſolcher cyclicus Scriptor, weil er den ganzen Lebenslauf Achills beſchrieben; und dieſer hat es, ungeachtet dieſer Regel des Horaz, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, doch noch viel ärger gemacht. Er hebt an:

Magnanimum Aeacidam formidatamque tonanti
Progeniem, & vetitam patrio ſuccedere coelo,
Diua refer! - - -

Im Deutſchen hat ein Freyherr von Lichnovsky des Prinzen Eugens Lebenslauf als ein Scriptor cyclicus, in Verſen entworfen.

Er kreiſt, wie jener Berg, der eine Maus gebahr.
Wer ſieht nicht, daß Homer hier viel beſcheidner (55) war?
Ihr Muſen! zeigt mir den, der Trojens Burg beſtritten,
Und nach der Teukrer Fall ſo vieler Völker Sitten;
So manche Stadt geſehn. Hier folgt das Finſtre nicht.
Auf heller Blitze Glanz; der Schatten zeugt das Licht (56)
Er fängt ganz niedrig an, um deſtomehr zu ſteigen.
Und wird allmählich ſchon die größten Wunder zeigen:
Den Rieſen Polyphem, Charybdens Strudelmund,
Der Menſchenfreſſer Grimm und Scyllens wüſten Schlund.
Den Vortrab wird er nie von weit geſuchten Sachen,
Zur Rückkunft Diomeds (57) vom Trojer Kriege machen,
Wo Meleager fiel. Wo fängt der große Mann
Der Teukrer Untergang von Ledens Eyern an? (58)
Er eilt dem Zwecke zu (59) und wird von vielen Dingen,
Die er berühren muß, als längſtbekannten, ſingen.
Was gar nicht fähig iſt, wohl ausgeputzt zu ſeyn,
Das übergeht er gar: Und miſcht er Fabeln ein,
Die er erſonnen hat, (60) ſo wird in allen Stücken,
Der Anfang ſich genau zu ſeinem Ende ſchicken.

Vernimm dann (61) was nebſt mir das Römervolk begehrt:
Denn willſt du, daß man nicht, indem dein Schauſpiel währt,

Nach

55. **Beſcheidner.** Die Klugheit lehrte dieſen Poeten ganz gelaſſen anfangen, und kein groß Geſchrey machen, als er ſeine Odyſſee ſchrieb. Virgil hat es eben ſo gemacht. Lucan, Statius und Claudian ſind von der rechten Bahn wieder abgewichen. Z. E. Dieſer letzte fängt ſeinen raptum Proſerpinae ſo an:

Inferni raptoris equos, afflataque curru
Sidera Tenario, caligantesque profundae
Iunonis thalamos, audaci promere cantu
Mens congeſta jubet.

56. **Der Schatten zeugt das Licht.** Eigentlich, der Dampf geht vor dem Glanze her. Wie der Rauch vor der vollen Flamme entſteht: So muß der Anfang eines Gedichts ſeyn; nicht aber wie Stoppeln, die gleich lichterlohe brennen, aber auch gleich wieder verlöſchen und lauter Rauch machen. Wer den Anfang eines Gedichts gar zu hoch und künſtlich macht, der ſinkt hernach allmählich. Wer alſo ſchwach anfängt, und ſich hernach erhebt, der verſteht die Kunſt beſſer.

57. **Diomeds.** Antimachus, ein griechiſcher Poet, hatte von der Rückreiſe Diomeds ein Gedichte geſchrieben, und den Anfang dazu vom Tode Meleagers vor Troja, gemacht, der doch gar nicht dazu gehörte.

58. **Von Ledens Eyern an.** Der Urheber der kleinen Ilias hatte ſich vorgenommen, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen: davon Homer nur einen kleinen Theil in ſeinem Gedichte beſchrieben hat. Er fieng

aber

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi muſa virum, captæ poſt tempora Troiae,
Qui mores hominum multorum vidit, & vrbeis.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat; vt ſpecioſa dehinc miracula promat:
Antiphaten, Scyllamque & cum Cyclope Charybdim.
Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit; & quæ
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit;
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Tu quid ego & populus mecum deſideret, audi.

Si

aber die ganze Fabel von vorne an, wie nämlich Helena, nebſt dem Caſtor und Pollux gebohren wäre: bloß weil der Raub dieſer Prinzeßinn die Urſache des ganzen Krieges geweſen war. Das war nun viel zu weit hergeholt.

59. **Dem Zwecke zu.** Ein jedes Heldengedicht hat einen Hauptzweck oder ſeine Abſicht. In der Ilias iſt es die Rache Achills an dem Hector: In der Odyſſee die Wiedererlangung des Regiments auf der Inſel Ithaka. Dahin eilt Homer gleichſam, und miſcht keine fremde Zwiſchenfabeln ein, die nicht ganz unentbehrlich wären. Das iſt ſein großes Kunſtſtück. Er ſetzte zum voraus, daß ſeine Leſer den Urſprung des trojaniſchen Krieges, und andre damit verknüpfte Sachen ſchon wiſſen würden.

60. **Die er erſonnen hat.** Der Poet ſagt, Homer habe ſo gelogen, und das Wahre mit dem Falſchen ſo geſchickt vermiſcht, daß ꝛc. Die Seele des Heldengedichts und einer Tragödie iſt die Fabel, die der Poet erdichtet; nicht aber eine wahrhafte Hiſtorie, wie ſich viele fälſchlich einbilden. Wenn die Fabel erdacht iſt, alsdann ſucht der Poet in der Hiſtorie erſt eine ähnliche Begebenheit, und giebt ſeinen Perſonen die bekannten Namen aus derſelben, damit ſie deſto wahrſcheinlicher werde. Das heißt, das Wahre mit dem Falſchen vermiſchen; wie Ariſtoteles ſolches in ſeiner Poetik, und Boſſu in ſeinem Tractat von Heldengedichten weitläuftig zeigen.

61. **Vernimm.** ꝛc. Hier kömmt Horaz wieder auf die Schauſpiele, und will zeigen, worinn ihre Schönheit beſtehe. Dieſes müſſen ſich alle diejenigen wohl merken, die ihr Glück auf der Schubühne verſuchen wollen, damit ſie nicht ungereimt Zeug machen.

62. Der

Nach Hauſe laufen ſoll; und daß man bis zum Ende,
Dabey der Sänger (62) ruft: Nun klopfet in die Hände!
Geduldig, ja noch mehr, durch Klatſchen und Geſchrey,
Ein Zeuge deiner Kunſt und dein Verehrer ſey:
So zeige, daß du dich mit ganzem Ernſt befliſſen,
Der Menſchen Unterſcheid (63) Natur und Art zu wiſſen.
Ein Kind, das reden lernt, und deſſen ſichrer Schritt,
Den Boden allbereit ohn alle Furcht betritt,
Vertreibt die Zeit im Spiel und ſcherzt mit ſeines gleichen,
Iſt bald zum Zorn gereizt, auch leichtlich zu erweichen,
Und ſtets voll Unbeſtand. Wird nun der Knabe groß,
Der Aeltern ſtrenger Zucht, der Lehrer Aufſicht los:
So lacht ihm ſtets das Herz bey Hunden, Wild und Pferden;
Kann leicht aus Unverſtand der Laſter Sklave werden;
Haßt jeden, der ihn ſtraft; bedenkt nicht, was ihm nützt;
Verzehrt mehr als er hat; iſt ſtolz, vor Luſt erhitzt,
Und kann doch was er liebt, in kurzem wieder haſſen.
Ganz anders iſt ein Mann, der alles das verlaſſen.
Geſetzt und ſtandhaft ſeyn, das iſt ſein Eigenthum.
Er ſtrebt nach Geld und Gut, nach Freundſchaft, Gunſt und Ruhm,
Und nimmt ſich wohl in acht, damit er nichts begehe,
Daraus ihm Schimpf und Spott und ſpäte Reu entſtehe.
Ein abgelebter Greis wird mit den Jahren matt,
Verlangt was ihm gebricht, geneußt nicht was er hat,
Iſt furchtſam was zu thun, und gar zu karg im geben,
Schiebt alles länger auf, und hofft ein langes Leben,
Iſt träge, wünſcht zu viel, hat ſtets ein ſchlechtes Jahr,
Und lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war,
Iſt immer voll Verdruß, bedroht und ſtraft die Jugend,
Und ſetzt ſein eigen Werk zur Regel aller Tugend.
Der Jahre Wachsthum bringt uns Stärke, Muth und Kraft,
Und wenn das Alter kömmt, wird alles hingerafft.
Drum laß den Jüngling nie des Greiſes Rolle (64) machen;
Kein Greis ſey Knaben gleich. Man muß in allen Sachen,

Auf

62. Der Sänger. Vermuthlich meynt der Poet das ganze Chor, welches zwiſchen den verſchiedenen Handlungen der Schauſpiele ganze Oden abzuſingen pflegte, und am Ende mit dem Worte Plaudite den Schluß machte. Doch war es hauptſächlich der Choragus, oder der Anführer des Chores, der im Namen des ganzen Chores zu reden pflegte.

63. Der Menſchen ꝛc. Dieß iſt die nothwendigſte Eigenſchaft eines Poeten, der theatraliſche Stücke verfertigen will. Er muß die Moral verſtehen, oder den Menſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Neigungen und Begierden kennen. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird er lauter Fehler machen. Die größten Meiſter habens zuweilen hierinn verſehen: Was wird denn von Stüm-

Si plauſoris eges aulaea manentis, & vsque
Seſſuri, donec cantor, Vos plaudite, dicat;
Aetatis cuiusque notandi ſunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus, & annis.

Reddere qui voces iam ſcit puer, & pede certo
Signat humum; geſtit paribus colludere, & iram
Colligit ac ponit temere, & mutatur in horas.
Imberbis iuuenis, tandem cuſtode remoto,
Gaudet equis, canibusque, & aprici gramine campi:
Cereus in vitium flecti, monitoribus aſper,
Vtilium tardus prouiſor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidusque, & amata relinquere pernix.
Conuerſis ſtudiis, aetas, animusque virilis
Quaerit opes, & amicitias, inſeruit honori;
Commiſiſſe cauet quod mox mutare laboret.
Multa ſenem circumueniunt incommoda, vel quod
Quaerit, & inuentis miſer abſtinet, ac timet vti;
Vel quod res omneis timide, gelideque miniſtrat.
Dilator, ſpe longus, iners, auidusque futuri,
Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, cenſor, caſtigatorque minorum.
Multa ferunt anni venientes commoda ſecum;
Multa recedentes adimunt. Ne forte ſeniles
Mandentur iuueni partes, pueroque viriles:

Semper

Stümpern zu hoffen ſeyn, die von der Philoſophie ſo zu reden nicht einmal gehöret haben? Gleichwohl haben wir in Deutſchland eine Menge verwegener Comödienmacher gehabt, an welchen nichts mehr zu loben iſt, als daß ſie das wenigſte haben drucken laſſen: So, daß es uns gleichwohl von Ausländern nicht zur Schande kann vorgerücket werden. Auch itzo, nachdem unſre Bühne ein beſſeres Anſehen gewonnen, finden ſich Leute, die keine Perſon zu characteriſiren wiſſen, und z. E. dem Apollo, anſtatt der Leyer das Bild der Klugheit in die Hand geben, u. d. gl. und ſich doch für Meiſter der Schaubühne ausgeben.

64. Des Greiſes Rolle. Das heißt nicht: Keinem jungen Comödianten die Partie eines alten Mannes zu ſpielen

Auf das, was ſich geziemt, und auf den Wohlſtand ſehn.
Was ſich nicht ſpielen läßt, ſo wie es iſt geſchehn,
Davon erzählt man bloß (65) die Nachricht auf den Bühnen.
Doch, was das Ohr nur hört, ſo kräftig es geſchienen,
Dringt lange nicht ſo tief in die Gemüther ein,
Als was man ſelber ſieht. Doch ſolltens Dinge ſeyn,
Die man nicht zeigen mag, die darf das Volk nicht ſehen:
Man trägt ſie mündlich vor, als wären ſie geſchehen.
Medea (66) darf den Mord an ihrer Leibesfrucht
Nicht öffentlich begehn. Des Atreus Eiferſucht,
Giebt dem Thyeſtes zwar das Fleiſch gekochter Knaben;
Doch darf man Topf und Heerd nicht ſelbſt geſehen haben,
Wo ſie geſotten ſind. Verwandelt Progne ſich. (67)
Wird Cadmus eine Schlang; alsdann bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen ſehn zulaſſen:
Ich glaub es wahrlich nicht, und werd es ewig haſſen.
Ein Schauſpiel, das beliebt und angenehm ſoll ſeyn,
Das theile man genau nur in fünf Aufzüg' ein. (68)
Man miſche keinen Gott (69) in ſeiner Helden Thaten,
Bis es nicht möglich iſt, der Wunder zu entrathen.

Es

len geben; ſondern einem Jünglinge, der im Schauſpiele ſelbſt einen jungen Menſchen vorſtellen ſoll, nicht die Gemüthsart eines Alten andichten. Denn da jenes ſehr wohl angeht, ſo läuft dieſes wider alle Wahrſcheinlichkeit. Hieher gehört, daß man die Rolle einer tugendhaften Perſon die des Zuſchauers Hochachtung erwerben ſoll, nicht einem verhaßten oder verächtlichen Comödianten; und hingegen die Perſon eines Laſterhaften keinem beliebten und angenehmen Schauſpieler auftrage. Siehe davon des Zuſchauers VI. Band 446. Stück.

65. **Erzählt man bloß.** Man kann nicht alles ſichtbarlich auf der Schaubühne vorſtellen, was in einer Tragödie oder Comödie vorkömmt. Bisweilen iſt die Zeit, bisweilen auch der Ort Schuld daran; bisweilen aber auch die Natur der Sache ſelbſt. Die Franzoſen laſſen ſowohl, als die alten Griechen, auf ihren Bühnen kein Blut vergießen, weil ſie ſo weichlich und wollüſtig von Natur ſind, als jene waren. Wenn alſo ein Todtſchlag vorgeht, ſo wird er nur erzählt, als wenn er hinter den Scenen vorgegangen wäre. Die Engeländer und wir Deutſchen haben dergleichen blutige Dinge gern; wenige Perſonen ausgenommen, die kein Blut ſehen können. Doch iſt es der Wahrſcheinlichkeit wegen beſſer, ſich dieſer Vorſtellungen zu enthalten.

66. **Medea.** Wir haben oben gehört, daß ſie ihre beyde Kinder ermordet habe. Wenn nun ein Poet ein Trauerſpiel davon machte, ſo darf er ſie dieſe ſchändliche Mordthat nicht vor den Augen der Zuſchauer begehen laſſen. Seneca hat es indeſſen in ſeiner Tragödie doch gethan, und alſo des Horaz Regel überſchritten: Der aber, wie leicht erhellet, nicht alle, ſondern nur die grauſamſten Mordthaten auf der Schaubühne für unanſtändig erkläret; wie denn alle drey griechiſche Tragödienſchreiber ſich nicht

gänz-

Semper in adiunctis, aeuoque morabimur aptis.
Aut agitur res in ſcenis, aut acta refertur.
Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus, & quae
Ipſe ſibi tradit ſpectator. Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam: multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praeſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus:
Aut in auem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
Neue minor, neu ſit quinto productior actu
Fabula, quæ poſci vult, & ſpectata reponi.
Nec deus interſit, niſi dignus vindice nodus

Inci-

gänzlich der blutigen Handlungen enthalten haben.

67. Progne ſoll ſich in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall, Cadmus aber in eine Schlange verwandelt haben. In der Fabel iſt dieß angenehm zu leſen, aber es wird lächerlich, ja unglaublich, wenn man es ſichtbar vorſtellen wollte. Daher kann man urtheilen, was von der Verwandlung eines Mannes in einen Hund zu halten ſey, die uns gleichwohl in einer gewiſſen neuen Comödie auf der Schaubühne hätte gezeiget werden ſollen, wenn ſie jemals geſpielet worden wäre.

68. Fünf Aufzüge. Die Neuern haben zwar zuweilen nur drey gemacht, aber alsdann bekömmt jeder Aufzug gar zu viel Scenen oder Auftritte, ſo, daß dem Zuſchauer Zeit und Weile darüber lang wird. Es iſt alſo beſſer, man bleibe bey dieſer Regel des Horaz, und folge lieber dem Exempel der alten Griechen nach, als den heutigen Italiänern: Die ohne Zweifel die Urheber der Stücke mit dreyen Aufzügen ſind.

69. Keinen Gott. Die alten Tragödienſchreiber pflegten zuweilen ohne Noth, die Götter in ihre Fabeln zu miſchen: Sonderlich wenn ſie ihren Helden in ſolche Umſtände hatten gerathen laſſen, daß er ohne ein ſolches Wunder nicht aus oder ein gewußt hätte. Dieſes verbiethet Horaz, ohne die höchſte Noth nicht zu thun. Es iſt auch in der That eine ſchlechte Kunſt, die Verwirrung, darinn man ſeinen Held geſtecket, durch eine göttliche Hülfe zurecht zu bringen. Das heißt, den Knoten zerſchneiden, nicht auflöſen. Daher erhellet denn, daß die größte Schönheit der Opern, die den Pöbel ſo blendet, ich meyne die Maſchinen, nichts als theatraliſche Fehler ſind, zumal die meiſten recht bey den Haaren herzugezogen werden.

70. Ihrer

Es ſprechen auf einmal nicht mehr als ihrer Drey, (70)
Man ſorge, daß der Chor zwar mit im Spiele ſey: (71)
Doch daß ſein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeſchicktes ſpreche. (72)
Er ſey der Tugend hold, er gebe guten Rath (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich ſcheuet zu begehn, den muß er willig preiſen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speiſen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Geſetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott, den Armen reich, den Stolzen arm zu ſehen.
Vorzeiten durfte nur die Pfeife ſchlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) umfaßt, Trompeten ähnlich ſeyn
Und dennoch ließ ſie ſich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) ſchon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, ſo ſehr beſetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwerdt der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land beſtritten und bezwungen;

Seit

70. **Ihrer drey.** Dieſes iſt eine Regel, dawider faſt in allen neuern theatraliſchen Poeſien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwey, ſelten drey, und faſt niemals viere auf einmal mit einander ſprechen laſſen. Der lateiniſche Ausdruck läßt ſich auch ſo erklären, daß die vierte Perſon, ſich nicht ohne Noth zum Reden dringen ſolle. Die Franzoſen indeſſen haben zuweilen wohl fünf Perſonen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden laſſen. Es iſt auch zuweilen faſt unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verurſachet werden.

71. **Der Chor.** Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuſchauer der Handlung, die daſelbſt geſpielet ward, vorgeſtellet wurden. Die Wahrſcheinlichkeit erforderte es damals ſo. Die Thaten der Könige und Helden giengen faſt immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf ſolchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zuſah. So mußten denn dieſe auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: Daher ſagt hier Horaz, der ganze Chor ſolle auf der Bühne die Stelle einer mitſpielenden Perſon vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwiſchen reden. Es ſprachen aber nicht alle Perſonen des Chors auf einmal, ſondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. **Nichts ungeſchicktes.** Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwiſchen den Handlungen was ſingen mußte, und die Lieder ſchickten ſich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben ſo heraus, als wenn itzo die Muſikanten allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und ſinget, ſich zur Sache ſchicken, und mit dem ganzen Spiele zuſammen hängen ſoll: Wie es Sophokles in ſeinen Tragödien gemacht hat.

73. Er

Inciderit: nec quarta loqui perſona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat: neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & haereat apte.
Ille bonis faueatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timenteis.
Ille dapes laudet menſae breuis: ille ſalubrem
Iuſtitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commiſſa, deosque precetur, & oret,
Vt redeat miſeris, abeat fortuna ſuperbis.
  Tibia non, vt nunc, orichalco vincta, tubaeque
Aemula; ſed tenuis, ſimplexque foramine pauco,
Adſpirare, & adeſſe choris erat vtilis, atque
Nondum ſpiſſa nimis complere ſedilia flatu.
Quo ſane populus numerabilis, utpote paruus,
Et frugi, caſtusque, verecundusque coibat.
Poſtquam coepit agros extendere victor, & vrbem.

Latior

73. **Er ſey** ꝛc. Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er ſoll den Tugendhaften geneigt ſeyn, den Hülfbedürftigen mit Rath an die Hand gehen, die Zornigen beſänftigen, die Unſchuldigen vertheidigen, die Sparſamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben u. ſ. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore ſolche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtſchaffenes Weſen, als in den Tempeln der Heyden von ſo vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So ſollten von rechtswegen alle Schauſpiele eingerichtet werden, nicht aber ſo, daß ſie zu Laſtern reizen.

74. **Die Pfeife.** ꝛc. Womit man bey dem Geſange des Chores in Tragödien zu ſpielen pflegte. Wie nun dieſe, ſowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich ſchlecht waren; nachmals aber allmählich immer künſtlicher und koſtbarer gemacht wurden; nachdem die Republik ſelbſt in Flor kam, und die Muſik vollkommener wurde: ſo gieng es auch mit der Poeſie, oder den Liedern des Chores, davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erſt waren ſie einfältig, hernach wurden ſie immer beſſer, und endlich gar ſo künſtlich und tiefſinnig, daß ſie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. **Metall.** ꝛc. Orichalcum war eine Art köſtliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius ſchreibt, man habe es gar eine Zeit lang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müſſe Aurichalcum. d. i. Golderzt heißen; aber es iſt griechiſcher Abkunft, ὀρείχαλκον und heißet Bergerzt.

76. **Vier Löchern.** ꝛc. Nach dem Berichte Varrons ſind die älteſten Pfeifen nicht mit mehr, als vier Löchern verſehen geweſen: Ich habe alſo dieſes mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

77. Bey

Seit dem der Mauren Kreis, ſich weiter ausgedehnt,
Die reichen Bürger ſich das Schmauſen angewöhnt,
Weil ſie kein Richter ſchilt, wenn ſie bey Tage praſſen: (77)
So hat auch Reim und Ton den alten Klang verlaſſen.
Denn was verſtund davon ein Bauer, (78) deſſen Fleiß
Von ſchwerer Arbeit kam; der meiſtens voller Schweiß
In unſern Schauplatz trat; wohin ſich alles drängte,
Wenn Pöbel, Herr und Knecht ſich durcheinander mengte.
Drum hat Muſik und Tanz die alte Kunſt erhöht,
Der Pfeifer (79) der ſo ſtolz ſtets hin und wieder geht,
Schleppt itzt den langen Rock ganz prächtig auf den Bühnen;
So mußt in Griechenland die Cither (80) gleichfalls dienen.
Die Uebung ſamt der Kunſt hat ſehr beredt gemacht,
Und öfters iſt der Reim ſo voll Geſchwulſt (81) und Pracht,
Als wenn Apollo ſpricht, der dort aus finſtern Klüften
In ſeine Prieſterinn Orakel pflegt zu düften. (82)
Der Dichter (83) der zuerſt ſich durch ein tragiſch Lied,
Um einen ſchlechten Bock, als den Gewinnſt, bemüht,
Entblößte (84) bald darauf die bäuriſchen Satyren,
Und ließ bey ſeinem Ernſt auch Scherz und Stacheln ſpüren.
Kein Wunder, denn das Volk verlangte zu der Zeit,
Durch neue Reizungen und lauter Luſtigkeit,

Hin-

77. **Bey Tage praſſen.** Die alten Römer ſchmauſeten nicht ſehr; und wenn ſie es ja thaten, ſo geſchah es des Abends. Aber als der Ueberfluß die Bürger wollüſtig gemacht hatte, pflegten ſie es auch bey hellem Tage zu thun; und das ward ihnen von keinem Sittenrichter oder ſonſt von jemanden verbothen.

78. **Ein Bauer.** Die alten Römer trieben faſt alle den Ackerbau, und man hat wohl eher einen Bürgermeiſter oder Dictator hinter dem Pfluge ſuchen müſſen. Solche Landleute nun waren keine ſonderlichen Kenner von Poeſie und Muſik: Es war ſchon gut genug für ſie, ſo ſchlecht es auch immer ſeyn mochte.

79. **Der Pfeifer.** Die Muſikanten gehörten mit zum Chore der Alten, und ſtunden alſo mit auf der Bühne, ſo, daß man ſie ſah. Da nun ihre Muſik ſehr künſtlich, zärtlich und wollüſtig geworden war: ſo trugen ſie auch prächtige lange Kleider mit großen Schweifen, dergleichen die andern tragiſchen Perſonen hatten.

80. **Die Cyther.** Die Leyer, Harfe, oder wie man das Wort Fides geben will. Sie ward vorzeiten in Griechenland, eben ſowohl als die Pfeifen in Rom, beym Chore der Tragödien gebraucht. Siehe den Voſſius de poëmatum cantu, ſiue de viribus Rhythmi, apud veteres. Horaz will hier ſagen, daß ſie auch anfänglich nur ſchlecht weg, und ohn alle Kunſt geſpielet worden; allmählich aber ganz zärtlich, wollüſtig und frech geworden, das heißt: Fidibus ſeueris voces creuere. Was von der Muſik geſagt worden, das gilt auch von der Poeſie der Griechen; wie die folgenden Verſe zeugen.

81. **Geſchwulſt.** Horaz ſagt eloquium inſolitum, und facundia praeceps, beydes zeigt die hochtrabende Art des Ausdruckes, und die ſchwülſtige Dunkelheit der griechiſchen Oden an, die der Chor ſingen mußte. Die Ode muß freylich wohl eine edle Schreibart haben: Aber die Poeten triebens zu hoch, und machtens endlich ſo arg, daß

man

Latior amplecti murus, vinoque diurno
Placari Genius feſtis impune diebus;
Acceſſit numeriſque modiſque licentia maior.
Indoctus quid enim ſaperet, liberque laborum
Ruſticus, vrbano confuſus, turpis honeſto?
Sic priſcae motumque & luxuriam addidit arti
Tibicen, traxitque vagus per pulpita veſtem.
Sic etiam fidibus voces creuere ſeueris,
Et tulit eloquium inſolitum facundia præceps:
Vtiliumque ſagax rerum, & diuina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.
Carmine qui tragico vilem certauit ob hircum,
Mox etiam agreſteis Satyros nudauit; eo quod
Illecebris erat, & grata nouitate morandus

Spe-

man ſie nicht beſſer verſtehen konnte, als
die Antworten der Orakel, die doch ganz
zweydeutig zu ſeyn pflegten. Hiemit ta-
delt er alle die Poeten, die ihre Schreib-
art, zumal in den Schauſpielen, gar zu
tiefſinnig machen, und ihre Gedanken
ſo verſtecken, daß man ſehr liſtig ſeyn
muß, um ihre Meynung zu errathen.

82. Düſten. Es iſt bekannt, daß zu
Delphis aus einer unterirdiſchen Höle
ein gewiſſer Dampf aufgeſtiegen, der
nach dem gemeinen Aberglauben, der
auf einem Dreyfuſſe darüber ſitzenden
Prieſterinn, die prophetiſche Wiſſen-
ſchaft künftiger Dinge von unten zu
eingehauchet. Dieſe prophezeihende
Schreibart nahmen die Poeten in den
Oden ihrer Chöre an; und überſchrit-
ten die Schranken der Wahrſcheinlich-
keit dadurch ſehr.

83. Der Dichter. Er redet hier von
dem Pratinas, dem Erfinder der Co-
mödien. Es hatte derſelbe vorher auch
Tragödien gemacht, die dazumal noch
nichts, als bloße Lieder waren, die von
einer großen Anzahl Sänger auf Dör-
fern und Marktflecken den Leuten vorge-
ſungen wurden. Es hat zu ſeiner Zeit
ſchon mehrere gegeben, die mit einan-
der um den Vorzug geſtritten, und der
Preis, der zum Gewinne aufgeſetzt war,
iſt ein Bock geweſen. Dieſer Pratinas
lebte nach Plutarchs Berichte, gleich
nach dem Theſpis, der die Tragödie er-
funden hat.

84. Entblößte ꝛc. Dieſer Poet Pra-
tinas hat den ganzen Chor aus nackten
Satyren, unter der Anführung Silens,
ihres Oberſten, beſtehen laſſen; und al-
ſo eine Art von ſatyriſchen Tragödien
aufgebracht. Es waren aber die Sta-
chelreden dieſer ſogenannten Satyren
nicht ſo luſtig und ſcherzhaft, als die Co-
mödien. Dieſes hätte ſich mit der tragi-
ſchen Ernſthaftigkeit nicht zuſammen
gereimet; darum ſagt Horaz, incolu-
mi grauitate, iocum tentauit aſper.
Sie ſind mehr beißigt und ſcharf, als
lächerlich geweſen. Wir haben nur ei-
ne Probe von dieſer Art, nämlich des
Euripides Cyclops, übrig behalten, dar-
inn die Liſt des Ulyſſes vorgeſtellet wird,
womit

Hinein gelockt zu ſeyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienſt vollbracht, und denn bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Luſtſpiel an.
Doch wagt ſich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er ſeinen Scherz und ſein ſatyriſch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr ſo klüglich machen;
Daß wenn ein Gott, ein Held (87) ſich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne ſteigt,
Sein Mund ſich weder ganz zum tiefſten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulſt die Wolken überſteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn ſie ein hohes Feſt,
Nach unſrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: So pflegt ſich bey Satyren
Das hohe Trauerſpiel ganz ſchamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn ſelbſt einmal ein ſolch Gedichte ſchreibt (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey ſchlechten Worten bleibt,
Bey Namen ſtolzer Art von Königen und Kronen
Die ſonſt kein Putz erhöht; ihr trefflichen Piſonen!
Auch unterſcheidet ſich mein Reim vom Trauerſpiel,
Im Ausdruck nicht ſo ſehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas ſagt? ob Pythias gelogen,
Die Simons ſchnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

womit er ſich aus den Händen des Polyphemus befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidniſche Religion war ſehr luſtig. Der vornehmſte Gottesdienſt beſtund im Opfern, dabey man wacker ſchmauſete, und dem Gott Bacchus zu Ehren, ſich einen Rauſch trunk. Die erſten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demſelben zu Ehren geſungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwiſchen die Lieder des Chores die redenden Perſonen eingeſchaltet hatte, die eine beſondere Fabel ſpieleten, dazu ſich denn auch der Chor hernach ſchicken mußte: ſo hatte durch dieſe neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichſam ſeine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkne Volk hergegen war dieſer beliebten Gottheit noch ſehr gewogen: daher bequemte ſich dieſer Poet einestheils dieſer Neigung, und miſchte unter die ernſthaften tragiſchen Vorſtellungen Chöre von Satyren, die auch etwas Luſtiges mit darunter machten.

86. Wagt ſich unter uns. In Rom ſind dieſer Art Schauſpiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenſchreibern dienen können. Unſere Nachſpiele, wenn ſie ehrbar ſind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Dieſe Perſonen gehören eigentlich nicht in die Comödien, ſondern in die Tragödien: doch in den atellaniſchen Fabeln, pflegten die Römer auch dieſe aufzuführen, und was Luſtiges mit unterzumiſchen. Eine ſolche Atellana war gleichſam das Nachſpiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will, und ward von eben denſelben Perſonen geſpielt, die im Vorſpiele in Kron und Purpur erſchienen waren. Wollen wir uns dieſe Anmerkung zu Nutze machen, ſo verdammt Horaz hier auch diejenigen Comödianten, die in der Hauptvorſtellung einen König oder Helden vorgeſtellet, und gleich im Nachſpiele eine lächerliche Perſon ſpielen. Dieſes iſt vernünftigen Zuſchauern höchſt=

Spectator, functusque ſacris, & potus, & exlex.
Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conueniet Satyros, ita vertere ſeria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conſpectus in auro nuper, & oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leueis indigna tragoedia verſus,
Vt feſtis matrona moueri iuſſa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda proteruis.
Non ego inornata, & dominantia nomina ſolum,
Verbaque, Piſones, Satyrorum ſcriptor, amabo:
Nec ſic enitar tragico differre colori,
Vt nihil interſit, Dauusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

höchſt zuwider. Siehe des Zuſchauers 446. Blatt.

88. **Sich weder ꝛc. noch ꝛc.** Die Schreibart in dieſer Art von Schauſpielen ſoll das Mittel halten, weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblaſen ſeyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten ſchlechter Leute vorgeſtellt wurden, und worinn lauter ſchlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwiſchen dieſen und den tragiſchen Ausdrückun- ſollen die atellaniſchen Fabeln das Mittel halten.

89. **So ehrbar eine Frau.** Dieß Gleichniß iſt überaus geſchickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Feſttagen tanzen; aber ganz ehrbar: nicht ſo luſtig, als junge Mägdchen, die ſich recht ergetzen wollten. So ſollte auch dieſe Art von Tragödien ſeyn. Es waren aber nur gewiſſe Feſte, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und ſie wurden von den Prieſtern dazu gewählet. Das heißt moueri iuſſa.

90. **Ein ſolch Gedichte.** Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber ſolcher ſatyriſchen Gedichte, oder ſolcher atellaniſchen Tragicomödien. Dieß giebt allen Nachſpielmachern eine treffliche Regel. Sie ſollen nicht grob, bäuriſch und gemein reden; ſondern auch das Nachſpiel hat ſeinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyclops, einem ſatyriſchen Stücke, läßt den Ulyſſes durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die ſchöne Helena aus Troja wiedergeholt, habt ihr ſie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil ſie doch ohnedem ihre Männer gern wechſeln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Poſſenreißer einem ſolchen Satyr in den Mund geleget?

91. **Als wär es mir gleich viel.** Der Character der Perſonen muß doch in Acht genommen werden: Und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben und edel klingen ſoll; ſo muß doch der

 Knecht

Ob gar der bäuriſche verlebte Greis Silen,
Der ſich geſchickt erwies dem Bachus vorzuſtehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel ſtets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es ſieht,
Wird glauben: es ſey leicht. Doch wenn er ſich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich ſchwitzen,
Und bey dem gröſten Fleiß umſonſt darüber ſitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was ſchlechtes adeln kann.

Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künſtler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie ſonſt die Zärtlichkeit der edlen Jugend ſpricht.
Doch überhäuft den Vers mit ſchnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich und lernt das Läſtern meiden:
Den Unflath kann kein Menſch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt.
Denn ob der Pöbel euch gleich ſeinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geiſt euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.

Ein Jambus heißt volängſt in unſrer Kunſt ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz die andre lang ſeyn muß.
Er fließet ſchnell und leicht: daher man ſolchen Zeilen,
Darinn er ſechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man ſie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er ſich
Mit andern nicht vermiſcht: nur neulich aber wich
Derſelbe hier und dar den langſamen Spondeen,
Um deſto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

Knecht Davus nicht ſo reden, wie Pythias, die in Lucils Comödie einen alten Simon ums Geld gebracht; vielweniger, wie Silenus ſelbſt, des Gottes Bacchus Hofmeiſter, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten ſich in den atellaniſchen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Comödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Hiſtorie ziehen. Aber Horaz will, man ſoll es eben ſo, wie mit andern tragiſchen Fabeln machen, die am beſten ſind, wenn ſie aus den Geſchichten gezogen worden. Davon gehen unſre Nachſpiele ſehr ab.

93. So viel kömmt ꝛc. Dieſes handelt nicht von der Schreibart, ſondern von der Einrichtung eines Schauſpieles, woſelbſt die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Anſehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelſtraße, die in ſatyriſchen Schauſpielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden ſoll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer ſchickte ſich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unfläterey en, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil iſt in ſeinen Schäfergedichten ſo keuſch, daß er nicht einmal

ſeinen

An cuſtos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, ſequar, vt ſibi quiuis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret
Auſus idem: tantum ſeries, iuncturaque pollet;
Tantum de medio ſumtis accedit honoris.
  Syluis deducti caueant, me iudice, Fauni,
Ne velut innati triuiis, ac paene forenſes,
Aut nimium teneris iuuenentur verſibus vnquam,
Aut immunda crepent, ignominioſaque dicta.
Offenduntur enim, quibus eſt equus, & pater, & res:
Nec ſi quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Aequis accipiunt animis, donantue corona.
  Syllaba longa breui ſubiecta, vocatur Iambus,
Pes citus: vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit
Nomen Iambeis, cum ſenos redderet ictus.
Primus ad extremum ſimilis ſibi; non ita pridem,
Tardior vt paullo, grauiorque veniret ad aureis,
Spondeos ſtabileis in iura paterna recepit,

Com-

ſeinen Silenus etwas anſtößiges ſagen läßt. Er verſpricht ſeinen Zuhörern, die gern Verſe hören wollten, was vorzuſingen; ſeiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quae vultis, cognoſcite; Carmina vobis; (ſcil. dabo) Huic (ſcil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er ſich hier züchtiger ausdrücken ſollen? Unſre neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Fricti ciceris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbſen und gebratne Nüſſe, oder vielleicht Caſtanien: und dieſe kaufte wohl auf der Gaſſe nur das gemeinſte Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigſten Poſſen; aber die Vornehmern hatten einen beſſern Geſchmack.

96. Dreyfach. Der Jambus iſt geſchwinde in der Ausſprache; denn die erſte Sylbe iſt kurz, und man fällt alſofort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen alſo dreyfache; weil man gleichſam zwey Jamben zuſammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutſchen gehen unſre ſechsfache Jamben ſo geſchwinde nicht von der Zunge; weil unſre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben ſowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Deſto männlicher. Die Spondeen klingen freylich männlicher, weil ſie aus zwo langen Sylben beſtehen:

und

Doch ſo gefällig er in dieſem Falle war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er ſich beſtändig vorbehalten.
Man ſpürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondeen einzumengen,
Als wenn ſie prächtiger auf unſern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man ſie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunſt der Muſen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. Von Liedern und Gedichten,
Weis nicht ein jedes Ohr wie ſichs gebührt zu richten. (99)
Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunſt und Fleiß,
Bey unſerm Römervolk der Dichtkunſt hohen Preis
Bisher gar oft erlangt! Soll ich deswegen hoffen,
Es ſtehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen ſeyn, weil irgend niemand ſieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geſchieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr, ſo denkt kein Geiſt der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu ſeyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenſchein,
Bey Tage wie bey Nacht der Griechen alte Schriften: (101)
Denn dieſe werden euch den ſchönſten Vortheil ſtiften.

Zwar unſrer Väter (102) Mund hat Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; allein aus blinder Gunſt (103)

Man

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondeus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten; ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondeus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alte Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondeiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben fließen laßen: Nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenfänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen Knittelverſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt, Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Commodus & patiens; non vt de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operae celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratae premit artis crimine turpi.
Non quiuis videt immodulata poëmata iudex:
Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omneis
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniae cautus? vitaui denique culpam,
Non laudem merui: vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proaui Plautinos & numeros, &
Laudauere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

de Horaz von der Menge unſrer Versmacher ſagen, die es zum höchſten ſo weit bringen, daß man nichts ſonderliches an ihren Verſen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das ſind für uns itzo die Franzoſen. Dieſe haben uns in allen großen Gattungen der Poeſie ſehr gute Muſter gegeben, und ſehr viel Diſcurſe, Cenſuren, Critiken und andere Anleitungen mehr geſchrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich ſchäme mich nicht, unſern Nachbarn in dieſen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer ſind uns deswegen nicht verbothen: denn ohne ſie hätte uns Opitz nimmermehr eine ſo gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Leſung der Alten iſt er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unſrer Väter. Eigentlich unſerer Altväter ꝛc. Dacier meynt, dieſes ſey ein Einwurf, den die Piſonen, oder ſonſt jemand, dem Poeten gemacht; weil Horaz, als eines Freygelaſſenen Sohn, dieſes von ſich nicht ſagen können. Allein was brauchts dieſer Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, alſo konnte er ja alle alte Einwohner ſeiner Stadt, ſeine Vorfahren nennen: zumal da er nicht ſagt, meine Vorväter, ſondern unſre.

103. Aus blinder Gunſt. Horaz erkühnt ſich ſeiner ganzen Vaterſtadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus iſt im Sylbenmaaße ſehr unrichtig;

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet;
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergetzet;
Was ein erlaubter Scherz, (104) was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Das edle Trauerſpiel hat Theſpis aufgebracht, (105)
Indem vor ſeiner Zeit kein andrer dran gedacht.
Er fuhr von Dorf zu Dorf mit ſeinen Sängerchören,
Und ließ Geſang und Spiel (106) auf ſchlechten Wagen hören.
Mit Hefen ſalbte man den Sängern das Geſicht,
Bis Aeſchylus hernach die Larven zugericht. (107)
Die Kleidung ausgedacht und auf erhöhten Bühnen,
Mit ſtolzer Wörterpracht und hohem Schuh erſchienen, (108)
Das Luſtſpiel folgte bald dem Trauerſpiele nach, (109)
Davon man auch ſogleich mit vielem Lobe ſprach:
Allein die Freyheit wuchs in dem verwegnen Singen
Und ließ ſich endlich kaum durch die Geſetze zwingen.
Die Frechheit gieng zu weit, man ſchrieb ihr Regeln vor: (110)
Drauf ließ die Schmähſucht nach; ſo ward zuletzt der Chor

Mit

richtig; und in ſeinen Scherzreden ſehr ſchmutzig und garſtig. Das erſte hat er in ſeiner eigenen Grabſchrift ſelbſt geſtanden; indem er ſeine Verſe numeros innumeros nennt. Von dem andern aber könnte man, ihm nachzuahmen, ſagen, daß er ſales inſulſos, oder facetias inficetas gemacht habe. Die plautiniſchen Zoten gefielen Horazen nicht: Und ob er wohl ſelbſt in ſeinen andern Gedichten von dieſem Fehler nicht ganz frey iſt; ſo haben wir uns doch mehr an ſeine Regeln, als an ſein Exempel, zu kehren. Dieſes müſſen ſich die Comödianten merken, die auch in ſolche Stücke Zoten mengen, wo weder der Verfaſſer, noch Ueberſetzer dergleichen gemacht, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen.

104. Ein erlaubter Scherz. Horaz unterſcheidet hier ausdrücklich die erlaubten Scherzreden von den häßlichen Zoten, die in Plauti Comödien vorkommen. An dieſer Einſicht fehlt es vielen, die ſich doch für ſcharfe Richter ausgeben. Man könnte leicht durch ein paar Regeln den Unterſcheid beſtimmen, oder zum wenigſten ein Kennzeichen der Zoten angeben. Der berühmte D. Swift ſagt irgendwo, daß die Wits oder ſinnreichen Köpfe ſeiner Zeit, allen ihren Geiſt in der allegoriſchen Beſchreibung der Erzeugung eines Menſchen, und was dem anhängig iſt, zeigeten; und daß ſie bey Verſtopfung dieſer Qvelle, mit ihrer Scharfſinnigkeit auf einmal verſtummen würden. Daß es bey uns nicht beſſer gehe, lehrt die Erfahrung.

105. Aufgebracht. Nicht, als wenn Theſpis der allererſte Erfinder der Schauſpiele wäre. Plato in ſeinem Minos berichtet ausdrücklich, daß man lange vor ihm Tragödien gemacht, welcher Name damals auch die Comödien noch unter ſich begriffen hat. Aber Theſpis hat eine neue Art darinn eingeführt, und die alten Lieder merklich ausgebeſſert.

106. Geſang und Spiel, quae canerent agerentque. Die Veränderung, die Theſpis eingeführt, hat vornehmlich darinn beſtanden, daß er zwiſchen die Oden des ſingenden Chores, eine Perſon auf ſeinen mit Brettern belegten Wagen treten laſſen, welche etwa eine merkwürdige Begebenheit eines großen Helden in Verſen erzählen müſſen.

Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego & vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto;
Legitimumque ſonum digitis callemus, & aure.
   Ignotum tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis:
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.
Poſt hunc perſonae, pallaeque repertor honeſtae,
Aeſchylus, & modicis inſtrauit pulpita tignis.
Et docuit, magnumque loqui, nitique cothurno.
Succeſſit vetus his comoedia non ſine multa
Laude; ſed in vitium libertas excidit, & vim
Dignam lege regi: lex eſt accepta, chorusque

Tur-

müſſen. Dieſes legte den Grund zu den nachfolgenden Vollkommenheiten der Tragödie, und war freylich etwas wichtigers, als daß er ſeinen Leuten das Geſichte mit Hefen überſtrichen, oder ſie auf Wagen herum geführet.

107. Aeſchylus. Dieſer hat die Larven und langen Kleidungen ſeiner Comödianten erfunden. Allein das Beſte hat Horaz vergeſſen, welches uns aber Ariſtoteles meldet. Er hat auch das Singen des Chores eingeſchränket, und zu der einen Perſon, die Theſpis darzwiſchen eingeſchaltet hatte, noch eine andre auf die Bühne geſtellt, die ſich mit der erſten unterreden konnte. Das machte nun die Tragödie ſchon ſehr anſehnlich; zumal da er auch zuerſt die Idee einer Hauptperſon in ſeinen Fabeln erdacht hat. ſ. Baylen in dieſ. Art.

108. Hohem Schuh. Cothurnus, war eine Art von Schuhen, die bey den Alten nur von fürſtlichen oder andern vornehmen Perſonen getragen wurde. Die tragiſchen Fabeln des Aeſchylus beſtunden nun aus Begebenheiten der Könige und Helden, drum hat er ſie auch ſtandesmäßig kleiden müſſen. Es war alſo der Wahrſcheinlichkeit gemäß, ſie auch in der Tragödie ſo vorzuſtellen; und nur die Dummheit iſt vermögend, Stelzen daraus zu machen. Hernach iſt dieß Wort auch von der erhabenen Schreibart gebraucht worden, die in der Tragödie vorkam, und gleichfalls vom Aeſchylus zuerſt gebraucht worden; weil ſie ſich für Könige und Fürſten wohl ſchickte.

109. Das Luſtſpiel. die Comödie iſt neuer, als die Tragödie, beyde aber ſind aus den ſingenden Chören der Bacchusbrüder entſtanden. Einige Sänger und Poeten machtens hübſch ehrbar; und daraus entſtund die Tragödie. Andre waren frech, und machten allerley grobe Poſſen; daraus kam die Comödie: aber nur die alte Comödie, wie Horaz ſagt; denn es hat ſich dieſelbe hernach geändert, ſo, daß eine mittlere und neue entſtanden iſt. Jene war noch ſehr unfläthig, bäuriſch und grob, wie auch ihr Name zeiget, der eigentlich ſo viel, als ein Dorflied bedeutet. Sie ward auch anfangs nur auf Dörfern geſpielet, bis ſie ſich beſſerte; und darauf kam ſie auch in der Stadt empor.

110. Die Frechheit. Zu der Zeit, da Cratinus, Epicharmus, Crates, Eupolis

Mit ſeiner Bosheit ſtumm (111) und ſchonte zarter Ohren,
So bald er Fug und Recht zur Läſterung verlohren.
Wir Römer haben auch nicht wenig Lob erjagt,
Seit unſre Dichter ſich an alles das gewagt,
Und ſich zugleich erkühnt von jenen abzuweichen,
Und unſrer Helden Ruhm in Fabeln zu erreichen.
Iſt nicht bey uns ſowohl der ſtille Bürgerſtand
Als edler Fürſten Muth auf Bühnen ſchon bekannt? (112)
Und wirklich würde Rom durch Tugend und durch Waffen,
Sich keinen größern Preis als durch die Sprache ſchaffen:
Wenn unſern Dichtern nur der Auspuz nicht ſo ſchwer,
Geduld und langer Fleiß ſo unerträglich wär, (113)
O ihr Pompilier, (114) ſo edel von Geblüthe,
Als aufgeweckt am Geiſt und redlich im Gemüthe:
Verwerft doch jeden Vers (115) den nicht ſo mancher Nacht,
Und manches Tages Fleiß recht ins Geſchick gebracht;
Und den ſein Meiſter nicht, an Worten und an Sprüchen,
Wohl zehnmal überſehn, wohl zehnmal ausgeſtrichen.
Verwirft Demokritus die Regeln der Vernunft,
Und lobt er nur den Geiſt an der Poetenzunft; (116)

Ja

lis und Ariſtophanes lebten, welche alle Comödien ſchrieben, nahm man ſich in Athen die Freyheit, die vornehmſten Leute auf den Schaubühnen namentlich aufzuführen und lächerlich zu machen. Sie ſpielten keine Fabeln, ſondern lauter wahre Hiſtorien. Sie malten gar die Larven ſo künſtlich, daß ſie denen ähnlich ſahen, die ſie vorſtellen wollten. Aber als Lyſander ſich der Republik bemächtigte, ſo hatte dieſe Luſt des Volks ein Ende. Denn ſo lange das Volk in Athen regierte, ſah es der Pöbel gern, daß die Großen wacker von den Poeten herumgenommen wurden. Das war nun die mittlere Comödie, die bis zu Alexanders Zeiten gedauert.

111. Der Chor ꝛc. ſtumm. Der Chor ward in der mittlern Comödie noch eben ſo wohl, als in der Tragödie beybehalten, und abſonderlich angewandt, die Großen der Stadt Athen und ihr übles Regiment durchzuziehen. So bald dieſes den Poeten unterſaget ward, hörten ſie ganz und gar auf, in den Comödien Lieder ſingen zu laſſen, und huben an, an ſtatt wahrer Hiſtorien, Fabeln aufzuführen. Da entſtund nun die neue Comödie, die ſeit der Zeit noch immer beybehalten worden. Nur zwiſchen den Handlungen wurde von den Pfeifern was Luſtiges geblaſen.

112. So wohl der ꝛc. als ꝛc. Die römiſchen Poeten, Pacuvius, Accius, Afranius, Titinius und Q. Atta hatten allerley Schauſpiele gemacht. Sie beſtunden theils aus vornehmen obrigkeitlichen Perſonen, und hießen Fabulae praetextatae, von denen mit Purpur eingefaßten Kleidern, die ſie trugen. Theils Fabeln aber waren nur togatae ſchlecht weg; weil nur gemeine Bürger darinn aufgeführet wurden. Noch andre hießen Tabernariae. Jene kamen den Tragödien bey, dieſe aber waren Comödien. Der Poet braucht dabey das Wort docuere: Deñ ſo redeten die Alten, eine Tragödie lehren, eine Comödie lehren. Dieſes zeigt, wie nutzbar die Poeſien damals geweſen, und daß man ſie mehr zum Unterrichte, als zur Luſt beſtimmet habe. Daher wurden die Poeten, die Schauſpiele machten, Διδασκαλοι, Lehrmeiſter genennet: Weil ſie die einzigen öffentlichen Lehrer des Volks waren, indem ihre poetiſche

Stücke

Turpiter obticuit, ſublato iure nocendi.
Nil intentatum noſtri liquere poëtae:
Nec minimum meruere decus, veſtigia Graeca
Auſi deſerere, & celebrare domeſtica facta;
Vel qui praetextas, vel qui docuere togatas.
Nec virtute foret, clariſue potentius armis,
Quam lingua, Latium, ſi non offenderet vnum-
Quemque poëtarum limae labor, & mora. Vos o,
Pompilius ſanguis, carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coërcuit, atque
Praeſectum decies non caſtigavit ad vnguem.
Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, & excludit ſanos Helicone poëtas

Demo-

Stücke bey den Heyden die Stelle unſrer Predigten vertraten.

113. **Wenn unſern Dichtern.** Horaz klagt über die Faulheit der lateiniſchen Poeten. Sie wollten ſich nicht die Mühe nehmen, was rechtes zu machen: Daher ſagt auch Qvintilian, in Comoedia maxime claudicamus. Bey uns Deutſchen gehts eben ſo, denn unter ſo viel hundert Stücken, die von deutſchen Comödianten geſpielt werden, taugt faſt kein einziges was: wo es nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt. Mit andern Gedichten geht es nicht viel beſſer.

114. **Pompilier.** Die Piſonen, an welche Horaz dieſen Tractat ſchrieb, ſollten vom Numa Pompilius herſtammen: Drum nennet er ſie Pompilier.

115. **Verwerfſt doch** ꝛc. Das iſt eine ſcharfe Regel. Wo werden da die geſchwinden Poeten bleiben, die ſich rühmen, ganze Bogen in ein paar Stunden hingeſchrieben zu haben, ohne daß ſie das geringſte Wort darinn ausſtreichen dürfen? Sie müſſen wohl ganz außerordentliche Geiſter haben, daß ſie alles auf einmal recht machen können! Zu Horazens Zeiten gab es dergleichen große Dichter auch: Aber es waren nur Bavii und Mävii, oder Criſpini, die auf einem Beine ſtehend 200. Verſe herſagen konnten. Virgil hat ſeine Verſe, wie der Bär ſeine Jungen, gemacht.

116. **Den Geiſt.** Ingenium. Cicero im I. Buche vom Wahrſagen ſchreibt, Demokritus habe dafür gehalten, daß ohne die Raſerey oder Begeiſterung niemand ein großer Poet ſeyn könne. Gewiſſer maßen hat er recht gehabt. Aber wenn er von ſeinem Geiſte die Regeln der Kunſt und die Vernunft ausſchloß: ſo hat er lauter unſinnige Poeten auf dem Parnaß haben wollen, wie Horaz ſpricht: excludit ſanos Helicone poëtas: und Plato wird recht gehabt haben, wenn er in ſeiner Republik keine Dichter leiden wollen. Indeſſen halten doch bis auf den heutigen Tag die meiſten dafür, die Poeten würden gebohren, und wüchſen gleichſam, wie die Pilze, fix und fertig aus der Erden. Höchſtens meynen ſie, man müſſe ſich die Regeln der Versmacherkunſt, vom Scandiren und Reimen ein wenig bekannt

Ja meynt er gar, der Sitz, den Phöbus ſich erkohren,
Der hohe Pindusberg, gehöre nur für Thoren:
So putzt ſich mancher itzt kaum Nägel oder Bart (117)
Entflieht aus Eigenſinn der Menſchen Gegenwart,
Lebt ſchmutzig, und verhofft, ein ſolch verkehrtes Leben
Werd ihm in aller Welt den Dichternamen geben.
Drum trägt ſein wüſter Kopf, dem Nieſewurz ſo gar
Das Mark nicht ſaubern kann, ein unverſchnittnes Haar.
Bin ich denn nicht ein Thor, daß ich zu Frühlingszeiten,
Durch manche Cur geſucht die Galle weg zu leiten?
O ließ ich doch, wie ſie, dieß albre Weſen ſtehn!
So würde mich kein Menſch im Dichten übergehn. (118)
Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten (119)
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Antrieb ihrer Flöten.
Denn wie ein Wetzſtein ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneiden kann:
So ſchreib ich ſelbſt zwar nichts, doch zeig ich lehrend an,
Woher der Reichthum kömmt, der ſich in Verſen findet;
Was einen Dichter zeugt, ernähret, ſtärket, gründet;
Was wohl und übel ſteht, wie Geiſt und Tugend führt,
Und wie der Unverſtand im Irrthum ſich verliert.
Vernunft und Klugheit ſind die Quellen ſchöner Lieder! (120)
Durchblättert nur mit Fleiß die Bücher hin und wieder,
Darinn des Sokrates berühmte Weisheit ſteht: (121)
So findet ihr den Stoff der ein Gedicht erhöht.
Wo nun der Zeug nicht fehlt, den wir in Verſe binden,
Da wird der Ausdruck ſich ſchon von ſich ſelber finden. (122)
Wer wohl gelernet hat, (123) was Freund und Vaterland
Für Pflichten von ihm heiſcht; die Schuldigkeit erkannt

Die

kannt machen; das übrige gäbe ſich von ſelbſt. Wenn Pritſchmeiſter Poeten wären, ſo hätten ſie ganz recht.

117. So putzt ſich ꝛc. Die Poeten in Rom waren auf die Grille gerathen, ein geiſtreicher Poet könnte bey ſeinen hohen Gedanken nicht ſo ſorgfältig auf den Wohlſtand ſeyn, als andre Leute. Darum fiengen alle Sylbenhenker an, ſchmutzig einherzugehen, damit man ſie nur für Poeten anſehen ſollte. Hat nicht das Beyſpiel gewiſſer unordentlich lebender Poeten, bey manchen jungen Leuten eben die Wirkung gehabt; daß ſie große Dichter zu werden geglaubt, wenn ſie nur wilde lebten?

118. So würde mich ꝛc. Wenn er ſich nämlich die Galle nicht abführen möchte, ſo könnte er endlich auch ſo raſend davon werden, als die andern Poeten waren; und folglich einen hohen Rang auf dem Parnaße bekommen. Es iſt eine bloße Ironie.

119. Ich trachte ꝛc. Iſokrates hat dieſes zuerſt geſagt, als man ihn fragte, wie er doch andre ſo beredt machen könnte, da er ſelbſt keine Reden hielte? Horaz ſagt aber, er ſchreibe nichts: Nämlich keine großen Heldengedichte, Tragödien und Comödien, denn das ſind eigentlich Gedichte; und daher gab er ſich für keinen Poeten aus. Bey uns denkt man, durch ein paar Bogen Hochzeitverſe voller Poſſen, ein Poet zu werden. Es gehört mehr dazu.

120. Ver-

Democritus; bona pars non vngueis ponere curat,
Non barbam: ſecreta petit loca, balnea vitat.
Nanciſcetur enim pretium nomenque poëtae,
Si tribus Anticyris caput inſanabile, nunquam
Tonſori Licino commiſerit. O ego laeuus!
Qui purgo bilem ſub verni temporis horam:
Non alius faceret meliora poëmata! verum
Nil tanti eſt: ergo fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus, & officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Vnde parentur opes, quid alat formetque poëtam?
Quid deceat, quid non; quo virtus, quo ferat error.
Scribendi recte, ſapere eſt principium & fons.
Rem tibi Socraticae poterunt oſtendere chartae:
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

Qui didicit, patriae quid debeat, & quid amicis,

Quo

120. **Vernunft und Klugheit.** Dieſes ſetzt er denen entgegen, die da meynten, die Raſerey machte Poeten. Er behauptete gerade das Gegentheil. Eine geſunde Vernunft und gute Einſicht in philoſophiſche Wiſſenſchaften legen den Grund zur wahren Poeſie.

121. **Des Sokrates** ꝛc. Die ſokratiſchen, das iſt, philoſophiſchen und ſonderlich moraliſchen Bücher ſoll ein künftiger Poet fleißig leſen. Sokrates ſelbſt hat zwar nichts geſchrieben; aber ſeine Schüler, Plato, Xenophon, Cebes und andre, deſto mehr. Ein Poet ſoll alſo die Weltweisheit und ſonderlich die Sittenlehre wohl inne haben: denn ohne ſie kann er keinen einzigen Character recht machen.

122. **Der Ausdruck.** Es iſt thöricht, auf Worte zu ſinnen, wenn man die Sachen nicht verſteht. Wer die Materien, davon er ſchreiben will, wohl inne hat, und voller guter Gedanken iſt, der wird leicht Worte finden, ſie an den Tag zu legen. Was taugen alſo die poetiſchen Lexica von ſchönen Redensarten, Beywörtern, Beſchreibungen, und andern ſolchen Raritäten?

123. **Gelernet hat** ꝛc. So viel fordert Horaz von einem Poeten. Das iſt eine ſchwere Lection für diejenigen, welche die Poeſie für ein Werk der erſten Jugend halten: da doch ſehr wenige in ihren männlichen Jahren alle die Wiſſenſchaft beſitzen, die zu einem wahren Dichter unentbehrlich iſt.

124. Bil-

Die Kindern zugehört; die Art, wie Brüder leben;
Was Rath und Richteramt für Lebensregeln geben;
Wie Feldherr und Soldat im Kriege ſich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poeſie gelegt;
Der wird nichts thörichtes, nichts ungereimtes dichten,
Und den Character ſtets nach den Perſonen richten.
Wer klüglich bilden will, (124) der ſchaue die Natur,
Und Art der Menſchen an, und folge dieſer Spur:
So wird er fähig ſeyn, ſie lebhaft abzuſchildern.
Oft rühret ein Gedicht (125) mit wohlgetroffnen Bildern,
Darinnen hier und dar ein ſchöner Lehrſpruch liegt,
So ſchlecht der Ausputz auch ein zartes Ohr vergnügt,
Viel kräftiger das Volk; als Verſe, die wie Schalen,
Darinn kein Kern mehr iſt, mit leeren Tönen pralen.
Den Griechen iſt das Chor der Caſtalinnen hold: (126)
Das macht ſie geizen nicht nach Silber oder Gold; (127)
Sie ſtreben nur berühmt und ſtets beliebt zu bleiben,
Drum ſind ſie reich an Geiſt, im Reden und im Schreiben,
In Rom hergegen fängt ein Kind, das reden kann,
Die güldne Rechenkunſt (128) mit vielem Eifer an,
Und lernt des Groſchens Werth durch hundert Brüche theilen.
Geht, fragt den Sohn Albins, (129) das kleine Kind, zuweilen:
Fünf hab ich, zwey davon, was bleibt, mein Söhnchen? Drey.
Vortrefflich ſchön! mein Kind. Ganz recht! es bleibt dabey;
Du wirſt dein Glück einmal zum höchſten Gipfel bringen:
Wer dieſe Kunſt verſteht, dem muß es einſt gelingen.

Noch

124. **Bilden will.** Im Lateiniſchen heißt es, nachahmen. Ein Poet iſt ein Nachahmer der Natur, wenn ich ſo ſagen darf: und zwar ſoll er ein gelehrter Nachahmer ſeyn, wie Horaz ſchreibt; das iſt ein geſchickter, geübter Maler.

125. **Ein Gedicht.** Der Poet verſteht ein Schauſpiel, denn er nennt es Fabula. Hierinn müſſen die guten Charactere das Beſte thun: Denn wenn nur die Gemüthsart jeder Perſon wohl ausgedruckt wird: ſo überſieht das Volk viel andre Fehler in den Verſen, und in der ganzen Einrichtung der Fabel: wie die Engländer bey ihren Schauſpielen zu thun pflegen.

126 **Den Griechen.** Horaz kömmt immer wieder auf die Griechen, ohne Zweifel, weil die römiſchen Versmacher ſeiner Zeiten, entweder kein Griechiſch lernen wollten; oder doch keine griechiſche Bücher laſen, ſondern von ſich ſelbſt alle Weisheit haben wollten. Heutiges Tages gehts uns eben ſo. Wenige von unſern Poeten kennen die Alten, oder auch die neuern Kunſtrichter: auf dieſe ſchmählen wohl gar einige, ohne ſie zu verſtehen, oder geleſen zu haben. Man bemerket auch, daß alle die Poeten, denen damals Horaz die Verſäumung griechiſcher Schriften vorrückt, verlohren gegangen, und nicht bis auf die Nachwelt gekommen. So wird es unſern ſelbſt gewachſenen Dichtern vermuthlich auch gehen.

127. **Sie geizen nicht.** Der Geiz iſt gemeiniglich nicht ein poetiſcher Affect. Die Ehrbegierde iſt den guten Poeten allezeit mehr eigen: daher kömmts auch, daß die, welche ums Geld ſingen, ihre Sachen ſo obenhin machen; die aber auf ihre Ehre ſehen, und auf die Nachwelt

Quo ſit amore parens, quo frater amandus, & hoſpes;
Quod ſit conſcripti, quod iudicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo,
Doctum imitatorem, & viuas hinc ducere voces.
Interdum ſpecioſa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur,
Quam verſus inopes rerum, nugaeque canorae.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Muſa loqui; praeter laudem nullius auaris.
Romani pueri, longis rationibus, aſſem
Diſcunt in parteis centum diducere. Dicat
Filius Albini, ſi de quincunce remota eſt
Vncia, quid ſuperat? poteras dixiſſe triens. Heus,

Rem

welt denken, ihre Sachen weit fleißiger und ſorgfältiger ausarbeiten. Von dem einzigen Pindarus hat le Clerk in ſeinen Parrhaſianen erweiſen wollen, daß er geizig geweſen; weil er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen Lieder für Geld gemacht. Aber eine Schwalbe macht keinen Frühling: Von allen übrigen Griechen kann Horaz ſagen, daß ſie nach nichts, als nach Ehre gegeizet.

128. Die güldne Rechenkunſt. Die Römer führten einen großen Staat, und lebten wollüſtig; ja der Reichthum war ihnen auch an ſich unentbehrlich, weil jeder Orden der Bürger ein gewiſſes Vermögen beſitzen mußte: ſo gar, daß einer, der daſſelbe verminderte, auch ſeinen Adel ꝛc. verlohr. Wer auch zu Aemtern in der Republik gelangen wollte, mußte das Volk durch koſtbare Schauſpiele gewinnen, welche oft Tonnen Goldes betrugen. Ja Antonius hatte endlich gar geſagt: niemand wäre reich, als der eine ganze Armee auf eigne Koſten ins Feld ſtellen könnte. Daher war es kein Wunder, daß man die Jugend gleich in den erſten Jahren zur Haushaltung, und folglich zum Rechnen anführete. Dieſes war nun eine ſchlechte Vorbereitung zur Poeſie.

129. Albinus war ein berühmter Wucherer damaliger Zeit, der ſeinen Sohn zu nichts anders, als zum Rechnen anführete. Horaz denkt auch in der VI. Sat. des I. B. daß die großen Hauptleute, Centuriones, es in Rom nicht anders gemacht. Boileau hat in ſeiner ſiebenten Satire dieſe Stelle nachgeahmet.

Noch mehr: Ich habe fünf, und ſetze drey darzu,
Was machts, mein Söhnchen? acht. Ach Kind, wie klug biſt du?
Bey ſolcher feinen Zucht erwachſen unſre Knaben:
Und doch hofft Rom dereinſt Gedichte gnug zu haben,
Darinn der Zeit zu Trotz, das prächtige Latein
Bis auf die ſpäte Welt ſoll unvergänglich ſeyn. (130)
Entweder ein Poet ſucht Nutzen oder Luſt; (131)
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit reger Bruſt.
Im lehren ſey man kurz, die nutzerfüllten Sachen,
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig iſt (132) vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht. (133)
Und fordre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reiße nicht das Kind den Hexen (134) aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aelteſten der Stadt, (135)
Verachten ein Gedicht, das nichts geſetztes hat.
Der hohe Ritterſtand (136) mag lauter Ernſt nicht hören.
Der wird vollkommen ſeyn, der theils geſchickte Lehren,
Und theils was liedliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum theil dem Leſer nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet;
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret.
Zwar Dichter fehlen auch; (137) und man verzeiht es leicht,
Indem die Seyte doch nicht ſtets den Ton erreicht,

Den

130. **Unvergänglich.** Im Grundtexte heißt es, Verſe, die man mit Cederſaft überſtreichen, und in Cypreſſenholz aufbehalten wird. Der Cederſaft hat eine erhaltende Kraft, weil die Schaben und Motten dasjenige nicht freſſen, was damit gerieben worden. Und die Schachteln von Cypreſſenholz haben eben die Tugend an ſich. Horaz ſpottet der Römer, daß ſie bey ſolcher Zucht, große Poeten zu erziehen hofften. Große Finanziers werden ſehr magere Poeten.

131. **Entweder** ꝛc. Nicht, als wenn es nach Horazens Meynung recht wäre, einige Gedichte zur Luſt, und andere des Nutzens halber zu machen: ſondern, weil einige Poeten dieſes, die andern jenes zum Endzwecke haben. Ein theatraliſcher Poet ſoll ſich beydes vorſetzen: wiewohl es ſcheint, daß er hier nur von Comödien allein reden wolle. Es ſoll alſo ein Comödienſchreiber nicht nur durch lauter Harlekinspoſſen ein Gelächter zu erwecken ſuchen; ſondern ſich auch bemühen, ſeinen Zuſchauern zu nutzen, das iſt, ſie klüger und tugendhafter zu machen.

132. **Ueberflüßig.** Horaz braucht das Gleichniß von einem Gefäße, in welches man mehr gießen will, als es faſſen kann. Wie nun das übrige herunter fleußt, und alſo vergebens verſchwendet iſt; So ſind auch die überflüßigen Lehren umſonſt. Man giebt nicht mehr acht, wenn ſie zu langweilig ſind; und läßt ſie zu einem Ohre hinein, zum andern aber heraus. Das lehrt uns: Die Sittenlehren in theatraliſchen Poeſien müſſen kurz gefaſſet ſeyn, und nicht über ein paar Zeilen austragen. Dieſe Lection gehört für die Poeten, die erbaulich ſchreiben wollen.

133. **Die Fabel.** Dieſe Regel geht diejenigen an, die nur durch ihre Fabeln beluſtigen wollen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dasjenige, was ſie vor allen Dingen beobachten ſollen. Dichten iſt

kein

Rem poteris ſeruare tuam. Redit vncia: quid fit?
Semis. At, haec animos aerugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit; ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro, & laeui ſeruanda cupreſſo.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poëtae;
Aut ſimul & iucunda & idonea dicere vitae.
Quidquid praecipies, eſto breuis: vt cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne ſuperuacuum pleno de pectore manat.
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi;
Neu pranſae Lamiae viuum puerum extrahat aluo.
Centuriae ſeniorum agitant expertia frugis:
Celſi praetereunt auſtera poëmata Rhamnes:
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci;
Lectorem delectando, pariterque monendo.
Hic meret aera liber Soſiis: hic & mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat aeuum.

Sunt delicta tamen, quibus ignouiſſe velimus.

Nam

keine Kunſt: Aber ſo dichten, daß es noch einigermaßen gläublich herauskomme, und der Natur ähnlich ſey; das iſt dem Poeten ein Lob.

134. Den Hexen, Lamiae. Die Alten glaubten einen König der Leſtrigonier, Lamius, der Menſchenfleiſch freſſen ſollte. Man ſehe, was Homer in der Odyſſee davon geſchrieben. Daher dichtete man auch eine Königinn, Lamia, die Kinder freſſen mußte. Die Römer machten nachmals eine grauſame Zauberinn daraus, und ſchreckten ihre Kinder damit. Ohne Zweifel hatte etwa ein damaliger Poet eine ſolche Hexe auf die Bühne gebracht, und ihr das verzehrte Kind wieder aus dem Leibe reißen laſſen. Das iſt nun die unglaublichſte Sache von der Welt; ſo groß auch die Macht einer Hexe immermehr angenommen wird.

135. Die Aelteſten. Die anſehnlichſten Männer von reifem Verſtande und ernſthaftem Weſen, mögen kein Schauſpiel ſehen, darinn nichts kluges vorkömmt. Kinderpoſſen und lauter luſtige Schwänke ſchicken ſich für ihre Jahre nicht. Bey uns gehts eben ſo. So lange man lauter italieniſche Burlesken, oder deutſche Poſſenſpiele von Haderlumpen, Dummen Jungen, Petern und Kuchenfreſſern, aufführen wird, ſo lange hat man keine anſehnliche Zuſchauer zu hoffen. Man ſpiele aber ernſthafte Trauerſpiele, und regelmäßige Luſtſpiele, ſo werden die vernünftigſten Männer ſich in den Schauplatz dringen.

136. Der hohe Ritterſtand. Celſi Rhamnes. Die Römer waren vom Romulus in drey Claſſen getheilet worden, davon waren die Rhamnenſer die erſten. Das Wort Celſi machts alſo, daß man nicht den römiſchen Pöbel, ſondern den Adel dadurch verſteht, da man ſonſt das ganze Volk dadurch verſtehen könnte. Die Ritter und Edlen nun, mochten in Rom kein gar zu ernſthaftes Weſen gern hören, ſondern liebten

Den Hand und Ohr verlangt. Es ſoll oft niedrig klingen.
Doch läßt die Laute kaum den Mittelton erzwingen.
Ein Bogen trifft nicht ſtets, wornach er abgezielt.
Allein wenn ein Poet dem Phöbus nachgeſpielt,
Und ſeine Lieder uns faſt durch und durch gefallen,
Denn mag nur hier und da was hartes drunter ſchallen. (138)
Es geht ganz menſchlich zu. Wie leicht iſt es geſchehn.
Daß wir zu ſorglos ſind, und irgend was verſehn!
Was folgt indeſſen draus? Wie wir der Schreiber lachen,
Die, wenn man ſie gleich ſtraft, doch ſtets die Fehler machen,
Davor man ſie gewarnt; und wie ein Leyermann,
Der nur ſein altes Lied auf einer Septe kann,
Ein Spott der Kinder wird: ſo ſetz ich den Poeten,
Der keinen Ton verſteht, und auf den heiſchen Flöten
Stets falſche Griffe macht, (139) zu jenem Chörilus, (140)
Bey deſſen Verſen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Hingegen ſchmerzt es mich, wann wider Wunſch und Hoffen
Homer einmal entſchläft. (141) Obwohl es leicht geſchieht,
Daß ein ſo langes Werk den Schlummer nach ſich zieht.
Ein Vers iſt Bildern gleich, (142) wo manches uns gefällt,
Wenn mans genau beſieht und nah vor Augen ſtellt;
Indem ſich andre nur von ferne trefflich zeigen.
Dem einen iſt die Nacht und Dunkelheit faſt eigen. (143)

Das

ten was Luſtiges; dergleichen die Comödien waren. Daher folgt, ein Poet müſſe ſich nach allen beyden richten.

137. **Zwar Dichter fehlen auch.** Poeten ſind auch Menſchen: Daher können ſie leicht fehlen; und verdienen auch, daß man ihnen zuweilen etwas überſieht. Aber ihre Fehler müſſen weder aus Unwiſſenheit, noch aus Nachläßigkeit herkommen, wenn ſie Vergebung hoffen wollen. Die menſchliche Schwachheit und unvermeidliche Nothwendigkeit allein entſchuldiget ſie, wie folgende Verſe zeigen.

138. **Hier und da.** Die Fehler müſſen ſehr ſelten kommen, wenn man ſie überſehen ſoll. Wo ein Gedichte von Schnitzern wimmelt, da fordert man vergebens ein gelindes Urtheil. Das Schöne muß das Schlechte weit übertreffen, wenn ich einem etwas zu gute halten ſoll. An Opitzen, Dachen und Flemmingen entſchuldige ich viele Fehler wider die Reinigkeit, die ich einem heutigen Stümper hoch anrechne. Das macht, ihre Schriften ſind ſo voller Geiſt und Feuer, als die heutigen voller Schnee und Waſſer.

139. **Stets falſche Griffe.** Ein Fehler muß nicht vielmal wieder kommen, wenn man ihn überſehen ſoll: Denn wo er oft begangen wird, da zeigt er entweder von ſeines Meiſters Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit.

140. **Chörilus,** der in der LXXV Olympias gelebt, und auf den Sieg der Athenienſer über den Xerxes ein ſo ſchönes Gedichte gemacht, daß man ihm für jede Zeile eine goldene Münze zur Vergeltung gegeben, und befohlen, ſein Werk, nebſt Homero, öffentlich zu leſen. Sondern dieß war derjenige Chörilus, der zu des großen Alexanders Zeiten gelebt, und bey dieſem Prinzen mehr Glück als Verdienſte gehabt. Er muß auch wohl zuweilen ein paar kluge Zeilen mit darunter gemacht haben. Horaz ſpricht ihm dieſes nicht ab. Aber er ſagt,

daß

Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus, & mens:
Poſcentique grauem perſaepe remittit acutum;
Nec ſemper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum vbi plura nitent in carmine; non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura, quid ergo?
Vt ſcriptor ſi peccat idem librarius vsque,
Quamvis eſt monitus, venia caret; & citharoedus
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem:
Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus:
Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Vt pictura, poëſis erit, quae, ſi propius ſtes.
Te capiet magis, & quaedam, ſi longius abſtes.

Haec

daß er darüber lachen müſſe, und ſich verwundre, daß er gleichwohl zuweilen was gutes zuwege gebracht.

141. **Homer entſchläft.** Man führt dieſe Worte Horatii gemeiniglich verſtümmelt an, da ſie denn eine ganz andre Bedeutung haben. Der Poet will nicht ſagen, daß der gute Homer auch zuweilen fehle: Sondern er will ſagen, daß es ihm leid ſey, wenn der gute Mann einmal was verſehen habe. Es ſchmerzt ihn, daß dieſer große Dichter hier und da was ſchläfriges mit einfließen laſſen. Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. Quandoque heißt hier quoties, nicht interdum. Das iſt ein großes Lob für den Homer. Das Gute iſt bey ihm in großer Menge; die Fehler aber ſind nur in geringer Anzahl zu finden. Und dieſe können noch durch die Größe ſeiner Gedichte entſchuldiget werden.

142. **Ein Vers iſt Bildern gleich.** Dacier erklärt dieſes auch von lauter guten Gedichten, und meynt, daß mancher guter Vers bey genauer Prüfung Stich halte, ein andrer aber nur obenhin angeſehen werden müſſe: nicht anders, als wie Bilder von gewiſſer Art ihre gewiſſe Stellung oder Entfernung erfordern. Von Gemählden hat dieſes ſeine Richtigkeit: aber von Verſen iſt es ganz anders. Ein Gedichte, das nicht die Prüfung eines Richters aushält, taugt ſo wenig, als das Gold, welches nicht Strich hält. Das Gleichniß Horatii muß von ſolchen Bildern verſtanden werden, die im Dunkeln oder von weitem ſchön zu ſeyn ſcheinen, aber in der That ſchlecht ſind: da hingegen andre deſto mehr Schönheiten zeigen, je länger und genauer man ſie betrachtet.

143. **Dem einen iſt die Nacht.** Das ſind die ſchönen Werke der Poeten, die bey dem Pöbel ſo viel Beyfall finden; Kennern aber nicht gefallen. Man muß ſie gleichſam nur bey neblichtem Wetter leſen; ſonſt gefallen ſie ei-

 nem

Das andre liebt den Tag und volles Sonnenlicht,
Und ſcheuet dergeſtalt die ſchärfſte Prüfung nicht.
Dieß mag man einmal kaum; und jenes zehnmal leiden,
Denn man erblickt es ſtets mit neuer Luſt und Freuden.
Drum merk, o Piſo, dir die güldne Regel an,
Wiewohl des Vaters Wort dich ſattſam leiten kann,
Und du ſchon ſelber weiſt die Sachen zu entſcheiden:
Man kann in mancher Kunſt die Mitelſtraße leiden;
Ein Rechtsgelehrter darf nur mittelmäßig ſeyn,
Ein Redner ebenfalls darf nicht ſo ungemein,
Als ein Caſcellius und ein Meſſalla ſprechen; (144)
Doch hält man beyde werth und wird ſich nicht entbrechen,
Sie lobend zu erhöhn. Allein daß ein Poet
Nur mittelmäßig iſt und nicht aufs höchſte geht: (145)
Das hat kein Muſenchor, kein Phöbus zugegeben: (146)
Das wird kein kluger Menſch, kein Bücherkram (147) erheben.
Muſiken ſonder Kunſt und voller Uebelklang,
Ein halbverfaultes Oel und Salben voll Geſtank,
Ein herber Honigſeim, (148) das Werk der Sarderbienen;
Was werden die zur Luſt bey fetten Tafeln dienen?
Wie man nun ohne ſie ſich leicht behelfen kann;
So ſieht man kein Gedicht mit holden Augen an,
Das kein Vergnügen giebt (149) wozu mans doch erfunden,
Als man zum erſtenmal das Sylbenmaaß gebunden.
So bald ein matter Vers den Gipfel nicht erreicht,
Bemerkt man daß er ſinkt, und in der Tiefe kreucht.
Wer kein Turnier verſteht, (150) enthält ſich doch der Waffen:
Wer nie den Ball geſpielt, hat nichts damit zu ſchaffen;

Denn

nem nicht. Ich will ſagen, man muß einen finſtern Verſtand haben, wenn man ſie bewundern will. Bey dem Lichte einer geſunden Critik verſchwinden alle ihre Schönheiten. Daher fürchten auch ihre Urheber nichts mehr, als die Prüfung eines ſcharfſichtigen Kenners.

144. **Caſcellius und Meſſalla**, zween große Redner damaliger Zeiten Dieſer hieß Meſſala Corvinus, deſſen Horaz auch in der XXI Ode des III. B. gedenkt, und an den auch Tibullus ein Gedicht geſchrieben. Jener heißt Aulus Caſcellius, und war zugleich ein gründlicher Rechtsgelehrter, von großem Anſehen: der das Herz gehabt, ſich dem Triumvirate Antons, Octavs und des Lepidus zu widerſetzen.

145. **Nur mittelmäßig.** Wenn die Verſe nicht ſchön ſind, ſo taugen ſie ſchon nichts. Und wenn ſie weiter nichts guts an ſich haben, als daß ſie rein und ungezwungen fließen: ſo ſind ſie ſchon ſchlecht. Daher ſieht man, daß ſo viele Dichter, die eben nicht ſehr fehlerhaft bey uns geſchrieben, gleich unter die Bank gerathen, und nicht geleſen werden. Das macht, ſie ſind nur mittelmäßig.

146. **Kein Muſenchor.** Phöbus und ſeine Schweſtern geſtehens nicht, daß ſie dem Dichter ſo was ſchlechtes eingegeben: weil es ihnen zur Schande gereichen würde, nur mittelmäßige Gedichte hervorgebracht zu haben

147. **Bücherkram**, Columnae. Es

gab

Haec amat obſcurum: volet haec ſub luce videri,
Iudicis argutum quae non formidat acumen.
Haec placuit ſemel; haec decies repetita placebit.
O maior iuuenum, quamuis & voce paterna
Fingeris ad rectum, & per te ſapis; hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi. Conſultus iuris, & actor
Cauſarum mediocris, abeſt virtute diſerti
Meſſallae, nec ſcit quantum Caſcellius Aulus;
Sed tamen in pretio eſt: mediocribus eſſe poëtis,
Non di, non homines, non conceſſere columnae.
Vt gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum vnguentum, & Sardo cum melle papauer
Offendunt; poterat duci quia coena ſine iſtis:
Sic animis natum inuentumque poëma iuuandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.
 Ludere qui neſcit, campeſtribus abſtinet armis;
Indoctusque pilae, diſciue trochiue quieſcit;

Ne

gab Pfeiler in Rom, wo man die Titel von neuen Büchern anſchlug. Einige meynen, die Poeten hätten ſolches gethan, um bekannt zu machen, wenn und wo ſie ihre neue Gedichte den Liebhabern vorleſen wollten. Aber es iſt wahrſcheinlicher, daß die Buchhändler ſolches gethan; welche gewiß die Poeten nicht lobten, wenn ihre Sachen ſchlecht abgiengen.

148. **Ein herber Honigſeim.** In Sardinien giebt es ſolche bittre Kräuter und Blumen, daß ſelbſt das Honig davon bitter ſchmecken ſoll: Virgil ſchreibt in der VIII. Ecloge. Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis.

149. **Das kein Vergnügen giebt.** Eine Sache, die nicht geſchickt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, die taugt gewiß nicht. Die Poeſie aber ſoll zum Vergnügen der Menſchen gereichen: alſo wird ſie verwerflich ſeyn, wenn ſie ſolches nicht erweckt.

150. **Turnier.** Ludere hieß bey den Lateinern, alle diejenigen Uebungen mitmachen, die auf dem martialiſchen Gefilde, von der römiſchen Jugend unternommen wurden. Dahin gehörte das Reiten, Ringen, Schwimmen, Ballſpielen, Tellerwerfen, der Kräuſel u. d. gl. Das alles heißt hier der Poet campeſtria arma. Ich habe das Wort Turnier gebraucht, weil die alten Spiele uns nicht mehr bekannt ſind. Es läuft aber auf eins hinaus.

Denn wer ſich ſo vergeht, wird häßlich ausgelacht.
Hingegen nimmt man wahr, das jeder Verſe macht, (151)
Der doch die Kunſt nicht kann. Warum nicht? Geld und Titel (152)
Sind ihrer Meynung nach der wahren Dichtkunſt Mittel.
 Du zwingſt dich zwar zu nichts, was Pallas dir verſagt; (153)
Das zeigt wie klug du biſt: Doch wenn dein Witz es wagt,
Hinführo auch einmal ein Probeſtück zu dichten:
So laß erſt Tarpens Ohr (154) und deinen Vater richten,
Und mich vielleicht darzu, wie dirs damit geglückt;
Dann werd es noch neun Jahr bedächtig unterdrückt, (155)
So lang es bey dir liegt, iſt leicht was ausgeſtrichen,
Kein Wort kehrt wieder um, ſo bald es dir entwichen.
 Von ſchnöder Lebensart, von Mord und Unverſtand
Hat Orpheus, der Poet, die Menſchen abgewandt, (156)
Die wilden Thieren gleich in wüſten Wäldern tobten,
Und nachmals ſeine Kunſt als übermenſchlich lobten.
Drum ſagt man ſonſt, daß er der Tyger Wuth gezähmt,
Der Löwen Raſerey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfalls (157) ſoll durch die Dichtergaben,
Und ſeiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben:
Weil auf der Seyten Ton ſich Stein und Holz bewegt
Bis Thebens Mauer ſich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten (158)
Zu zeigen, was für gut und ſtrafbar ſey zu halten,
Was recht und ſchändlich war, der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,

Die

151. **Jeder Verſe macht.** Liber & ingenuus, das ſind die freyen Römer, und die von Knechten herſtammen. Horaz ſpricht dieſen Leuten nicht die Fähigkeit zur Poeſie ab. Er war ſelbſt der Sohn eines Freygelaſſenen, wie er in einem Schreiben an den Mecänas geſteht. Aber es miſchte ſich in Rom alles in die Poeſie.

152. **Geld und Titel.** Equeſtrem ſummam nummorum. Wer in Rom 400000 Seſtertien, oder 25000 Kaiſergulden beſaß, der konte in den Ritterſtand kommen. Er mußte aber auch ſonſt von guter Aufführung ſeyn. Weil es nun unter Leuten von dieſem Vermögen und Stande zu Rom viel eingebildete Poeten gab: ſo macht ſich Horaz den Einwurf: Warum ſollte einer, der vom Ritterſtande iſt, und nicht nur reich, ſondern auch wohlgeſittet iſt, nicht ein Poet ſeyn können? Ein recht vortrefflicher Schluß!

153. **Du zwingſt.** Der Poet redet den jungen Piſo an, und lobt ihn, daß er von dieſem Vorurtheile frey ſey. Gemeiniglich führt man es als eine Regel an: welches außer dem Zuſammenhange wohl angeht; aber im Texte nicht.

154. **Tarpens Ohr.** Spurius Metius Tarpa, ein ſcharfer Criticus, der nebſt andern vom Auguſt beſtellet war, die Gedichte der damaligen Poeten zu cenſiren. Sie verſammleten ſich in dem Tempel Apollons, der zum Vorleſen poetiſcher Sachen im kaiſerlichen Pallaſte gewidmet war. Dieſe poetiſche Geſellſchaft hat auch nach Auguſts Abſterben noch eine Weile gedauret. Onuphrius Panvinius erzählt, daß unter Domitians Regierung, ein junger Menſch, L. Valerius Pudens, beſage einer

Ne ſpiſſae riſum tollant impune coronae:
Qui neſcit, verſus tamen audet fingere. Quid ni,
Liber & ingenuus? praeſertim cenſus equeſtrem
Summam nummorum, vitioque remotus ab omni.
Tu nihil inuita dices facieſue Minerua:
Id tibi iudicium eſt, ea mens. Si quid tamen olim
Scripſeris, in Meci deſcendat iudicis aureis,
Et patris & noſtras; nonumque prematur in annum.
Membranis intus poſitis delere licebit,
Quod non edideris: neſcit vox miſſa reuerti.
Silueſtreis homines ſacer, interpresque deorum
Caedibus, & victu foedo deterruit Orpheus;
Dictus ob boc lenire tigreis, rapidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanae conditor arcis,
Saxa mouere ſono teſtudinis, & prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit haec ſapientia quondam,
Publica priuatis ſecernere, ſacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis

Oppi-

ner Inſcription, mit einhälligen Stimmen der Richter gekrönet worden: Coronatus eſt inter Poëtas latinos omnibus ſententiis Iudicum. Horaz gedenkt dieſes Tarpa auch in der X. Sat. des I. B.

155. Noch neun Jahr. Catullus gedenkt, daß ſein guter Freund Cinna, ſein Gedichte, Smyrna genannt, ſo lange fertig gehabt, ehe ers heraus gegeben. Iſokrates hat über einem Panegyricus 10 Jahre zugebracht. Doch will Horaz nicht, daß aus der Behutſamkeit in der Ausbeſſerung, eine unendliche Arbeit werden ſoll: er will nur der Uebereilung ſteuren, und ſetzt eine beſtimmte Zahl für eine unbeſtimmte.

156. Orpheus. Ein alter Poet, der zu Moſis Zeiten, anderthalb tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, gelebt. Die Oden, die man unter ſeinem Namen noch zeiget, ſind nicht von ihm.

157. Amphion. Cadmus hatte Theben erbauet: Etwa dreyßig Jahre nach ihm kam Amphion, der durch ſeine Muſik, Poeſie und Beredſamkeit es ſo weit brachte, daß die Einwohner eine Mauer um die Stadt baueten, ja auch ein feſtes Schloß anlegten.

158. Die Weisheit ꝛc. Die erſten Poeten waren eigentlich Weltweiſe und kluge Staatsleute, inſoweit es ihre Zeiten zuließen. Sie bedienten ſich nur der Poeſie, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die widerſpenſtigen Gemüther dadurch zu bändigen. Ihre Abſicht war, das wilde Volk die natürlichen Geſetze der Vernunft, oder das Recht der Natur zu lehren, und es zum geſellſchaftlichen Leben anzuführen. Kurz, die Poeten waren die erſten Philoſophen,

Rechts-

Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.
Tyrtäus (159) und Homer hat nachmals dargethan.
Wie muthig ein Gedicht zum Streite machen kann,
Man hat, was künftig war, in Verſen angezeiget (160)
Des Lebens Pflicht gelehrt, der Fürſten Herz geneiget,
Das Luſt- und Trauerſpiel erdacht und ausgeſchmückt,
Daran ſich das Gemüth nach langer Müh erqvickt.
Drum ſchäme dich nur nicht der Muſen lauten Chören,
Und was Apollo ſingt, o Piſo zuzuhören.

Man fragt, ob Kunſt und Fleiß den Dichternamen bringt (161)
Und ob es nicht vielmehr durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder ſehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunſt ſtimmt ein;
Und beydes wird alſo dem Dichter nöthig ſeyn.
Wer das erwünſchte Ziel im Laufen will ereilen,
Der thut und duldet viel, und ſchwitzt und friert zuweilen,
Vermeidet Lieb und Wein. Ja wenn an Phöbus Feſt
Ein Pfeifer ſeinen Ton vor andern hören läßt:
So hat er längſt zuvor die ſchwere Kunſt gefaſſet,
Und iſt in ſtrenger Zucht gar oft vor Furcht erblaſſet.
Doch itzo iſts genug, wenn jemand ſelber ſpricht:
Ich dichte trefflich ſchön (162) zum mindſten darf ich nicht
Der allerletzte ſeyn; (163) vielweniger geſtehen,
Ich hätt es nicht gelernt, den Regeln nachzugehen.

So wie der Mäkler ſonſt das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar in einen Klumpen zwingt:
So lockt ein Dichter oft die Schmeichler ſeiner Künſte,
Weil er begütert iſt, zum ſchändlichſten Gewinſte (164)

Wer

Rechtsverſtändigen und Gottesgelehrten.

159. Tyrtäus war ein kleiner, lahmer und pucklichter Schulmeiſter zu Athen. Die Athenienſer ſchickten ihn aus Spott den Lacedämoniern zum Feldherrn wider die Meſſenier; weil ſie auf Befehl des Orakels einen General aus Athen holen ſollten. Er verlohr anfänglich etliche Schlachten, zuletzt aber las er an der Spitze ſeiner Armee, denſelben ein ſo bewegliches Gedichte von ſeiner Arbeit vor, daß ſie von neuem ein Herz faßten, die Meſſenier angriffen und überwanden.

160. **Was künftig war.** Horaz zielt auf die Orakel, die man in dieſem andern Alter der Poeſie in Verſen zu geben angefangen, da ſie vorher nur proſaiſch geantwortet hatten.

161. **Man fragt.** Nichts iſt bey jungen Leuten gewöhnlicher, als dieſe Frage: zumal, wenn ſie hören, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Haben ſie nun etwa ein gutes Naturel zum Reimen: ſo bilden ſie ſich ein, ſie brauchten nun keiner beſchwerlichen Regeln mehr; als die doch ohne dieß keinen Poeten machten. Sie ſchreiben alſo in den Tag hinein, und dichten auf ein gerathe wohl. Alle ihre Einfälle müſſen gut, und alle Fehler lauter Orakel

Oppida moliri, leges incidere ligno.
Sic honor, & nomen diuinis vatibus, atque
Carminibus venit. Poſt hos inſignis Homerus
Tyrtaeusque, mares animos in Martia bella
Verſibus exacuit: dictae per carmina ſortes;
Et vitae monſtrata via eſt: & gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Muſa lyrae ſollers, & cantor Apollo,

Natura fieret laudabile carmen, an arte?
Quaeſitum eſt: ego nec ſtudium, ſine diuite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium; Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & coniurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer: ſudavit, & alſit
Abſtinuit Venere & vino. Qui Pythia cantat
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum.
Nunc ſatis eſt dixiſſe: Ego mira poëmata pango:
Occupet extremum ſcabies; mihi turpe relinqui eſt,
Et quod non didici, ſane neſcire fateri.

Vt praeco, ad merceis turbam qui cogit emendas,
Aſſentatores iubet ad lucrum ire poëta;
Diues agris, diues poſitis in foenore nummis.

Si

kel ſeyn. Andre, die kein Fünkchen natürlichen Witz beſitzen, wollen alles aus Regeln lernen. Aber beyde fehlen, und Horaz hilft ihnen zurechte.

162. Ich dichte trefflich ſchön. Die ſchlimmen Poeten krönen ſich immer am erſten, und loben ſich fleißig. Sie haben Urſache dazu, denn andre wollen es nicht thun. Der eine meynt, in Scherzgedichten ſey er glücklich; der andre ſagt, ſeine Stärke ſey in Satiren; der dritte hält ſich in Lobgedichten für einen Meiſter u. ſ. w. Daher halten ſie es für überflüßig, die Regeln der Alten zu leſen, oder ſonſt Lehren anzunehmen.

163. Der allerletzte ſeyn. Wer ſich lange mit Regeln aufhält, der bleibt hinten, und kann nicht ſo geſchwinde ganze Bände, mit ſeinen Gedichten angefüllet, herausgeben. Andre kommen ihm zuvor, und werden eher Poeten: daher hat er keine Zeit, die Kunſt recht zu faſſen. Man wird es auch ohne dieß wohl glauben müſſen, daß er ſie verſtanden habe: es mag ſich ſonſt um die Regeln bekümmern, wer da will.

164. So lockt. Horaz kömmt hier auf ein andres nöthiges Stücke. Natur und Kunſt iſt noch nicht genug. Ein Poet muß auch gute Freunde haben, die ſeine Gedichte ſcharf beurtheilen. Daran fehlt es nun den reichen Poeten, und

denen

Wer nun ein Gaſtmahl giebt und wohl bewirthen kann,
Für Schuldner Bürge wird, und manchen armen Mann,
Der in Proceſſen ſteckt, vermögend iſt zu retten;
Von dem erkühn ich mich ohn alle Scheu zu wetten:
Für Liebe zu ſich ſelbſt erkennt er ſelber nicht,
Des wahren Freundes Wort, und was ein Heuchler ſpricht.
Wenn du einmal tractirſt; ſo zeige nur dein Blatt
Dem Gaſte nicht alsdann, wenn er getrunken hat,
Voll Wein und Freuden iſt. Sonſt wird er ſich nicht ſcheuen:
Vortrefflich, ungemein! auf jedes Wort zu ſchreyen.
Er wird entzücket ſtehn; ein heißer Thränenguß
Wird aus den Augen thaun; und ſein geſtampfter Fuß
Wird tanzend luſtig ſeyn. Denn ſo wie bey den Leichen
Die nächſten Erben faſt den Klageweibern weichen,
Die man für Geld gedingt, zu heulen und zu ſchreyn:
So wird ein Spötter auch weit mehr gerühret ſeyn (165)
Als Freunde guter Art, die deiner Dichtkunſt Proben
Vernünftig eingeſehn, und mit Verſtande loben.
Man ſagt, daß Könige zum Trunke zwingen ſollen,
Wenn ſie der Diener Herz und Art erforſchen wollen;
Bevor ſie ſich vertraun. Machſt du nun ein Gedicht,
So traue doch durchaus den ſchlauen Schmeichlern nicht.
Ihr glatter Fuchspelz deckt ein hinterliſtig Weſen (166)
So oft man dem Quintil (167) was pflegte vorzuleſen,
So ſprach er: Aendre dieß, und jenes beßre noch.
Ich kann nicht ſagte man; und gleichwohl hab ichs doch
Mehr als einmal verſucht. So muß die Zeile weichen (168)
War ſein gewohnter Rath; ſie iſt leicht auszuſtreichen:
Dann muſtre deinen Vers und ſetz an ſeiner ſtatt
Was beſſers an den Ort, wo er geſtanden hat.
Vertheidigte man ſich und blieb bey ſeinen Grillen: (169)
So ſprach er weiter nichts, um ſolches Dünkels willen;

Und

denen, die bey Hofe viel zu bedeuten ſcheinen. Jedermann ſcheuet ſich, ihnen die Wahrheit zu ſagen: Das macht, ſie tractiren ihre Schmeichler gut, oder machen ihnen viel Verheißungen und Luftſchlöſſer: Und aus Erkenntlichkeit lobet man ſie dafür. Dahin gehört das Gleichniß von dem Mäkler.

165. Ein Spötter. Man kann die Heuchler faſt an der Verwegenheit ihrer Lobſprüche kennen. Wenn der vernünftige Richter ſagt, ein Gedichte ſey hübſch und wohlgerathen: So nennt es der Schmeichler unvergleichlich, unverbeſſerlich. Das mäßige Lob eines ſcharfen Kenners, ja nur der bloße Beyfall eines Kunſtrichters vergnüget mich weit mehr, als der entzückte Ausruff eines Unverſtändigen, und die verſtellte Bewunderung eines eigennützigen und falſchen Freundes.

166. Fuchspelz. Animi ſub vulpe latentes. Horaz zielt hier ohne Zweifel auf die Fabel vom Fuchſe und Raben, der den Käſe geſtohlen hatte.

167. Quintil. Dieß iſt Quintilius

Varius

Si vero eſt, vnctum qui recte ponere poſſit,
Et ſpondere leui pro paupere, & eripere atris
Litibus implicitum: mirabor, ſi ſciet inter-
Noſcere mendacem verumque beatus amicum.

Tu ſeu donaris, ſeu quid donare voles cui,
Nolito ad verſus tibi factos ducere plenum
Laetitiae: clamabit enim, pulchre, bene, recte!
Palleſcet ſuper his; etiam ſtillabit amicis
Ex oculis rorem; ſaliet, tundet pede terram.
Vt qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: ſic
Deriſor vero plus laudatore mouetur.

Reges dicuntur multis vrgere culullis,
Et torquere mero, quem perſpexiſſe laborent,
An ſit amicitia dignus? Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi ſub vulpe latentes.
Quinctilio ſi quid recitares: Corrige, ſodes,
Hoc, aiebat, & hoc. Melius te poſſe negares,
Bis, terque expertum fruſtra; delere iubebat,
Et male tornatos incudi reddere verſus.
Si defendere delictum, quam vertere, malles:
Nullum ultra verbum, aut operam inſumebat inanem,

Quin

Varius, der dritte Hofpoet des Kaiſers Auguſti, ein guter Freund Virgils und Horazens. Er war ſchon geſtorben, als dieſer ſeine Dichtkunſt ſchrieb, denn wir finden eine Ode auf ſeinen Tod L. I. Od. 24. Drum redet Horaz von ihm in der vergangenen Zeit. So pflegte ſich ein römiſcher Poet des andern Beurtheilung zu unterwerfen. Varius cenſirte den Virgil und Horaz, und dieſe ihn wieder: daher wurden ſie ſo vollkommen. Bavius und Mävius waren für ſich allein klug, und ließen ſich nicht cenſiren: darum blieben ſie Stümper.

168. So muß die Zeile weichen. Das iſt eine ſcharfe Cenſur. Viele meynen, wenn ſie eine ſchlechte Stelle ihrer Gedichte nicht ausbeſſern können, wiewohl ſie alle ihre Mühe daran gewandt: ſo ſey es ſchon genug. Sie halten ſich nunmehr ſchon für berechtiget, ſie, ſo ſchlecht ſie iſt, ſtehen zu laſſen. Allein vergebens! Es iſt noch ein Mittel übrig. Man ſtreiche ſie gar aus! Ja, ſpricht man, es iſt gleichwohl ein ſchöner Gedanke! Umſonſt, wenn der Vers nicht

auch

Und ließ den Affen gehn, der ſeine Jungen liebt,
Wenn ihm gleich ſonſt kein Menſch den mindſten Beyfall giebt.
So machts ein kluger Mann, (170) er tadelt matte Zeilen,
Verwirft ein hartes Wort, bemerkt auch wohl zuweilen,
Am Rande wo der Vers was ungeſchicktes zeigt.
Er meiſtert allen Schmuck der gar zu prächtig ſteigt.
Was unverſtändlich iſt, daß heißt er klärer machen,
Beſtraft den Doppelſinn und wird in allen Sachen
Ein andrer Ariſtarch. (171) Er fragt nicht kummervoll,
Warum er einen Freund um nichts verſcherzen ſoll?
So ſchlecht dieß alles ſcheint, ſo wirkt es doch zu Zeiten,
In Wahrheit, etwas mehr, als ſchlechte Kleinigkeiten, (172)
Dein ſchmeicheln macht ihn ſtolz, dein höflicher Betrug
Bläſt einen Dichter auf: ſo wird er nimmer klug.
Und wie man Leute fleucht, die ſich die Krätze ſchaben,
Die Gelbſucht, Raſerey, und Mondenkrankheit haben;
So wird ein kluger Menſch, vor tollen Dichtern fliehn,
Die Knaben werden ihn, zum Hohngelächter ziehn:
Nur von der dummen Schaar, der Witz und Vorſicht fehlet,
Wird er der kleinen Zahl der Dichter beygezählet.
Wie ſonſt ein Vogler oft, wenn er nach Amſeln ſtellt,
Aus Unvorſichtigkeit in Brunn und Grube fällt:
So ſtürzt ſich ein Poet, der hohe Verſe ſpeyet,
Oft ſelber in Gefahr. Geſetzt nun, daß man ſchreyet:
Ihr Leute! rettet, helft! Iſt doch kein Menſch zu ſehn.
Wer weis auch in der That, obs nicht mit Fleiß geſchehn?
Und ob er auch einmal, wenn man ihm helfen wollte,
Das zugeworfne Seil, mit Dank ergreifen ſollte?
Er kömmt mit Willen um. Ich ſpreche nicht zu ſcharf.
Wie ſich Empedokles (173) in Aetnens Klüfte warf,
Als ihm das kalte Blut ſo melancholiſch worden,
Daß er dadurch verhofft zum hohen Götterorden,

Sich

auch ſchön iſt. Man ſetze einen an die Stelle, der noch ſchöner iſt, und doch wohl klappt. Ein Poet muß keine Affenliebe gegen ſeine Einfälle haben.

169. **Vertheidigte man ſich.** Gewiſſe Leute bitten einen um ſeine Cenſur. Man entſchuldigt ſich anfangs, man lobt ſie, man will nicht daran. Allein umſonſt: ſie laſſen nicht nach. Endlich gehorcht man ihnen, und erinnert bald hie, bald da etwas. Aber was hilfts? Sie wiſſen alles beſſer. Man ſage, was man will: ſie ändern dennoch nichts. Was man tadelt, das bewundern ſie deſtomehr, und es ſtecken allezeit verborgene Schönheiten in ihren Fehlern. Was iſt da zu thun? Man mache es, wie Varius gethan, und laſſe die Affen gehn.

170. **So machts.** Dieß iſt eine ſchöne Stelle für poetiſche Geſellſchaften und andere Kunſtrichter. Sie haben dreyerley Pflichten zu beobachten. Sie müſſen verbeſſern, ausmuſtern und hinzuſetzen.

171. **Ariſtarch.** Das war ein groſſer

Quin ſine riuali teque & tua ſolus amares.
Vir bonus & prudens verſus reprehendet inerteis,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverſo calamo ſignum, ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutando notabit:
Fiet Ariſtarchus. Nec dicet: Cur ego amicum
Offendam in nugis? haec nugae ſeria ducent
In mala, deriſum ſemel exceptumque ſiniſtre.
Vt mala quem ſcabies aut morbus regius vrget,
Aut fanaticus error, & iracunda Diana:
Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque poëtam,
Qui ſapiunt; agitant pueri, incautique ſequuntur.
Hic, dum ſublimeis verſus ructatur, et errat,
Si veluti merulis, intentus decidit auceps
In puteum, foueamue: licet, Succurrite, longum
Clamet, io ciues; non ſit, qui tollere curet.
Si quis curet opem ferre, et demittere funem:
Qui ſcis, an prudens huc ſe deiecerit, atque
Seruari nolit? Dicam, ſiculique poëtae
Narrabo interitum. Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Inſiluit

ßer Criticus, der zu den Zeiten Ptolomäi Philadelphi gelebt. Er hat vier und zwanzig Bücher, Erklärungen über den Homer, Ariſtophanes und andre griechiſche Poeten geſchrieben. Es iſt Schade, daß dieſelben verlohren worden. Er hat eine ſo ſcharfe Beurtheilungskraft im Beurtheilen gewieſen, daß man ihn einen Propheten genennet; weil ihm das verborgenſte klar und entdeckt geſchienen.

172. **Mehr als Kleinigkeiten.** Dieß iſt ſehr vernünftig geſprochen. Kleine Dinge ziehen vielmal was Großes nach ſich. Die Schmeicheley gegen einen Poeten macht ihn ſtolz. Der Stolz lehrt ihn hernach alles andre verachten, ja er ſelbſt wird bey Kennern auslachens würdig. Das ärgſte iſt, daß ſolche Leute hernach gar aufhören, Lehre anzunehmen. Sie halten ſich ſchon für vollkommen: darum wollen ſie ſich nicht mehr beſſern, wenn ſie gleich könnten.

173. **Empedokles.** Ein Weltweiſer und Poet in Sicilien, der noch vorm Ari-

Inſiluit. Sit ius, liceatque perire poëtis.
Inuitum qui ſeruat, idem facit occidenti.
Nec ſemel hoc fecit, nec ſi retractus erit, iam
Fiet homo, et ponet famoſae mortis amorem.
Nec ſatis apparet, cur verſus factitet; vtrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Mouerit inceſtus? certe furit, ac velut urſus,
Obiectus caueae, valuit ſi frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat recitator acerbus.
Quem vero arripuit, tenet occiditque legendo,
Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.

Sich ſelber zu erhöhn: So geht es hier wohl an.
Man laß es ihm denn zu, daß er verderben kann,
Wer wider Willen hilft, wird ſchlechten Dank erwerben,
Drum laſſe man getroſt den tollen Dichter ſterben,
Es iſt ſein erſtes nicht, daß er nach Unglück ringt; (174)
Und wenn man ihn gleich itzt mit Fleiß zurechte bringt,
So wird er darum doch die Thorheit nicht verlaſſen,
Vielweniger den Weg zum Untergange haſſen.
Man ſieht auch endlich nicht, warum ein böſer Geiſt,
Poeten ſolcher Art zum Verſemachen reißt.
Ob ſie des Vaters Grab (175) durch ihren Koth entweihet?
Ob ſie kein Heiligthum in ihrer Wuth geſcheuet? (176)
Ob ihre Frevelthat der Götter Haus befleckt?
Das weis ich, ſie ſind toll; und wie ein Bär uns ſchreckt,
Wenn er des Kerkers Schloß und Riegel durchgebrochen;
So flüchtet alles weg, wenn ſie ein Wort geſprochen.
Denn wer ergriffen wird, daß er ſie hören muß,
Der kömmt ſo bald nicht los, und ſtirbt faſt vor Verdruß:
Weil ſie, den Egeln gleich, nicht eh die Haut verlaſſen,
Bis ſie nicht fähig ſind, mehr Blut in ſich zu faſſen.

Ariſtoteles gelebt, und ein poetiſches Werk von der Naturlehre geſchrieben hat; wie nachmals Lucretius im Lateiniſchen gethan. Man beſchuldigt den Empedokles, daß er gern vergöttert worden wäre, weswegen er in den feuerſpeyenden Berg Aetna geſprungen, damit man nicht wiſſen könnte, wo er hingekommen, und alſo ſchließen möchte, er wäre gen Himmel gefahren. Allein, ſeine Pantoffeln, die er entweder oben gelaſſen, oder die vom Feuer ausgeworfen worden, haben die Art ſeines Endes verrathen.

174. **Nach Unglück ringt.** Die römiſchen Poeten machten ſich durch ihre, obwohl theatraliſche Stücke, überaus viel Feinde, und kamen zuweilen mit ihrer handgreiflichen Satire in Comödien ſehr übel an.

175. **Des Vaters Grab.** Die Gräber der Alten waren heilig, und durften durch nichts unreines befleckt werden. Im Lateiniſchen heißt es zwar, ob er ſeinen Urin in die Aſche ſeines **Vaters gelaſſen**; weil man nämlich die römiſchen Todten verbrannte. Allein es läuft auf eines hinaus.

176. **Kein Heiligthum.** Triſte bidental. Dieſes war ein vom Donner getroffener Ort, von welchem man viel Weſens in Rom machte. Man umzäunte ihn rings umher, und es mußte ſich demſelben niemand nähern, vielweniger die Grenzen deſſelben verrücken. Dergleichen große Uebelthaten nun vermuthet Horaz von ſolchen Poeten, die gleichſam zur Strafe, von den Göttern mit der Reimſucht heimgeſuchet würden, weil man ſonſt nicht abſehen könnte, warum ſie Verſe machten.

Verſuch
einer
Critiſchen Dichtkunſt.
Erſter
allgemeiner Theil.

Das I. Capitel.

Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt.

1. §.

Wenn das Alterthum einer Sache ein Anſehen geben oder ihr einen beſondern Werth beylegen kann: ſo iſt gewiß die Poeſie eine von den wichtigſten freyen Künſten, ja der vornehmſte Theil der Gelehrſamkeit. Sie iſt ſo alt, daß ſie auch vor der Sternwiſſenſchaft hierinn den Vorzug behaupten kann; die doch von den uralten Chaldäern, bald nach der Sündfluth, oder wie andre meynen, erſt von den Aegyptern, eifrig getrieben worden. Und das iſt kein Wunder. Die Aſtronomie hat ihren Urſprung außer dem Menſchen, in der ſehr weit entlegenen Schönheit des Himmels: die Poeſie hergegen hat ihren Grund im Menſchen ſelbſt, und alſo geht ſie ihn weit näher an. Sie hat ihre erſte Qvelle in den Gemüthsneigungen des Menſchen. So alt alſo dieſe ſind, ſo alt iſt auch die Poeſie: und wenn ſie ja noch einer andern freyen Kunſt weichen ſoll, ſo wird ſie bloß die Muſik, ſo zu reden, für ihre ältere Schweſter erkennen.

2. §. Einige wollen behaupten, daß die allererſten Menſchen das Singen von den Vögeln gelernet haben. Es kann ſolches freylich wohl nicht ganz und gar geleugnet werden; vielmehr hat es eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Leute, die im Anfange der Welt mehr in Gärten oder angenehmen Luſtwäldern, als in Häuſern wohnten, mußten ja täglich das Gezwitſcher ſo vieler Vögel hören, und den vielfältigen Unterſcheid ihres Geſchreyes wahrnehmen. Von Natur waren ſie, ſowohl als unſre kleineſte Kinder, uns Erwachſene ſelbſt nicht ausgenommen, zum Nachahmen geneigt: daher konnten ſie leicht Luſt bekommen, den Geſang desjenigen Vogels, der ihnen am beſten gefallen hatte, durch ihre eigene Stimme nachzumachen; und ihre Kehle zu allerley Abwechſelungen der Töne zu gewöhnen. Diejenigen, welche vor andern glücklich darinn waren, erhielten den Beyfall der andern: und weil man ſie gern hörete, ſo legten ſie ſich deſto eifriger auf dergleichen Melodeyen die gut ins Gehör fielen; bis endlich dieſe vormalige Schüler des wilden Gevögels, bald ihre Meiſter im Singen übertrafen.

3. §. Allein es iſt nicht nöthig, auf ſolche Muthmaßungen zu verfallen. Der Menſch würde, meines Erachtens, geſungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehrt uns nicht die Natur, alle unſere Gemüthsbewegungen, durch einen gewiſſen Ton der Sprache, ausdrücken? Was iſt das Weinen der Kinder anders, als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmerzens, den ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachet? Was iſt das Lachen und Frohlocken anders, als eine Art freudiger Geſänge, die einen vergnügten Zuſtand des Gemüthes ausdrücken? Eine jede Leidenſchaft hat ihren eigenen Ton, womit ſie ſich an den Tag legt. Seufzen, Aechzen, Dräuen, Klagen, Bitten, Schelten, Bewundern, Loben, u. ſ. w. alles fällt anders ins Ohr; weil es mit einer beſondern Veränderung der Stimme zu geſchehen pflegt. Weil man nun angemerket hatte, daß die natürlich ausgedrückten Leidenſchaften, auch bey andern, eben dergleichen zu erwecken geſchickt wären: ſo ließen ſichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. ſ. w. deſtomehr angelegen ſeyn, ihre Gemüthsbeſchaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen, um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren; das iſt, ihnen etwas vorzuſingen.

4. §.

4. §. Wie nun bisher erwähnter maßen, auch bloße Stimmen die innerlichen Bewegungen des Herzens ausdrücken, indem z. E. die geſchwinde Abwechſelung wohl zuſammen ſtimmender ſcharfer Töne luſtig, die langſame Abänderung gezogener und zuweilen übellautender Töne traurig klinget, u. ſ. f: ſo iſt es doch leicht zu vermuthen, daß man nicht lange bey bloßen Stimmen oder Tönen im Singen geblieben ſeyn, ſondern auch bald gewiſſe Worte dabey wird ausgeſprochen haben. Man hört es freylich auch auf muſikaliſchen Inſtrumenten ſchon, ob es munter oder kläglich, trotzig oder zärtlich, raſend oder ſchläfrig klingen ſoll: und geſchickte Virtuoſen wiſſen ihre Zuhörer, bloß durch ihre künſtliche Vermiſchung der Töne, zu allen Leidenſchaften zu zwingen. Allein es iſt kein Zweifel, daß Worte, die nach einer geſchickten Melodie geſungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken.

5. §. Sonderlich muß man dieſes damals wahrgenommen haben, als die Geſangweiſen ſo vollkommen noch nicht waren, als itzo, da die Muſik aufs höchſte geſtiegen iſt. Es war alſo ſehr natürlich, daß die erſten Sänger den Anfang machten, anſtatt unvernehmlicher Töne, verſtändliche Sylben und deutliche Wörter zu ſingen. Dadurch konnten ſie dasjenige, was ſie bey ſich empfunden hatten, deſto lebhafter ausdrücken, ihre Gedanken ausführlicher an den Tag geben, und bey ihren Zuhörern den gewünſchten Endzweck erreichen. Abgeſungene Worte, die einen Verſtand in ſich haben, oder gar einen Affect ausdrücken, nennen wir Lieder; oder, welches gleich viel iſt: ein Lied iſt ein Text, der nach einer gewiſſen Melodie abgeſungen werden kann. Die Geſänge ſind dergeſtalt die älteſte Gattung der Gedichte, und die erſten Poeten ſind Liederdichter geweſen.

6. §. Man kann ſich aber leicht einbilden, wie dieſe erſten Oden mögen geklungen haben. Alle Dinge ſind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt. Die Zeit beſſert alles aus; die lange Uebung in einer Kunſt bringt ſie endlich zu größerer Vollkommenheit: nur findet ſich der Auspuß oft ſehr ſpät, wenn gleich die Sache ſelbſt

erfunden geweſen. Ich ſtelle mir die neuerfundenen Lieder nicht anders vor, als die Evangelien, das Vater Unſer und andre in ungebundner Rede abgefaßte Lieder, die man noch itzo an vielen Orten ſinget; nämlich die Litaney, den Lobgeſang Mariä, die Collecten u. d. m. Sätze von ungleicher Größe, ohne eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben; ja ſo gar ohne alle Reime, waren bey den erſten Sängern ſchon eine Poeſie. Die Pſalmen der Hebräer, das Lied Moſis, der Geſang, den Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer angeſtimmet; u. a. m. können uns davon ſattſam überzeugen. So mühſam ſich einige Gelehrten mit dem Hieronymus haben angelegen ſeyn laſſen, in dieſen alten hebräiſchen Liedern ein gewiſſes Sylbenmaaß zu finden; ſo leicht wird doch ein jeder Unparteyiſcher ſehen, daß alle ihre Arbeit vergebens geweſen. Sie haben es mehr hinein gezwungen, als darinn gefunden; und es iſt weder wahrſcheinlich noch nöthig, daß die Poeſie der älteſten Nationen eben die Zierde und Vollkommenheit gehabt haben muß, als ſie nachmals bey den Griechen und Römern erlanget. Man hält es alſo billig mit Joſ. Scaligern, der in ſeinen Anmerkungen über den Euſebius ſchreibt: „Die hebräiſche Sprache iſt durchaus nicht „auf die Regeln des griechiſchen oder lateiniſchen Sylbenmaa„ßes zu bringen; wenn man gleich Himmel und Erde durch„einander miſchen wollte. Man weis, daß der Engländer, der kürzlich von dem Sylbenmaaße der Pſalmen neue Entdeckungen gemacht zu haben, vorgegeben, nichts beſonders geleiſtet. Zum wenigſten hat ers nicht erweislich gemacht, daß es ſo ſorgfältig, als bey den Lateinern und Griechen eingerichtet geweſen.

7. §. Selbſt die erſten Poeten unſrer Vorfahren habens nicht beſſer zu machen gewußt. In Schweden hat man in der Edda ſolche Ueberbleibſel alter Lieder, wo weder Sylbenmaaß noch Reime gefunden werden. Morhof im Unterrichte von der deutſchen Sprache auf der 268. Seite führt folgengendes an:

Latur ſa er hakon heitir
Han rakir lid bannat
Jord kan frelſa findum
Fridroß kongar oßa
Sialfur rådr alt och Elfar
Eira ſtillir amilli
Gramur ofgifft ad fremri
Gandwikz Jofur Landi

Imgleichen hat Schilter in der Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 10. §. T. 1. Theſ. Antiqu. Germ. dieſe Probe gegeben:

Fe ock fierwi
Rånſi firthakind
Sa himm grimmi Greppur
Yfr tha Gautu
Er han warthathi
Nathi einginn kwikur komaſt.

Daß dieſe alte Schwediſche Sprache wo nicht eine Mutter, wie Rudbek in ſeiner Atlantica, nebſt andern Schweden behaupten wollen, doch zum wenigſten eben ſowohl eine Tochter der Scythiſchen, und alten Celtiſchen geweſen ſey, als unſre Deutſche, die daher ihren Urſprung hat; das zeigen ſo viele Wörter, die in dieſen beyden Proben, an Verſtand und Buchſtaben mit unſern heutigen übereinkommen: wenn man nur die an oberwähnten Orten befindliche lateiniſche Ueberſetzung zu Hülfe nimmt, und ſonderlich der plattdeutſchen Mundart mächtig iſt. Z. E. **lid** heißt leiten, **bannat** verbannet, **kan** iſt völlig kann; **Fridroß** Friedensbruch oder **Riß**; **Kongar**, König; **ſialfur**, ſelber; **alt**, alles; **och**, auch; **ad**, und; **landi**, land. Und in dem andern heißt **ok** auch, **firthakind**, Menſchenkind, **grimmi**, grimmige, **yfr**, über, **tha**, die, **warthathi**, bewahrete, **einginn**, einiger, **komaſt**, kommeſt. Doch dieſes nur beyläufig.

8. §. Fragen wir alſo, worinn die damalige Poeſie der Alten denn eigentlich beſtanden? ſo müſſen wir ſie, im Abſehen auf das Aeußerliche, bloß in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen ſuchen. Es traf ſich irgend ſo, daß die kurzen Abſchnitte der Rede, oder die kleinen Theile der Lieder,

faſt

faſt einerley Anzahl der Sylben hatten. Doch gieng es damit ſo genau nicht zu. Es kam ihnen darauf nicht an, ob die eine Zeile etliche Sylben mehr oder weniger hatte, als die andre. Die Geſchwindigkeit des Singens verkürzte die langen, und die Langſamkeit der Ausſprache verlängerte die kurzen; ſo, daß ſie ſich ſo ziemlich zur Melodie ſchicketen. Wir können uns dieſes noch heute zu Tage an alten geiſtlichen Geſängen, imgleichen an den Liedern der Bergleute vorſtellen; die es auch ſo genau nicht nehmen, und die Zeilen ihrer Verſe gleichſam nur mit einem Hölzchen abzumeſſen pflegen. Und wenn ſie ſich von der ungebundenen Rede noch in ſonſt was unterſchieden haben; ſo muß es bloß in den erhabenen Gedanken und dem edlen Ausdrucke derſelben, in prächtigen Figuren, Fabeln, Gleichniſſen und ſchönen Redensarten geſucht werden: wie ſolches aus der morgenländiſchen Poeſie zu erſehen iſt.

9. §. Solche Lieder nun wird man geſungen haben, als Jubal allerley muſikaliſche Inſtrumente erfunden; und als Laban dem Jacob ſagte: daß er ihn mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen hätte begleiten wollen. Dergleichen Lieder haben Mirjam, Moſes, und nachmals Debora geſungen. Dergleichen Lieder haben auch David, Aſſaph, Salomo, Jeremias und viele andere gedichtet; ja die ganze hebräiſche Poeſie weis von keinen andern: ſo daß es lächerlich iſt, wenn Joſephus ſchreibet, das Buch Hiob ſey in Hexametern geſchrieben. In ſolchen Verſen haben auch ohne Zweifel Linus, Muſeus, Orpheus und Amphion in Griechenland noch geſungen, die doch ſo großen Ruhm mit ihrer Dichtkunſt erlanget haben. Solcher Art ſind endlich auch die alten ſaliſchen Lieder bey den Römern geweſen, die Numa einführt, und die feſcenniniſchen Verſe, die nachmals in Italien im Schwange gegangen. Kurz, ſo ſind die Poeſien der allerälteſten Völker in der ganzen Welt beſchaffen geweſen. Ein Poet aber und ein Muſikus, das war damals einerley: weil viele Sänger ſich ihre Lieder ſelbſt machten, und die Dichter die ihrigen ſelbſt ſungen. Daher kam denn nachmals die Gewohn-

wohnheit, daß die Poeten ihre Leyern, Cithern, Seyten, Flöthen und Schalmeyen immer anredeten, wenn ſie gleich nicht ſelber ſpielen konnten. Weil nämlich die Alten beydes zugleich gekonnt hatten, ſo blieben auch die Neuern noch bey der Sprache ihrer Vorgänger, und entſchuldigten ſich gemeiniglich mit einer tropiſchen Redensart, die uns erlaubt, das Nebending an ſtatt des Hauptwerkes zu ſetzen.

10. §. Mit der Zeit fieng man an, die Sylben in poetiſchen Zeilen etwas genauer abzuzählen, damit ſie ſich deſto beſſer zu den Melodeyen ſchicken möchten. Die Griechen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn, die ſolches gethan haben: obwohl noch allezeit einige Lieder bey ihnen im Schwange blieben, darinn ſich die Poeten viel Freyheiten heraus nahmen. Man leſe nur nach, was Scaliger in ſeiner Poetik, von dithyrambiſchen und päaniſchen Geſängen geſchrieben. Ja dieſes witzige Volk ließ es auch dabey nicht bewenden. Denn wie es ein ſehr zartes Gehör hatte, und alſo zur Muſik ſehr geſchickt und geneigt war: Alſo bemerkte es bald, daß es auch mit der bloßen Sylbenzahl in einem Liede nicht ausgerichtet wäre. Die eine Zeile hatte immer einen beſſern Wohlklang, als die andre, und ſchickte ſich beſſer zur Muſik, wenn ſie gleich beyde auf einerley Art geſungen wurden: und bey genauer Aufmerkſamkeit fand man, daß die Urſache in der Abwechſelung langer und kurzer Sylben zu ſuchen wäre. Man bemerkte derowegen, welche Art der Vermiſchung ſich zu dieſer oder jener Geſangweiſe am beſten ſchickte: Und daher entſtunden ſehr viel verſchiedene Gattungen der Verſe, die in ſo großer Menge bey den Griechen und Lateinern vorkommen, daß man ſie faſt nicht zählen kann. Man ſehe hierbey nach, was Voſſius in ſeinem Tractate de Poematum cantu, & viribus Rhythmi geſchrieben hat.

11. §. Die nordlichen Völker, darunter denn auch die Deutſchen gehören, liebten zwar auch das Singen, hatten aber kein ſo zärtliches Gehör; und verfielen alſo auch auf dieſes künſtliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An deſſen ſtatt geriethen ſie auf den Gleichlaut der letzten Sylben

in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein beſonderes Belieben an einem übereinſtimmenden Klange, den ſie den Reim nenneten. Sie gewöhnten auch ihre Ohren dergeſtalt daran, daß ſie dieſen Reim endlich für das weſentlichſte Stück der Poeſie hielten; ja die Verſe und alle Gedichte überhaupt, nicht anders, als Reime nennten. Dieſen Reim nun zu haben, ſparten ſie weder Kunſt noch Mühe; ja ſie verwehrten ſich dabey auch keine Freyheit. Zum wenigſten wußten ſie eine Aehnlichkeit der letzten Wörter herauszubringen, wenn gleich keine völlige Gleichheit zu erhalten möglich war. Z. E. Ottfrieds Vorrede zu ſeinem Evangelio hebt ſo an:

> Hludouuig ther ſnello
> Thes Uuisduames follo
> Er Oſtarrichi rihtet al
> ſo Frankono Kuning ſcal u. ſ. w.

12. §. Nun haben zwar einige, als Huetius in dem Buche vom Urſprunge der Romane, den Urſprung der Reime den Arabern zuſchreiben wollen, die ſie im achten Jahrhunderte nach Spanien gebracht haben ſollen; welchem auch Campanella beypflichtet. Allein nichts iſt leichter zu zeigen, als daß die Reime in Deutſchland, Welſchland und Frankreich ſchon im fünften Jahrhunderte im Schwange geweſen, ehe noch die Araber aus Aſien gegangen: vielmehr haben ſelbige dieſe Kunſt in Spanien von den Gothiſchen und Vandaliſchen Völkern gelernet, die daſelbſt vor ihnen geherrſchet hatten. Gyrald holet ſie aus Sicilien her, und Claude Fauchet aus der Provence in Frankreich; die aber ebenfalls ihre Reime von den deutſchen Völkern gelernet, die daſelbſt vorher ſchon eingefallen waren. Andre wollen die Kunſt gar den Rabbinen der Juden zueignen, die doch erſt ſeit des David Kimchi Zeiten dergleichen zu machen angefangen; und es ohne Zweifel von den europäiſchen Chriſten gelernt haben. Noch andre haben gar die Reime ſchon bey den alten Lateinern und Griechen finden wollen. Ob es nun wohl nicht zu leugnen iſt, daß man nicht hier und dar einige ſolche Verſe finden ſollte, da ſich entweder zweene Zeilen am Ende, oder eine für ſich,

in der Mitte und am Ende reime: ſo iſt doch dieſes nur von ohngefähr gekommen, und man hat wenigſtens keine ſolche Schönheit darinn geſucht, als die alten Deutſchen. Der einzige Kaiſer Hadrian hat in ſeiner Animula vagula blandula, eine Reimſucht bewieſen, die er ohne Zweifel von den Deutſchen gelernet, mit denen er viel zu thun gehabt. Die Verſus Leonini ſind auch in Italien allererſt im fünften Jahrhunderte aufgekommen, und haben den Namen von einem gewiſſen Leonio, einem Canonico, der ſich damit zuerſt hervorgethan. Damals aber, wie bekannt iſt, waren die deutſchen Völker ſchon eingefallen, und hatten alſo ihre Reimart mit ſich dahin gebracht. Die Gelehrten verliebten ſich auch bey der einreißenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geſchmackes ſo ſehr ins Reimen, daß ſie ſich nicht ſatt reimen konnten. Es war nicht genug, daß zwey Zeilen mit einander reimeten. Z. E.

> Vt mens ſe videat poſita caligine fumi;
> Quis vetat appoſito lumen de lumine ſumi?

Sondern es mußte ſich auch wohl Mittel und Ende eines Verſes reimen. Z. E.

> Hic jacet Henricus ſemper pietatis amicus.

Oder wie die ſalernitaniſche Schule die Geſundheitsregeln abgefaſſet. Z. E.

> Caſeus et panis, ſunt optima fercula ſanis.

Kaum war dieſes erdacht, als man gar dreyfache Reime machte: Z. E.

> Vos eſtis, Deus eſt teſtis! teterrima peſtis.

Und auch darüber fanden ſich noch andere Künſtler, die ihre Vorgänger in der Reimſucht übertreffen wollten; indem ſie eine noch künſtlichere Verſchränkung der gereimten Zeilen erdachten, wie dieß Exempel zeigen wird:

> Ianua mortis, paſſio fortis, crimen eorum
> Attulit orbi, ſemina morbi, totque malorum.

So wurden denn, bey ſo vielen Reimen, die Verſe ſelbſt unſichtbar: und die eingebildeten Poeten wurden nichts, als elende Reimſchmiede, die ſich an dem Klappen der Sylben,

wie Kinder an dem Klingen der Schellen beluſtigen; an die Sachen aber, entweder gar nicht dachten, oder, des großen Zwanges halber, nicht recht denken konnten.

13. §. Bey dem allen aber bleibt es wohl gewiß, daß die ſcythiſchen oder celtiſchen Völker, das iſt, unſre Vorfahren, und die Barden derſelben, als ihre Poeten, etwa um die Zeiten des Tacitus, auch wohl noch zeitiger, die Reime in ihren Liedern eingeführet haben mögen. Ihre Abſicht dabey iſt wohl nichts anders geweſen, als daß ihre Landesleute das Lob ihrer Helden deſto leichter auswendig lernen, und es deſto beſſer behalten möchten. Denn weil an Schreibern damals ein großer Mangel war, und das Gedächtniß des Volkes die Stelle der Chroniken vertreten mußte: ſo waren die gereimten Lieder ſehr geſchickt, das Auswendiglernen zu befördern. Alle Sprüchwörter unſrer Alten zeigen davon. Dieſe hielten den Kern ihrer moraliſchen und politiſchen Klugheit in ſich, und wurden der Jugend gleich mit der Muttermilch eingeflößet; aber zu deſto größerer Erleichterung des Gedächtniſſes in Reimen verfaſſet: Z. E.

Freunde in der Noth
Gehn hundert auf ein Loth.

* * *

Je krümmer Holz, ie beſſer Krück;
Je ärger Schelm, ie beſſer Glück.

* * *

Auf einen groben Aſt
Gehört ein grober Qvaſt u. d. gl.

Doch die Sache iſt ſo ausgemacht, daß ſie keines fernern Beweiſes vonnöthen hat.

14. §. Wie nun die Griechen in ihrem Sylbenmaaße die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: ſo haben auch die alten Deutſchen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die ſich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemäch-

tig-

tigten.* Die Dänen, Schweden, Holl- und Engelländer ſind ſelbſt von deutſchem Geſchlechte, und haben alſo dieſe Kunſt von ihren eigenen Vorfahren gefaſſet. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, beliebten die reimende Poeſie. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiener, Spanier und Franzoſen, die doch Abkömmlinge der Lateiner ſind, nicht das regelmäßige Sylbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; ſondern ſelbiges entweder gar mit der deutſchen Reimkunſt vertauſchet, oder doch damit verbunden haben. So hoch Dantes und Petrarcha in Welſchland, Ronſard und Malherbe in Frankreich, wegen der durch ſie geſäuberten Poeſie ihres Vaterlandes, geſchätzet werden: ſo ſeltſam muß es einem Verſtändigen vorkommen, daß dieſe große Geiſter ihren Landesleuten nicht gewieſen, wie man auch im Welſchen und Franzöſiſchen die lateiniſche Art zu Dichten nachahmen, und verſchiedene Arten der Abwechſelung langer und kurzer Sylben einführen könnte. Sie blieben nämlich bey der bloßen Abzählung der Sylben und dem Reime: wozu die Franzoſen in den fünf und ſechsfüßigen Verſen noch einen Abſchnitt hinzu thaten. Daher iſt es denn vergeblich, wenn einige von unſern Landesleuten in der Poeſie dieſer Völker ein Sylbenmaaß ſuchen; oder ihre Poeten beſchuldigen, daß ſie dawider verſtoßen: wie der ungenannte Verfaſſer der Reflexions ſur la Verſification françoiſe gethan hat. Sie haben ſichs noch niemals in den Sinn kommen laſſen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe;** ſo leicht man ihnen

* Der gelehrte Rollin geſteht dieſes offenherzig, im I. Theile ſeiner Manier die freyen Künſte zu lehren und zu lernen, auf der 324. Seite: Nos langues modernes, par ou j'entends les langues Françoiſe, Italienne & Eſpagnole viennent certainement, du debris de la langue latine par le melange de la langue Tudesque, ou Germanique. La plûpart des mots viennent de la langue latine: mais la conſtruction & les verbes auxiliaires, qui ſont d'un tres grand uſage, nous viennent de la langue germanique. Et c'eſt peut-être de cette langue-là, que nous ſont venües les rimes, & l'uſage de meſurer les vers, non pas des piés composés de ſyllabes longues & breves, comme les faiſoient les Grecs & les Romains, mais par le nombre des Syllabes. Dieſes mögen ſich unwiſſende Sprachmeiſter merken.

** Dieſen Satz hat neulich ein gewiſſer Kunſtrichter, dem man mehr Beleſenheit in franzöſiſchen Büchern

nen ſolches durch die Ausſprache ſelbſt zeigen kann. Und wenn ſie gleich viel von ihrer ſo genannten Cadance ſchwatzen: ſo iſt es bey ihnen doch ein bloßes je ne ſçai quoi? Sie wiſſen nämlich nicht zu ſagen, woher dieſelbe entſteht, können auch keine Regeln davon geben; und wollen ſichs doch nicht ſagen laſſen, daß ſolches bloß von einer regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben herrühret. Dieſe gelinget ihnen zuweilen von ohngefähr, ohne daß ſie daran gedacht haben. Z. E. Ein jeder Franzoſe giebt zu, daß folgende Verſe einen recht unvergleichlichen Wohlklang haben:

Quoy? nous playdons, dit-il, tendant ſes mains au port,
Auprés de ces Vaiſſaux, et l'on me fait ce tort,
De me le diſputer! O Dieux! en leur preſence,
Ulyſſe avec Ajax eſt mis en concurrence!
Ce lâche, qui fuyoit Hector et ſes brûlots,
Quand j'en ſoûtins l'effort, au milieu de ces flots.

Aber niemand wird es gewahr, daß dieſer Vers faſt durchgehends aus lauter Jamben beſteht; ſo, daß alle Sylben ihren natür-

hätte zutrauen ſollen, geleugnet. Ich ſehe mich alſo genöthiget, die Beweiſe, die ich der Kürze wegen übergangen hatte, bey dieſer III. Ausgabe meiner Dichtkunſt, beyzufügen. Der erſte Zeuge ſey der Herr von Beaumarchais, in ſeinen Amuſements litteraires auf der 18. Seite des II. Theils Tous, tant que nous ſommes aujourdhui, ſchreibt er, de peuples vivans en Europe, nous manquons dans nos langues, de cette multitude, & *de ce melange de Syllabes longues et breves*, dont l'arrangement reglé par l'art, mettoit tant d'harmonie, dans les vers de l'ancienne Grece & de Rome; & *il ne nous reſte* pour-y ſuppléer, que d'aſſembler une certaine quantité de Syllabes, & de faire en ſorte, que des ſons ſemblables finiſſent toujours deux vers voiſins l'un de l'autre. Hier ſieht man fürs erſte einen verwegenen Franzoſen, der ſich unterfängt, von allen europäiſchen Völkern zu urtheilen; da man doch ſicher wetten könnte, daß er außer ſeiner Mutterſprache, keine einzige andre heutige Sprache verſtanden; und alſo gar nicht im Stande geweſen, von aller europäiſchen Völker Poeſie zu urtheilen. Denn hätte er auch nur Italiäniſch verſtanden, ſo würde er wenigſtens aus den Arien ihrer Opern gemerket haben, daß ſie ſich eben ſo gut, als die anakreontiſchen Oden ſcandiren, d. i. eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben haben. Hat er nun nicht einmal welſch gekonnt, ſo hat er noch viel weniger engliſch, holländiſch, deutſch, däniſch oder ſchwediſch gekonnt; als wovon ſein Ausſpruch höchſt ungereimt iſt. Zweytens ſieht man aber wenigſtens daraus, daß er in ſeiner Sprache kein Sylbenmaaß kennet, und von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis. Doch viel-

natürlichen Accent behalten, den ſie in ungebundner Rede haben. Eben das könnte man auch von Italienern und Spaniern erweiſen, wenn es hieher gehörete.

15. §. Da nun alle dieſe Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieſer unvollkommenen Art Verſe zu machen geblieben ſind: ſo haben die Deutſchen ſie gewiß weit übertroffen. Unſre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehöres bald gemerket, daß die regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben, dadurch die griechiſche und römiſche Poeſie ſo vollkommen geworden, auch in unſrer Mutterſprache ſtatt haben könne; und daher hat man ſchon vor unſerm großen Opitz allerley Gattungen des Sylbenmaaßes gebraucht. Z. E. Die Winsbeckinn, die am Hofe des Kaiſers Barbaroſſa gelebt, hat die Ermahnung an ihren Sohn in lauter jambiſchen Verſen beſchrieben. Es heißt gleich von Anfang:

Ein wiſer Man hat einen Sun,
Der was im lieb als mannigem iſt,
Den wolt er lernen rechte tun,
Und ſprach alſo: Min Sun du biſt

Mir

leicht hat dieſer Zeuge nicht Anſehen genug? Gut, auch Rollin und Lami ſtimmen überein. Der erſte hat dieſes zwar ſchon in der bereits angeführten Stelle geſtanden; doch hier ſagt ers noch deutlicher im I. Theile ſeiner Maniere d'enſeigner et d'etudier les belles Lettres, Ed. de Holl. p. 328. La Poeſie françoiſe (et il faut dire la même choſe de toutes celles, qui ſont modernes) *manque abſolument* de la delicate et harmonieuſe varieté des piés, qui donnent à la verſification grecque et latine ſon nombre, ſa douceur, & ſon agrement, et elle eſt forçée de ſe contenter, de l'aſſortiſſement uniforme, d'un certain nombre de ſyllabes d'une menſure égale pour compoſer ſes vers. Lami aber im X. Capitel des III. Buchs ſeiner Art de parler auf der 253. Seite ſchreibt. La prononciation des langues vivantes de l'Europe eſt entierement differente de celle des langues mortes qui nous ſont connuës, comme le latin, le grec, et l'hebreu. Dans les langues vivantes on s'arrête également ſur toutes les ſyllabes; ainſi le tems de la pronunciation de toutes les voyelles ſont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les langues mortes les voyelles ſont distingueés entr'elles par la quantité du tems de leur prononciation. &c. Eben dergleichen Stellen könnten wir noch aus der Hiſtorie der Sevaramben, und aus verſchiedenen andern franzöſiſchen Schriftſtellern anführen, wenn es nöthig wäre: Wiewohl ſie alle insgeſamt aus einer ihnen eigenen Vermeſſenheit und Selbſtliebe allen andern europäiſchen Völkern dasjenige abſprechen, was ihnen ſelbſt gebricht; indem ſie von unſern nordiſchen Sprachen, wie die Blinden von der Farbe, urtheilen.

Mir lieb an allen falſchen Liſt,
Bin ich dir ſam du ſelbe dir ſo võlge mir ze dirre Friſt:
Diewile du lebeſt es iſt dir guot
Ob dich ein Frömder ziehen ſol, du weiſt nicht, wie er iſt gemuot.

In dieſer erſten Strophe iſt nur das Wort **mannigem, diewile** und **lebeſt**, wider das ordentliche Sylbenmaaß: Alles übrige iſt recht. Wer ſieht aber nicht, daß in der heutigen Ausſprache in jenem das J, in den beyden letzten aber das eine E leichtlich verſchlungen wird? Man ſehe nur die Lieder an, ſo D. Luther ſchon vor 200 Jahren gemacht, ſo wird man ziemlich richtige jambiſche oder trochäiſche Verſe darinnen finden. Ich darf zum Beweiſe nur den Glauben anführen, als wo beyde erwähnte Gattungen vermiſcht anzutreffen ſind.

Wir gläuben all' an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der ſich zum Vater geben hat,
Daß wir ſeine Kinder werden,
Er will uns allzeit ernähren,
Allem Unfall will er wehren,
Er ſorget für uns hüt' und wacht,
Es ſteht alles in ſeiner Macht.

Ein jeder wird hier unſchwer ſehen, daß alle ausgerückte und männlich gereimte Verſe jambiſch; alle eingerückte weibliche hergegen trochäiſch ſind: und das ganze Sylbenmaaß iſt ſo richtig, daß nur in der letzten Zeile das einzige Wort **alles**, wider ſeine Natur, vorn kurz und hinten lang ausgeſprochen werden darf. Und was darf es viel Beweiſes? Das einzige Exempel des ehrlichen **Rebhuns**, von deſſen Klage des armen Mannes, ich in denen critiſchen Beyträgen einen ausführlichen Auszug gegeben, kann uns überzeugen, daß man zur Zeit der Reformation bereits mit ganzem Fleiße, jambiſche und trochäiſche Verſe von allerley Länge gemacht habe.

16. §.

16. §. Wären nun ihre Nachfolger in der Poeſie auch den Spuren dieſer großen Vorgänger gefolget, ſo würden wir lange vor Opitzen taugliche Verſe im Deutſchen bekommen haben. Da aber Hans Sachſe und andere nach ihm, kein ſo zartes Gehör hatten, und bey der alten Art blieben; ſo mußte freylich der itzt gedachte Vater unſrer gereinigten Poeſie von neuem die Bahn darinn brechen. Er nahm ſich die Holländer zum Muſter, als unter welchen ſchon Heins und Cats ihrem Vaterlande eben den Dienſt geleiſtet hatten. Von dieſen ahmte er nicht nur die Gedanken, ſondern auch das Sylbenmaaß nach: und er konnte es dem erſten alſo auch in dieſer Abſicht nachrühmen, wie er that, wenn er an ihn ſchrieb:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey.

Dieſem Vorgänger ſind nun nach der Zeit alle deutſche Poeten gefolget: und alſo übertrifft nunmehro unſre deutſche Poeſie an Kunſt und Lieblichkeit des Wohlklanges, die Poeſien aller Italiener, Franzoſen und Spanier; weil wir nämlich den Reim unſrer Vorfahren mit dem majeſtätiſchen Sylbenmaaße der Griechen und Römer vereinbaret haben. Was ich aber hier von den Deutſchen ſage, das gilt auch von den Schweden, Dänen und Engeländern: wiewohl dieſe letztern auch noch zuweilen ohne Sylbenmaaß reimen; auch wohl gar ohne Reim und Sylbenmaaß dichten, und bloß auf die Länge der Zeilen ſehen: wie Milton in ſeinem Paradiſe loſt gethan hat; welche Art der Verſe ſie blank Verſes nennen. Exempel davon mag ich hier nicht anführen; weil ich gar zu weit von meinem Zwecke ausſchweifen würde.

17. §. Dacier, *in* ſeiner Vorrede zu der von ihm überſetzten Dichtkunſt Ariſtotels, iſt der Meynung, die Religion ſey die Hebamme der Poeſie geweſen; und man habe die erſten Lieder bloß zum Lobe Gottes gemacht und abgeſungen. Er hat dieſes mit andern von ſeinen Landesleuten gemein, daß ſie abergläubiſcher Weiſe, den Wiſſenſchaften gern einen heiligen Urſprung geben wollen. Was iſt es aber nöthig, die Poeſie durch Fabeln in Anſehen zu ſetzen, da ſie ohne das

Liebhaber genug findet, wenn man gleich ihren Urſprung aus der Natur ſelbſt herleitet? Meines Erachtens würde man nimmermehr auf die Gedanken gekommen ſeyn, Gott zu Ehren Lieder zu ſingen; wenn man nicht vorher ſchon gewohnt geweſen wäre, zu ſingen. Und ich glaube vielmehr, daß man durch die geiſtlichen Lobgeſänge, eine an ſich ſelbſt gleichgültige Sache geheiliget; als durch die weltlichen Lieder, eine an ſich heilige Sache entweihet habe. Ich muthmaße alſo, daß die Poeſie etwa folgender maßen entſtanden ſey.

18. §. Wenn ein muntrer Kopf, von gutem Naturelle, ſich bey der Mahlzeit, oder durch einen ſtarken Trunk, das Geblüt erhitzet und die Lebensgeiſter rege gemacht hatte: ſo hub er etwa an vor Freuden zu ſingen, und ſein Vergnügen auch durch gewiſſe dabey ausgeſprochene Worte zu bezeigen. Er lobte die Süßigkeit des Weines, er pries den Berg, oder Stock, darauf er gewachſen; man erhob auch wohl das gute Jahr, die fruchtbare Zeit, oder diejenige Gottheit, die dergleichen Früchte hervorgebracht. Ein verliebter Schäfer, dem bey der langen Weile auf dem Felde, wo er ſeine Heerde weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferinn das Herz rührete, und das Geblüt in eine Wallung ſetzte, bemühte ſich, nach dem Muſter der Vögel, ihr etwas vorzuſingen, und bey einer lieblichen Melodie, zugleich ſeine Liebe zu erklären, ihr zu ſchmeicheln, ihre Schönheit zu loben, ſich über ihre Kaltſinnigkeit und Unempfindlichkeit zu beklagen, oder die Liebe ſelbſt zu erheben. Als nachmals der Aberglaube, den Gott Bacchus dem Weine, die Ceres den Feldfrüchten, die Pomona den Gärten, die Venus und ihren Sohn, der Liebe vorgeſetzet hatte: ſo gerieth man auch allmählich auf das Lob der Götter. Dem Jupiter und allen übrigen Gottheiten wiederfuhr hernach gleiche Ehre, und ſolchergeſtalt wurde die Poeſie gleichſam dem Gottesdienſte geheiliget.

19. §. Von dem Lobe der Götter, kam man leicht auf das Lob der Helden, Erbauer der Städte, Stifter der Republiken, und Stammväter großer Geſchlechter: wiewohl ich

es auch für ganz möglich halte, daß man von dem Lobe der Helden, auf das Lob der Götter gekommen; oder vielmehr dieſelben durch das Lob ſelbſt vergöttert habe. Es iſt nämlich bekannt, daß alle Götter der Heyden vormals Menſchen geweſen ſeyn ſollten, die nur wegen ihrer Vortrefflichkeit unter die Einwohner des Himmels wären aufgenommen worden. Bey ſolchen Lobliedern nun, ſchlichen ſich auch die ſtachlichten Spottgeſänge mit ein. Ariſtoteles gedenkt, daß man ſchon vor Homers Zeiten ſchimpfliche Lieder auf die Leute gemacht, und ſie ſehr anzüglich darinnen herumgenommen. Selbſt Homer hat auf einen gewiſſen Müßiggänger, Margites, eine Satire gemacht. Ja Aventinus will in ſeiner deutſchen Hiſtorie, daß, wie Thuiskon zu Anreizung der Nachkommen, die guten Thaten der Frommen, mit Liedern zu ehren befohlen: alſo hätte König Laber gebothen, man ſollte auch von denen, die übels thäten, Lieder machen; und damit ſie ſich ſchämen und beſſern möchten, ſelbige bey Nacht, wenn man das Licht angezündet hätte, auf öffentlicher Gaſſe vor den Häuſern, abſingen. Daher iſt denn dieſe Art ſatiriſcher Lieder, Geſanglichter genennet worden. S. Morhofs Unterricht. Cap. VI. auf der 260. S.

20. §. Und ſo ſehen wir denn nicht nur, daß die allerälteſte Gattung der Poeſie in Geſängen, Liedern und Oden beſtanden; ſondern auch in wie vielerley Gattungen ſich dieſelben allmählich eingetheilet. Ein Lied zum Lobe der Götter, hieß nachmals im griechiſchen Hymnus, oder Päan; ein Lied auf einen Helden, Encomium oder Scolion; ein ſatyriſch Lied, Dithyrambus; ein verliebtes Lied, Melos oder threnus; und ein Trinklied, hieß eine Ode: wiewohl dieſe Namen auch oft in allgemeinerm Verſtande gebraucht worden. Die erſten Poeſien waren dergeſtalt alle zum ſingen gemacht; und die Muſik gab ihnen das rechte Leben.

21. §. So gar als allmählich die Heldengedichte, Tragödien, Comödien und Schäfergedichte aufkamen, war noch der Geſang ein unentbehrliches Stück bey allen. Das Heldengedichte nämlich, entſtund aus den Lobliedern auf Götter

oder Helden: und Homerus ſoll ſeine Ilias, die er dem Achilles zu Ehren gemacht hatte, nach allen Rhapſodien, d. i. Stücken oder Büchern derſelben, in Griechenland öffentlich abgeſungen haben. Die Tragödien und Comödien entſtunden aus den ſatiriſchen Spottliedern, die auf den Dörfern, an Feſttägen, die Bauern zu vergnügen, von luſtigen Köpfen geſungen wurden: wie nachmals aus eigenen Capiteln von dieſen beyden Arten ausführlicher erhellen wird. Die Schäfergedichte entſtunden aus den verliebten Liedern, welche ſonderlich in Arkadien und Sicilien, als ein paar fruchtbaren und geſegneten Landſchaften, mögen im Schwange geweſen ſeyn: weil nämlich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die müßigen Schäfer daſelbſt, gar leicht zu dieſem annehmlichen Affecte reizen konnte.

22. §. Bey allen dieſen Gattungen der Poeſien nun, verlohr ſich allmählich das Singen. Die Heldengedichte Homers, ſind wohl nach der Zeit, als Lykurgus oder Piſiſtratus ſie in Ordnung gebracht, in Griechenland nicht allezeit geſungen, ſondern oft nur geleſen worden; dafern man nicht das Leſen eines harmoniſchen Verſes auch einen Geſang nennen will. In der Tragödie blieb nur der Chor muſikaliſch, der auch in der That lauter Oden ſang. Alles übrige, was zwiſchen den Liedern des Chores eingeſchaltet wurde, und aus einem bloßen Nebenwerke bald das Hauptwerk ward, pflegte nicht geſungen, ſondern nur geredet zu werden: weswegen denn auch die jambiſchen Verſe dabey gebraucht wurden, als welche mit der ungebundenen Sprache der Griechen ſehr übereinkamen. Bey der Comödie war es anfänglich eben ſo, bis endlich der Chor, wegen ſeiner Schmähſucht, gar von der Obrigkeit verbothen ward, und alſo verſtummen mußte, wie Horaz ſagt. Was es aber bedeute, wenn die Aufſchriften der terenzianiſchen Comödien melden, daß dieſelben mit dieſer oder jener Art von Pfeifen geſpielt worden, das haben die Gelehrten noch nicht ausgemacht. Die Schäfergedichte des Theokritus und Virgils, mögen auch wohl nie alle ſeyn geſungen worden: denn da ihre Verfaſſer nicht wahre, ſondern

nur poetiſche Schäfer waren, ſo wurden ſie nur zum bloßen Leſen gemacht. Ja ſelbſt die Oden, welche Pindarus, Sappho, Anakreon und Horaz in ſo großer Menge gemacht, ſind nicht alle zum Singen verfertiget worden. Man ſehe nur z. E. die letztern an, und bemerke, bey was für verſchiedenen Gelegenheiten ſie verfertiget worden: ſo wird man ſelbſt geſtehen, daß die wenigſten darunter ein einzigmal mögen in die Muſik geſetzt worden ſeyn.

23. §. Da nun dergeſtalt die Poeſie, ſich ohne die Ton- und Singekunſt beliebt gemacht hatte, ſo war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmuſikaliſche Gedichte erfunden wurden. Dahin gehören nun die Satiren des Lucils, Horaz, Juvenals und Perſius; die poetiſchen Briefe des Flaccus und Naſo; die Elegien Catulls, Tibulls und des Propertius; die Sinngedichte Martials und andrer Lateiner: der Griechen voritzo nicht zu gedenken, die in allen dieſen Stücken den Römern vorgegangen. Alle dieſe Gattungen konnten nicht mehr Lieder heißen: Poeſien aber, Gedichte oder Verſe blieben ſie doch, als welchen letztern Namen Horaz auch ſeinen Briefen zugeſteht; da er hingegen den erſten nur für die erhabenen Heldenlieder, Lobgedichte und Tragödien aufbehalten wiſſen will. Noch mehr entfernten ſich von der rechten Art Heſiodus, der die tägliche Arbeit eines Landmannes, Empedokles, der die ganze Naturlehre, Aratus, der die Sternkunſt, Lucretius, der gleichfalls die Naturwiſſenſchaft, und Virgil, der den Feldbau in alexandriniſchen Verſen beſchrieb. Allen dergleichen Werken ſpricht Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt den Namen der Gedichte ab: weil ſie nämlich keine Nachahmungen oder Fabeln ſind; ob ſie gleich das äußerliche Anſehen der poetiſchen Schreibart beybehalten haben. Zu eben dieſer Claſſe könnte man faſt den Silius Italicus, Lucanus und Statius rechnen, deren jener den ganzen puniſchen, der andre den pharſaliſchen Krieg, und dieſer das ganze Leben des Achilles beſchrieben hat. Sie ſind alſo nach dem Urtheile Ariſtotels, und des Paters le Boſſu, mehr für Hiſtorienſchreiber in Verſen, als für Poeten zu halten:

wie an ſeinem Orte ausführlich ſoll gewieſen werden. Und wo bleiben endlich alle Epithalamia, Genethliaca und Epicedia der Alten, die gewiß allezeit zum leſen; niemals aber, oder doch ſehr ſelten zum ſingen verfertiget worden.

24. §. Als bey der Wiederherſtellung der freyen Künſte in Europa, auch die Poeſie wieder in Flor kam, hat man ſich nicht an den alten Gattungen der griechiſchen und römiſchen Poeſien gnügen laſſen; ſondern verſchiedene neue, theils muſikaliſche, theils unmuſikaliſche Arten erfunden. Zu jenen gehören die Opern, die aus den finſterſten Zeiten der Barbarey ihren Urſprung haben; ferner die Paſtorale, Serenaten, Cantaten, Oratorien u. d. gl. Hierher aber die Stanzen, Sonnette, Madrigale, Rondeaux und andere Kleinigkeiten, die nicht viel werth ſind. Die meiſten davon ſind von den Italienern erfunden, und freylich auch im Anfange zum Singen beſtimmet geweſen. Die Stanzen ſind Gedichte mit Strophen in langen Zeilen, die wir Geſänge nennen können; wie Taſſo ſein befreytes Jeruſalem geſchrieben hat, weswegen er auch die Abtheilungen davon, Canto, nennet. Ein Sonnet iſt gleichſam ein Lied, deſſen erſte zwey Strophen, jede von vier Zeilen, auf einerley Melodie, die letzte aber, die aus ſechs Zeilen beſteht, auf eine andere, geſungen werden kann; und alſo einer pindariſchen Ode, mit Satz, Gegenſatz und Nachſatz gleich kömmt. Ein Madrigal iſt wie eine kleine Arie, oder ein franzöſiſch Trinklied; und ein Rondeau iſt nicht viel was anders. Die Franzoſen ſind ihnen nebſt den Engelländern und Holländern bald gefolget, und wir Deutſchen geben ihnen gewiß in allen dieſen Gattungen nichts nach. Wir haben Opern, Paſtorale, Serenaden, Cantaten, Kirchenſtücke, Oden, Arien, Sonnette, Madrigale, und Rondeaux die Menge aufzuweiſen; obwohl dieſe letztern bey uns niemals geſungen ſeyn mögen.

25. §. Was die großen Gedichte der Alten betrifft, ſo haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweiſen, das, wo nicht ganz vollkommen, doch nicht ſo gar zu verwerfen iſt, wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht.

Von

Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den alten, den Theuerdank und Froſchmäuſeler; ſondern auch einen habſpurgiſchen Ottobert, die geraubte Proſerpina und den ſächſiſchen Wittekind. Sind dieſe noch nicht ſo gut als Homer, Virgil und Voltaire; ſo ſind ſie doch nicht ſchlechter, als das, was Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton in dieſem Stücke geliefert haben. Man muß ſich nur über die ſklaviſche Hochachtung alles deſſen, was ausländiſch iſt, erheben, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genußet hat. Pietſchens Sieg Carls des VI. den wir neulich ganz zu ſehen bekommen haben, zeigt uns zwar, daß der Verfaſſer Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln deſſelben bekannt geweſen wären: aber ſelbſt verdient es noch nicht, in dieſe Claſſe zu kommen. Neukirchs Telemach aber, iſt nur eine Ueberſetzung, und kann uns alſo zu keiner Ehre gereichen. In Trauerſpielen, haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius, Hallmann und Lohenſtein, ſondern ſehr viele andere neuere Dichter entgegen zu ſetzen, die ſich ſeit zwölf Jahren, da dieſe Dichtkunſt zum erſtenmal erſchienen (ich ſchreibe dieß 1741.) hervorgethan haben, und ſchon im Begriffe ſtehen, ans Licht zu treten. Thun es dieſe ſchon einem Corneille und Racine noch nicht in allem gleich, ſo haben ſie auch viele Fehler dieſer beyden Franzoſen nicht an ſich; und können es doch, theils mit den neuern Franzoſen, theils ſowohl mit den Welſchen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in ſehr großer Verwirrung iſt. In der Comödie haben wir nicht nur Dedekinds, Gryphii, Riemers, und Weiſens, ſondern eine große Menge andrer Stücke in Händen, die ſeit 200 Jahren bey uns gedruckt worden. Und ſind dieſe gleichfalls mit des Moliere, und Des Touches Luſtſpielen nicht zu vergleichen, ſo dörfen wir doch weder den Welſchen noch Engländern, das allergeringſte nachgeben; es wäre denn in der Liebe unſers Vaterlandes, darinnen es uns jene unſtreitig zuvor thun. Doch zeigen ſich auch hier ſchon einige muntre Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir auch den Franzoſen

nicht lange mehr werden den Vorzug laſſen dörfen. Man ſehe das Verzeichniß unſrer Schauſpiele vor meiner deutſchen Schaubühne.

26. §. Ich komme endlich auf die Abſichten, ſo die Erfinder und Fortpflanzer der Poeſie vor Augen gehabt, deren Kenntniß uns in Unterſuchung des wahren Weſens der Poeſie, nicht ein geringes Licht geben wird. Man hat ja die alten Dichter allezeit für weiſe Männer gehalten, und läßt ihnen noch heute zu Tage dieſen Ruhm unangetaſtet. Folglich wird mans ihnen wohl nicht ſtreitig machen, daß ſie auch Abſichten bey ihren Arbeiten gehabt haben. So mannigfaltig nun dieſelben geweſen ſeyn mögen, ſo leicht ſind ſie doch zu errathen. Ihre Gedichte ſind ja die Mittel, wodurch ſie dieſelben zu erlangen geſucht, und wirklich erlanget haben: wozu alſo dieſelben geſchickt geweſen ſind, das iſt für einen Endzweck ihrer Verfaſſer anzuſehen.

27. §. Die allererſten Sänger ungekünſtelter Lieder, haben, nach der damaligen Einfalt ihrer Zeiten, wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie ſie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, ſo daß derſelbe auch in andern, eine gewiſſe Gemüthsbewegung erwecken möchte. Dahin zielten alſo ihre luſtige und traurige, verliebte, lobende und ſpöttiſche Lieder ab: und dieſen Endzweck erlangten ſie auch, ſo oft ſie ihren eigenen Affect theils durch bequeme Texte, theils durch geſchickte Melodeyen, natürlich und lebhaft vorſtelleten. Ein Saufbruder machte den andern luſtig; ein Betrübter lockte dem andern Thränen heraus; ein Liebhaber gewann das Herz ſeiner Geliebten; ein Lobſänger erweckte ſeinem Helden Beyfall und Bewunderung, und ein Spottvogel brachte durch ſeinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Geſellſchaften zuwege. Die Sache iſt leicht zu begreifen, weil ſie in der Natur des Menſchen ihren Grund hat, und noch täglich durch die Erfahrung beſtätiget wird.

28. §. Eine ſo wunderbare Kunſt, brachte nun den geſchickteſten unter ihren Meiſtern ſehr viel Hochachtung zuwege. Man hörte ſolche treffliche Sänger gern, man lobte ſie ſehr,

und hielt gar dafür, daß ſie etwas mehr als Menſchen ſeyn; oder zum wenigſten einen göttlichen Beyſtand haben müßten. Dieſes ließen ſich auch die Poeten gefallen, ja ſie bemühten ſich, einen ſo vortheilhaften Gedanken von ihrer Kunſt nicht nur zu unterhalten, ſondern auch je mehr und mehr zu beſtärken. In dieſem Vorhaben ließen ſie ſichs angelegen ſeyn, allerley annehmliche und reizende Sachen in ihre Lieder zu bringen, dadurch ſie die Gemüther der Zuhörer noch deſtomehr an ſich locken und gleichſam feſſeln könnten. Nichts war dazu bey der einfältigen Welt geſchickter, als kleine Hiſtorien oder Fabeln, die etwas wunderbares und ungemeines in ſich enthielten. Man ſieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig ſie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen ſind; und dieſen unerfahrnen und neugierigen Creaturen waren die älteſten Völker ganz gleich. Das bezauberte nun gleichſam die ſonſt ungezogenen Gemüther. Die wildeſten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem Amphion oder Orpheus nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorſpielten; ſondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorſungen: nicht viel beſſer, als etwan itzo auf Meſſen und Jahrmärkten die Bänkelſänger mit ihren Liedern von Wundergeſchichten, den Pöbel einzunehmen pflegen.

29. §. In dieſer einmal erhaltenen Hochachtung, erhielten ſich die nachfolgenden Dichter, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch die untermiſchten weiſen Lehren und Sittenſprüche. Die Poeten redeten nicht die gemeine Sprache der andern Leute, ſondern ihre Redensarten waren edel und erhaben, ihre Worte ausgeſucht, ihre Sätze neu und wohlklingend: und ihr ganzer Vortrag ward bisweilen in einer verblümten oder gar allegoriſchen Schreibart abgefaſſet. So viel Witz und lebhafte Einbildungskraft ſie dadurch bewieſen: ſo viel Verſtand und hohe Weisheit, zeigten ſie durch die trefflichen Sittenlehren und Lebensregeln, die ſie in ihren Liedern mit vorbrachten. Die alten Poeten waren nämlich die erſten Weltweiſen, Gottesgelehrten, Staatsmänner: oder umgekehrt

kehrt, die älteſten Weltweiſen bedienten ſich der Poeſie, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Horat. Dichtk. v. 576.

Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
Zu zeigen, was für gut und ſtrafenswerth zu halten,
Was recht und ſchändlich war; der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,
Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben,
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.

Dergeſtalt wurden nun die älteſten Poeten für Gottesgelehrte, Staatskündige, Rechtsverſtändige, und Weltweiſe zugleich gehalten. Sie waren auch in der That alles in allem, und wurden alſo für Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, für außerordentliche, ja recht göttliche Männer angeſehen; die nothwendig alles was ſie ſungen, aus einer höhern Eingebung, nämlich von dem Beyſtande der Muſen und des Apollo, herhaben müßten.

30. §. Alle dieſe Kunſtgriffe hat Homer in ſeinen beyden Heldengedichten, Ilias und Odyſſee, auf eine geſchickte Art zu verbinden gewußt. Er erzählt wahre Geſchichte; er erdichtet Fabeln von Göttern und Helden; er erregt die Affecten; er ſchreibt edel und erhaben; er lehrt und beluſtiget endlich ſeine Leſer, auf eine ſo künſtliche Art und Weiſe, daß man ſich lange vergebens bemühet hat, ſeine rechte Hauptabſicht zu errathen. Ohne Zweifel aber hat er mit Fleiß alle Schönheiten der Poeſie in einem Meiſterſtücke verknüpfen, die gemeine Wohlfahrt ſeiner Griechen befördern, und ſich ſelbſt dadurch in beſondre Hochachtung ſetzen wollen. Er hat auch ſeinen Endzweck damit völlig erreichet; denn es iſt bekannt, wie hoch derſelbe zwey bis drey tauſend Jahre her, von allen die ihn verſtanden, geſchätzet worden. Einige ſind in dieſer Hochachtung ſo weit gegangen, daß ſie gar alle ſeine Fehler für ſchön ausgegeben, und alle ſeine Schnitzer canoniſiren wollen. Andre aber haben zwar die Mängel erkannt, aber ſie, wie es billig war, mehr ſeinen Zeiten, als ihm ſelbſt beygelegt; und ihm dem ungeachtet doch das Lob eines recht großen, lebhaften und glücklichen Geiſtes, nicht abgeſprochen. Man ſehe

des

des Herrn de la Motte Diſcurs, über den Homer, den er vor ſeiner franzöſiſchen Ilias drucken laſſen. Mit dem Virgil hat es eben die Bewandniß.

31. §. Die Tragödien und Comödien anlangend, ſo iſt die Abſicht ihrer Verfaſſer gewiß eben dieſelbe geweſen. Man findet was wahres, aber auch was erdichtetes darinnen. Man ſuchet durch Exempel der Tugenden und Laſter, die Zuſchauer zu unterrichten. Die Erregung der Affecten iſt hier noch weit lebhafter als in jenem, weil die ſichtbare Vorſtellung der Perſonen weit empfindlicher rühret, als die beſte Beſchreibung. Dadurch aber ſuchet man die Leidenſchaften der Zuſchauer zu reinigen. Die Schreibart iſt, ſonderlich im Trauerſpiele ſo edel und erhaben, wie die Sachen ſelber ſind: und an lehrreichen Sprüchen hat es eher einen Ueberfluß als Mangel. Selbſt die Comödie lehret und unterrichtet die Zuſchauer, obwohl ſie das Gelächter erweckt; und alſo haben freylich auch ein Sophokles, Euripides, Menander und Terentius, Ehre genug durch ihre Poeſien erlanget, und ihren Zweck, nämlich die Erbauung und Beluſtigung der Zuſchauer dergeſtalt vollkommen erhalten.

32. §. Was die kleinen Gattungen der Gedichte anlangt, ſo ſind dieſelben freylich ſo vollkommen nicht. Einige erzählen nur; andere ſind bloße Fabeln; noch andere klagen nur allein; und einige ſind bloß zum Lehren gemacht. In einigen will man nur loben, und in andern ſchlechterdings ſpotten. Viele ſind auch nur zum Scherze und zur Beluſtigung gemacht: und alſo haben ſich die Verfaſſer derſelben gleichſam in die Vollkommenheiten der größern getheilet. Sie erhalten dergeſtalt auch nur ein geringes Lob, weil zu einer einzigen poetiſchen Abſicht, auch ein ſehr ſeichter Geiſt und mäßiger Witz ſchon zulänglich iſt. Daher bringen auch ſolche poetiſche Kleinigkeiten einer Nation nicht viel Ehre. Es muß was größers ſeyn, womit man ſich gegen andre Völker breit machen, und ihren Dichtern trotz biethen will. Indeſſen bleibt es doch in allen Gattungen der Gedichte bey dem Ausſpruche des Horaz:

Der

Der wird vollkommen ſeyn, der theils ein lehrreich Weſen,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum theil dem Leſer nützt, zum theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet,
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret. Dichtk. v. 495.

33. §. Bey dem allen iſt es nicht zu leugnen, daß nicht, nach dem Urtheile des großen Ariſtoteles, das Hauptwerk der Poeſie in der geſchickten Nachahmung beſtehe. Die Fabel ſelbſt, die von andern für die Seele eines Gedichtes gehalten wird, iſt nichts anders, als eine Nachahmung der Natur. Dieß wird ſie nun durch die Aehnlichkeit mit derſelben, und wenn ſie dieſe hat, ſo heißt ſie wahrſcheinlich. Die Wahrſcheinlichkeit iſt alſo die Haupteigenſchaft aller Fabeln; und wenn eine Fabel nicht wahrſcheinlich iſt, ſo taugt ſie nichts. Wie kann ſie aber wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgeht? Horaz ſchreibt:

Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht,
Und fordre nicht von uns, daß man ihr alles gläube:
Man reiße nicht das Kind den Hexen aus dem Leibe,
Wenn ſie es ſchon verzehrt. Dichtk. v. 489.

Dieſe Nachahmung der Poeten nun, geſchieht entweder vermittelſt einer ſehr lebhaften Beſchreibung, oder durch eine epiſche und dramatiſche Erzählung, oder gar durch lebendige Vorſtellung desjenigen, was ſie nachahmen. Und dadurch unterſcheidet ſich der Dichter von einem Maler, der nur mit Farben, und einem Bildhauer, der in Stein oder Holz ſeine Nachahmung verrichtet. Will man ſagen, daß auch in ungebundener Rede ſolche Nachahmungen zu geſchehen pflegen, die wir der Poeſie zueignen; als wenn zum Exempel Aeſopus proſaiſche Fabeln macht, oder Livius und andre Geſchichtſchreiber gewiſſen großen Männern ſolche Reden andichten, die ſie zwar nicht von Wort zu Wort gehalten, aber doch wahrſcheinlicher Weiſe hätten halten können: ſo werde ich

antworten, daß ſowohl Aeſopus, als ſolche dichtende Geſchicht-ſchreiber, in ſo weit ſie dichten, unter die Poeten gehören. Die Verſe machen das Weſen der Poeſie nicht aus, vielweniger die Reime. Können doch ganze Heldengedichte in ungebundener Rede geſchrieben werden. Denn wer wollte es leugnen, daß nicht die proſaiſche Ueberſetzung, welche die Frau Dacier vom Homer gemacht, noch ein Heldengedichte geblieben wäre; oder daß des Erzbiſchofs von Cambray Telemach kein poetiſches Werk wäre? Kinder und Unwiſſende bleiben am äußerlichen kleben, und ſehen auch eine ſcandirte und gereimte Proſe für ein Gedichte, und jeglichen elenden Versmacher für einen Poeten an: Kenner aber halten es mit dem Horaz, der uns einen Poeten ſo beſchreibt:

- - - neque enim concludere verſum
Dixerit eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poetam:
Ingenium cui ſit, cui mens diuinior, et os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

Lib. I. Sat. 4.

Das

* *

Das II. Capitel.

Von dem Charactere eines Poeten.

1. §.

Nachdem wir den Urſprung und das allmähliche Wachsthum der Poeſie kürzlich erwogen haben: ſo iſt es nicht undienlich, von einem wahren Poeten einen Abriß zu machen, und ihn nach allen ſeinen Eigenſchaften zu beſchreiben. Man iſt mit dieſem Namen zu allen Zeiten gar zu freygebig geweſen; weil man nicht ſattſam eingeſehen, was für eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte, wieviel Gelehrſamkeit, Erfahrung, Uebung und Fleiß zu einem rechtſchaffenen Dichter gehören. Und das iſt kein Wunder geweſen. Gemeiniglich haben ſichs diejenigen angemaßet, den Titel eines Poeten auszutheilen, die einen viel zu ſeichten Verſtand, und eine viel zu blöde Einſicht in das Weſen der wahren Dichtkunſt gehabt. Der Pöbel hat ſich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetiſchen Scribenten zu urtheilen: und dieſes iſt deſto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung proſaiſcher Schriften niemals zugeſtanden worden. Kann er nun hierinnen keinen gültigen Ausſpruch thun, und die Verfaſſer derſelben, weder für gute Hiſtorienſchreiber, noch für Redner, Philoſophen, Arzneyverſtändige oder Rechtsgelehrte erklären: wie wird er vermögend ſeyn, von Gedichten zu urtheilen, deren Einrichtung und Ausarbeitung deſto ſchwerer zu prüfen iſt; je mehr ſie unter ſo vielen äußerlichen Schönheiten und Zierrathen, dadurch auch critiſche Augen zuweilen verblendet werden, verhüllet iſt, ja tief verborgen liegt. Plinius ſchreibt an einem Orte; von Künſtlern kann nur ein Künſtler urtheilen. Man wird alſo mit der Poeſie wohl nicht unbilliger umgehen wollen, als mit der Muſik, Malerey, Baukunſt und dem Bildſchnitzen. Wer beruft

ruft ſich aber in allen dieſen Künſten auf das Urtheil des großen Haufens? Das würden ſchlechte Meiſter darinnen werden, die ihren Ruhm in dem Beyfalle eines eigenſinnigen Volkes ſuchen wollten, welches ohne Verſtand und ohne Regeln von ihren Sachen urtheilet, und deſſen Geſchmack die unbeſtändigſte Sache von der Welt iſt.

2. §. Es trifft freylich zuweilen zu, daß ein ganzes Land oder eine große Stadt ſich an lauter regelmäßige Sachen gewöhnet, und ſo zu reden, eine zeitlang Geſchmack daran findet. Aber dieſer gute Geſchmack kann nicht lange Zeit erhalten werden; wenn es nicht Kunſtverſtändige darunter giebt, die dasjenige, was der gemeine Mann nach der ſinnlichen Empfindung liebet, nach richtigen Grundregeln für gut und ſchön erkennen. Ohne ſolche Meiſter geht der gute Geſchmack bald wieder verlohren, wie wir an den Beyſpielen der Griechen und Römer, ja der neuern Welſchen und Franzoſen geſehen haben. Die Leichtſinnigkeit der menſchlichen Gemüther, ſucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geſchieht es da, daß Leute von keiner Einſicht, an ſtatt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entſtehen, auf ſcheinbare verfallen; die oft die bloße Sinnlichkeit eben ſo ſehr beluſtigen, als die erſten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war hochgeſchätzet worden. Der allgemeine Beyfall einer Nation kann alſo nicht eher von der Geſchicklichkeit eines Meiſters in freyen Künſten, ein gültiges Urtheil fällen, als bis man vorher den guten Geſchmack derſelben erwieſen hat. Dieſes aber geſchieht nicht anders, als wenn man zeiget: daß derſelbe mit den Regeln der Kunſt übereinſtimmet, die aus der Vernunft und Natur hergeleitet worden. Ich habe hiermit beyläufig meinen Begriff von dem guten Geſchmacke entdecket; einer Sache, davon zu itziger Zeit überall ſo viel Redens und Schreibens iſt. Weiter unten wird mehr davon vorkommen; denn zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geſchmack. Aus dem vorhergehenden aber ſchließe ich, daß wir die, zu einem wahren Dichter gehörigen

hörigen Eigenſchaften von denen lernen müſſen, die das innere Weſen der Poeſie eingeſehen; die Regeln der Vollkommenheit, daraus ihre Schönheiten entſtehen, erforſchet haben, und alſo von allem, was ſie an einem Gedichte loben und ſchelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wiſſen.

3. §. Wenn man nun ein gründliches Erkenntniß aller Dinge Philoſophie nennet: ſo ſieht ein jeder, daß niemand den rechten Character von einem Poeten wird geben können, als ein Philoſoph; aber ein ſolcher Philoſoph, der von der Poeſie philoſophiren kann, welches ſich nicht bey allen findet, die jenen Namen ſonſt gar wohl verdienen. Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, ſich mit ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen zu den freyen Künſten zu wenden, und da nachzugrübeln: Woher es komme, daß dieſes ſchön und jenes häßlich iſt; dieſes wohl, jenes aber übel gefällt? Wer dieſes aber weis, der bekömmt einen beſondern Namen, und heißt ein Criticus. Dadurch verſtehe ich nämlich nichts anders, als einen Gelehrten, der von freyen Künſten philoſophiren oder Grund anzeigen kann. Dieſen Begriff hat niemand beſſer ins Licht geſtellet, als der berühmte Graf Schaftsbury, in ſeinem gelehrten Werke: Characteriſtic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk neulich von einer geſchickten Feder ins Deutſche überſeẞt worden. Was uns nun dergleichen Critici, ſolche philoſophiſche Poeten, oder poeſieverſtändige Philoſophen ſagen werden, das wird wohl ohne Zweifel weit gründlicher ſeyn, und einen richtigern Begriff von einem wahren Dichter bey uns erwecken; als was der große Haufe, nach einer betrüglichen Empfindung ſeines unbeſtändigen Geſchmackes, zu loben oder zu tadeln pflegt. Denn ich bin hier gar nicht der Meynung des ſonſt ſo ſcharfſinnigen Cicero zugethan, der in ſeinem andern Buche vom Redner ſchreibt: Omnes tacito quodam ſenſu, ſine vlla arte aut ratione, quae ſint in artibus ac rationibus recta ac praua, diiudicant. Vielmehr halte ichs mit dem Seneca, der an einem Orte ſeiner Schriften das Gegentheil behauptet: Non tam

bene

bene cum rebus mortalium agitur, vt meliora pluribus placeant: Argumentum peſſimi, turba eſt.

4. §. Unter den Griechen iſt ohne Zweifel Ariſtoteles der beſte Criticus geweſen, was nämlich die Redekunſt und Poeſie anlanget. Es iſt ein Glück, daß ſeine Schriften von beyden Künſten nicht ganz verlohren gegangen; denn von der Dichtkunſt haben wir freylich nur einen Theil übrig behalten. Indeſſen zeugen doch beyde Bücher, eben ſo wohl von dem durchdringenden Verſtande dieſes großen Weltweiſen, als ſeine übrige Schriften. Er hat das innere Weſen der Beredſamkeit und Poeterey aufs gründlichſte eingeſehen, und alle Regeln, die er vorſchreibet, gründen ſich auf die unveränderliche Natur der Menſchen, und auf die geſunde Vernunft. Haben gleich einige andere Kunſtrichter und poetiſche Freygeiſter ſein Joch abzuſchütteln geſucht, und uns entweder von allen Regeln befreyen, oder ganz neue und willkührliche einführen wollen: ſo haben ſie doch bey keinem Vernünftigen Beyfall gefunden. Nichts würde alſo für mich erwünſchter ſeyn, als wenn dieſer tiefſinnige Mann auch den ausführlichen Character eines wahren Poeten gemacht hätte: denn ſo dörfte man ſich nur daran halten, und könnte ſich ſelbſt ſo wohl, als andre, nach Anleitung deſſelben, gehörig prüfen. Allein wir finden in ſeiner Poetik im I. II. und III. Capitel nur etwas weniges, daß uns auf die rechte Spur helfen kann. Er lehrt nämlich gleich im Anfange derſelben, daß die ganze Poeſie nichts anders ſey, als eine Nachahmung menſchlicher Handlungen; und daß alſo der Unterſcheid verſchiedener Gedichte bloß auf die mancherley Arten der Nachahmung ankomme. Man könne aber die Handlungen der Menſchen in gute und böſe eintheilen; und die Sitten der Welt wären alſo nur durch dieſe beyden Eigenſchaften unterſchieden. Wer alſo Menſchen abbilden wolle, der könne ſie ſich entweder beſſer, oder ſchlechter vorſtellen, als ſie ſind; oder dieſelben ganz ähnlich ſchildern. Dieſes erläutert er durch das Exempel der Maler, und zieht es hernach auf verſchiedene Arten der Poeſie.

Bayerische Sta...

Dieſes giebt, meines Erachtens, Anleitung genug, wie man einen Poeten zu characteriſiren habe.

5. §. Ich ſage alſo erſtlich: ein Poet ſey ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge: und dieſes hat er mit den Malern, Bildhauern, Muſikverſtändigen u. a. m. gemein. Er iſt aber zum andern, auch von ihnen unterſchieden; und zwar durch die Art ſeiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er ſie vollzieht. Der Maler ahmet ſie durch Pinſel und Farben nach; der Bildſchnitzer durch Holz und Stein, oder auch durch den Guß in allerhand Metallen; der Tanzmeiſter durch den Schritt und die Bewegungen des ganzen Leibes; der Tonkünſtler durch den Tact und die Harmonie: der Poet aber thut es durch eine tactmäßig abgemeſſene, und ſonſt wohl eingerichtete Rede; oder welches gleich viel iſt, durch eine harmoniſche und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedichte nennen. Eben das hat uns Horaz oben zu verſtehen gegeben, da er ſchrieb:

> Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
> Doctum *imitatorem*, et veras hinc ducere voces.

Imgleichen:

> Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris.

Oder auch:

> Aut Famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge.

6. §. So fremde vielen dieſe Beſchreibung eines Dichters vorkömmt, ſo vollſtändig und fruchtbar iſt ſie in der That. Ein Poet wird dadurch nicht nur von den Meiſtern obgedachter freyen Künſte; ſondern auch von den Liebhabern aller andern Theile der Gelehrſamkeit unterſchieden. Ein Geſchichtſchreiber ſoll nicht nachahmen, was wir Menſchen zu thun pflegen, oder wahrſcheinlicher Weiſe gethan haben könnten, thun ſollten, oder thun würden, wenn wir in ſolchen Umſtänden befindlich wären: ſondern man fordert von ihm, daß er getreulich dasjenige erzählen ſolle, was ſich hier oder da, für

Begebenheiten zugetragen haben. Ein Redner ſoll nicht nachahmen, was andre Leute thun; ſondern die Leute überreden, etwas für wahr oder falſch zu halten, und ſie bewegen, etwas zu thun oder zu laſſen. Ein Weltweiſer iſt gleichfalls von der Nachahmung entfernet, indem er uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge unterſuchen lehret. Wie die Rechtsgelehrſamkeit, Arzneykunſt und andre Wiſſenſchaften mehr, von der Poeſie unterſchieden ſind, das wird ein jeder leicht abnehmen können. Der Dichter ganz allein, hat dieſes zu ſeiner Haupteigenſchaft, daß er der Natur nachahmet, und ſie in allen ſeinen Beſchreibungen, Fabeln und Gedanken, ſein einziges Muſter ſeyn läßt.

7. §. Es iſt wahr; man macht hier verſchiedene Einwürfe. Der Geſchichtſchreiber, ſagt man, ſchildert ja auch diejenigen Perſonen, Sachen und Oerter ab; von welchen er uns Erzählungen macht. Er führt ſeine Helden wohl gar redend ein, und läßt ſie oft Dinge ſagen, die ſie zwar hätten ſagen können, aber in der That niemals geſagt haben: wie wir in griechiſchen und lateiniſchen Scribenten häufige Exempel davon vor Augen haben. Dieſer Zweifel iſt es ſchon werth, daß er beantwortet werde. Ich ſage alſo fürs erſte: nicht alles, was ein Geſchichtſchreiber thut; das thut er als ein Geſchichtſchreiber. Z. E. Er ſchreibt ja auch nach den Regeln der Sprachkunſt: wer glaubt aber deswegen, daß die richtige Schreibart zum Weſen der Hiſtorie gehöre, und nicht vielmehr der Grammatik eigen ſey? Ein Geſchichtſchreiber kann freylich wohl auch moraliſiren, und politiſche Anmerkungen in ſeine Erzählungen miſchen, wie Tacitus und andre gethan haben: gehört das aber eigentlich zur Hiſtorie? Und iſt dieſes deswegen nicht für eines Sittenlehrers und Staatskündigen eigentliche Pflicht zu halten? Eben ſo gehts mit den vielen Bildern, Charactern und erdichteten Reden, die in Geſchichtbüchern vorkommen. Sie ſind poetiſche Kunſtſtücke, die ein Geſchichtſchreiber nur entlehnet, um ſeine trockene Erzählungen dadurch ein wenig anmuthiger zu machen. Er iſt gleichſam, wie ein Bildſchnitzer beſchaffen,

der die Geſichter und Kleidungen ſeiner Kunſtſtücke, auch noch mit Pinſel und Farben übermalet: nicht als wenn das Malen eigentlich ſein Werk wäre; ſondern weil er einer andern Kunſt Hülfe braucht, ſeine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen.

8. §. Fürs andre habens auch die Kunſtrichter an einigen Geſchichtſchreibern vorlängſt gemisbilliget, daß ſie die Regeln der hiſtoriſchen Schreibart gar zu ſehr aus den Augen geſetzet. Man leſe nur nach, was einige von dem Florus, und le Clerc vom Curtius, wegen ſeiner gekünſtelten Beſchreibungen geurtheilet haben. Man hat kein Bedenken getragen, dieſen Scribenten eine poetiſche Schreibart zuzueignen: welches ſattſam zeiget, daß die lebhaften Beſchreibungen eigentlich in der Dichtkunſt zu Hauſe gehören; ſonderlich, wenn ſie, wie des Curtius ſeine, nur aus dem bloßen Witze des Scribenten herkommen. Und was ſoll ich von den Reden eines Thucydides, Xenophons, Livius, Salluſtius, u. a. m. ſagen? Man hat es längſt erkannt, daß dieſe Proben von der dichtenden Einbildungskraft dieſer Scribenten wären; dazu ſie als Geſchichtſchreiber nicht wären verbunden geweſen. Sie haben aber hierinn lieber dem Homer nachahmen, deſſen Schriften einen allgemeinen Beyfall hatten, als ihre eigne Pflichten in Betrachtung ziehen wollen. Und man hat ſie deswegen mit recht getadelt; weil es einem aufrichtigen Verfaſſer hiſtoriſcher Nachrichten nicht zuſteht; das geringſte in den wahren Begebenheiten zu ändern, auszulaſſen oder hinzuzuſetzen. Wie haben aber gedachte Scribenten dieſe Pflicht in ſolchen Reden beobachten können, die ſie berühmten Leuten viele Jahrhunderte nach ihrem Tode angedichtet? Zum wenigſten hat Curtius dem ſcythiſchen Geſandten eine Anrede an Alexandern in den Mund gelegt; die derſelbe, allem Anſehen nach, unmöglich ſo ſchön und künſtlich hätte halten können. Was ich hier von der Hiſtorie zur Antwort gegeben habe, daß läßt ſich mit leichter Mühe, auf alle übrige Einwürfe, die man von andern Wiſſenſchaften hernimmt, deuten, und gehöriger maßen anwenden.

9. §. Ariſtoteles hat es ſchon ausgeführt, wie natürlich es dem Menſchen ſey, alles was er ſieht und höret, nachzuahmen. In unſrer zärteſten Jugend geht dieſes ſchon an. Man ſagt, die Kinder ſind wie Affen; weil ſie alles nachmachen, was die Erwachſenen thun. Man möchte aber mit beſſerm Rechte ſprechen, die Affen ſind wie Kinder: denn dieſen gebührt ſonder Zweifel im Nachahmen der Vorzug. Alles, was wir lernen und faſſen, das faſſen und lernen wir durch die Nachahmung. Das Gehen und Stehen, Reden und Singen, das Eſſen und Trinken, ja Leſen und Schreiben, entſteht bey uns aus keiner andern Qvelle.

Die andern Thiere zwar, kennt jedes ſeine Kraft,
Und weis auch von Natur von ſeiner Eigenſchaft;
Der Menſch allein, ihr Haupt, der Herr ſo vieler Sachen,
Muß alles, was er thut, von andern lernen machen.
Und daß er ißt und trinkt, redt, ſitzt, ſteht, geht und liegt,
Kömmt nur durch Unterricht, ſchläft auch nicht ungewiegt.

Opitz im II. Buch der Troſtged.

Daraus leitet nun der tiefſinnige Weltweiſe den Urſprung der Poeſie her. So viel iſt gewiß, daß diejenigen Knaben, welche die größte Geſchicklichkeit im Nachahmen an ſich blicken laſſen, auch die größte Fähigkeit zur Poeſie beſitzen. Zeiget ſich aber jene ſonderlich in der Malerey und Muſik, imgleichen im Tanzen u. ſ. f.: ſo ſieht man wohl, daß Kinder, die zu dergleichen Uebungen viel Naturell und Luſt haben, auch zur Dichtkunſt ſelbſt, ein treffliches Geſchicke erlangen können; wenn nur auch die Auferziehung ſonſt darnach eingerichtet iſt.

10. §. Weil nun dieſe natürliche Geſchicklichkeit im Nachahmen bey verſchiedenen Leuten auch ſehr verſchieden iſt; ſo daß einige faſt ohne alle Mühe eine große Fertigkeit darinnen erlangen, andre hergegen bey vieler Quaal und Arbeit dennoch hinten bleiben: ſo hat man angefangen zu ſagen, daß die Poeten nicht gemacht; ſondern gebohren würden, daß ſie den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen, und durch ein Geſtirn in der Geburt zu Poeten gemacht ſeyn müßten: das

heißt in ungebundener Schreibart nichts anders, als ein gutes und zum Nachahmen geſchicktes Naturell bekommen haben. Opitz ſchreibt:

Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sylben über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn: Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum einer
Von allen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlaſſen weis, iſt zwar ein guter Mann
Doch nicht gleich ein Poet.

Opitz im I. B. der Poet. W.

Unſer Poet fordert alſo von einem Dichter, er ſolle den Himmel bey ſich fühlen, ja ſcharf und geiſtig ſeyn. Das zielet ebenfalls auf das gute Naturell oder den fähigen Kopf eines Dichters. Rachel ſtimmt dieſem bey:

Denn wer nicht von Natur hiezu iſt wie gebohren,
Bey dem iſt Kunſt und Fleiß und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer ſpricht: Die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgemeiſter zwey: Jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu ſagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorberkränzlein tragen.

Rachel Stat. der Poet.

11. §. Das iſt nun, meines Erachtens, die beſte Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poeſie geben kann; davon ſo viel Streitens unter den Gelehrten iſt. Ein glücklicher munterer Kopf iſt es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiſer ſprechen möchte: das iſt, was oben beym Horaz, Ingenium et mens diuinior hieß. Dieſer Witz iſt eine Gemüthskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen, und alſo eine Vergleichung zwiſchen ihnen anſtellen kann. Er ſetzet die Scharfſinnigkeit zum Grunde, welche ein Vermögen der Seelen anzeiget, viel an einem Dinge wahrzunehmen, welches ein andrer, der gleichſam einen ſtumpfen Sinn, oder blöden Verſtand hat, nicht

nicht würde beobachtet haben. Je größer nun die Scharfſinnigkeit bey einem jungen Menſchen iſt, je aufgeweckter ſein Kopf iſt, wie man zu reden pflegt: deſto größer kann auch ſein Witz werden, deſto ſinnreicher werden ſeine Gedanken ſeyn. Denn wo man viele Eigenſchaften der Dinge angemerket, und auf alle Kleinigkeiten bey einer Perſon, Handlung, Begebenheit u. ſ. w. Acht gegeben hat: da kann man deſto leichter die Aehnlichkeit einer ſolchen Perſon, Handlung, Begebenheit oder Sache mit andern dergleichen Dingen wahrnehmen. Die Einbildungskraft nämlich bringet, bey den gegenwärtigen Empfindungen, ſehr leicht wiederum die Begriffe hervor, die wir ſonſt ſchon gehabt; wenn ſie nur die geringſte Aehnlichkeit damit haben. Alle dieſe Gemüthskräfte nun, gehören nicht in gemeinem, ſondern in ſehr hohem Grade für denjenigen, der geſchickt nachahmen ſoll: und ein Poet muß dergeſtalt, ſowohl als ein Maler, Bildſchnitzer u. ſ. w. eine ſtarke Einbildungskraft, viel Scharfſinnigkeit und einen großen Witz ſchon von Natur beſitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will.

12. §. Doch alle dieſe natürliche Gaben ſind an und für ſich ſelbſt noch roh und unvollkommen, wenn ſie nicht aufgeweckt, und von der ihnen anklebenden Unrichtigkeit geſaubert werden. Viele witzige Köpfe verroſten gleichſam bey ihrer guten Fähigkeit, aus Mangel der Anführung. Kinder, denen es an Unterricht fehlet, bleiben bey aller ihrer natürlichen Geſchicklichkeit dennoch ſtecken: und wenn ſie ſich gleich unter andern ihres gleichen, durch ein lebhafteres Weſen hervorthun; ſo iſt doch alle ihr Witz gleichſam ein ungebautes Feld, das nur wilde Pflanzen hervortreibet; ein ſelbſt wachſender Baum, der nur ungeſtalte Aeſte und Reiſer hervorſproſſet. Gerathen ſolche Leute in anwachſenden Jahren aufs Reimen, ſo werden ſie Poſſenreißer, Pritſchmeiſter, und alberne Reimenſchmiede; die allerhand abgeſchmackte Einfälle zuſammen häufen, ſich alles für erlaubt halten, und nur den Beyfall des Pöbels ſuchen. Sie folgen ſchlechterdings ihrer Phantaſie, und dichten Qvodlibete, Opern, Romane, Pickelherings-

poſſen, und andre phantaſtiſche Erfindungen in theatraliſchen Sachen, die weder Art noch Geſchicke haben. Man kann aber junge Knaben beyzeiten aufwecken, und ihren Witz, ſo zu reden in die Falten rücken, wenn man ihnen bald allerley gute ſinnreiche Schriften zu leſen giebt; wenn man ſie auf die trefflichſten Stellen derſelben aufmerkſam machet; ihnen die Schönheit derſelben recht vor Augen ſtellet, und durch ein vernünftiges Lob ihrer Verfaſſer, ſie anſpornet, nach gleicher Ehre zu ſtreben.

13. §. Dieſes thut man, wenn die Jugend ihren Verſtand ſchon einigermaßen brauchen kann: der Grund aber kann noch früher dazu geleget werden, wenn man ſie beyzeiten im Zeichnen und Reißen unterweiſen läßt. Es glaubt niemand, was dieſe Uebung jungen Leuten für Vortheil ſchaffet; als wer ſie mit philoſophiſchen Augen anſieht. Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß ſehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältniſſe, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen und Strichlein, ja auf die allerkleinſten Puncte Achtung geben. Durch dergleichen Uebung und Bemühung erlangt man alſo einen hohen Grad der Aufmerkſamkeit, auf jede vorfallende Sache; welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geſchwindigkeit, und faſt im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen; welche Fertigkeit wir vorhin die Scharfſinnigkeit genannt haben. Indem aber ein ſolcher Knabe ſich ferner bemühet, ſeinen Riß, dem vorgelegten Muſterbilde ähnlich zu machen: ſo muß er die Aehnlichkeiten zwiſchen beyden wahrnehmen lernen, das iſt, ſeinen Witz üben. Fängt er endlich gar an, wirkliche Perſonen abzuſchildern, oder Gegenden und Landſchaften zu malen, die er wirklich vor ſich ſieht: ſo wird er noch fertiger. Am höchſten bringt ers endlich, wenn er aus ſeiner eigenen Erfindung ganze Hiſtorien wohl zu entwerfen, und auf eine ſehr lebhafte, natürliche und folglich anmuthige Art auszumalen geſchickt wird. Dergleichen Uebungen nun bilden unvermerkt poetiſche Geiſter. Denn dafern durch das Studiren, dergleichen

jungen Leuten zugleich die Fertigkeit in der Sprache, die Kenntniß vieler Sachen, nebſt den Regeln der gebundenen Schreibart beygebracht wird: ſo werden ſie hernach eben ſo geſchickt mit der Feder, als mit Pinſel und Farben, die Nachahmung natürlicher Dinge zu vollziehen wiſſen.

14. §. Denn das muß man nothwendig wiſſen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit und Witz bey einem Poeten noch nicht ausgerichtet iſt. Dieß iſt zwar der Grund von ſeiner Geſchicklichkeit, den die Natur legt: aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunſt und Gelehrſamkeit. Muß doch ein Maler, der was rechtes thun will, in der Meßkunſt, Perſpectiv, Anatomie, Mythologie, Hiſtorie, Baukunſt, ja Logik und Moral was gethan haben; wenn ers zu einiger Vollkommenheit bringen will. So wird denn ein Poet, der auch die unſichtbaren Gedanken und Neigungen menſchlicher Gemüther nachzuahmen hat, ſich nicht ohne eine weitläuftige Gelehrſamkeit behelfen können. Es iſt keine Wiſſenſchaft von ſeinem Bezirke ganz ausgeſchloſſen. Er muß zum wenigſten von allem etwas wiſſen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit ſich ziemlicher maßen umgeſehen haben. Ein Poet hat ja Gelegenheit, von allerley Dingen zu ſchreiben. Begeht er nun Fehler, die von ſeiner Unwiſſenheit in Künſten und Wiſſenſchaften zeugen, ſo verliert er ſein Anſehen. Ein einzig Wort giebt oft ſeine Einſicht, oder auch ſeine Unerfahrenheit in einer Sache zu verſtehen. Ein einzig Wort kann ihn alſo in Hochachtung oder in Verachtung ſetzen; nachdem es entweder ſeine Gelehrſamkeit oder Unwiſſenheit an den Tag legt. Daraus folgt nun unfehlbar, daß ein Poet keine Wiſſenſchaft ſo gar verabſäumen müſſe, als ob ſie ihn nichts angienge. Er muß ſich vielmehr bemühen, von allen, zum wenigſten einen kurzen Begriff zu faſſen; damit er ſich, wo nicht in allen geſchickt erweiſen, doch mindſtens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verſtoßen möge.

15. §. Vielleicht wendet man mir ein: Ich machte den Begriff von einem Poeten zu groß und zu vollkommen;

dergleichen Leute von allgemeiner Gelehrſamkeit hätte es wohl noch nie gegeben; inskünftige aber, würde man ſie noch weniger zu gewarten haben, da die Anzahl der Wiſſenſchaften und Künſte faſt täglich größer würde. Hierauf will ich zur Antwort geben, daß man nicht übel thue, wenn man eine Sache nach ihrer größeſten Vollkommenheit abſchildert. So haben die Stoiker ihren Weiſen, die Lehrer der Redekunſt ihren vollkommenen Redner, und die heutigen Weltweiſen einen vollkommenen Philoſophen beſchrieben. Es iſt gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man ſtreben kann, wenn es gleich noch niemand erreichet hätte. Je näher man ihm kömmt, deſto vollkommner iſt man: und der am wenigſten davon entfernet bleibt, der iſt am lobwürdigſten. Geſteht aber Seneca von dem ſtoiſchen Weiſen, Cicero von einem vollkommenen Redner, und Herr Wolf von einem vollkommenen Philoſophen, daß dergleichen noch niemals in der Welt zu finden geweſen: ſo wollen wir auch bekennen, daß noch kein Poet den höchſten Gipfel in ſeiner Kunſt erreichet habe. Die Erfahrung hat es gewieſen. An den berühmteſten alten und neuen Dichtern haben ſcharfe Kunſtrichter mit gutem Grunde ſo viel auszuſetzen gefunden; daß man auch hier die menſchliche Unvollkommenheit nur gar zu deutlich hat wahrnehmen können. Wie aber deswegen, weder die Stoiker nach Weisheit, noch die Redner nach Beredſamkeit, noch die Philoſophen nach der philoſophiſchen Erkenntniß zu ſtreben aufgehöret haben: Alſo darf auch kein Liebhaber der Dichtkunſt den Muth ſinken laſſen.

Denn dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läßig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid
Der hebt nicht alles auf. Kannſt du dem Ueberreichen,
An ſeinem großen Schatz und Vorrath, nicht wohl gleichen:
So iſt dir wenig gnug. Spann alle Sinnen an,
Wer weis, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel; doch das nach Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwey Zeilen oder drey, von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.

Nur

Nur eine Fliege, wohl und nach der Kunſt gemalet,
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſowohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchmieret von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden:
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden ꝛc.

Rachel Stat. der Poet.

16. §. Vor allen Dingen aber iſt einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menſchen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptſächlich die Handlungen der Menſchen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verſchiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Urſprung haben. Daher muß derſelbe ja die Natur und Beſchaffenheit des Willens, der ſinnlichen Begierde, und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren mannigfaltigen Geſtalten gründlich einſehen lernen. Wie würde es ihm ſonſt möglich ſeyn, einen Geizigen, Stolzen, Verſchwendriſchen, Zänkiſchen, Verliebten, Traurigen, Verzagten u. ſ. w. recht zu characteriſiren? Alle Bewegungen des Willens entſtehen aus den Meynungen und Urtheilen des Verſtandes, ſo wie dieſe in den verſchiedenen Vorſtellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß alſo auch die Gemüthskräfte der vernünftigen Seele, und ihren verſchiedenen, ſowohl böſen als guten Gebrauch kennen; damit er thörichte Leute thöricht, und ſo ferner Abergläubiſche, Leichtgläubige, Ungläubige, Vernünftler, Grübler, Zweifler, Einfältige, Spitzfündige, Verſchlagene, Dumme und Kluge nach ihrer gehörigen Art abzuſchildern und nachzuahmen im Stande ſey. Sind ferner die Handlungen der Menſchen gut oder böſe: So wird er nicht im Stande ſeyn dieſelben recht zu beurtheilen, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunſt gründlich verſteht. Das iſt nun diejenige Wiſſenſchaft von Charactern und Pflichten der Menſchen, die Horaz in ſeiner obſtehenden Dichtkunſt ſo eifrig von einem Poeten fordert, und ihm zu wiederholten malen einſchärfet.

Qui didicit Patriae quid debeat et quid Amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus, et hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum miſſi ducis, ille profecto.
Reddere perſonae ſcit conuenientia, cuique. *

17. §. So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt: ſo ſtark muß auch ſeine Beurtheilungskraft ſeyn. Es würde nichts helfen, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unſinnige Dichter: dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohlgegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil des Verſtandes muß Richter darüber ſeyn. Es wird nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie. Wer ſeinen regelloſen Trieben den Zügel ſchießen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber ſehr wenig Verſtand und Kräfte ſie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten: ſie reißen ihn fort, und er muß folgen wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reißt ſich leicht aus den Schranken der Vernunft: und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn ſie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. Statius, Claudianus, Lucanus und der

* Ramſey in ſeiner Reiſe des Cyrus auf der 133. S. der engliſchen Auflage ſchreibt: To reach the ſublime, the Poet muſt be a Philoſopher. The moſt beautifull flowers, graces and paintings only pleaſe by Imagination, without ſatisfying the mind, or improving the underſtanding. Solid Principles, noble ſentiments and various Characters muſt be diſpers'd throughout, in ordre to diſplay to us Truth, Virtue and Nature. Man muſt be repreſented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his disguiſes; that the Picture may reſemble the Original in which there is alwais a Contraſt of Virtues and imperfections. Nevertheleſs it is neceſſary, to condeſcend to the weackneſs of Mankind. Too much moralizing disguſts; too much reaſoning tires. We muſt turn maxims into action, convey noble ſentiments by short hints, and inſtruct rather by the manners of the Hero, than by his diſcourſe. Das iſt: Das Erha-

der tragiſche Seneca können uns unter den Lateinern zur Warnung dienen. St. Evremont hält den Brebeuf, der die Pharſale des Lucanus überſetzet hat, ſeinem Originale nicht nur gleich; ſondern ſagt gar, daß er denſelben noch, an wildem Feuer der Einbildung, übertroffen habe. Von den Italienern und Spaniern hat uns Bouhours in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geiſter gewieſen, die keine Prüfung der Vernunft aushalten. Unter den Engländern aber, die überhaupt ſehr ſtark zu den Ausſchweifungen der Phantaſie geneigt ſind, hat Milton, alles was man dadurch ſchwärmendes machen kann, in ſeinem verlohrnen Paradieſe gewieſen. Von unſern Landesleuten mag ich kein Exempel anführen. Es iſt bekannt, daß Hofmannswaldau und Lohenſtein nebſt einigen Neuern, dem verderbten italieniſchen Geſchmacke gefolget ſind, und ihr Feuer nicht allemal zu mäßigen gewußt haben. Viele von ihren Anbethern ſind noch weiter gegangen, als ſie: aber ich weis nur einen einzigen Neukirch, der bey zeiten umgekehrt, und wieder der Vernunft und Natur nachzugehen angefangen: wie bereits auf der 8. 9. S. des Vorb. aus dem ſechſten Theile der Hofm. W. Ged. 101. S. angeführet worden. Man leſe auch des Herrn von Brück Gedanken, von der Dichtkunſt, im I. B. der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen, hin und wieder.

18. §. Außer allen dieſen Eigenſchaften des Verſtandes, die ein wahrer Poet beſitzen und wohl anwenden muß, ſoll er auch

bene ſeiner Kunſt zu erreichen, muß ein Poet ein Philoſoph ſeyn. Die allerſchönſten Blumen, Putzwerke und Malereyen, gefallen nur der Einbildungskraft, ohne der Vernunft eine Gnüge zu thun, oder den Verſtand zu beſſern. Feſte Grundwahrheiten, edle Gedanken, und mancherley Gemüthsarten, müſſen überall eingemiſchet werden; damit ſie uns Wahrheit, Tugend und Natur entdecken mögen. Der Menſch muß vorgeſtellet werden, wie er in ſeinen natürlichen Farben und unter ſeinen Verhüllungen erſcheint: damit die Malerey dem Originale ähnlich werde, worinnen allemal eine Vermiſchung von Tugenden und Unvollkommenheiten iſt. Gleichwohl iſt es nöthig, auch der Schwachheit der Menſchen etwas nachzugeben Zuviel Sittenlehre erwecket Ekel: zuviel Vernunftſchlüſſe fallen beſchwerlich. Wir müſſen alſo die Lehrſätze in Handlungen verwandeln, edle Gedanken in kurze Sprüche einkleiden, und mehr durch die Sitten des Helden, als durch ſeine Reden unterrichten.

auch von rechtswegen ein ehrliches und tugendliebendes Gemüthe haben. Der Beweis davon iſt leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menſchen nach; die entweder gut oder böſe ſind. Er muß alſo in ſeinen Schildereyen, die guten als gut, das iſt ſchön, rühmlich und reizend; die böſen aber als böſe, das iſt häßlich, ſchändlich und abſcheulich abmalen. Thäte er dieſes nicht, und unterſtünde er ſich die Tugend als verächtlich, ſchädlich und lächerlich, das Laſter hergegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: ſo würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen ſetzen, und die Natur derſelben ſehr übel ausdrücken. Moliere verdient in dieſem Stücke viel Tadel, weil er in ſeinem Spotten nicht allezeit dieſer Regel gefolget iſt: wie Riccoboni in ſeinen Reflexions ſur Moliere bemerket hat. Ich ſchweige noch, daß ein ſo ſchädlicher Scribent in einer wohlbeſtellten Republik nicht zu dulden wäre: worauf denn Plato geſehen haben mag, wenn er in der ſeinigen, wie man insgemein vorgiebt, * gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nämlich zu allen Zeiten auch ſolche verderbte Versmacher gegeben, die, weil ſie ſelbſt übel geſittet geweſen und gottlos gelebt, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Laſtern gereizet haben. Sonderlich iſt die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anſtoßens geworden. Ein Ovidius und Catullus ſind wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, ſchädlich zu leſen. Selbſt Horaz iſt nicht überall ſo keuſch in ſeinen Ausdrückungen als er wohl hätte ſeyn können; wenn er ſich den züchtigen Virgil hätte zum Muſter nehmen wollen. ** Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben an den Kaiſer Auguſt, daß ein wahrer Poet, das Ohr eines Knaben, deſſen Auferziehung er

* S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu meinen Gedichten, der dieſes Vorurtheil wiederleget hat.

** Rapin ſagt: Tom. II. p. 124. §. IX. Il eſt vrai qu'il n'y a que les petits genies, qui ſoient ſujets à dire des impietés ou des ordures: Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours etés ſeveres & vertueux, comme des Philoſophes; & les Muſes des verita-

er zu beſorgen hat, von ſchändlichen Zoten abwende; und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemüht ſey.

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurat,
Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem
Mox etiam pectus praeceptis format amicis.
Aſperitatis et inuidiae corrector et irae,
Recte facta refert.

Lib. II. Ep. 1.

19. §. Da man ſich nun lieber an Horazens Regel, als an ſein Exempel hätte kehren ſollen: ſo hat es doch allezeit ſolche unverſchämte Zotenreißer gegeben, die ihren ganzen Witz in ärgerlichen Poſſen geſuchet, und nicht anders ſinnreich oder angenehm zu dichten gewußt; als wenn ſie die unzüchtigſten Reden in garſtigen Allegorien, groben Zweydeutigkeiten und häßlichen Wortſpielen zu Markte gebracht. Rachel hat ſie in ſeiner oftgedachten Satire nachdrücklich abgemalet.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegelsgleichen,
Läßt einen (Pfui dich an!) mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzelt ins Gelach und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey, das iſt ein luſtiger Poet!
O allzu theurer Nam, für ſolche grobe Sachen!
Kann denn ein fauler Stank ſo bald Poeten machen?
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt!
Das muß ein andrer ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold und haſſen grobe Sinnen.

Opitz,

bles Poëtes ſont auſſi chastes & auſſi honnêtes, que des Veſtales. d. i. Es iſt wahr, daß nur kleine Geiſter vermögend ſind, Gottloſigkeiten oder Unfläthereyen zu ſagen. Homer und Virgil haben dieſes niemals gethan; ſie ſind allezeit ſo ſtrenge und tugendhaft geweſen, als Philoſophen, und die Muſen der wahren Dichter ſind ſo keuſch und ſo ehrbar, als veſtaliſche Jungfern.

Opitz, Dach, die Gryphier, Canitz und andre von unſern beſten Poeten, haben wohl niemals, auch in verliebten Gedichten, ein zartes Ohr geärgert. Hofmannswaldau und Lohenſtein aber ſind auch in dieſem Stücke in die Fußtapfen der geilen Italiener getreten, die ihrer Feder ſo wenig, als ihren Begierden, ein Maaß zu ſetzen wiſſen: und dieſe Vorgänger haben ſehr viel angehende Dichter verderbet. Die franzöſiſche Nation verdienet hingegen viel Lob, daß die Schriften ihrer meiſten Poeten (den Theophile und Rouſſeau ausgenommen) ſo rein von allen Unflätereyen ſind, daß man auch faſt keine einzige anſtößige Stelle bey ihnen antreffen wird.

20. §. Boileau hat dieſe Regel in ſeiner Dichtkunſt ſo wenig vergeſſen, daß er ſie vielmehr zu verſchiedenen malen wiederhohlet hat. Am Ende des III. Geſanges, wo er noch von der Comödie handelt: ſchließt er alſo:

J'aime ſur le Theatre un agreable Auteur,
Qui ſans ſe diffamer aux yeux du Spectateur,
Plait par la raiſon ſeule, et jamais ne la choque.
Mais pour un faux Plaiſant, à groſſiere équivoque,
Qui pour me diuertir n'a que la ſaleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, ſur deux tretaux monté,
Amuſant le Pont-neuf de ſes ſornettes fades,
Aux Laquais aſſemblez jouer ſes Maſcarades.

Wie er nun hier in Comödien an ſtatt eines artigen Scherzes keine grobe Zweydeutigkeiten und Fratzen leiden will, indem er ſolche Poeten auf die neue Brücke zu Paris verweiſet, wo ſie ihr Fratzenzeug dem daſelbſt verſammleten Lumpengeſindel vorſpielen könnten: alſo giebt er auch hernach im IV. Geſange die Regel, einen guten Character von ſich ſelbſt bey den Leſern zu machen, und ſich nicht in eine üble Meynung bey ihnen zu ſetzen. Er könne nämlich diejenigen Scribenten nicht leiden, die in Verſen die Ehrbarkeit an den Nagel hingen, und Verräther der Tugend würden; indem ſie das Laſter als liebenswürdig vorſtelleten.

Que votre ame et vos moeurs, peints dans tous vos ouvrages,
N'offrent jamais de vous que de nobles images.
Je ne puis eſtimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l'honneur en vers infames deſerteurs,
Trahiſſant la vertu ſur un papier coupable,
Aux yeux de leurs Lecteurs rendent le vice aimable.

Und nachdem er ſich in etlichen Verſen entſchuldiget, daß er es einem Poeten nicht eben verbiethen wolle, gar nichts verliebtes zu ſchreiben; wie denn wohl einige Scheinheilige auch Roderichs und Chimenens keuſche Liebe nicht auf der Bühne leiden wollten; ſondern daß er nur den unflätigen Ausdruck derſelben widerrathe, als ohne welchen auch die unzüchtigſte Liebe keinen ſchamroth zu machen pflegt: ſo ſetzt er noch hinzu, daß der Poet ſelbſt innerlich tugendhaft ſeyn müſſe, wenn er allezeit keuſch und rein ſchreiben wolle; weil er ſich ſonſt unverſehens verrathen würde. * Denn weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über:

Un Auteur vertueux dans ſes vers innocens,
Ne corrompt point le coeur, en chatouillant les ſens.
Son feu n'allume point de criminelle flame.
Aimez donc la vertu! nourriſſez en votre ame.
En vain l'eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le vers ſe ſent toujours des baſſeſſes du Cœur.

21. §. Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten, muß ſich zu allerletzt auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmeichler noch ein Läſterer werde. Beydes iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäfftigung. Gegen alles, was gut iſt, und eine

* Die Entſchuldigung die Catull hier machen will, wenn er ſagt, der Poet müſſe zwar keuſch ſeyn, allein die Verſe, die er macht, dürftens eben nicht ſeyn:

Caſtum decet eſſe pium Poëtam,
Verſiculos nihil neceſſe eſt.

iſt ſo lächerlich, als ungereimt. Denn welcher ſchamhafte Menſch wird wohl unverſchämt reden, oder gar ſchreiben?

ne wahre Ehre bringen kann, eine Hochachtung zu bezeigen; das iſt einem wahren Dichter niemals verwehrt. Vielmehr erfordert es ſeine Pflicht, die ihm, als einem redlichen Bürger obliegt, die Tugendhaften auf eine vernünftige Art zu loben, ihr Gedächtniß zu verewigen, und durch die Beſchreibung ihrer ruhmwürdigen Exempel, theils die zu ihrer Zeit Lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe iſt eine ganz unſchuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewieſen wird. Dieſe aber wird durch nichts beſſer erwecket, als durch ein billiges Lob, welches denen wiederfährt, die ſich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, beſcheiden, mäßig, ſparſam, leutſelig, ſtandhaft, dienſtfertig und geduldig ſind. Hier malet ein rechtſchaffener Poet das an ſich ſelbſt ſchöne Weſen der Tugend, in der Perſon eines tugendhaften Mannes ſo liebenswürdig ab, daß es alle, die es ſehen, in ſich verliebt macht. So hat, z. E. unſer großer Opitz in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Fürtrefflichkeit eines im Unglücke gelaſſenen und ſtandhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen Ulyſſes abgeſchildert. Wie aber dieſer große Mann, gleich darauf die falſche Standhaftigkeit des berühmten Römers Cato, der ſich ſelbſt ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein ſeiner ſo geprieſenen Unerſchrockenheit entdecket hat: alſo hat er durch ſein Exempel gewieſen, daß ein rechtſchaffener Dichter ſich durch das äußerliche Anſehen gleißender Laſter nicht müſſe blenden laſſen. Das thun aber die Schmeichler, theils aus Unverſtand, theils aus Bosheit, und ſtiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen:
Und eine Redensart, die göttlich ſollte ſeyn,
Die ward zu ſolcher Zeit den Sklaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,

Wird

Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch ſolche Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht als ſich die Sterne ſchneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
Der als ein Erdenſchwamm ſich kaum hervorgethan,
Und den ſonſt anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet:
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und ſchnöden Goldes zählt.

Canitz Sat. von der Poeſie.

22. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmeichler iſt; eben ſo groß iſt die Bosheit der Läſterer. Jene wollen das Laſter zur Tugend, wie dieſe die Tugend zum Laſter machen. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in Beurtheilung der menſchlichen Eigenſchaften; ſondern ihrem Neide, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Abſichten; wenn ſie nämlich ihre Feder zum Dienſte neidiſcher oder rachgieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tagelöhner der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl ſie ſelten im Stande ſind, derſelben wirklich zu ſchaden. Es iſt ein ganz ander Werk mit der ſatiriſchen Poeſie. Dieſe iſt die Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordentlich die Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laſter zum Vater. Die wahre Satire greift alſo nicht unſchuldige, ſondern ſchuldige Leute an: ja ſie ſtrafet das Böſe an ſich, ohne die Perſonen, die es an ſich haben, zu nennen, oder auf eine anzügliche Art zu beſchimpfen. Eben der Homer, der ein ſo herrliches Talent zum Loben gehabt, hat auch, nach dem Berichte Ariſtotels, auf einen gewiſſen Margites

eine Satire gemacht, der weder ein Ackersmann, noch ein Winzer, noch ein Schäfer, das iſt, gar kein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft war. Denn auf dieſe drey Lebensarten legte ſich, bey der damaligen Einfalt der Welt, alles, was ſein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Menſch alſo, der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und verdiente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König der Deutſchen befohlen, auf die Laſterhaften gewiſſe ſatiriſche Lieder zu machen; iſt in dem vorigen Capitel erinnert worden. Und alſo iſt es gewiß, daß man die wahre Satire mit gottloſen Pasquillen oder Läſterſchriften nicht zu vermiſchen habe. Jene iſt die Seele aller Comödien, die doch in ſo vielen wohlbeſtellten Republiken, nicht ohne großen Nutzen geduldet, ja auf gemeine Koſten geſpielet worden: dieſe aber ſind Stifterinnen unzähliches Unheils, weswegen ſie auch durch die Geſetze der Obrigkeit allezeit verbothen und ſcharf beſtrafet worden. Rachel hat, im Schluſſe ſeiner Satire vom Poeten, beyde ſehr wohl unterſchieden, welche Stelle ich herſetzen, und dadurch dieß Capitel beſchließen will:

Zuweilen ſitzet er, hält der Vernunft entgegen
Die Laſter ſeiner Zeit, die irgend ſich erregen;
Schont aller Menſchen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob ſein Urtheil ſelbſt ihm ins Gewiſſen ſpricht,
So ſchweigt er mit Geduld, beſeufzt die böſen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchſten Heil gerathen.
Iſt dieſer Eßig ſcharf, ſo iſt er doch geſund,
Und beißt das faule Fleiſch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag auch ein Poet zwar ſtrafen, doch nicht ſchänden.
Und wer denn ſolchen Mann zu den Verläumdern ſchreibt,
Der wiſſe, daß ihn ſelbſt der Erzverläumder treibt.
Es iſt Poetenwerk, mit fremden Namen ſpielen,
Und dergeſtalt mit Glimpf auf wahre Laſter zielen.
Nimmt aber jemand ſelbſt ſich ſolcher Laſter an:
Wer iſt in aller Welt, der ſolches ändern kann?

Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirſenpfriemer iſt, mag Hirſenpfriemer ſterben.
Wenn beym Horatius einmal geſchrieben ſteht:
Gorgon ſtinkt wie ein Bock, Ruffin riecht nach Ziebeth;
Da kann es ja gleich viel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag ſich Gorgon; wer will, Ruffinus ſchelten.
Ein frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los:
Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt, und giebt ſich ſelber bloß.
Wen ſein Gewiſſen beißt, mag ſeine Thorheit haſſen.
Hab ich den Geck erzürnt? Ich kann es noch nicht laſſen.
Ich biethe rechten Trutz, dem, der mir ſolches wehrt:
Wer Laſter ſtraft, der hat die Tugend recht gelehrt.

* *

Das III. Capitel.

Vom guten Geſchmacke eines Poeten.

1. §.

Ob es gleich ſcheint, daß ich im vorigen alle gute Eigenſchaften eines wahren Poeten erzählet habe: ſo iſt doch noch etwas von großer Wichtigkeit übrig, das ich in einem beſondern Capitel abhandeln will. Es iſt in den neuern Zeiten ſehr viel vom guten Geſchmacke geredet und geſchrieben worden. Man hat ihn gewiſſen Dichtern zugeſtanden, andern aber abgeſprochen; und endlich gar die Regel gemacht: Ein Poet müſſe einen guten Geſchmack haben. Dieſe Regel nun nach meiner Art zu erklären, und zu erweiſen, das iſt meine Abſicht in dieſem Capitel.

2. §. Ich will mich hier nicht in die hiſtoriſche Unterſuchung einlaſſen, wenn und wo das Wort Geſchmack zuerſt in dieſer neuen Bedeutung genommen worden. Das haben ſchon andre vor mir gethan, deren Schriften ich mit Vergnügen und Vortheil geleſen habe. Ich weis auch, daß in Frankreich nur neulich der Pater Duboſc und Herr Rollin verſchiedene Streitigkeiten darüber gehabt. Man kann dieſe Redensart nunmehro für eine bekannte und völlig eingeführte halten; und man darf ſichs nur angelegen ſeyn laſſen, ſie im rechten Verſtande zu gebrauchen. Dieſen aber zu beſtimmen, das iſt nicht eines jeden Werk. Wem es damit gelingen ſoll, der muß erſtlich die Kräfte der menſchlichen Seelen, und ſonderlich die Wirkungen des empfindenden und urtheilenden Verſtandes aus der Weltweisheit verſtehen. Hernach muß er eine Fertigkeit in der Vernunftlehre beſitzen: ſo, daß er fähig iſt, ſich von jedem vorkommenden Dinge und Ausdrucke, nach den logiſchen Regeln, eine gute Erklä-

rung zu machen. Endlich muß er ſich auch in der Poeſie, oder andern Künſten, davon etwa die Rede iſt, wohl geübet haben. Ohne dieſe drey Stücke wird die Beſchreibung des guten Geſchmacks nicht zum beſten gerathen können. Da es nun denen Franzoſen, die bisher davon geſchrieben, entweder an zweyen, oder doch zum wenigſten an einem von dieſen dreyen Stücken gefehlet hat: ſo iſt es auch kein Wunder, daß ſie weder mit einander eins werden, noch uns Deutſchen ein beſſeres Licht haben anzünden können. Unſre Landesleute haben die Sache mit viel größerer Geſchicklichkeit angegriffen; und ſie eben deswegen auch weit gründlicher auszuführen vermocht.

3. §. Zum erſten ſetze ich zum voraus, der Geſchmack, im gemeinen und eigentlichen Verſtande, ſey die Fähigkeit, oder die Gabe unſerer Zunge, die verſchiedenen Wirkungen zu empfinden, die von Speiſe und Trank auf derſelben verurſachet werden, wenn ſie davon ſattſam berühret und durchdrungen worden. Unſre Sinne, in ſo weit ſie körperlichen Gliedmaßen zukommen, ſind nichts als Leidenſchaften, und empfangen alſo nur die Eindrückungen der außer uns befindlichen Dinge. Daher eigne ich auch der Zunge bloß die Fähigkeit zu empfinden zu, welche nur was Leidendes iſt; da hergegen eine Kraft etwas Thätiges angezeiget hätte. Dieſe habe ich für den Geſchmack gehalten, in ſo weit er in der Seele iſt, den ich alſo eine Kraft des Gemüthes nenne, vermöge welcher daſſelbe die von Speiſe und Trank in den ſchwammigten Fäſerchen der Zunge verurſachten Veränderungen, ſich vorſtellen, und ihren Unterſcheid beurtheilen kann.

4. §. Man wird mir ferner leicht einräumen, daß die Begriffe und Vorſtellungen, welche wir uns von dem beſondern Geſchmacke verſchiedener Speiſen machen, bey aller ihrer Klarheit, dennoch nichts deutliches in ſich haben. Wir ſind bey geſunden Tagen gar wohl im Stande, das Süße vom Bittern, das Saure von dem Herben u. ſ. w. zu unterſcheiden, und jedes mit ſeinem Namen zu nennen: und alſo ſind die Begriffe von dieſen Wörtern bey uns nicht dunkel.

Wir ſind hingegen nicht vermögend, das allergeringſte zu antworten; wenn man uns fragt: worinnen der ſaure Geſchmack vom bittern, dieſer vom herben, ſcharfen u. ſ. f. unterſchieden ſey, und woran wir einen vor dem andern erkennen? Dieſes zeiget, daß unſere Vorſtellungen davon verwirrt, und eben ſo undeutlich ſind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe. Und von eben dieſer Undeutlichkeit kömmt es her, daß man das Sprüchwort gemacht hat: Vom Geſchmacke müſſe man nicht viel zanken.

5. §. Weiter nehme ich aus der gemeinen Sprache an, daß man denen, die den geſunden Gebrauch ihrer Zunge haben, den guten Geſchmack nicht abzuſprechen pflegt; ſo lange ſie ſagen, daß der Zucker ſüß, der Wermuth bitter, und der Eßig ſauer ſchmeckt: denn darinnen kömmt die ganze Welt überein. Wer hergegen ein Gallenfieber hat, ſo, daß ihm alles ohne Unterſcheid bitter ſchmeckt, dem eignet man einen verderbten Geſchmack zu: weil er nicht mehr nach der Beſchaffenheit der Sachen, ſondern nach ſeiner verderbten Zunge urtheilet. Jmgleichen pflegt es zu geſchehen, daß ſich gewiſſe Leute von Jugend auf gewöhnen, Kohlen, Kalk, Kreide u. d. gl. zu eſſen: daher es nachmals kömmt, daß ſie in dem Genuſſe ſolcher abgeſchmackten Dinge einen beſondern Geſchmack zu finden vermeynen; welchen aber niemand, der keine ſo verwöhnte Zunge hat, darinnen finden kann. Von ſolchen Leuten ſagt man nun auch, daß ſie einen verderbten, übeln, oder verkehrten Geſchmack haben. Und ſo viel vom Geſchmacke im eigentlichen Verſtande.

6. §. Von dem metaphoriſchen Geſchmacke unſrer Seelen bemerket man, daß man ſich dieſes Wortes faſt ganz allein in freyen Künſten, und in etlichen andern ſinnlichen Dingen bedienet: hergegen wo es auf die Vernunft allein ankömmt, da pflegt man daſſelbe nicht zu brauchen. Der Geſchmack in der Poeſie, Beredſamkeit, Muſik, Malerey und Baukunſt; imgleichen in Kleidungen, in Gärten, im Hausrathe u. d. gl. iſt ſehr bekannt. Aber niemals habe ich noch vom Geſchmacke in der Arithmetik und Geometrie, oder in andern

Wiſſen-

Wiſſenſchaften reden hören, wo man aus deutlich erkannten Grundwahrheiten die ſtrengeſten Demonſtrationen zu machen vermögend iſt. In ſolchen Wiſſenſchaften aber, wo das deutliche und undeutliche, erwieſene und unerwieſene noch vermiſcht iſt, da pflegt man auch wohl noch vom Geſchmacke zu reden. Z. E. ich könnte wohl ſagen: Ein theologiſch Buch nach mosheimiſchem Geſchmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geſchmacke; eine Arzneykunſt nach Boerhavens Geſchmacke. Aber hier muß ich anmerken, daß man den Geſchmack nur in denjenigen Theilen ſolcher Diſciplinen ſuchet, die noch ungewiß ſind, und alſo nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonſtrirtes gehalten wird: ſo bald hört man auch auf, ſie zum Geſchmacke zu ziehen. So werden die Sternſeher nicht mehr ſagen können, eine Aſtronomie nach Copernikaniſchem Geſchmacke: weil dieſes Syſtema bereits allenthalben für das einzige wahre erkannt und angenommen wird.

7. §. Dieſe Anmerkung iſt von großem Nutzen. Sie lehrt uns nämlich, daß der metaphoriſche Geſchmack, eben ſo wohl als der gemeine, nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun hat; und nur ſolche Dinge von einander unterſcheidet, die man nach der bloßen Empfindung beurtheilet. Z. E. Ein Bürger bauet ſein Haus, und läßt ſich von etlichen Baumeiſtern Riſſe dazu machen. Sie gerathen alle anders; obgleich nun der Bauherr nichts von der Architectur verſteht, ſo wählt er doch einen Riß vor allen übrigen, den er will ausführen laſſen: und man ſagt alsdann, er habe die Wahl nach ſeinem Geſchmacke verrichtet. Fragt man ihn, warum er dieſen und nicht einen andern Riß gewählet? ſo weis er nichts weiter zu ſagen, als daß ihm dieſer am beſten gefallen habe; das iſt, er habe ihn für den ſchönſten und vollkommenſten gehalten: wie ich denn zum voraus ſetze, daß der Bauherr nicht ganz eigennützig zu bauen, ſondern ein ſchönes Gebäude aufzuführen willens ſey. Geſetzt aber, man legte einem andern, in der Baukunſt ſehr

geübten mathematiſchen Kenner, die obgedachten Riſſe vor, mit dem Begehren, ſich einen zu erwählen: ſo würde dieſer ſie gewiß alle nach architektoniſchen Regeln unterſuchen, und zuletzt denjenigen allen übrigen vorziehen, der nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaft, die größte Vollkommenheit hätte. Hier würde man aber ſchwerlich ſagen, dieſer Meiſter und Kenner habe nach ſeinem Geſchmacke gewählet; vielmehr würde es heißen: er habe die Riſſe nach den Regeln geprüfet, und vermöge ſeiner Einſicht befunden, daß der erwählte der beſte geweſen.

8. §. Aus dieſer bisher erläuterten Anmerkung erhellet nun, daß zwo Perſonen von einer Sache, aus verſchiedener Erkenntniß, nämlich theils nach dem Geſchmacke, theils aus Wiſſenſchaft und Einſicht urtheilen: ſodann aber, daß ſie auch ſowohl einerley, als zweyerley Urtheile fällen können. Wäre es im obigen Falle nicht leicht möglich, daß der ungelehrte Bürger ſich von den verſchiedenen Riſſen eben den ausſuchte, welchen auch hernach der bauverſtändige Kenner für den beſten erklärete? Könnte aber auch nicht gerade das Widerſpiel geſchehen; daß ihm nämlich ein andrer Entwurf beſſer anſtünde, an welchem hernach der Baumeiſter viel Fehler auszuſetzen fände? Ein jeder ſieht wohl, daß beydes möglich iſt. Aber was folgt daraus? Dieſes: 1) daß Leute, die nach dem bloßen Geſchmacke urtheilen, ſehr uneins ſeyn können: 2) Daß beyde Urtheile zugleich nicht wahr ſeyn können; weil ſie nämlich widerwärtig ſind: daß endlich 3) dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen ſey, das mit den Regeln der Baukunſt und dem Ausſpruche eines Meiſters in dieſer Wiſſenſchaft einſtimmig iſt. Die erſten beyden Folgerungen ſind wohl unumſtößlich: wegen der dritten aber, kann man auch nicht viel Zweifel tragen. Denn wie wäre es möglich, daß derjenige Riß der beſte ſeyn könnte, der wider alle Regeln der Architektur gemacht wäre? Das wäre eben ſo, als wenn eine Muſik ſchön ſeyn könnte, die wider alle muſikaliſche Regeln liefe. Die Regeln nämlich, die auch in freyen Künſten eingeführet worden, kommen nicht auf den

bloßen

bloßen Eigenſinn der Menſchen an; ſondern ſie haben ihren Grund in der unveränderlichen Natur der Dinge ſelbſt; in der Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Dieſe Geſetze nun, die durch langwierige Erfahrung und vieles Nachſinnen unterſuchet, entdecket und beſtätiget worden, bleiben unverbrüchlich und feſte ſtehen: wenn gleich zuweilen jemand, nach ſeinem Geſchmacke, demjenigen Werke den Vorzug zugeſtünde, welches mehr oder weniger darwider verſtoßen hätte.

9. §. Nunmehro wird es leicht ſeyn, die Beſchreibung des guten und übeln Geſchmackes zu machen. Jener iſt nämlich der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verſtand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat: Dieſer hergegen iſt ebenfalls der Verſtand, der nach der bloßen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber ſich in ſolchen ſeinen Urtheilen betrüget. * Ich rechne zuförderſt den Geſchmack zum Verſtande; weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft, können einigen Anſpruch darauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu, man müßte denn einen ſechſten Sinn, oder den ſenſum communem, davon machen wollen; der aber nichts anders iſt, als der Verſtand. Ich ſage aber, daß er ein urtheilender Verſtand ſey: weil

* Der große Leibnitz iſt hier vollkommen meiner Meynung. In dem Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke &c. ſchreibt er p. 285. Le Gout diſtingué de l'Entendement, conſiſte dans les perceptions confuſes, dont on ne ſauroit aſſez rendre raiſon. C'eſt quelque choſe d'approchant de l'Inſtinct. Le Gout eſt formé par le naturel & par l'uſage: et pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes choſes, que la raiſon & l'Experience ont deja autoriſées; en quoi les jeunes gens ont beſoin de guides. d. i. Der Geſchmack, wenn er vom Verſtande unterſchieden iſt, beſteht in den verwirrten Empfindungen, davon man nicht wohl Rechenſchaft geben kann. Er iſt etwas, das mit dem Triebe übereinkömmt. Der Geſchmack wird durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet: und wenn er gut werden ſoll, ſo muß man ſich üben, an guten Sachen ein Gefallen zu haben, die ſchon durch Vernunft und Erfahrung beſtätiget worden.

weil diejenigen, die ihn wirklich zu Unterſcheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich, oder doch innerlich den Ausſpruch thun; dieß ſey ſchön, und jenes nicht. Ich ſetze ferner, daß ſich dieſes Urtheil nur auf die bloße Empfindung gründet: und ich verſtehe die innerliche Empfindung einer ſchönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden iſt, oder von unſrer eignen Phantaſie hervorgebracht worden: wie z. E. ein Maler ſich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen, und nach ſeinem Geſchmacke von der Schönheit deſſelben urtheilen kann.

10. §. Es muß aber dieſe Empfindung einer ſolchen Sache uns nothwendig die Schönheit eines Dinges vorſtellen: denn dieſe allein iſt es, womit der Geſchmack zu thun hat. Man entſcheidet dadurch niemals eine andre Frage, als: ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entſteht allezeit aus einer Vorſtellung der Schönheit; ſie mag nun eine wirkliche, oder eine vermeynte ſeyn. Dieſe Schönheit nun, wird zwar ſehr klar, aber nur undeutlich, empfunden: weil derjenige, dem ſie gefällt, nicht im Stande iſt zu ſagen, warum ſie ihm gefällt? Zum wenigſten wird der größte Theil derſelben keine Deutlichkeit haben. Denn ſo bald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend iſt, aus was für Vollkommenheiten dieſelbe eigentlich entſteht: ſo bald wird der Geſchmack von der Sache in eine gründliche Einſicht verwandelt, wie bereits oben gewieſen worden. Endlich unterſcheide ich den guten Geſchmack vom übeln, durch das Beywort richtig, welches ich zu dem Urtheile ſetze. Wer einen guten Geſchmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urtheilen: das iſt, er muß nichts für ſchön halten, was nicht wahrhaftig ſchön iſt; und nichts für häßlich erklären, was nicht häßlich iſt. Der Probierſtein dieſes Urtheils darf nicht weit geſucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die ſich für jede beſondre Art ſchöner Dinge, a. d. ſ. Gebäude, Schildereyen, Muſiken und ſ. w. ſchicken, und die von rechten Meiſtern derſelben deutlich begriffen und erwieſen worden.

Ich ziehe alſo hieraus den Lehrſatz, der in allen freyen Künſten von großem Nutzen ſeyn wird: **Derjenige Geſchmack iſt gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit feſt geſetzet worden.**

11. §. Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung und Erklärung des guten Geſchmackes überhaupt, wird es leicht fallen, den guten Geſchmack in der Poeſie zu erklären. Es iſt nämlich derſelbe eine Geſchicklichkeit von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man größtentheils nur klar empfunden, aber nach den Regeln ſelbſt nicht geprüfet hat. Ich ſage mit Bedacht nicht geprüfet hat: damit man weder diejenige Art der Leſer oder Dichter ausſchließe, die ſolches nicht thun kann; noch diejenige, die es wohl zu thun vermag, wenn ſie ſich Zeit und Mühe dazu nehmen kann, und will. Es geſchieht nämlich ſehr oft, daß auch diejenigen, die Einſicht genug in die Regeln der Dichtkunſt haben, und alle dahin gehörige Stücke gründlich beurtheilen könnten; dennoch in der Geſchwindigkeit, nach der bloßen, obwohl bereits geläuterten Empfindung urtheilen: ſo wie ein Muſikverſtändiger es gleich aus dem Gehöre haben kann, ob ein andrer wider die Regeln der Tonkunſt ſpielet. Ich habe aber dieſen Geſchmack weder auf die Dichter noch Leſer insbeſondre, und mit Ausſchließung der andern, eingeſchränket. Beyde haben zuweilen nichts mehr als Geſchmack, und wiſſen die Regeln nicht: beyde aber brauchen auch zuweilen nur denſelben, ob ſie gleich die Regeln gar wohl wiſſen, und darnach urtheilen können. Und aus dieſer Beſchreibung iſt es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von rechtswegen damit verſehen ſeyn ſolle.

12. §. Es laſſen ſich aber aus dieſer Erklärung alle die ſchweren Fragen beantworten, die von dem Geſchmacke ſchon aufgeworfen worden. Man will erſtlich wiſſen: Ob der Geſchmack mit den Menſchen gebohren, oder erſt allmählich erlanget werde? Ich wollte dabey fragen: Ob der Verſtand, Witz und Geiſt eines Poeten mit ihm gebohren würden?

Denn

Denn eben das, was man hier antworten wird, das kann auch jenem Zweifel abhelfen. Wir bringen wohl nichts mehr, als die bloße Fähigkeit, mit uns zur Welt. Dieſe iſt nun freylich bey verſchiedenen Menſchen größer oder kleiner, und thut ſich entweder bald oder ſpät hervor: die Art der Auferziehung aber bringt ſie allererſt ins Geſchicke. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern geſaubert, und auf dem guten Wege ſo lange erhalten werden, bis ſie ihres Thuns gewiß wird. Der Geſchmack iſt alſo dem Menſchen eben ſo wohl was natürliches, als ſeine übrigen Gemüthskräfte. Ein jeder, der nur Sinne und Verſtand hat, beſitzt auch eine Geſchicklichkeit von der Schönheit empfundener Dinge zu urtheilen. Und ſo lange dieſe letztern nicht ihre Natur und Eigenſchaften verlieren, ſo lange wird ein jedes vernünftiges Weſen davon ſagen können, ob ſie ihm wohl oder übel gefallen. *

13. §. Man will ferner wiſſen: ob gewiſſen Leuten der gute, andern aber der ſchlimme Geſchmack angebohren ſey? Ich antworte eben ſo, wie vorhin. So wenig einem eine geſunde, dem andern eine verderbte Vernunft angebohren iſt: ſo wenig iſt ſolches auch bey dem Geſchmacke zu vermuthen. Die Fähigkeit neugebohrner Kinder iſt zu allem gleichgültig. Man kann aus ihnen machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäuriſch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen; unter

* Der berühmte Graf Schaftsbury iſt hier gleichfalls meiner Meynung, wenn er Miſc. T. III. p. 164. der Lond. Ausg. ſchreibt: Now a Taſte or Judgment, t'is ſuppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may poſſibly bring with us; whatever good Facultys, Senſes, or anticipating Senſations and Imaginations may be of Natures Growth, and ariſe properly of themſelves, without our Art, Promotion or Aſſiſtence: the general Idea which is form'd of all this Management, and the clear Notion we attain of what is preferable and principal in all theſe Subjects of Choice and Eſtimation, will not, as J imagine, by any Perſon be taken for innate. Vſe, Practice and Culture muſt precede Underſtanding and Wit of ſuch an advanced Size and Growth as this. A legitimate and juſt Taſte, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, without the antecedent Labour and Pains of Criticiſm. d. i.

ter Soldaten, es wird kriegeriſche Dinge im Kopfe haben; unter Gelehrten, es wird nach Art ſtudirter Leute vernünfteln und grübeln; bey Hofe, es wird ſich von lauter Luſtbarkeiten und Regierungsſachen Chimären erdenken. Die Kinder ſind auch hier, wie Affen. Wie mans ihnen vormachet, ſo machen ſie es nach. Man lobe in ihrer zarten Jugend etwas; ſie werdens bald hoch ſchätzen lernen. Man verachte etwas; ſie werdens bald verwerfen lernen. Ihre erſten Urtheile richten ſich nach den Urtheilen derer, mit denen ſie immer umgehen. Der Ausſpruch ihrer Aeltern oder Wärteinnen iſt ſchon zulänglich, ihnen etwas, als ſchön oder häßlich einzuprägen: zumal wenn ſie merken, daß man dabey ſeine Gedanken auf ſie nicht richtet, ſondern für ſich davon urtheilet. So gewöhnet ſich allmählich ihr Verſtand durch die bloße Nachahmung, dieſes weiß und jenes ſchwarz zu heißen. Und dadurch entſteht auch entweder ein guter oder übler Geſchmack; nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern ſie das Glücke gemacht hat, ehe ſie noch geſchickt waren, dieſelben für ihre Lehrer zu erkennen.

14. §. So groß hier das Glück der Kinder iſt, die von klugen Aeltern gebohren worden, und in die Hände vernünftiger Lehrmeiſter gerathen: ſo ſehr iſt es zu bedauren, daß die größte Anzahl derſelben von Jugend auf verderbet wird. Die einfältigſten Weibsperſonen legen den erſten Grund zu dem verderbten Geſchmacke, den viele haben. Ihre verkehrte

Art

Nun kann wohl unſtreitig ein Geſchmack oder Urtheil, ſchwerlich ſchon ganz fertig mit uns zur Welt kommen. Wir mögen auch noch ſolche Grundſätze oder Zubehörungen dieſer Art, mit uns bringen: wir mögen noch ſolche gute Fähigkeiten, Sinne, oder vorläufige Empfindungen und Einbildungen, von der bloßen Natur haben, oder vor ſich ſelbſt wachſen ſehen, ohn alle Kunſt, Beförderung, oder Hülfe: ſo wird doch meiner Meynung nach, der allgemeine Begriff, der aus allen dieſen Anſtalten entſteht, und die klare Vorſtellung, die wir in Sachen, die eine Wahl und Hochachtung verdienen, von dem Vorzuge, und der Fürtrefflichkeit haben, von niemanden für angebohren gehalten werden. Erfahrung, Uebung und Anführung müſſen vor dem Verſtande und Witze einer ſo hochgeſtiegenen Größe und von ſolchem Wuchſe vorhergehen. Ein regelmäßiger und richtiger Geſchmack kann weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Beurtheilungskunſt.

Art zu denken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher ſich einbildet. Die gleichſam hervorkeimenden Gemüthskräfte ſind nicht im Stande, ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen ſie auf guten Glauben das erſte für das Beſte an. Dieſes wird mit der Zeit der Maaßſtab aller ihrer übrigen Wirkungen. Was ihren erſten Eindrückungen gemäß iſt, das nennen ſie hernach recht und gut, ſchön und angenehm. Alles übrige iſt falſch, böſe, garſtig, verdrüßlich. Was die erſten Lehrmeiſter oder die Aeltern eines Kindes bewundern und loben, ſchön, artig, oder ſinnreich nennen, das lernen dieſe auch hochſchäßen und verehren; es ſey nun noch ſo ſchlecht und ſo abgeſchmackt als es will. Warum? Sie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das iſt meines Erachtens die erſte Quelle des übeln Geſchmackes, der in den meiſten Ländern noch ſo allgemein iſt.*

15. §. Fragt man weiter, welches denn das Mittel ſey, den guten Geſchmack bey Erwachſenen zu befördern? So ſage ich: nichts anders, als der Gebrauch der geſunden Vernunft. Man halte nichts für ſchön oder häßlich, weil man es ſo nennen gehöret; oder weil alle Leute, die man kennet, es dafür halten: ſondern man unterſuche es an und für ſich, ob es auch ſo ſey? Man muß ſeine eigne fünf Sinne zu Rathe ziehen: dieſe werden bald die falſche Schönheit von der wahren, den Firniß vom rechten Marmor, das Flittergold von dem echten unterſcheiden, und allen Betrug entdecken lernen. Durch dieſes Mittel hat vorzeiten Griechenland die Regeln der meiſten freyen Künſte erfunden, und dadurch den guten

* Herr Rollin ſchreibt hiervon im III. Buche, auf der 11. Seite ſehr ſchön: Le goût public devient ſur cela la regle des jeunes gens. Ils regardent comme eſtimable, ce qui eſt eſtimé de tous. Ce n'eſt pas la raiſon, mais la Coutume qui les guide. Un ſeul mauvais exemple feroit capable de corrompre l'eſprit des jeunes gens, ſuſceptibles de toute ſorte d'impreſſions. d. i. Der allgemeine Geſchmack des Volkes wird hier die Regel junger Leute. Sie ſehen dasjenige für ſchätzbar an, was von allen hochgeſchätzet wird. Nicht die Vernunft, ſondern die Gewohnheit leitet ſie. Ein einziges böſes Exempel, iſt vermögend den Verſtand junger Leute zu verderben, die zu allen Eindrückungen fähig ſind.

guten Geſchmack auf etliche hundert Jahre bey ſich unwandelbar gemacht. Die Malerey, Architektur, Schnitzkunſt, Muſik, Poeſie und Redekunſt ſind daſelbſt erfunden und faſt zur Vollkommenheit gebracht worden. Das macht, die Griechen waren die vernünftigſten Leute von der Welt. Alles philoſophirte daſelbſt; alles urtheilte frey, und folgte ſeinem eigenen Kopfe. Daher entdeckte man nach und nach die wahrhaften Schönheiten der Natur. Man nahm ſorgfältig wahr, wo Uebereinſtimmung und Ordnung eine Vollkommenheit zuwege brachten; und wo hingegen die Verwirrung widerwärtiger Dinge einen Uebelſtand erweckte. Die Tiefſinnigſten unter ihnen brachten, aus genauer Betrachtung wohlgerathener Meiſterſtücke, die Regeln heraus, aus welchen alle ihre Schönheit den Urſprung hatte. Und wie alſo dieſelben nicht bloße Hirngeſpinſte waren, ſondern aus wirklichen Exempeln, die nach dem Urtheile der klügſten Köpfe für ſchön befunden worden, entworfen waren: alſo hat man auch zu aller Zeit geſehen, daß die Regeln und Exempel der Griechen, in allen freyen Künſten, die beſte Anleitung zum guten Geſchmacke geweſen ſind.

16. §. Was ich hier von den Griechen geſagt habe, das kann auch mit gehöriger Veränderung von den Römern geſagt werden. Der Unterſcheid iſt dieſer, daß dieſe ihren guten Geſchmack den Griechen zu danken gehabt, und wie ſie denſelben ſpät bekommen, alſo auch nur kurze Zeit erhalten haben. Nachdem aber die barbariſchen Völker, den ganzen Occident mit einem verderbten Geſchmacke erfüllet hatten: ſo ſind abermal die Griechen die einzigen geweſen, die den guten Geſchmack in Italien wieder hergeſtellet haben. Von da hat er ſich allmählich nach Deutſchland, Frankreich, Holl- und England ausgebreitet, doch kaum irgendwo die völlige Oberhand bekommen können. Das ſicherſte Mittel, denſelben zu erhalten iſt alſo, wenn man ſich an die Regeln hält, die uns von den Kunſtverſtändigen und Meiſtern der Alten übrig geblieben. Wenn man die Reſte von ihren Meiſterſtücken dargegen hält, ſo wird man gewiß finden, daß ſie eine

Schönheit an ſich haben, die der Vernunft nothwendig gefallen muß: dafern man nur nicht in Vorurtheilen erſoffen, und in ſeine eigene Misgeburten allbereit verliebet iſt. Dieſes thun insgemein diejenigen, die ein tiefgewurzeltes Vorurtheil, für ihre Nation, oder für ihre Zeiten haben, und ſich einbilden, ein jedes Volk habe ſeinen eigenen Geſchmack; und jedes Jahrhundert auch. Da könnte nun dasjenige hier ſchön ſeyn, was dort häßlich iſt ꝛc. Doch davon will ich weiter unten reden.

17. §. Wie aber? Soll man ſich denn immer mit Regeln ſchleppen, wenn man den guten Geſchmack haben will? Das iſt eine neue Frage. Nicht alle, die den guten Geſchmack haben wollen: ſondern nur die, welche ihn wieder herſtellen wollen, müſſen die Regeln der freyen Künſte einſehen, darinnen ſie etwas verbeſſern wollen. Es darf oft nur ein geſchickter Kopf kommen, der auf die rechte Spur geräth: ſo gleich fällt die Schönheit ſeiner Werke aller Welt in die Augen. Die deutſche Poeſie kann uns zum Muſter dienen: alle unſere Versmacher ſteckten vor hundert Jahren noch in der tiefſten Barbarey. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzoſen, ſich die Regeln des guten Geſchmackes bekannt gemacht. Er folgte denenſelben in ſeinen Gedichten, und verwarf alles, was ſeine Vorfahren geſtümpelt hatten. Alsbald wachte ganz Deutſchland auf. Ein ſo unvermuthetes Licht fiel ſehr ſtark in die Augen, und da fieng eine Menge von Poeten an zu ſingen, die nur dem Exempel dieſes großen Vorgängers folgeten, die Regeln der Alten aber nicht halb ſo gut kannten, als er. Sie bekamen alſo mehrentheils nur aus Leſung ſeiner Schriften den guten Geſchmack, nicht aber aus Regeln; und es wäre zu wünſchen, daß ihn nur viele ſeiner Landesleute, die ſich im Leſen der Spanier und Welſchen verderbet hatten, nicht bald darauf wieder verſchlimmert hätten.

18. §. Fragt man, wie man einen jungen Menſchen zum guten Geſchmacke in der Poeſie bringen könne? So gebe ich dieſe Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf lauter

Poeten von gutem Geſchmacke zu leſen. Terenz, Virgil, Horaz, von den Lateinern; Petrarcha und Taſſo, von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, la Motte, Rouſſeau, Destouches und Voltaire, von den Franzoſen: Heins und Cats, von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, Tſcherning, beyde Gryphier, Canitz, Beſſer, Neukirch und Pietſch von unſern Landesleuten: das ſind die Muſter, die man jungen Leuten vorlegen muß. Man gehe aber dieſelben mit ihnen durch; man mache ſie aufmerkſam auf die ſchönſten Stellen; man endecke ihnen einigermaßen die Urſachen, warum ſie ſo ſchön ſind, und zeige ihnen, daß das Widerſpiel häßlich geweſen ſeyn würde. Man bemerke ihnen auch die ſchlechten Stellen, die ſich als Ueberbleibſele des übeln Geſchmackes, auch bey allen oberwähnten Scribenten, noch hier und da finden. Dadurch wird man der Jugend unvermerkt eine Geſchicklichkeit, wohl zu urtheilen beybringen, und durch die Gegenſtellung ſchlechter Poeten beſtärken. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat: und wenn ſie gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht eingeſehen; ſo wird ſie doch fähig ſeyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieſelben in einem Gedichte, oder im Ausputze deſſelben beobachtet worden oder nicht?

19. §. Man hat endlich auch gefragt: ob ein Scribent ſich nicht vielmehr dem Geſchmacke ſeiner Zeiten, ſeines Ortes, oder ſeines Hofes; als den Regeln der Kunſt, zu bequemen Urſache habe? Man meynt nämlich, die erſten Regeln der freyen Künſte wären nur nach dem Geſchmacke des atheniſiſchen Volkes entworfen; indem ſich die Kunſtrichter darinnen auf diejenigen Meiſterſtücke berufen und gegründet, die den allgemeinen Beyfall erhalten hatten. Warum ſollen wir nun, ſpricht man, unſern Kopf nach dem atheniſiſchen Eigenſinne richten? Was haben wir es nöthig, mit fremden Augen zu ſehen, mit fremden Zungen zu ſchmecken, und nach einem fremden Leiſten zu denken? Warum ſollen

wir heutiges Tages nicht das Recht haben, das für ſchön zu halten, was uns ſelbſt gefällt; ſondern dasjenige, was den alten Griechen vor zwey tauſend Jahren gefallen hat?

20. §. Der Einwurf ſcheint wichtig zu ſeyn: denn er ſchmeichelt unſrer Eigenliebe. Er würde auch unauflöslich ſeyn, wenn es ein bloßer Eigenſinn wäre, der eine Sache für ſchön erklärte. Hätten ferner die Athenienſer weiter nichts zum voraus vor uns, und wären wir ihnen in allen Stücken gleich: ſo könnten wir uns ihnen mit Recht widerſetzen. Allein beydes verhält ſich ganz anders. Die Schönheit eines künſtlichen Werkes, beruht nicht auf einem leeren Dünkel; ſondern ſie hat ihren feſten und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge. Gott hat alles nach Zahl, Maaß und Gewicht geſchaffen. Die natürlichen Dinge ſind an ſich ſelber ſchön: und wenn alſo die Kunſt auch was ſchönes hervorbringen will, ſo muß ſie dem Muſter der Natur nachahmen. Das genaue Verhältniß, die Ordnung und richtige Abmeſſung aller Theile, daraus ein Ding beſteht, iſt die Qvelle aller Schönheit. Die Nachahmung der vollkommenen Natur, kann alſo einem künſtlichen Werke die Vollkommenheit geben, dadurch es dem Verſtande gefällig und angenehm wird: und die Abweichung von ihrem Muſter, wird allemal etwas ungeſtaltes und abgeſchmacktes zuwege bringen.

21. §. Man verſuche es doch, und berede einen Baumeiſter, Maler oder Muſikverſtändigen einmal, daß ſeine architektoniſchen, perſpectiviſchen und harmoniſchen Regeln nichts als einen lautern Eigenſinn zum Vater hätten: die ſechs Seulenordnungen wären eben ſo willkührlich, als die wunderſeltſamen Zierrathe, in der gothiſchen Baukunſt; die Lehre vom Geſichtspunkte, und der Entfernung in Gemälden wäre nur eine Phantaſie; und die Gleichförmigkeit, oder Widerwärtigkeit der Töne, hätte nur die Einbildung zur Mutter. Man wird ſich durch dergleichen Einwürfe, nur auslachenswürdig machen. Alle dieſe Künſtler, wenn ſie anders geſchickte Leute ſind, werden haarklein zu zeigen wiſſen, was für eine natürliche Nothwendigkeit in dem allen ſteckt,

und uns den Grund ihrer Regeln, in der Empfindung und geſunden Vernunft, entdecken. In der Beredſamkeit und Poeſie geht es nicht anders. Kann hier gleich das Verhältniß nicht mit Zahlen und Linien ausgedrücket, mit Zirkel und Lineal abgemeſſen, und ſo handgreiflich gemacht werden, als in den andern Dingen, wo man durch Hülfe der Meßkunſt alles ſehr ins Licht ſetzen kann: ſo folgt doch deswegen noch nicht, daß hier alles willkührlich ſey. Unſre Gedanken ſind ſo vieler Harmonie, Ordnung, Abmeſſung und Verhältniß fähig, als Figuren und Töne. Nur es gehören ſcharfſinnigere Köpfe dazu, die Schönheiten ſolcher Dinge, die man weder fühlen noch greifen kann, recht auszugrübeln, und in ihren erſten Qvellen zu unterſuchen. Daher hat auch der tiefſinnigſte von den alten Weltweiſen ſich zuerſt darüber machen müſſen, die Regeln der Dichtkunſt und Redekunſt zu entwerfen, welches vor ihm ſich noch niemand unterſtanden hatte. Diejenigen bleiben alſo nur an der äußerſten Schale kleben, die ſich einbilden, die poetiſchen Schönheiten wären ganz willkührlich; heute könnte dieß, und morgen was anders gefallen; in Rom könnte was häßlich ſeyn, was in Paris oder London unvergleichlich wäre. Nicht der Beyfall macht eine Sache ſchön; ſondern die Schönheit erwirbt ſich bey Verſtändigen den Beyfall.

22. §. Zweytens iſt es auch ganz falſch, daß wir uns den Athenienſern mit Recht an die Seite ſetzen, oder ihnen gar die Stirne biethen könnten. Sie haben viele Vorzüge gehabt, deren wir uns nicht rühmen können. Sie ſind das geſcheidteſte Volk auf dem Erdboden geweſen, das ſich zu allererſt aus der finſtern Barbarey geriſſen hat. Sie ſind die Erfinder aller freyen Künſte und Wiſſenſchaften. Von ihnen haben alle andre Völker ihre Geſetze, Philoſophie, Arzneykunſt, Beredſamkeit, Poeſie, Baukunſt, Malerey und Muſik gelernet; ſo vieler andern Künſte zu geſchweigen. Könnten wir nun eben das von uns rühmen, ſo möchten wir uns etwa ihrem Geſchmacke widerſetzen dörfen; müßten aber dennoch wohl zuſehen, daß wir es nicht ohne Grund thäten.

Da wir nun vermuthlich noch in der Barbarey ſtecken würden, wenn uns nicht die griechiſchen Bücher die Augen aufgethan hätten; indem wir alle Wiſſenſchaften und freye Künſte von ihnen gefaſſet: was für ein Recht haben wir denn wohl, uns wider unſre Lehrmeiſter aufzulehnen?

23. §. Ja, wird man ſprechen: weil uns vieles gefällt, was jenen Alten nicht gefallen, und doch das Gefällige allezeit eine Schönheit zum Grunde hat; ſo fragt ſichs, ob es nicht noch andre wirkliche Schönheiten in Kunſtwerken geben könne, als die den Alten bekannt geweſen? Die Erfahrung zeigt aber allerdings, daß es dergleichen gebe.

Non eadem miramur: eo diſconuenit inter
Meque et te. Nam quae deſerta et inhoſpita tesqua
Credis, amoena vocat, mecum qui ſentit; et odit
Quae tu pulcra putas.

Hor. L. I. Ep. XIV.

Ich antworte, freylich entſteht das Wohlgefallen allezeit aus der Empfindung einer Schönheit: aber es giebt wahre, es giebt auch eingebildete Schönheiten. Dieſe erwecken freylich bey vielen eine Beluſtigung; aber nur ſo lange, als ſie dieſelben für Schönheiten anſehen. Oftmals lernen ſie es begreifen, daß ſie ſich in ihrem Urtheile betrogen haben: und alsdann erwecket ihnen dasjenige Verdruß, was ihnen vorher wohlgefiel. Von ferne ſieht oft eine Perſon ſehr wohl aus: wenn wir ſie aber in der Nähe erblicken, ſo iſt ſie häßlich. Aus der Baukunſt, Muſik und Malerey, kann man hier unzählige Erläuterungen geben. Wie oft gefällt hier nicht einem unwiſſenden Schüler etwas, das einem Kenner misfällt? Haben denn da beyde Urtheile wahre Schönheiten oder Ungereimtheiten zum Grunde? So müßte ja ein Ding zugleich ſchön und häßlich, zugleich wahr und falſch, zugleich weiß und ſchwarz ſeyn können? Wer ſoll ſich aber nach des andern Urtheile bequemen? Soll der Meiſter dem Schüler, oder der Schüler dem Meiſter folgen? Ohne Zweifel wird derjenige beſſern Grund von der Sache haben, der ſeinem Gegen-

Gegenpart die Unrichtigkeit ſeines Urtheils zeigen, und ihn dahin bringen kann, daß er ſeinen vorigen Ausſpruch widerruft. Nun laſſe man einen unerfahrnen Schüler ſeinem Meiſter, ſo lange er will, vorſagen, daß ein Fehler eine Schönheit ſey: nimmermehr wird ers ſo weit bringen, daß jener ſeine Vernunft, Einſicht und Sinne verläugne, und daran einen Gefallen zu haben anfange, deſſen Unordnung und Mishälligkeit er aus den Kunſtregeln unumſtößlich zu erweiſen im Stande iſt. Dem Schüler aber fehlt es nur am Unterrichte: ſo bald er die Natur der Sachen wird verſtehen lernen, wird er ſich ſchämen, daß er vorhin etwas bewundern können, was nur eine Scheinſchönheit an ſich gehabt; in der That aber ein Zuſammenfluß unzählicher Ungereimtheiten geweſen.

24. §. So müſſen ſich denn die Poeten niemals nach dem Geſchmacke der Welt, das iſt, des großen Hauſens, oder des unverſtändigen Pöbels richten. Dieſer vielköpfigte Götze urtheilt oft ſehr verkehrt von Dingen. * Er muß vielmehr ſuchen, den Geſchmack ſeines Vaterlandes, ſeines Hofes, ſeiner Stadt zu läutern: es wäre denn, daß dieſes ſchon vor ihm geſchehen wäre. Es geſchieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem geſcheidteſten Volke allezeit ein Ueberreſt des übeln Geſchmackes zurücke. In Rom hatten Terentius und Lucretius ſchon einen ziemlich reinen und zarten Geſchmack erwieſen. Doch klagt Horatius ſowohl in ſeinem langen Briefe an den Kaiſer, als in ſeiner Dichtkunſt: daß die Römer noch an den plautiniſchen Zoten, und an Lucils unreinen Poſſen ein Belieben trügen. Bavius und Mävius fanden auch ihre Anbether. Hätten ſich nun Virgilius und Varius nach dem Geſchmacke der ſonſt ſo klugen Römer richten wollen, was würden ſie für elendes Zeug haben ſchreiben müſſen? Sie ſuchten alſo vielmehr mit ihren

 Wer-

* Seneca in ſeinem 94 Briefe ſchreibt: Inducenda eſt in occupatum locum virtus, quae mendacia, contra verum placentia, exſtirpet; quae nos a populo, cui nimis credimus, ſeparet, ac ſinceris opinionibus reddat.

Werken wider den gemeinen Strom zu ſchwimmen, und waren zufrieden, daß ſie wenigen Kennern gefielen.

Non ego ventoſae plebis ſuffragia capto.
Ich ſtrebe nach dem Ruhm des eiteln Pöbels nicht.

Schreibt Horaz an einem Orte. Noch viel ausführlicher hat er ſolches in ſeiner X. Satire des I. Buchs zu verſtehen gegeben. *

25. §. Eben das hat Boileau allezeit geklaget, wenn er den verderbten Geſchmack ſeiner Pariſer, die auch das elendeſte Zeug vielmals ſchön nenneten und bewunderten, herunter gemacht hat. Er verſichert, daß ſeine Zeiten ſowohl an närriſchen Scribenten als an närriſchen Bewunderern fruchtbar geweſen; und ſetzt hinzu, daß Land und Stadt und Hof keinen Mangel daran gehabt. Die Herzoge und Prinzen ſelbſt, hätten keine Ausnahme von der Regel gemacht. Das niederträchtigſte Werk, habe bey den Hofleuten ſeine eifrige Verfechter, und ein jeder Narr einen noch größern gefunden, der ihn bewundert hätte.

Ainſi qu'en ſots auteurs,
Notre ſiecle eſt fertile en ſots admirateurs,
Et ſans ceux, que fournit la Ville & la Province,
Il en eſt chez le Duc, il en eſt chez le Prince.

L'Ouvra-

* Neque, te vt miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere - -
Men' moueat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Hermogenis laedat conuiua Tigelli?
Plotius & Varius, Mecaenas, Virgiliusque,
Valgius, & probet haec Octavius optimus, atque
Fuſcus, & haec vtinam Viſcorum laudet vterque!
Ambitione relegata te diſcere poſſum
Pollio; te Meſſalla tuo cum fratre, ſimulque
Vos Bibuli & Serui, & ſimul his te, candide Furni.
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens praetereo, quibus haec, ſint qualiacunque,
Arridere velim: doliturus ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. Demetri, teque Tigelli
Diſcipularum inter iubeo plorare cathedras.
Hor. Sat. X.

L'Ouvrage le plus plat à chez les Courtiſans,
De tout temps rencontré de zelez Partiſans.
Et pour finir enfin par un trait de Satire,
Un Sot trouve toujours un plus Sot, qui l'admire.
Art. Poet. Ch. I.

Von unſerm Opitz kann man ein gleiches erweiſen. Er hätte lauter Hans Sachſen-Verſe machen müſſen, wenn er der Mode ſeiner Zeiten hätte folgen wollen. Er muß auch wohl nicht bey allen Deutſchen ſo viel Beyfall gefunden haben, als er verdienete: denn er klagt ausdrücklich darüber, wenn er ſich in dem Briefe an Zinkgräfen, den er in Paris geſchrieben, über die Menge der elenden Poeten beſchweret, und ſich auf das Urtheil der Nachwelt berufet:

Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom Bavius und Mävius iſt blieben:
Der Venuſiner-Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt, die Finſterniß beſiegen,

D. i. Bemühe dich nicht, ſchreibt er, von dem großen Hauſen bewundert zu werden; und ſey mit wenigen Leſern zufrieden. Biſt du ſo thöricht, zu wünſchen, daß von deinen Verſen in den gemeinſten Spielgeſellſchaften geplaudert werde? Ich nicht! Genug, wenn die edlen Ritter mich ihres Beyfalls würdigen. = = Sollte ich mich um den ſchmutzigen Pantilius bekümmern? oder ſollte ich mich quälen, daß mich Demetrius hinterrücks durchzieht? oder daß der närriſche Fannius, des Hermogenes Tiſchgaſt, mich ſchimpfet? Wenn nur Plotius und Varius, Mecänas und Virgilius, Valgius und Octavius der gnädigſte Kayſer, nebſt dem Fuſeus, meine Schriften gut heißen, wenn nur beyde Viſci mich loben. Ja ohne Ruhm zu melden, kann ich dich noch nennen Pollio, dich Meſſala mit deinem Bruder, und euch, Bibuler und Servier, nebſt dem aufrichtigen Furnus, ingleichen viele andere, die ich, als gelehrte Leute, und gute Freunde, mit Fleiß vorbey gehe; denen ich aber mit dieſen meinen geringen Sachen zu gefallen wünſche, und mich betrüben würde, wenn ſie ihnen nicht ſo gut, als ich wünſche, gefallen ſollten. Dich aber Demetrius, und dich, du guter Tigellius, laſſe ich unter den Schulbänken des Frauenzimmers, denen ihr, als euren Schülerinnen gefallet, euer Unglück beweinen.

Die deutſcher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine Statt;
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Das träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn.

I. B. der Poet. W.

26. §. Ich würde noch Neukirchs Exempel anführen, der nach Ablegung des hofmannswaldauiſchen und lohenſteiniſchen Geſchmackes ſehr beſorgte, daß ſein verwöhntes Schleſien und das ſonſt ſo witzige Budorgis an ſeiner Poeſie nichts Gefälliges mehr finden würde; wenn ich ſolches nicht ſchon in dem Vorberichte zu Horatii Dichtkunſt gethan hätte. Ich will alſo nur noch ein Zeugniß aus Pietſchen anführen. Dieſer fand bey dem Antritte ſeines poetiſchen Lehramtes in Königsberg, den Geſchmack der ganzen Stadt, durch die ſchwülſtigen Gedichte eines gewiſſen Schleſiers, der durch die Muſik berühmter geworden, als durch die Poeſie, nämlich des Capellmeiſters Neidhard und ſeiner Schüler, verwöhnet. Dieſe ſtopften insgemein ihre Sachen auf gut Lohenſteiniſch, ja noch weit ärger, voller Gelehrſamkeit; daher denn die meiſten, die ſolche bewunderten ohne ſie zu verſtehen, ſich einbildeten: Pietſch wäre mit ſeinen Gedichten, für nichts gegen Neidharden zu rechnen. Bey einer vornehmen Prieſterleiche alſo, nahm jener Gelegenheit, dieſe Unart zu beſtrafen, und den Liebhabern einer zuſammengeſtoppelten Menge von Namen, und hochtrabender Ausdrückungen, ihren übeln Geſchmack dadurch zu verweiſen, daß er ihn ſelber nachahmete. Er hebt ſo an:

Ihr Muſen ſtimmet mir die abgeſpannten Seyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten,
Weil doch kein reines Lied verwöhnten Ohren klingt,
Wenn man die Stimme nicht nach fremden Tönen zwingt:
Wer liebt wohl ein Gedicht? Wenn nicht entfernten Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall kraftlos machen?
So läſſet Neukirch auch gerechte Klagen tönen;
„Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbern krönen?

Sonſt

Sonſt trug der Tacitus der Reime ſchwaches Haus,
Ich ſchmückt es noch dazu mit Sinnenbildern aus:
Dort hatte Seneca, dort Plato was geſaget,
Dort hat ich einen Spruch dem Plautus abgejaget.
Damals gefiel ich noch! doch itzt ſind meine Lieder
Sehr matt und ohne Kraft und Schleſien zuwider:
Denn mein entlehnter Glanz nahm durch den falſchen Schein
Wie ſchlecht er immer war, viel hundert Leſer ein.„
So will auch Königsberg nur ſolche Dichter hören
Die ihren eignen Vers, durch fremde Namen ſtören.

Alles dieſes nun geht einzig und allein dahin, daß ein Poet ſich an den Geſchmack ſeiner Zeiten und Oerter nicht zu kehren, ſondern den Regeln der Alten und den Exempeln großer Dichter zu folgen habe.

27. §. Woher der üble Geſchmack des großen Haufens komme, das iſt aus dem obigen leicht abzunehmen. Die ſchlechte Auferziehung iſt ſonder Zweifel die allergemeinſte Quelle deſſelben, und dadurch werden auch die fähigſten Köpfe verwahrloſet. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: ſo gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was ſie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen ſie was zutrauen, loben hören. * Die erſten Urtheile werden alſo unvermerkt eine Richtſchnur der übrigen, und nachdem ſie durch eine lange Gewohnheit gleichſam tief eingewurzelt ſind, ſo können ſie faſt gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geſchmack alter Leute läßt ſich alſo ſchwerlich beſſern. Sie bleiben feſt bey ihren Meynungen, und ſchämen ſich, dasjenige zu verwerfen, was ſie ihr Lebenlang für ſchön gehalten haben. Man mag ihnen ſagen, was man will: ſo bleiben ſie doch auf ihrem Eigenſinne: weil ſie es für ſchimpflich

* Sehr ſchön ſchreibt hievon Seneca im I. Cap. de Vita beata: Nulla res nos maioribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quae magno aſſenſu recepta ſunt. - - - Nec ad rationem, ſed ad ſimilitudinem viuimus. d. i. Kein Ding iſt uns verderblicher, als daß wir uns nach der gemeinen Sage des Pöbels richten; und uns einbilden, das ſey das Beſte, was mit vielem Beyfalle aufgenommen wird. ⸗ ⸗ ⸗ Wir leben nicht nach der Vernunft, ſondern behelfen uns mit dem Nachäffen anderer.

ſchimpflich anſehen, ſich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß ſie ſo lange geirret und einen übeln Geſchmack gehabt: zumal, wenn ſie Leuten die jünger ſind als ſie, recht geben, und folgen ſollen. *

28. §. Junge Leute hingegen können leichter ihren Geſchmack ändern, wenn ſie gleich bereits verwöhnet worden. Sie ſind in ihrer Meynung noch ſo ſehr nicht verhärtet; ſie trauen ihren Urtheilen noch keine ſolche Unfehlbarkeit zu, daß ſie nicht auch zuweilen falſch ſeyn könnten: ſie geben alſo eher der geſunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geſchmackes und die Qvellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil ſie etwa nicht ſtudiret haben, oder ſonſt die gehörige Fähigkeit nicht beſitzen: ſo lernen ſie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und ſie aufmerkſam darauf machen: ſo gleich werden ſie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil ſie noch nichts beſſers geſehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Geſtalt verliebt iſt, weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem ſolchen Liebhaber eine vollkommenere Perſon, als ſeine vermeynte Halbgöttinn iſt: er wird ihrer entweder gar vergeſſen; oder doch zum wenigſten den größten Theil ſeiner Hochachtung gegen dieſelbe verlieren.

29. §. Und ſo hätte ich wohl meines Erachtens in dieſem Capitel meinen Vorſatz ins Werk gerichtet, indem ich nicht nur einen deutlichen Begriff von dem Geſchmacke überhaupt gegeben,

* Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi, ducunt;	Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Vel quia turpe putant, parere minoribus, &, quae	Als was man ſelber liebt, was ſeinem Sinn gefällt.
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.	Wonicht, weil man ſich ſoll nach jüngern Leuten richten,
	Und was man jung gelernt, im Alter ſelbſt vernichten.
Hor. L. II. Ep. I.	

gegeben, ſondern auch die Regeln des guten Geſchmacks entdecket, und ihn dadurch von dem übeln unterſchieden; ferner dieſes gegen die Einwürfe vertheidiget, und endlich etliche zweifelhafte Fragen, die bey dieſer Materie aufgeworfen worden, nach meinen Grundſätzen entſchieden. Nunmehro ſollte ich beſondere Lehren geben, und zeigen, was denn in allerley Gedichten, Einfällen und Ausdrückungen dem guten oder übeln Geſchmacke gemäß ſey. Allein, dieſes iſt eine Arbeit, die alle folgende Capitel dieſes Buches einnehmen wird, als in welchen ich ſtückweiſe die Regeln vortragen will, darnach die poetiſchen Schönheiten beurtheilet werden müſſen. Man merke zum Beſchluſſe die Regel Horazens an:

Interdum vulgus rectum videt; eſt vbi peccat.

Lib. II. Ep. 1.

Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch

Und,

Maxima pars Vatum - - -
Decipimur ſpecie recti.

Der Dichter größter Theil betrügt ſich durch den Schein.

Das

* *

Das IV. Capitel.

Von den dreyen Gattungen der poetiſchen Nachahmung, und inſonderheit von der Fabel.

1. §.

Die Nachahmung der Natur, darinnen, wie oben gewieſen worden, das Weſen der ganzen Poeſie beſteht, kann auf dreyerley Art geſchehen. Die erſte iſt eine bloße Beſchreibung, oder ſehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenſchaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ſeinen Leſern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichſam mit lebendigen Farben entwirft: ſo daß es faſt eben ſo viel iſt, als ob ſie wirklich zugegen wäre. Dieſes nun mit rechter Geſchicklichkeit zu verrichten, das iſt eine gar feine Gabe: und man hat es dem Homer zu großem Lobe angemerket, daß ein berühmter griechiſcher Maler, der eine Minerva zu ſchildern willens war, zu dem Ende erſt in der Jlias die Beſchreibung dieſer Göttinn nachgeſchlagen, ſie durchgeleſen, und ſich dadurch eine lebhafte Abbildung von ihr gemachet. Solche Malerey eines Poeten nun, erſtrecket ſich noch viel weiter, als die gemeine Malerkunſt. Dieſe kann nur für die Augen malen, der Poet hergegen kann für alle Sinne Schildereyen machen. Er wirket in die Einbildungskraft; und dieſe bringt die Begriffe aller empfindlichen Dinge faſt eben ſo leicht, als Figuren und Farben hervor. Ja er kann endlich auch geiſtliche Dinge, als da ſind innerliche Bewegungen des Herzens und die verborgenſten Gedanken beſchreiben und abmalen. Nur iſt hierbey zu merken, daß ein Dichter ſeine Abſicht niemals vergeſſen muß. Ein jedes endliches Ding hat zwo Seiten, eine gute und eine böſe.

Will

Will man nun ein Ding loben, ſo muß man die erſte; will man es aber tadeln, ſo muß man nur die andre abſchildern. In beyden Bildern wird Wahrheit ſeyn, wenn man der Natur folget, und die Sache nicht zu hoch treibt. Hierwider aber pflegen ſo wohl Lobdichter, als Satirenſchreiber zu verſtoßen, die insgemein in beydem kein Maaß zu halten wiſſen.

2. §. Doch dieſe Art der poetiſchen Nachahmung iſt bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringſte: weswegen ſie auch Horaz im Anfange ſeiner Dichtkunſt für unzulänglich erkläret, einen wahren Poeten zu machen. Wenn ich die beſten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, ſo würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen: dafern ich nämlich nichts beſſers zu machen wüßte. Ja ich könnte wohl gar ein verdrüßlicher Dichter und Scribent werden, wenn ich meinen Leſern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Ekel erweckte. * Boileau hat dieſen Fehler am Scuderi ſchon angemerkt und verworfen, wenn er im I. Geſ. ſeiner Dichtkunſt geſchrieben:

Un Auteur quelque fois trop plein de ſon objet,
Jamais, ſans l'epuiſer, n'abandonne un ſujet.
S'il rencontre un palais, il m'en depeint la face,
Il me promene aprés de terraſſe en terraſſe;

Ici

* Der Pater Boſſü in ſeinem Tractate vom Heldengedichte auf der 276 S. ſchreibt davon ſo: Nous pouvons encore mettre au nombre des matieres, qui ne ſont pas poetiques, les Deſcriptions de Palais, de Jardins, de Bocages, de Ruiſſeaux, de Navires, & de cent choſes naturelles & artificielles; lorsque ces Deſcriptions ſont faites un peu trop au long, d'une maniere ſimple, propre & ſans allegorie. C'eſt ce, qu'Horace nomme des lambeaux éclatans, que les Poetes placent quelquesfois tres-mal, penſant que ces fautes ſeront de beaux ornemens de leurs ouvrages. Cela eſt bon en de petits Poemes. d. i. Unter die Materien, die nicht poetiſch ſind, können wir auch die Beſchreibungen von Palläſten, Gärten, Gebüſchen, Flüſſen, Schiffen, und hundert andern natürlichen und künſtlichen Dingen zählen, wenn ſie ein bischen zu lang, ſchlechtweg, und ohne Allegorie gemacht ſind. Das nennt Horaz glänzende Lappen, welche die Poeten oftmals ſehr übel anbringen, und glauben, dieſe Fehler würden ihre Gedichte zieren. Dieß iſt gut in kleine Gedichte.

Ici s'offre un perron, là regne un corridor,
Là ce balcon s'enferme en un baluſtre d'or.
Il conte des plafonds les ronds & les ovales,
Ce ne ſont que feſtons, ce ne ſont qu' Aſtragales.
Je ſaute vingt feuillets, pour en trouver la fin,
Et je me ſauve a peine au travers d'un jardin.
Fuyez des ces Auteurs l' abondance ſterile!
Et ne vous chargez point d'un detail inutile,
Tout ce qu'on dit de trop, eſt fade et rebutant.
L'eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;
Qui ne ſçait ſe borner, ne ſceut jamais écrire.

Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider dieſe Regeln verſtoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beſchreibungen und gekünſtelter Schildereyen aufgedrungen haben. So muß man denn auch in dieſem Stücke Maaß zu halten wiſſen; theils, daß man unnöthige und überflüßige Bilder ſeinem Leſer nicht aufdringe; theils bey einem an ſich nöthigen Abriſſe nicht gar zu ſorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht ſey. Virgil wird deswegen gelobt, weil er in Beſchreibungen ſo beſcheiden geweſen. Er hat wohl zehnmal Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen: und was würde uns da ein poetiſcher Maler von Profeßion, nicht mit ſeinen Farben geqvälet haben! Aber der beſcheidne Virgil ſagt nichts mehr, als:

Mille trahens varios aduerſo ſole colores.

3. §. Die andre Art der Nachahmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet, oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Geberden und Handlungen vorſchreibt und an die Hand giebt, die ſich in ſolchen und ſolchen Umſtänden für ihn ſchicken. Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, luſtiges Gedichte im Namen eines andern; ob man gleich ſelbſt weder verliebt noch traurig, noch luſtig iſt. Aber man ahmet überall die Art eines in ſolchen Leidenſchaften ſtehenden Gemüthes ſo genau nach, und drückt ſich mit ſo natürli-

natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey ſich empfände. Zu dieſer Gattung gehört ſchon weit mehr Geſchicklichkeit, als zu der erſten. Man muß hier die innerſten Schlupfwinkel des Herzens ausſtudirt, und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterſcheid des gekünſtelten, von dem ungezwungenen angemerket haben. Dieſes aber iſt ſehr ſchwer zu beobachten, wie die Fehler ſattſam zeigen, die von den größten Meiſtern in dieſem Stücke begangen worden. Daß Virgilius in ſeinen Schäfergedichten nicht immer glücklich damit geweſen, das hat der italieniſche Kunſtrichter, Ludewig Caſtelvetro, deſſen critiſche Werke Argelati vor einigen Jahren herausgegeben hat, ſehr gründlich erwieſen. In Fontenellens Gedanken, von Schäfergedichten, wird man auch den Theokritus oft ganz billig getadelt finden. Herr Fontenelle ſelbſt wird in dem engliſchen Guardian gleicher Fehler, und zwar nicht ohne Grund beſchuldiget, wie an dem gehörigen Orte ausführlicher gedacht werden ſoll. Daß nicht auch unter unſern Deutſchen es viele hierinnen ſollten verſehen haben, daran iſt gar kein Zweifel.

4. §. Die Klaggedichte, die Caniß und Beſſer, auf ihre Gemahlinnen gemacht, werden ſonſt als beſondere Muſter ſchön ausgedruckter Affecten angeſehen. Man kann ſie auch gar wohl unter dieſe Art der Nachahmung rechnen, ob ſie gleich ihren eignen Schmerz, und nicht einen fremden vorſtellen wollen: denn ſo viel iſt gewiß, daß ein Dichter zum wenigſten dann, wann er die Verſe macht, die volle Stärke der Leidenſchaft nicht empfinden kann. Dieſe würde ihm nicht Zeit laſſen, eine Zeile aufzuſetzen, ſondern ihn nöthigen, alle ſeine Gedanken auf die Größe ſeines Verluſts und Unglücks zu richten, Der Affect muß ſchon ziemlich geſtillet ſeyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und alle ſeine Klagen in einem ordentlichen Zuſammenhange vorſtellen will. und es iſt auch ohnedem gewiß, daß alle beyde oberwähnte Gedichte eine gute Zeit nach dem Tode ihrer Gemahlinnen verfertiget worden: da gewiß die Poeten ſich nur bemühet haben, ihren vorigen betrübten Zuſtand aufs natürlichſte aus-

zudrücken. Ob ich nun wohl nicht leugne, daß dieſe treffliche Stücke des berühmten Amthors Klagen, in gleichem Falle, weit vorzuziehen ſind: ſo könnte doch ein ſcharfes Auge, auch in dieſen zweyen Meiſterſtücken, noch manchen gar zu gekünſtelten Gedanken, und gezwungenen Ausdruck, entdecken; den gewiß ein wahrer Schmerz nimmermehr würde hervorgebracht oder gelitten haben. Was hier von dem Schmerze gilt, das muß von allen Affecten verſtanden werden. Hofmannswaldaus Heldenbriefe, ſollen verliebt geſchrieben ſeyn; haben aber den Affect, den der Poet nachahmen wollen, ſehr ſchlecht getroffen, und tauſend bunte Einfälle und Zierrathe angebracht, die ſich für keinen wahrhaftig Verliebten ſchicken. Man darf nur dargegen halten, was Günther im I. Theile ſeiner Ged. an ſeine Geliebte geſchrieben, wo alles der Natur viel gemäßer iſt: ſo wird man leicht ſelbſt wahrnehmen, was eine geſchickte Nachahmung der Natur iſt, und was ein kaltes und froſtiges Gewäſche in der Poeſie heißt.

5. §. Auf dieſer Kunſt nun beruhet faſt die ganze theatraliſche Poeſie, was nämlich die Charactere einzelner Perſonen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlangt. Denn hier muß ein Poet alles, was von dem auftretenden Helden, oder was es ſonſt iſt, wirklich und der Natur gemäß hätte geſchehen können, ſo genau nachahmen, daß man nichts unwahrſcheinliches dabey wahrnehmen könne. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten, wo man auch zuweilen andre redend einführet, hat eben dieſes ſtatt, wie an ſeinem Orte ſtückweiſe ſoll erwieſen werden. Horatius hat in ſeiner Dichtkunſt zu verſchiedenen malen daran gedacht, und nicht nur die Regel gegeben, wie man den Achilles, die Medea, den Jxion, die Jo u. ſ. w. abbilden und aufführen ſolle; daß ein Greis und ein Jüngling, ein Argiver und Babylonier, ein Kaufmann und Bauer, eine Matrone und eine Amme nicht auf einerley Art reden und handeln müſſen; ſondern auch gewieſen, wo man die Kunſt gute Charactere zu machen, lerne; nämlich aus der Sittenlehre und der Erfah-

rung.

rung. Dieſe zeiget uns die herrſchenden Neigungen der Kinder, Jünglinge, Männer und Alten: jene hergegen lehret ſowohl die Natur der Affecten, als die Pflichten aller Menſchen in allen Ständen. Dieß will auch unſre deutſche Dichtkunſt des Herrn von Brück, aus der deutſchen Geſellſchaft I. Theile eigner Schriften und Ueberſetzungen auf der 9. Seite.

— Du mußt fleißig Acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wiſſenſchaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geſchlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Geſtalt, auf Reden Art und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein ſchelmiſcher Berücker,
Ein ganz verbuhlter Thor, ein unerzognes Kind
Sehn unterſchiedlich aus; drum male wie ſie ſind.
= = = = = = = = =
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne ſie heißt nichtiges Gepränge:
= = = = = = = =
Kurz, wenn dein Abdruck nur dem Urbild ähnlich iſt,
So glaube, daß du dann ein guter Maler biſt.

Und auf der 20. und 21. Seite heißt es:

Wirſt du die Eigenſchaft des Knechts und Edlen wiſſen
So wird auch jeglicher ganz anders reden müſſen,
Weil jeder anders denkt; und dieſes zeigt den Grund
Dieß iſts, dieß leget dir die Wörter in den Mund.
Stellſt du nun Knechte vor, ſo mußt du knechtiſch denken,
Wie Meiſter von der Liſt, von Lügen und von Schwänken.
Dann findeſt du zugleich das eigentliche Wort,
Das ſich zur Sache ſchickt, und kömmſt auch leichtlich fort.
Wird aber Sokrates im Schauſpiel aufgeführet,
So wird ein ſtrenger Ernſt und große Kunſt verſpüret.
Da giebt ſichs von ſich ſelbſt, daß der ganz anders ſpricht;
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.

6. §. Wer nun hierinnen wohl geübet iſt, und ſonſt ſcharfſinnig genug iſt, auf die Wahrſcheinlichkeit in allen Stücken recht Achtung zu geben; der wird in ſeiner Nachahmung unfehlbar glücklich fortkommen müſſen: da hingegen

ein Fremdling in dem allen, alle Augenblicke Fehler begehen, und lauter unähnliche Schildereyen verfertigen wird. Ich ſchließe bey dem allen den Witz und die Urtheilungskraft nicht aus: denn jener iſt diejenige Gemüthskraft, die mit den Aehnlichkeiten der Dinge zu thun hat, und folglich auch die Abriſſe ihren Vorbildern ähnlich machen, oder dieſe in jenen nachahmen muß. Ohne dieſe hergegen wird man ohnfehlbar in den Fehler verfallen, den dort Canitz an den meiſten unſrer Poeten tadelt; wenn er den Virgil als einen glücklichen Nachahmer der Natur, im Abſehn auf den Charakter der Dido, erhebet. Es heißt:

Man redt und ſchreibt nicht mehr was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht;
Was groß iſt, daß wird klein, was klein iſt, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen,
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn es wird in Geſtalt der Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abentheuer:
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt;
Und hör ich Dido dort von Schimpf und Undank ſprechen,
So möcht ich ihren Hohn, an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht: Er ſucht ihm fremde Spur;
Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

7. §. Doch auch dieſe ſo ſchwere Gattung der Nachahmung, machet nicht das Hauptwerk in der Poeſie aus. Die Fabel iſt hauptſächlich dasjenige, was der Urſprung und die Seele der ganzen Dichtkunſt iſt. * Selbſt unſre Mutterſprache lehrt uns dieſes; wenn wir die Poeſie, die **Dichtkunſt**, und ein poetiſches Werk, ein **Gedichte** nennen. Ich

* Wie Ariſtoteles im VI. Capitel ſeiner Poetik ſchreibt: Ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος.

Ich weis wohl, daß vor Alters **dichten**, nur ſo viel als denken und nachſinnen geheißen: z. E. das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe ꝛc. Allein in neuern Zeiten heißt es gewiß, etwas erſinnen, oder erfinden, was nicht wirklich geſchehen iſt. Sachen nämlich, die wirklich geſchehen ſind, d. i. wahre Begebenheiten, darf man nicht erſt dichten: folglich entſteht auch aus der Beſchreibung und Erzählung derſelben kein Gedichte, ſondern eine Hiſtorie oder Geſchichte; und ihr Verfaſſer bekömmt nicht den Namen eines **Dichters**, ſondern eines Geſchichtſchreibers. Die pharſaliſche Schlacht alſo, die Lucanus in Verſen beſchrieben hat, kann nichts anders als eine Hiſtorie in Verſen heißen: die Fabeln des Aeſopus hergegen, obwohl ſie nur in ungebundener Schreibart abgefaſſet worden, ſind Gedichte. Und wer die Fähigkeit nicht beſitzt, gute Fabeln zu erfinden, der verdient den Namen eines Poeten nicht; wenn er gleich die ſchönſten Verſe von der Welt machte. Phädrus wäre derowegen wohl ein Versmacher, aber kein Dichter gewesen: wenn er nur die äſopiſchen Fabeln in Verſe gebracht, aber ſelbſt keine erfunden hätte.

8. §. Wenn Ariſtoteles ſagen will, was die Fabel in einem Gedichte eigentlich ſey, ſo ſpricht er: **Es ſey die Zuſammenſetzung oder Verbindung der Sachen.** Der Pater Boſſu in ſeinem Tractate vom Heldengedichte, läßt ſich an dieſer Erklärung gnügen, und verſteht durch die Sachen, ſo in einer Fabel verbunden werden ſollen, **das Wahre** und **das Falſche.** In der That muß eine jede Fabel was Wahres und was Falſches in ſich haben: nämlich einen moraliſchen Lehrſatz, der gewiß wahr ſeyn muß; und eine Einkleidung deſſelben in eine gewiſſe Begebenheit, die ſich aber niemals zugetragen hat, und alſo falſch iſt. Allein er ſcheint mir den Verſtand des Philoſophen nicht recht eingeſehen zu haben. Die Sachen müſſen auf das Zubehör der Fabel, als da ſind, die Thiere, Menſchen, Götter, Handlungen, Geſpräche, u. ſ. w. gedeutet werden. Dieſe Dinge müſſen verknüpfet und verbunden werden, ſo daß ſie

einen Zuſammenhang bekommen, und alsdann entſtehet eine Fabel daraus. Hätte dieſes Boſſu geſehen, ſo würde er es nicht nöthig gehabt haben, eine andere Beſchreibung davon zu geben, die noch weniger Stich hält, als die obige. Denn da er ſagt: **Die Fabel ſey eine Rede, welche unter den Allegorien einer Handlung ihre Lehren verbirget und zu Beſſerung der Sitten erſonnen worden;** ſo iſt bey dieſer Erklärung ſehr viel zu erinnern. Denn I. iſt es bekannt, daß die Fabel nicht nur eine Rede, ſondern auch eine Schrift ſeyn kann: und alſo hätte die Fabel beſſer eine Erzählung heißen mögen. Hernach aber machen nicht alle Allegorien, die da lehrreich und unterrichtend ſind, eine Fabel aus. Die Ode Horatii iſt bekannt, wo der Poet die römiſche Republik unter dem Bilde eines Schiffes anredet, und ihr viel heilſame Regeln, in einer beſtändigen allegoriſchen Rede giebt. Wer hat aber dieſe Ode jemals zu den Fabeln gezählet? Wollte man ſagen, hier wäre keine allegoriſche Handlung vorhanden: ſo würde man antworten, daß nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht zu allen Fabeln eine Handlung nöthig ſey. Er ſelbſt, führet im folgenden dergleichen an; nämlich, da die Fliege an dem Rade eines großen und ſchleunig fortgezogenen Wagens ſitzt, ſelbſt nichts thut, ſondern nur ſagt: **Ey, welch einen großen Staub mache ich nicht!**

9. §. Ich glaube derowegen, eine Fabel am beſten zu beſchreiben, wenn ich ſage: ſie ſey die Erzählung einer unter gewiſſen Umſtänden möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moraliſche Wahrheit verborgen liegt. Philoſophiſch könnte man ſagen, ſie ſey ein Stücke von einer andern Welt. Denn da man ſich in der Metaphyſik die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorſtellen muß; außer derjenigen aber, die wir wirklich vor Augen ſehen, noch viel andre dergleichen Reihen gedacht werden können; ſo ſieht man, daß eigentlich alle Begebenheiten, die in unſerm Zuſammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geſchehen, an ſich ſelbſt aber nichts Widerſprechendes

in ſich haben, und alſo unter gewiſſen Bedingungen möglich ſind, in einer andern Welt zu Hauſe gehören, und Theile davon ausmachen. Herr Wolf hat ſelbſt, wo mir recht iſt, an einem gewiſſen Orte ſeiner philoſophiſchen Schriften geſagt, daß ein wohlgeſchriebener Roman, das iſt ein ſolcher, der nichts Widerſprechendes enthält, für eine Hiſtorie aus einer andern Welt anzuſehen ſey. Was er nun von Romanen ſagt, das kann mit gleichem Rechte von allen Fabeln geſagt werden. Weil aber dieſe Erklärung unphiloſophiſchen Köpfen vielleicht Schwierigkeiten machen könnte: ſo bleibe ich bey der erſten, die nach dem gemeinen Begriffe aller, die nur deutſch verſtehen, eingerichtet iſt. Ich erläutere ſie durch das bereits erwähnte Exempel. Die Begebenheit iſt daſelbſt, daß ein großer Wagen auf einem ſtaubigten Wege, von vier oder mehr hurtigen Pferden geſchwinde hingeriſſen wird; eine Fliege an dem Rade deſſelben ſitzet, und ſich ſchmeichelt, ſie ſelbſt habe allen dieſen Staub erreget. Dieſe Begebenheit iſt unter gewiſſen Umſtänden möglich. Wenn nämlich nur ein angeſpannter Wagen fähret, und eine Fliege, die daran ſitzt, ſo viel Verſtand hat, daß ſie über den ringsum aufſteigenden Staub ihre Betrachtungen anſtellen kann: ſo geht es gar wohl an, daß ſie ſo eitel ſeyn, und ſich ſelbſt für die Urſache einer ſo großen Staubwolke anſehen kann. Die moraliſche Lehre endlich, die darunter verborgen liegt, iſt dieſe: Ein Stolzer iſt ſo thöricht, daß er ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten, Dinge zuſchreibt, die von ganz andern Urſachen herrühren und ſeine Kräfte unzählichemal überſteigen.

10. §. Man kann die Fabeln in unglaubliche, glaubliche und vermiſchte eintheilen. Jene ſind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar lebloſe Dinge ſo reden und handelt läßt, als wenn ſie mit menſchlicher Vernunft begabt wären. Ein Exempel davon finden wir ſo gar in der Schrift, wo Abimelechs Bruder, im Buche der Richter, ſeinen Landsleuten erzählet: wie die Bäume ſich einen König erwählet, der ſie mit Feuer verzehret, und alſo, ihrer thörichten Wahl halber, ſattſam beſtrafet hätte. Die andre Art ſind die glaub-

lichen Fabeln, wo lauter Menſchen und andre vernünftige Weſen vorkommen; bey denen es nichts Unglaubliches iſt, daß ſie mit Verſtande reden und handeln können. Dergleichen iſt abermal in der Schrift die Fabel Nathans vom reichen und armen Manne, deren jener dieſen ſeines einzigen geliebten Schäfleins beraubete: imgleichen die Fabeln vom verlohrnen Sohne, vom armen Lazarus u. d. g. Die dritte Art, nämlich der vermiſchten Fabeln, entſteht, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. Dergleichen würde die Begebenheit Bileams mit ſeiner Eſelinn ſeyn, wenn dieſes nicht wirklich geſchehen ſeyn ſollte. Wir finden aber in den äſopiſchen Fabeln unzählige ſolche, wo theils vernünftige Menſchen, theils Thiere und Bäume angeführet werden: zugeſchweigen, daß Homerus in ſeiner Ilias einmal ein Pferd mit ſeinem Herrn hat reden laſſen. * Ein Exempel von meiner Erfindung ſteht in den vernünft. Tadl. von dem Veilchenſtocke, der Tulpe und der Blumengöttinn Flora. Imgleichen von dem Manne, ſeinem Hunde und der Katze; und im II. Theile derſelben vom Pferde und Eſel: wiewohl dieſe vielleicht unter die natürlichen zu zählen ſind. Endlich auch im II. Theile des Biedermanns vom Haſen, der ſich in den Löwenſtand erheben ließ.

11. §. Dadurch aber, daß wir die erſte Art der Fabeln **unglaublich** nennen, widerſprechen wir der obigen Erklärung noch nicht; darinnen wir behaupteten, die Fabel ſey eine **mögliche** Begebenheit. Es kann ja eine Sache wohl möglich,

* Τον δ᾽ αρ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη πόδας αὔολος ἵππος,
Ξάνθος - - -
Καὶ λίην σ᾽ ἔτι νῦν γε σαώσομεν ὄβριμ᾽ Ἀχιλλεῦ.
Ἀλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον οὐδέ τι ἡμεῖς
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεός τε μέγας, καὶ μοῖρα κραταιή.
Iliad. L. XIX.

D. i. Hierauf antwortete ihm neben dem Joche ſein ſchnelles Pferd Xanthus: ⸗ ⸗ ⸗ Tapferer Achilles, dießmal zwar wollen wir dich noch beym Leben erhalten: Aber eheſtens wird der Tag deines Todes herbeyrücken; und daran werden nicht wir Schuld haben, ſondern ein groſſer Gott und das mächtige Verhängniß.

lich, aber in der That bey der itzigen Ordnung der Dinge ſehr unglaublich ſeyn. Dieſe Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge hält ja nämlich nicht alle mögliche Dinge in ſich, wie die Weltweiſen darthun. Es wären andre Verbindungen endlicher Weſen eben ſowohl geſchickt geweſen, erſchaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter nun, ſtehen alle mögliche Welten zu Dienſten. Er ſchränket ſeinen Witz alſo nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft, führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach, für unnatürlich gehalten werden. Dahin gehören auch redende Thiere, und mit Vernunft begabte Bäume; die zwar, ſo viel uns bekannt iſt, nicht wirklich vorhanden ſind, aber doch nichts widerſprechendes in ſich enthalten. Man leſe hier zum Beweiſe Hollbergs unterirrdiſche Reiſe nach; wo man beydes antreffen wird. Wie nun ein Poet hier alle Sorgfalt anwenden muß, daß er ſeinen Fabeln auch einen gewiſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebe: alſo fragt ſichs, wie das in dem ſo genannten Unglaublichen möglich ſey? Und hier iſt es nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpſung der Dinge nicht leicht was zu erſinnen iſt, dadurch die Sprache der Bäume, oder der Thiere wahrſcheinlich wird. Allein einem Poeten iſt es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrſcheinlich zu machen; und er darf alſo nur überhaupt dichten: Es ſey einmal eine Zeit geweſen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dieſes zum voraus; ſo läßt ſich hernach alles übrige hören. Man ſehe das folgende VI Capitel nach.

12. §. Ferner können die Fabeln eingetheilt werden, in epiſche und dramatiſche. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyſſee und Aeneis; ſondern alle Romane, ja ſo gar die äſopiſchen Fabeln. Dieſe hergegen werden wirklich geſpielet, und alſo lebendig vorgeſtellt. Dahin rechnet man alſo alle Tragödien, Comödien und Schäferſpiele, imgleichen alle kleine dramatiſche Gedichte, die wirklich auf einer Schaubühne aufgeführet werden

 können.

können. Man ſieht gar leicht, daß dieſer andre Unterſcheid ſich auf den erſten gründet. Denn die theatraliſchen Fabeln leiden nichts, als was wahrſcheinlich iſt, wie Horatius in ſeiner Dichtkunſt ſehr fleißig erinnert: hingegen die epiſchen können gar wohl auch unwahrſcheinliche Fabeln von Thieren und lebloſen Dingen brauchen. Tauſend Dinge laſſen ſich gar wohl erzählen; aber den Augen läßt ſich nichts vorſtellen, als was glaublich iſt. Die vormaligen Zeiten der Einfalt des menſchlichen Geſchlechts, haben ſo viel von Zaubereyen, und Wundergeſchichten erzählet und geglaubt, und auf die Nachwelt fortgepflanzet; daß es uns nicht ſchwer iſt, zu glauben, daß durch eine übermenſchliche Kraft, alles möglich iſt, was nur nicht widerſprechend iſt. So wird des Homers redendes Pferd, nur durch die Kraft der Minerva möglich, oder glaublich, wenn man es in die alten Zeiten ſetzet. Wer aber entweder daſſelbe, oder Bileams Eſelinn auf die Schaubühne bringen, und ſie dadurch gleichſam in unſre Zeiten verſetzen wollte: Dem würde Horaz zurufen:

Quodcumque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

13. §. Weiter können die Fabeln, theils im Abſehen auf ihren Inhalt, theils im Abſehen auf die Schreibart, in hohe und niedrige eingetheilet werden. Unter die hohen gehören die Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane: darinnen faſt lauter Götter und Helden, oder königliche und fürſtliche Perſonen vorkommen, deren Begebenheiten in einer edlen Schreibart entweder erzählet oder geſpielet werden. Unter die niedrigen gehören die bürgerlichen Romane, die Schäfereyen, die Comödien und Paſtorale, nebſt allen äſopiſchen Fabeln: als worinn nur Bürger und Landleute, ja wohl gar Thiere und Bäume in einer gemeinen Schreibart redend eingeführet oder beſchrieben werden. Von dieſen letztern könnte man mit einigem Scheine fragen, ob ſie auch zur Poeſie gehöreten? Von der Comödie hat Horaz ihres niedrigen Ausdruckes halber, ſolches in Zweifel gezogen:

Idcirco

Idcirco quidam, Comoedia nec ne Poëma
Eſſet, quaeſiuere: quod acer ſpiritus ac vis
Nec verbis nec rebus ineſt, niſi quod pede certo
Differt ſermoni, ſermo merus.

Sat. IV. L. 1.

Wiewohl aus dem obigen iſt leicht darauf zu antworten. Die hohe Schreibart iſt zwar eine gute Eigenſchaft eines Poeten, und in gewiſſen Gedichten unentbehrlich: aber ſie allein machet noch keinen Dichter, wenn keine Fabel da iſt, die darinnen vorgetragen wird. Dieſe hergegen bleibt, was ſie iſt, nämlich eine Fabel, ein Gedichte, wenn man ſie gleich in der gemeinen Sprache erzählt. Sie zeigt alſo ſattſam, daß ihr Verfaſſer ein Dichter geweſen, der auch wohl erhaben hätte ſchreiben können, wenn er gewollt hätte, und wenn es ſich in dieſer Art von Gedichten hätte thun laſſen. Horatius ſelbſt trägt dieſen Zweifel, wegen der Comödie, nur als etwas Fremdes vor. Einige, ſpricht er, haben gefragt ꝛc. Er giebt ihnen aber deswegen nicht recht; zumal da er in ſeiner Dichtkunſt ſelbſt erinnert, daß auch in der Comödie zuweilen die pathetiſche, feurige und erhabene Schreibart ſtatt findet: wenn nämlich ein Chremes zu ſchelten und für Zorn zu pochen und zu poltern anfängt:

Interdum tamen et vocem Comoedia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

14. §. Die Fabeln können noch ferner in vollſtändige und mangelhafte eingetheilet werden. Jene erzählen diejenige Begebenheit ganz, die zu der darunter verſteckten Sittenlehre gehöret: dieſe hergegen brechen ab, wenn die Begebenheit kaum in die Hälfte gekommen iſt. Zu Exempeln einer ganzen oder vollſtändigen können alle die obigen dienen, die wir ſchon angeführet haben: denn die Erzählung geht daſelbſt ſo weit, als nöthig iſt, und das Gemüthe bleibt am Ende derſelben ganz ruhig; weil man den Zweck einſieht, warum ſie erzählet worden. Eine mangelhafte und halbe Fabel aber

war

war die, von dem Schatten des Eſels, darüber der Eſeltreiber und der Reiſende in einen Streit geriethen; welche Demoſthenes ſeinen Mitbürgern erzählte, als ſie in einer wichtigen Rede, welche die Wohlfahrt ihres Staats anbetraf, ſehr unachtſam waren. Denn als er ihnen dieſelbe erzählet hatte, und ſie alle aus ihrer vorigen Nachläßigkeit ermuntert und begierig worden wären, den völligen Verlauf ſeiner Geſchichte zu vernehmen: ſo hörte er mit gutem Bedachte auf, ſchwieg ſtille, und wollte ſich aus der Verſammlung begeben. Weil aber die Fabel nur halb fertig war, ſo konnten ſich die Zuhörer dadurch nicht zufrieden ſtellen: darum rieſen ſie ihn zurücke, und verlangten, daß er ihnen auch den Ausgang der ganzen Begebenheit erzählen ſollte. Dabey nahm er denn Gelegenheit, ihnen ihre Leichtſinnigkeit vorzurücken, die ſich um Kleinigkeiten ſo ernſtlich, um die wichtigſten Dinge aber, die er in ſeiner Rede vorgetragen hatte, ſo wenig bekümmert und aufmerkſam bezeigete.

15. §. Bey dieſer Abtheilung der Fabeln muß man ſich vor einem Misverſtande hüten. Eine ganze Fabel erfodert nicht allemal den völligen Umfang aller Begebenheiten, die einigen Zuſammenhang mit einander haben: ſondern es iſt genug, daß ſie alles dasjenige enthält, was zu der Sittenlehre, die man vortragen will, unentbehrlich iſt. Z. E. Die Ilias Homers iſt eine Fabel vom Zorne des Achilles, und den traurigen Wirkungen deſſelben. Daher iſt dieſe Fabel ganz, wenn der Poet zeigt: wie und woher dieſer Zorn entſtanden, nämlich von der Beleidigung, die Agamemnon dieſem Helden zugefügt; ferner wie ſich derſelbe geäußert, nämlich durch die Enthaltung vom Streite, da Achilles ruhig auf ſeinem Schiffe geblieben; weiter, wie ſchädlich derſelbe geweſen, weil die Griechen in ſeiner Abweſenheit allezeit den kürzern gezogen, Achilles ſelbſt aber ſeinen beſten Freund Patroklus eingebüſſet; endlich wie dieſer Zorn ein Ende genommen, da der Held, aus Rachgier gegen den Hektor, ſeines alten Grolls vergeſſen, den Hektor erſchlagen, und alſo den Trojanern großen Abbruch gethan. Dieſe Fabel war zulänglich,

länglich, die moraliſche Wahrheit von der ſchädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten, die Homerus in ſeinem Gedichte lehren wollen, in ein völliges Licht zu ſetzen. Es war dabey nicht nöthig, den Urſprung des trojaniſchen Krieges oder den Ausgang deſſelben zu zeigen; vielweniger von den beyden Eyern der Leda anzufangen, aus deren einem Helena, als die einzige Urſache des Krieges, war gebohren worden. Dieſes wäre eine gar zu große Fabel geworden, und Horaz lobt deswegen den Homer, daß er ſolches nicht gethan hat.

Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Troianum orditur ab ouo:
Semper ad euentum feſtinat.

16. §. Diejenigen Poeten haben alſo keinen rechten Begriff von der Fabel gehabt, die ſich eingebildet, ſie müßte ſo vollſtändig ſeyn, daß weder forne noch hinten das geringſte daran fehlte. Dahin gehört Statius, der den ganzen Lebenslauf des Achilles in ein Gedichte gebracht; und bey den Griechen der Verfaſſer der kleinen Ilias, deſſen Ariſtoteles gedenket, welcher gleichfalls den ganzen trojaniſchen Krieg in eins gezogen, davon uns die große Ilias nur ein Stücke von anderthalb Monaten erzählet. Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohrnen Paradieſe nicht nur den Fall Adams, und ſeine Urſache, nämlich die Verführung Satans; ſondern auch die Schöpfung der Welt, ja was vor derſelben vorgegangen, nämlich den Fall Lucifers erzählet. Vielweniger werden die Verwandelungen des Ovidius für ein einzig Gedichte können angeſehen werden; als worinn eben ſo wenig, als in den äſopiſchen Fabeln, eine einzige moraliſche Fabel zum Grunde liegt. Die Ilias iſt einem königlichen Pallaſte, voller Zuſammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: Die Verwandlungen des Ovidius aber ſind einer ganzen Stadt zu vergleichen, die aus ſo vielen Bürgerhäuſern zuſammen geſetzt iſt, als Fabeln ſie enthält; welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß ſie an einander ſtoßen und mit einer Ringmauer umgeben ſind. Die äſo-

piſchen Fabeln könnte man nach eben dieſer Allegorie ein großes Dorf nennen, darinn jede Fabel eine Bauerhütte vorſtellet, die eben ſo viel, ja noch mehr Thiere, als Menſchen in ſich zu halten pflegt.

17. §. Noch eine Abtheilung der Fabeln iſt nöthig anzumerken, da ſie nämlich in Haupt- und Nebenfabeln unterſchieden werden. Dieſer Unterſcheid findet ſonderlich in Heldengedichten, Romanen und theatraliſchen Stücken ſtatt. Daſelbſt iſt eine die gröſzeſte und wichtigſte, die im ganzen Gedichte zum Grunde liegt, und gar wohl ohne die übrigen beſtehen könnte. Auf dieſe kömmt denn hauptſächlich die Schönheit des ganzen Werkes an, weil ſie eigentlich zum Zwecke des Verfaſſers führet, und die moraliſche Abſicht deſſelben unmittelbar befördert. Dergleichen war die oben angeführte Hauptfabel der Ilias. Dergleichen iſt auch in Sophoklis Antigone, welche Opitz verdeutſchet hat, die Grauſamkeit Kreons, der den Körper des Polynikes, eines Sohns des Oedipus und der Jokaſta, unter freyen Himmel werfen, und die Prinzeßin Antigone, die ſich ihres todten Bruders annahm, und ihn begrub, in eine Höle verſperren ließ; darüber er denn nicht nur ſeinen Sohn Hämon, ſondern auch ſeine Gemahlinn Euridice, einbüßete, und endlich ſelbſt in Verzweifelung und Raſerey fiel. Die Neben- oder Zwiſchenfabeln aber ſind alle die Einſchiebſel und beyläufigen Erzählungen gewiſſer kleinerer Begebenheiten, die mit der größern einigermaßen zuſammenhangen, und theils zur Verlängerung, theils zur Abwechſelung, theils auch zum Verſtande der Hauptfabel etwas beytragen. Dergleichen ſind in der Ilias unzähliche von Göttern und Helden, die Homer überall eingeſtreuet hat; in der Aeneis die Begebenheiten von der Dido, und den Luſtſpielen, die Aeneas ſeinem Vater zu Ehren angeſtellet hat; in dem Gottfried die Liebesgeſchichte von Sophronia und Olindo; im Don Quixote der kleine Roman von Cardenio, und dem eiferſüchtigen Bruder; im Telemach die Hiſtorie vom ägyptiſchen Könige Seſoſtris;

ſoſtris; in der Baniſe die Eroberung verſchiedener Städte, und die dabey verübten Grauſamkeiten. u. d. m.

18. §. Bey allen dieſen poetiſchen Fabeln fragt ſichs nun: Ob ſie nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Man antwortet darauf, daß es freylich wohl möglich ſey, Fabeln zur bloßen Beluſtigung zu erſinnen; dergleichen manches Mährlein iſt, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meiſten Romanſchreiber in ihren Büchern ausbrüten, auch viele unzeitige Comödienſchreiber auf der Schaubühne ausgehecket haben; ſie mögen nun Welſche, Franzoſen, Engländer oder Deutſche ſeyn. Allein da es möglich iſt, die Luſt mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beſchreibung auch ein rechtſchaffener Bürger und redlicher Mann ſeyn muß: ſo wird er nicht unterlaſſen, ſeine Fabeln ſo lehrreich zu machen, als es ihm möglich iſt; ja er wird keine einzige erſinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Hor. Art. Poet.

Die alten Griechen ſind uns hier mit guten Exempeln vorgegangen. Alle ihre Fabeln ſtecken voller Sittenlehren, und es war eine ſo gemeine Sache, daß ihre Poeten erbauliche Fabeln ſchrieben, und auf der Bühne vorſtellen ließen, daß man auch allezeit ſagte: **Eine Fabel, das iſt eine Tragödie oder Comödie** NB. **lehren:**

Vel qui praetextas, vel qui *docuere* togatas.

Hort. Art. Poet.

19. §. So iſt z. E. die Fabel der Odyſſee beſchaffen, wie Ariſtoteles ſelbſt uns den Auszug davon macht. Ein König iſt viele Jahre aus ſeinem Hauſe abweſend. Neptun verfolgt ihn, und beraubt ihn aller ſeiner Gefährten. Indeſſen iſt bey ihm zu Hauſe alles in Unordnung: ſein Vermögen wird

wird verſchwendet; ſeine Gemahlinn und ſein Prinz ſtehen in Gefahr. Endlich aber kömmt er nach vielen Ungewittern glücklich an, erkennet etliche von den Seinigen, erlegt durch ihren Beyſtand ſeine Feinde, und bringt alles wieder in Ordnung. So iſt auch die Fabel vom Oedipus, dem berühmten Trauerſpiele, das bey den Alten gemacht worden, beſchaffen. Oedipus bittet die Götter um die Abwendung der Peſt, wodurch Thebe verwüſtet wurde. Das Orakel antwortet: Man müſſe den Tod des Königes Lajus an deſſen Mördern rächen. Er unterſuchet derowegen die Sache; findet aber nicht nur, daß er ſelbſt der Thäter ſey, ſondern gar ein Sohn des Lajus geweſen, und folglich an der Jokaſta, deſſen Witwe, ſeine eigene Mutter geheirathet habe. Darüber beſtraft er ſich ſelbſt, indem er ſich die Augen ausreißt, ins Elend geht, und alſo ſeinem Volke die Geſundheit wieder herſtellet. Wer ſieht hier nicht, daß beyde Fabeln vollkommen moraliſch ſind, und die wichtigſten Lehren in ſich faſſen? wenn man ſie gleich nur überhaupt anſieht, und der überall eingeſtreuten Sittenſprüche nicht einmal wahrnimmt. In der erſten lehrt der Poet, die Abweſenheit eines Herrn, aus ſeinem Hauſe oder Reiche ſey ſehr ſchädlich: in der andern aber, daß die Vorherſehung der Götter untrüglich ſey, und durch keine menſchliche Liſt und Vorſicht irre gemacht werden könne. Ein jeder, der nur ſeinen eigenen Augen trauet, wird alſo keines fernern Beweiſes nöthig haben, und die Einwürfe ſelbſt beantworten können, die le Clerc in ſeinen Parrhaſianis dawider gemacht, und die ich neulich den critiſchen Beyträgen, ins deutſche überſetzt, eingeſchaltet habe.

20. §. Wie greift man indeſſen die Sache an, wenn man geſonnen iſt, als ein Poet ein Gedichte oder eine Fabel zu machen? Dieſes iſt freylich das Hauptwerk in der ganzen Poeſie, und alſo muß es in dieſem Hauptſtücke nicht vergeſſen werden. Vielen, die ſonſt ein gutes Naturell zur Poeſie gehabt, iſt es bloß deswegen nicht gelungen, weil ſie es in der Fabel verſehen haben. Sie haben die Charaktere, die Sitten, die Gedancken, die Gemüthsbewegungen, und die Ausdrückun-

drückungen bisweilen ſehr wohl eingerichtet: allein die Begebenheiten ſind unwahrſcheinlich, ſeltſam, ja widerſprechend, den Zeiten und Oertern und ſich ſelbſt nicht gemäß geweſen. So viel ſchlechte Heldengedichte, Tragödien, Comödien und Romane ſind gemeiniglich nur in dieſem Stücke mangelhaft: ſo vieler kleiner Fabeln, in andern Gattungen der Poeſie, voritzo nicht zu gedenken. Es iſt alſo der Mühe ſchon werth, daß wir uns bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden, und regelmäßig einrichten könne?

21. §. Zu allererſt wähle man ſich einen lehrreichen moraliſchen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen ſoll, nach Beſchaffenheit der Abſichten, die man ſich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu erſinne man ſich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieſer erwählte Lehrſatz ſehr augenſcheinlich in die Sinne fällt. Z. E. Geſetzt, ich wollte einem jungen Prinzen die Wahrheit beybringen: Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wären abſcheuliche Laſter. Dieſen Satz auf eine angenehme Art recht ſinnlich und faſt handgreiflich zu machen, erdenke ich folgende allgemeine Begebenheit, die ſich dazu ſchicket; indem man daraus die Abſcheulichkeit des gedachten Laſters ſonnenklar ſehen kann. Es war jemand, wird es heißen, der ſchwach und unvermögend war, der Gewalt eines Mächtigern zu widerſtehen. Dieſer lebte ſtill und friedlich; that niemanden zu viel, und war mit dem wenigen vergnügt, was er hatte. Ein Gewaltiger, deſſen unerſättliche Begierden ihn verwegen und grauſam machten, ward dieſes kaum gewahr, ſo griff er den Schwächern an, that mit ihm, was er wollte, und erfüllete mit dem Schaden und Untergange deſſelben ſeine gottloſe Begierden. Dieſes iſt der erſte Entwurf einer poetiſch=moraliſchen Fabel. Die Handlung, die darinn ſteckt, hat die folgenden vier Eigenſchaften. 1) Iſt ſie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegoriſch, weil eine moraliſche Wahrheit darinn verborgen liegt. Und ſo muß eben der Grund aller guten Fabeln beſchaffen ſeyn, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen.

22. §. Nunmehro kömmt es auf mich an, wozu ich dieſe Erfindung brauchen will; ob ich Luſt habe, eine äſopiſche, comiſche, tragiſche, oder epiſche Fabel daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Perſonen, die darinn vorkommen ſollen. Aeſopus wird ihnen thieriſche Namen geben, und ohngefähr ſagen: Ein Schäfchen, welches ganz friedlich am Strome ſtund, und, ſeinen Durſt zu löſchen, trinken wollte, ward von einem Wolfe angefallen, der am obern Theile eben deſſelben Waſſers ſoff, und ſeiner von ferne anſichtig wurde. Dieſes räuberiſche Thier beſchuldigte das Schaf, es hätte ihm das Waſſer trübe gemacht; ſo, daß er nicht hätte trinken können: und wiewohl ſich daſſelbe, durch die Unmöglichkeit der Sache, aufs beſte entſchuldigte; ſo fragte der Wolf doch nichts darnach, ſondern griff es an, und fraß es auf. Wollte jemand dieſe thieriſche, und folglich unglaubliche Fabel, in eine menſchliche und deſto wahrſcheinlichere verwandeln: ſo dürfte man nur diejenige nachſchlagen, die dort Nathan dem Könige David erzählet. Ein armer Mann, wird ſie lauten, hatte ein einzig Schäfchen, welches er ſehr lieb hatte: ſein reicher Nachbar hergegen beſaß große Heerden. Dieſer letztere nun bekam Gäſte, und weil er ſie zwar wohl aufzunehmen, aber doch von ſeinen eigenen Schafen keins zu ſchlachten, willens war: ſo ſchickte er zu ſeinem Nachbar, und ließ ihm ſein einzig Schäfchen mit Gewalt nehmen, es ſchlachten und ſeinen Gäſten zubereiten. Dieſes iſt eben ſo wohl eine äſopiſche Fabel, als die obige.

23. §. Wäre ich willens, eine comiſche Fabel daraus zu machen, ſo müßte ich ſehen, daß ich das Laſter der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laſter vorſtellen könnte. Denn das Auslachenswürdige gehört eigentlich in die Comödie, das Abſcheuliche und Schreckliche hergegen läuft wider ihre Abſicht. Ich müßte es alſo bey einer kleinen Ungerechtigkeit bewenden laſſen, deren Unbilligkeit zwar einem jeden in die Augen fiele, die aber doch kein gar zu großes Mitleiden erwecken könnte. Die Perſonen, müßten hier entweder bürgerlich, oder zum höchſten adelich ſeyn, denn Helden und Prinzen gehören in

die Tragödie. Derjenige aber, der das Unrecht thäte, müßte endlich darüber zum Spotte und Gelächter werden. Die Namen würden nur dazu erdacht, und man dörfte ſie nicht aus der Hiſtorie nehmen. Ich ſage alſo: Herr Trotzkopf, ein reicher, aber wollüſtiger und verwegener Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmauſen und Spielen zugebracht; geräth aber des Abends in ein übelberüchtigtes Haus, wo man ihm nicht nur alle ſeine Baarſchaft nimmt, ſondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn ſo entblößt auf die Gaſſe hinausſtößt. Er fluchet und poltert eine Weile vergebens, geht aber endlich, mit dem bloßen Degen in der Hand, Gaſſe auf, Gaſſe nieder; in dem Vorhaben, dem erſten, dem beſten, mit Gewalt das Kleid zu nehmen, und alſo nicht ohne Rock nach Hauſe zu kommen. Es begegnet ihm Herr Ruhelieb, ein friedfertiger Menſch, der von einem guten Freunde kömmt, und etwas ſpät nach Hauſe geht. Dieſen fällt er an, nöthiget ihn nach dem Degen zu greifen, entwaffnet, ja verwundet ihn ein wenig, und zwinget ihn alſo das Kleid auszuziehen und ihm zu geben. Kaum hat er ſelbiges angezogen, um damit nach Hauſe zu gehen, ſo ſtehen an der andern Ecke der Straße ein paar tüchtige Kerle, die von Herrn Ruheliebs Feinden erkauft worden, denſelben wacker auszuprügeln. Dieſen fällt Herr Trotzkopf in die Hände, und ob er gleich Leib und Seele ſchweret, daß er nicht derjenige ſey, dafür ſie ihn anſehen: ſo wird er doch wacker abgeſtraft; ſo, daß er aus Zorn und Ungeduld, Kleid, Hut und Perrücke wieder von ſich wirft, und ganz braun und blau nach Hauſe läuft.

24. §. Weil dieſe Fabel zu einer vollſtändigen Comödie noch zu kurz iſt, ſo müßte man etliche Zwiſchenfabeln dazu dichten. Herr Trotzkopf müßte irgend eine Liebſte haben, der er von ſeiner Herzhaftigkeit vorgeſagt hätte. Dieſe müßte nun durch das nächtliche Lärmen aufgeweckt werden, und irgend zum Fenſter hinaus ſehen, auch an der Stimme ihren Liebhaber erkennen. Oder es könnte ſonſt ein Patron deſſelben ſolches gewahr werden, der von ſeiner böſen Lebens-

art nichts gewußt hätte. Es müßten noch mehr Perſonen an der Sache Theil nehmen, um dadurch die Aufzüge zu füllen, und die Begebenheit wahrſcheinlich zu machen. Kurz, die Abtheilung und Auszierung müßte nach den Regeln gemacht werden, die im andern Theile, wo von der Comödie insbeſondre gehandelt wird, vorkommen ſollen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in dieſer Fabel noch immer jene erſtere allgemeine zum Grunde liegt, und die moraliſche Wahrheit, von der Gewaltthätigkeit, allegoriſch in ſich begreift.

25. §. Die Tragödie iſt von der Comödie nur in der beſondern Abſicht unterſchieden, daß ſie an ſtatt des Gelächters, die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken ſuchet. Daher pflegt ſie ſich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen, und durch große Laſter und traurige Unglücksfälle ſolche heftige Gemüthsbewegungen erwecken können. Ich werde alſo ſagen: Ein mächtiger König ſah, daß einer ſeiner Unterthanen ein ſchönes Landgut hatte, welches er gern ſelbſt beſeſſen hätte. Er both ihm anfänglich Geld dafür: als jener es aber nicht verkaufen wollte, brauchte er Gewalt und Liſt. Er ließ den Unſchuldigen durch erkaufte Kläger, falſche Zeugen und ungerechte Richter vom Leben zum Tode bringen, ſeine Güter aber unter ſeine Kammergüter ziehen. Dieſes iſt der Grundriß zu einer tragiſchen Fabel, woran nichts mehr fehlt, als daß man noch in der Hiſtorie etliche Namen ſuche, die ſich zu dieſer Fabel einigermaßen ſchicken. Mir fällt hier gleich der König Achab ein, der den Naboth auf ſolche ungerechte Art um ſeinen Weinberg gebracht hat. Hier könnte man die Jeſabel ihre Rolle auch ſpielen laſſen, imgleichen der Ehgattinn Naboths etwas zu thun geben: ſo würde die Fabel zu einer Tragödie lang genug werden, und ſowohl einen Abſcheu gegen die Ungerechtigkeit Achabs, als ein Mitleiden gegen den unſchuldig leidenden Naboth, erwecken. Die beſondern Regeln des Trauerſpiels werden gleichfalls im II. Theile in einem eigenen Capitel vorkommen.

26. §. Endlich folgt die epiſche Fabel, die ſich für alle Heldengedichte und Staatsromane ſchicket. Dieſe iſt das fürtrefflichſte, was die ganze Poeſie zu Stande bringen kann, wenn ſie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wählt alſo dabey in allen Stücken das beſte, was er in ſeinem Vorrathe hat, ein ſo großes Werk damit auszuſchmücken. Die Handlung muß wichtig ſeyn, das iſt, nicht einzelne Perſonen, Häuſer oder Städte; ſondern ganze Länder und Völker betreffen. Die Perſonen müſſen die anſehnlichſten von der Welt, nämlich Könige und Helden und große Staatsleute ſeyn. Die Fabel muß nicht kurz, ſondern lang und weitläuftig werden, und in dieſer Abſicht mit vielen Zwiſchenfabeln erweitert ſeyn. Alles muß darinn groß, ſeltſam und wunderbar klingen, die Charactere, die Gedanken, die Neigungen, die Affecten und alle Ausdrückungen, das iſt, die Sprache oder die Schreibart. Kurz, dieſes wird das Meiſterſtück der ganzen Poeſie. Aus dieſer Urſache werde ich alſo meine obige Fabel ſo einkleiden: Ein junger Prinz, in welchem eine unerſättliche Ehrbegierde brennet, ſuchet ſich durch die Macht der Waffen einen großen Namen zu machen. Er rüſtet derowegen ein gewaltiges Heer aus, überzieht erſt die benachtbarten kleinen Staaten mit Krieg, bezwingt ſie, und wird dadurch immer mächtiger. Durch Liſt und Geld trennet er die Bündniſſe ſeiner ſtärkern Nachbarn, greift ſie darauf einzeln an, und bemeiſtert ſich aller ihrer Länder. Da er nun endlich ſo groß geworden iſt, als es möglich war, aber auch zugleich ein Abſcheu aller Welt geworden, fällt ſeine Hoheit auf eine ſchmähliche Art, und er nimmt ein klägliches Ende.

27. §. Dieſe Hauptfabel eines Heldengedichtes nach den beſondern Regeln deſſelben einzurichten, iſt dieſes Orts noch nicht. Ich merke nur dieſes an, daß ſie nicht zum Lobe der Hauptperſon, ſondern zur Schande derſelben gereichen würde; und darinn iſt ſie von den berühmten Heldengedichten der Alten unterſchieden. Meine allererſte allgemeine Fabel,

bel, und der darinn zum Grunde gelegte Lehrſatz ließ ſolches nicht anders zu: die Regeln des Heldengedichtes aber verbiethen ſolches nicht; wiewohl ich es ſelber für rathſamer achte, löbliche, als ſtrafbare Handlungen zu verewigen. Nichts mehr fehlt bey der alſo geſtalteten Fabel, als die Benennung der Perſonen. Das ſteht aber wiederum bey mir. Ich ſuche in der Hiſtorie dergleichen Prinzen, die ſich zu meiner Abſicht ſchicken, und mein Vaterland insbeſondre angehen. Wäre ich ein Grieche von Geburt, ſo würde ich mir den Xerxes wählen, der nach vielen Gewaltthätigkeiten aus der marathoniſchen Schlacht elendiglich entfliehen müſſen. Wäre ich ein Perſianer, ſo würde ich den großen Alexander nehmen, der nach Eroberung von halb Aſien zu Babylon ein frühes Ende genommen. Wäre ich ein Römer, ſo würde Hannibal mein Held werden, der mit Schimpf und Schande aus Italien entweichen müſſen, als Scipio ſeine Hauptſtadt Carthago in Africa belagerte. Wäre ich ein alter Gallier, ſo könnte Attila die Hauptperſon meines Gedichtes abgeben, der in den catalauniſchen Feldern aufs Haupt geſchlagen worden. Weil ich aber itzo in Deutſchland lebe; ſo dörfte ich nur Ludewig den XIV. und deſſen bey Hochſtädt gedämpften Uebermuth in meinem Gedichte beſchreiben. Ich würde demſelben den Titel des herrſchſüchtigen Ludewigs, oder des eingebildeten Univerſalmonarchen geben: ſo hätte es in dieſem Stücke ſeine Richtigkeit, und die Nebenfabeln, ſammt allen dazu gehörigen Perſonen müßten, nach Beſchaffenheit der Umſtände und Geſchichte, bequemet, und alſo aufs wahrſcheinlichſte eingerichtet werden.

28. §. Aus dem allen erhellet nun ſonder Zweifel, wie man mit Grunde der Wahrheit ſagen könne, daß die Fabel das Hauptwerk der ganzen Poeſie ſey; indem die allerwichtigſten Stücke derſelben einzig und allein darauf ankommen. Es iſt aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Ariſtoteles von der Dichtkunſt ſagen können,

nen, daß ſie weit philoſophiſcher ſey, als die Hiſtorie, und viel angenehmer, als die Philoſophie. Ein Gedichte hält in der That das Mittel zwiſchen einem moraliſchen Lehrbuche, und einer wahrhaftigen Geſchichte. Die gründlichſte Sittenlehre iſt für den großen Haufen der Menſchen viel zu mager und zu trocken. Denn die rechte Schärfe in Vernunftſchlüſſen iſt nicht für den gemeinen Verſtand unſtudirter Leute. Die nackte Wahrheit gefällt ihnen nicht: es müſſen ſchon philoſophiſche Köpfe ſeyn, die ſich daran vergnügen ſollen. Die Hiſtorie aber, ſo angenehm ſie ſelbſt den Ungelehrten zu leſen iſt, ſo wenig iſt ſie ihm erbaulich. Sie erzählt lauter beſondre Begebenheiten, die ſich das tauſendſtemal nicht auf den Leſer ſchicken; und wenn ſie ſich gleich ohngefähr einmal ſchickten; dennoch viel Verſtand zur Ausdeutung bey ihm erfordern würden. Die Poeſie hergegen iſt ſo erbaulich, als die Moral, und ſo angenehm, als die Hiſtorie; ſie lehret und beluſtiget, und ſchicket ſich für Gelehrte und Ungelehrte: darunter jene die beſondre Geſchicklichkeit des Poeten, als eines künſtlichen Nachahmers der Natur, bewundern; dieſe hergegen einen beliebten und lehrreichen Zeitvertreib in ſeinen Gedichten finden.

29. §. Ein jeder ſieht wohl, daß die gemeinen Romane in einer ſo löblichen Abſicht nicht geſchrieben ſind. Ihre Verfaſſer verſtehen oft die Regeln der Poeſie ſo wenig, als die wahre Sittenlehre: daher iſt es kein Wunder, wenn ſie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüſtige Leſer noch üppiger zu machen, und die Unſchuldigen zu verführen. Wenn ſie erbaulich ſeyn ſollten, müßten ſie nach Art eines Heldengedichtes abgefaſſet werden, wie Heliodorus, Longus, Cervantes und Fenelon einigermaßen gethan haben. Zieglers Baniſe iſt bey uns Deutſchen noch der allerbeſte Roman, das macht, daß er in wenigen Stücken von den obigen abweicht; kann auch

daher von verſtändigen und tugendliebenden Gemüthern noch mit einiger Luſt und Nutzen geleſen werden. * Von neuern franzöſiſchen kann man den reiſenden Cyrus, den Sethos, und die Ruhe des Cyrus dazu nehmen, wiewohl ſie in der Dauer der Fabel, von der Regel abweichen. Von luſtigen Helgedichten ſind auch Hudibras, der Pult des Boileau, die geraubte Haarlocke, und die Tänzerinn mit hieher zu rechnen.

30. §. Indeſſen darf niemand denken, die Fabel wäre bloß in den großen Gattungen der Gedichte brauchbar, und müßte alſo nicht für etwas allgemeines ausgegeben werden. Man kann ſie überall anwenden, und in allen kleinern Arten der poetiſchen Werke mit Nutzen einmiſchen. In Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, ja auch in poetiſchen Briefen, haben die Alten und Neuen ſich ihrer Dichtungskraft mit gutem Fortgange bedienet. Deswegen aber leugne ich nicht, daß nicht die erſtern und unvollkommenern beyden Gattungen der Nachahmung, nämlich die Beſchreibungen und Ausdrückungen der Gemüthsbeſchaffenheiten, in dieſen kleinern Gedichten gleichſam herrſchen ſollten. Eben darum aber ſind ſie auch für geringer zu halten, als die großen poetiſchen Werke, wo die Fabel zum Grunde liegt. Wer jene geſchickt verfertiget, der heißt zwar auch ein Dichter, in ſo weit er der Natur nachahmet; aber ein Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als einer, der, in großen moraliſchen Fabeln, die Handlungen der Menſchen auf eine ſo vollkommene Art vorzuſtellen vermögend iſt. Wer ein gut Naturell und Luſt zur Poeſie hat, der fängt vom Kleinen an; ſtrebt aber mit einer löblichen Ehrliebe nach dem Vollkommenſten. Wer dieſen Gipfel nicht erreichen kann, der beſcheidet ſich auch, daß er kein großer Poet iſt, und begnügt ſich, wenn er unter den kleinen

Dich-

* Siehe die Beurtheilung deſſelben in der critiſchen Beyträge II. Bande.

Dichtern einiges Lob verdienet. Unſer Vaterland hat auch in der That noch nicht viel große Poeten hervorgebracht: weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch kein recht gutes Original aufzuweiſen haben. Mit Ueberſetzungen aber iſt es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die Ilias und Odyſſee, und die Aeneis noch dazu, in die ſchönſten deutſchen Verſe überſetzte: ſo würde ich dadurch eben ſo wenig ein Poet, als die Frau Dacier durch ihre ungebundne franzöſiſche Ueberſetzung eine Dichterinn geworden iſt. Es muß etwas Eigenes, es muß eine neue poetiſche Fabel ſeyn, deren Erfindung und geſchickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben ſoll. Es iſt aber nunmehro mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu hoffen, daß wir bald mehr dergleichen vortreffliche Geiſter unter unſern Landesleuten erleben werden.

* *

Das V. Capitel.

Von dem Wunderbaren in der Poeſie.

1. §.

Im erſten Hauptſtücke iſt ſchon beyläufig gedacht worden, daß ſichs die älteſten Dichter hätten angelegen ſeyn laſſen, ſich bey dem einfältigen Haufen ein Anſehen zu erwerben, und von ihm bewundert zu werden. Nun bewundert man nichts Gemeines und Alltägliches, ſondern lauter neue, ſeltſame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch ſie die Leute an ſich ziehen, einnehmen und gleichſam bezaubern könnten. In den älteſten Zeiten nun, war dieſes eben nicht zu ſchwer. Den unwiſſenden Leuten war alles, was man ihnen vorſingen oder ſagen konnte, ſehr neu und ſeltſam: denn ſie hatten noch nichts beſſers geſehen oder gehört. Allein in den folgenden Zeiten hat es den Dichtern mehr Mühe gemacht. Je aufgeklärter die Zeiten wurden, deſto ſchwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden, und die Aufmerkſamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieſer Bemühung aber ſteckt in der menſchlichen Neugierigkeit; und die Wirkungen habens gewieſen, daß ſie nicht vergebens geweſen. An ſich ſelbſt aber iſt dergleichen Mittel, die Leute aufmerkſam zu machen, ganz erlaubt: wenn man nur den Endzweck hat, ſie bey der Beluſtigung zu beſſern und zu lehren.

2. §. Nun kann man wohl freylich die Fabel ſelbſt, davon wir im vorigen Hauptſtücke gehandelt haben, von dem Wunderbaren nicht ausſchließen. Die äſopiſchen Fabeln inſonderheit ſind von der Art, daß ſie Kindern und Einfältigen ſehr wunderbar vorkommen; bloß weil es neu und ſeltſam zu hören iſt, daß Thiere, Bäume und andere lebloſe Dinge vernünf-

nünftig geredet haben ſollen. Die Fabeln von Göttern ſind völlig von eben der Gattung. Es dünkete den alten Heiden ſehr wunderſam zu ſeyn, wenn ſie höreten, daß die größten himmliſchen und irrdiſchen Götter zwar ſonſt eben ſo, als wir Menſchen, gleichwohl aber viel mächtiger, ſtärker, künſtlicher, witziger und weiſer, ja gar unſterblich wären, wie ſie Heſiodus und Homerus beſchrieben. Dieſes letzte nahm die damalige Einfalt wunder, da es doch vielmehr das erſte hätte thun ſollen: Und ſie hatten einige Urſache dazu, weil die erſten Poeten ſehr unrichtige Begriffe von der Gottheit gehabt, die der Vernunft nothwendig lauter Anſtoß und Aergerniß geben mußten. Die menſchlichen Fabeln, die in Heldengedichten, Schauſpielen und Schäfergedichten hauptſächlich herrſchen, ſcheinen anfangs nicht viel Wunderbares in ſich zu begreifen: weil lauter Perſonen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weiſe in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieſer Fabeln, die mannigfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptperſonen begegnen. die großmüthigen oder verzagten Entſchließungen, die ſie dabey faſſen, und andre ſolche Stücke mehr, machen eine ſonſt ganz wahrſcheinliche Fabel oft ſo wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten; oder als ob ein halb Dutzend Götter ſichtbar erſchienen wären.

3. §. Wir können alſo, nach dieſer Anleitung, das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen, davon die erſte alles, was von Göttern und Geiſtern herrühret; die andre alles, was von Glück und Unglück den Menſchen und ihren Handlungen entſteht; die dritte, was von Thieren und andern lebloſen Dingen kömmt, in ſich begreift. Alle drey Arten ſetzen den Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes in Erſtaunen, wenn ſie nur wohl erſonnen, und glücklich angebracht worden: alle drey müſſen auch nach gewiſſen Regeln eingerichtet werden, wenn ſie nicht kindiſch und lächerlich herauskommen ſollen.

4. §. Das erſte Wunderbare, was die Götter verurſachen, iſt wohl zweifelsohne der Beyſtand, den ſie dem Poeten ſelbſt

leiſten ſollen. Wir finden, daß die Alten, nicht nur die Muſen, ſondern auch wohl andre Gottheiten, als den Jupiter, Phöbus, Bacchus, Mars, imgleichen die Venus, Diana, Sonne ꝛc. angeruffen haben: doch haben die erſtern allezeit den Vorzug behalten, daß man ſie für die eigentlichen Gehülfinnen der Dichter angenommen hat. Daher entſtunden nun die häufigen Anruffungen derſelben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen. Die Poeten achteten ſichs für eine Ehre, von den Muſen getrieben und begeiſtert zu ſeyn, oder es wenigſtens zu heißen: ja ſie begaben ſich faſt alles Antheils, den ſie an ihren Sachen hatten, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden, die gleich den Propheten, nicht von ſich ſelbſt, ſondern aus höherer Eingebung geredet und geſchrieben hätten. Bey der Einfalt der älteſten Völker, war auch dieſes etwas leichtes. Die dummen Leute, die irgend eines mittelmäßigen Poeten Verſe höreten, dachten ſo gleich: das gienge nicht natürlich zu, daß ein ſolcher Menſch, wie ſie, dergleichen ungemeine Dinge aus ſeinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war alſo richtig: haben ſie es nicht von ſich ſelbſt; ſo hat es ihnen ein höheres Weſen, eine Gottheit, oder eine Muſe eingegeben. Wir finden ſelbſt in der Vertheidigungsrede des Sokrates beym Plato, daß Sokrates von den Poeten ſagt: ſie pflegten viele herrliche und ſchöne Sprüche und Sachen zu ſagen; doch wären ſie daher den Propheten gleich, die auch treffliche Dinge ſagten, aber ſelbſt dasjenige nicht verſtünden, was ſie redeten. Dergeſtalt könnte wohl ſo gar dieſer Weltweiſe die Poeten für begeiſterte Leute gehalten haben. Und warum das nicht? Zum wenigſten hat es mit ihren göttlichen Trieben eben ſo viel Richtigkeit gehabt, als mit ſeinem Geiſte, der ihn allezeit gewarnet haben ſoll. Wenn nun die Poeten, dieſem gemeinen Wahne zu folgen, fleißig die Muſen anriefen: ſo klang es in den Ohren des Pöbels ſo andächtig, als wenn heutiges Tages die Prediger Gott um ſeinen Beyſtand zu ihrer Arbeit anflehen; und folglich machte es dem Dichter ein gutes Anſehen. Und daher mag es vielleicht gekommen

men ſeyn, daß ſo gar Lucretius, der doch keine Vorſehung oder Wirkung der Götter in der Welt glaubte, eben das Buch, von der Natur der Dinge, darinn er dieſe Lehre vorzutragen willens war, mit einer Anruffung der Göttinn Venus angefangen hat.

5. §. Wie aber alle Dinge großen Misbräuchen unterworfen ſind, ſo geht es auch mit dem Anruffen der Muſen. Die heidniſche Mythologie iſt niemals ſyſtematiſch vorgetragen worden: daher iſt es denn geſchehen, daß auch die alten Poeten vielfältig wider ihr eigen Fabelſyſtema verſtoßen haben, indem ſie die Muſen zur Unzeit angeruffen. Mann kann an allen Gedichten die Forme von der Materie, oder die äußerſte Geſtalt von dem Innhalte unterſcheiden, und dabey verſchiedene Fehler anmerken, die von den Poeten begangen worden. Der Forme nach iſt ein Gedichte entweder groß, oder klein; entweder epiſch, oder dramatiſch; entweder in erhabener Schreibart abgefaßt, oder in einer niedrigen und gemeinen Art des Ausdruckes geſchrieben. Da wird es nun leicht zu begreifen ſeyn, das ein Poet wohl in großen, epiſchen und erhabenen: aber nicht in kleinen, dramatiſchen und niedrigen Gedichten die Muſen anruffen müſſe. Die Urſache iſt bald zu finden. Die Kräfte eines Menſchen, von gutem aufgewecktem Kopfe, langen zur Noth, auch nach der Einfältigſten Geſtändniſſe, ſchon zu, ein Sonnet, ein Madrigal, eine Arie, kleine Ode, Satire, ja auch wohl Elegien, Briefe und Schäfergedichte zu verfertigen. Was iſt es alſo nöthig, in ſolchen Kleinigkeiten den göttlichen Beyſtand der Muſen zu ſuchen?

6. §. Sollte man es nun wohl denken, daß auch die allerbeſten Dichter des Alterthums, eine ſo deutliche Wahrheit nicht erkannt haben ſollten? Gleichwohl iſt es leicht zu erweiſen: und man muß ſich alſo auf ihre Exempel nicht beruffen, um unſre Regel umzuſtoßen. Die Alten ſind nämlich auch Menſchen geweſen, und haben alſo irren können. Z. E. Virgil ſcheint dieſes nicht allezeit bedacht zu haben, indem er in ſeinen Eklogen gar oft die Muſen anrufft; da doch dieſe Art

von Gedichten ſo was ſchweres, und erhabenes nicht an ſich hat. Z. E.

Ecl. IV.

Sicelides Muſae, paullo maiora canamus.

Ecl. VIII.

Vos quae reſponderit Alpheſiboeus,
Dicite Pierides. Non omnia poſſumus omnes.

Horaz iſt hierinn viel beſcheidner geweſen, weil er wohl unzähliche kleine Oden, Briefe und Satiren gemacht, ohne die Muſen ein einzigmal anzuruffen. Nur wenn er etwas größeres machen will, dergleichen die IV. Ode des III. Buches iſt, ſo hebt er an:

Deſcende coelo, & dic age tibia,
Regina longum Calliope melos.

Oder wenn er eine Jubelode abfaſſet, ſo wendet er ſich an verſchiedene Gottheiten. Siehe ſein Carmen ſaeculare.

Phoebe ſiluarumque potens Diana,
Lucidum coeli decus, o colendi
Semper, & culti, date quae precamur
Tempore ſacro. &c.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, daß die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichenverſen der Muſen Hülfe haben wollen, die Hoheit dieſer Göttinnen ſchlecht verſtehen, wenn ſie ſich einbilden, daß ſie ſich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden. Es würde auch bey ſo vielem magern Zeuge nicht leicht zu beſorgen ſeyn, daß man ihre Einfälle für etwas Uebermenſchliches halten möchte.

7. §. Die epiſchen Gedichte heißen hier alle diejenigen, darinn der Poet ſelber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Muſen nach Beſchaffenheit der Sachen anruffen könne. Sie mögen nun von ernſthafter, oder luſtiger, oder ſcherzhafter

ter Art ſeyn. So hat Homer ſo wohl in der Ilias, als in der Batrachomyomachie, Virgil ſo wohl in der Aeneis, als in ſ. Culex, ſo wohl Taſſo im Gottfried, als Taſſoni, in dem geraubten Siegel; ſo wohl Milton im Paradieſe, als Buttler im Hudibras; ſo wohl Chapelain in der Jungfer von Orleans, als Scarron in der Gigantomachie eine gewiſſe Muſe angeruffen. Allein in dramatiſchen Gedichten oder Schauſpielen, wo der Poet gar nicht zum Vorſcheine kömmt, ſondern lauter andere Perſonen die Fabel ſpielen läßt, da iſt es gar wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß eine von denſelben, entweder für ſich, oder im Namen der andern, den Beyſtand der Muſen anrufen ſoll. Denn ſie werden ja nicht als Poeten vorgeſtellet, die etwas dichten wollten; ſondern als ſchlechte Menſchen, die aus eignen Kräften nach Veranlaſſung der Umſtände reden und handeln. Dieſe Regel iſt auch von den Alten und Neuern ſo wohl beobachtet worden, daß man nichts weiter davon hinzuſetzen darf.

8. §. Die erhabne Schreibart, iſt von der gemeinen Art zu reden durch die edlen, geiſtreichen und feurigen Ausdrückungen ſehr unterſchieden, wie man im folgenden zeigen wird, Wenn alſo ein Poet recht was Hohes ſchreibt, welches ihm nicht ein jeder vermögend iſt nachzuthun: ſo ſieht man wohl, daß er ſich des Beyſtandes der Muſen mit guter Wahrſcheinlichkeit rühmen, ſie auch deswegen mit Recht darum anrufen könne. So hat z. E. Neukirch in dem ſchönen Trauergedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, und Pietſch in dem Geſange auf den Prinz Eugen ſich der Anrufung mit gutem Rechte bedienet; weil beyde in der erhabenen Schreibart abgefaßt ſiud. Auch Günther, in ſeiner langen Ode auf dieſen Helden, würde nicht darum zu tadeln ſeyn, wenn er nur nicht oft in die allerniedrigſte Schreibart geſunken wäre. Schreibt man aber ein kurzes Gedichte, oder ſonſt eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: ſo wäre es abermal lächerlich zu ſagen, daß er ſolches mit Hülfe der Muſen verfertiget hätte; welche ſich gewiß von ihren Hügeln

geln ſo tief nicht herunter zu laſſen pflegen. Es verſteht ſich aber, daß hier ſo wohl die ſcherzhaften Heldengedichte, als größere poetiſche Werke ausgenommen ſeyn müſſen; zumal ſie zuweilen wohl gar eine edle Schreibart haben.

9. §. Ihrem Inhalte nach, ſind die Gedichte entweder unter die hiſtoriſchen oder dogmatiſchen, oder auch unter die prophetiſchen zu rechnen. Hier fragt ſichs nun, ob alle drey Gattungen, oder nur eine davon für die Muſen gehöret? Von den hiſtoriſchen iſt wohl kein Zweifel: denn die Muſen ſind Töchter der Mnemoſyne; dadurch die Fabel unfehlbar anzeiget, daß die Wiſſenſchaft alter Geſchichte ihnen eigen ſey. Die Spuren davon findet man überall in den Poeten; zu geſchweigen, daß Clio, insbeſondre der Hiſtorie vorgeſetzet worden. Man muß dabey bemerken, daß die Muſen ſich nicht um gemeine und überall bekannte Dinge anrufen laſſen, die man auch ohne ihre Hülfe wiſſen kann. Es würde ungereimt ſeyn, wenn ich ſie erſuchte, mir die Thaten Alexanders oder Cäſars zu offenbahren, davon alle Bücher voll ſind. Es müſſen verborgene, und ganz ins Vergeſſen gerathene Dinge ſeyn, dabey man ſich ihren Beyſtand ausbittet. So machts Homer am Ende des erſten Buchs ſeiner Ilias. Er bittet die Muſen, ihm alle die Armeen und ihre Heerführer zu entdecken, die ſich bey Troja verſammlet, welche damals gewiß kein Menſch mehr zu nennen wußte. Freylich hat er ſie ſelbſt nach der Wahrſcheinlichkeit erdichtet: aber ſeine Erzählung würde nicht ſo viel Glauben gefunden haben, wenn er ſich nicht geſtellet hätte, als ob ihm die Muſen ſolches eingegeben. Denn man hätte gleich gefragt, woher er doch alle die Nachrichten hätte?

10. §. Eben ſo hats Virgil gemacht. Er will gleich im Anfange ſeiner Aeneis wiſſen, warum doch Juno ſo erzürnt geweſen, welches gewiß ein bloßer Menſch nicht wiſſen konnte: darum ſchreibt er, nach Amthors Ueberſetzung:

Inzwiſchen gieb mir erſt, o Muſe, zu erkennen,
Warum der Himmel doch ſo heftig konnt entbrennen?

Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht,
In ſo gehäufte Noth? Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo vor Wuth und Rache toben?

Darauf fängt er an, Dinge zu erzählen, die unter den Göttern im Himmel und auf Erden vorgegangen, und die vielleicht noch keinem in den Sinn gekommen waren; aber doch nach der heidniſchen Theologie nichts Unmögliches oder Unglaubliches in ſich hielten. Eben ſo macht ers an verſchiedenen Orten mitten im Gedichte, wo er bald eine, bald die andre Muſe, bald alle zugleich um die Offenbarung gewiſſer Umſtände aus alten Geſchichten anrufet. Z. E. im VII. B.

Nunc age, qui Reges, Erato, quae tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit ſtatus; aduena claſſem
Cum primum auſoniis exercitus adpulit oris?
Expediam, et primae reuocabo exordia pugnae.

Und bald darauf in eben dem Buche:

Pandite nunc Helicona, Deae, cantusque mouete,
Qui bello exciti Reges? quae quemque ſecutae
Complerint acies? quibus Itala iam tum
Floruerit terra alma viris, quibus arſerit armis?
Et meminiſtis enim Diuae, et memorare poteſtis;
Ad nos vix tenuis famae perlabitur aura.

Im IXten Buche rufft er die Calliope insbeſondre an; wie vorhin die Erato.

Vos o Calliope precor, adſpirate canenti,
Quas ibi tunc ferro ſtrages, quae funera Turnus
Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
Et mecum ingentes oras euoluite belli:
Et meminiſtis enim Diuae, et memorare poteſtis.

Und abermal bey ſolcher Gelegenheit in demſelben Buche:

Quis Deus, o Muſae, tam ſaeua incendia Teucris
Auertit? Tantos ratibus quis depulit ignes:
Dicite. Priſca fides facto, ſed fama perennis.

11. §. Was die dogmatiſchen Sachen anlangt, ſo wird wohl freylich in ungebundner Schreibart niemand den Beyſtand der Muſen anruffen: wo er nicht eben ſo ungereimt handeln will, als Valerius Maximus, der im Anfange ſeiner zuſammengeſtoppelten Hiſtörchen den Kaiſer Tiberius, als eine Gottheit anrufft, ihm in ſeiner Arbeit beyzuſtehen, die doch ſo leicht war, daß ſie keines Beyſtandes bedorfte; oder als Varro, der ein Buch vom Ackerbaue ſchreibet, und im Anfange deſſelben die Feldgötter anruffet, ihm zu helfen, da er doch ſolches von ſich ſelbſt ſchon ausführen konnte. Allein was in poetiſcher Schreibart von den dogmatiſchen Dingen ausgearbeitet worden, als des Aratus Gedichte von der Sternwiſſenſchaft, Lucretii Bücher von der Naturlehre, Virgils Bücher vom Feldbaue, Opitzens Gedichte vom Berge Veſuv, von Ruhe des Gemüths u. d. gl. da fragt ſichs, ob man die Muſen oder ſonſt eine Gottheit anruffen ſolle: im Falle nämlich, das Werk ſo groß und ſo wohl geſchrieben iſt, daß man Urſache dazu hat. Ueberhaupt ſind die Muſen nicht Göttinnen der Weisheit oder der Wiſſenſchaften; ſondern der Poeſie, der Muſik und der Geſchichte, mit einem Worte, der freyen Künſte. Man muß alſo billig von ihnen nichts fodern, als was ihnen zugehört. Die Vernunftſchlüſſe gehören für die weiſe Pallas; der Feldbau für die Feldgötter, als Sonn und Mond, Bacchus und Ceres, für die Faunen und Nymphen, für den Pan und Neptun, für die Minerva u. ſ. w. Alle dieſe rufft Virgil in ſeinen Georgicis zu Hülfe: ja er ſetzt endlich noch gar den Cäſar dazu, als der vielleicht auch nach ſeinem Tode ein Feldgott werden könnte. Lucretius, wie ich bereits oben gedacht, hat auch die Göttinn Venus, als die Vorſteherinn der Erzeugung angeruffen; welches ihm als einem Dichter, nicht übel genommen werden kann: ohngeachtet es ihm, als einem epikuriſchen

Weltweiſen, der keine Vorſehung und Hülfe der Götter in menſchlichen Dingen glaubte, ſehr ſchlecht anſtund, dergeſtalt wider ſein eigen Lehrgebäude zu handeln. Opitz endlich, hat die Natur oder vielmehr den Urheber aller Dinge um ſeinen Beyſtand angeruffen, welches einem chriſtlichen Poeten allerdings wohl anſteht.

12. §. Horaz hat in der XI. Ode des III. Buches den Mercur als einen Gott der Beredſamkeit um ſeinen Beyſtand angeruffen, als er ein recht bewegliches und herzrührendes Liebeslied machen wollte. Dieſes ſcheint der Form nach unrecht zu ſeyn, weil Mercur weder Verſe noch Liebeslieder machen kann. Allein, dem Inhalte nach, geht es doch an. Denn zu geſchweigen, daß derſelbe die Muſik verſteht und dazu ſingt; wie Horaz anführt: ſo iſt er ja ein Gott der Beredſamkeit, der ihm alle die Vorſtellungen und Bewegungsgründe eingeben konnte, die er nöthig hatte, das Gemüth ſeiner geliebten Lyde zu gewinnen. Denjenigen Fehler aber kann ich nicht entſchuldigen, wenn Virgil im IV. Buche ſeines Gedichtes vom Feldbaue ſchreibt:

Quis Deus hanc, Muſae, quis nobis extudit artem;
Vnde noua ingreſſus hominum experientia coepit?

Was bekümmern ſich die Muſen um die Bienenzucht? Und wie konnte ſich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Künſte, würden die Kunſtgriffe des Feldlebens herzuzählen wiſſen? Pan und Ceres möchten ihm davon Nachricht gegeben haben: es wäre denn, daß man ſagen wollte, die Muſen wüßten dieſes nur als eine bloß hiſtoriſche Sache zu erzählen. Noch vielweniger aber kann folgendes aus der III. Ekloge gelten.

Pierides, vitulam lectori paſcite veſtro.

Denn wie kann mans immermehr den Muſen zumuthen, den Helikon zu verlaſſen, und Viehhirtinnen zu werden? Große Leute fehlen auch; aber ihr Verſehen, muß uns behutſam machen.

13. §. Wir kommen auf die prophetiſchen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas Künftiges vorherſagt. Hier fragt ſichs, ob man es von den Muſen fordern könne, dem Poeten dergleichen bevorſtehende weitentfernte Begebenheiten vorherzuſagen? Die Mythologie lehret aber nirgends, daß ſie Sybillen oder Wahrſagerinnen geweſen: folglich muß ein Dichter, der etwas prophezeihen will, den Apollo zu Hülfe ruffen, und dieſen weißagenden Gott um die Offenbarung des Zukünftigen anruffen. Und aus dieſem Grunde kann abermal Virgil eines Fehlers beſchuldiget werden, weil er in der IV. Ekloge die ſicilianiſchen Muſen, das iſt, die Schäfermuſen des Theokritus, im Anfange des Gedichtes anruffet, etwas höhers hören zu laſſen, als ſie ſonſt gewohnt wären.

Sicelides Muſae, paulo maiora canamus,
Non omnes arbuſta iuuant humilesque myricae.

Denn zu geſchweigen, daß die Schäfermuſen auf ihren Haberröhren und Schalmeyen unmöglich einen Trompetenklang erzwingen können; und er alſo die Calliope, als eine Heldenmuſe, hätte anruffen müſſen: ſo zeiget auch der Verfolg der Ekloge, daß dieſes Hohe, welches er von ihr fordert, nichts anders als eine Prophezeihung von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten geweſen; die allen Auslegern ſo viel Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben die Muſen ihm dieſes immermehr einzugeben vermocht? Wie ſind ſie auf einmal der Pythia ins Amt gefallen, und zu Prophetinnen geworden? Wenn man dichten könnte, was ſich nicht mit einander reimet, ſo könnte mans auch keinem Maler verübeln, wenn er auf einen Pferdehals einen Menſchen ſetzen, Flügel anfügen, und endlich einen Fiſchſchwanz dazu malen wollte: welches doch alle Welt, mit Horazen, für auslachenswürdig erklären würde. Was noch ſonſt bey Anruffung der Gottheiten, in den Heldengedichten insbeſondre, zu ſagen iſt, das ſoll an gehörigem Orte vorkommen.

14. §. Ich fahre nun zu den andern Arten des Wunderbaren fort, ſo von den Göttern herrühret: und das ſind die

Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geſchehen. Die Poeten haben ſich derſelben in Heldengedichten und Tragödien ſehr häufig bedienet, ſind aber nicht allezeit glücklich damit geweſen. Ovidius hat gar ein ganzes Buch mit ſolchen poetiſchen Wundern angefüllet, und die Sache aufs höchſte getrieben: ſo, daß ſeine Verwandlungen auch bey den Heiden ſelbſt alle Wahrſcheinlichkeit überſtiegen haben. Es iſt wahr, daß man in allen Religionen den Göttern und Geiſtern mehr Macht zugeſtanden hat, als bloßen Menſchen; und daß es daher nicht umgereimt iſt, in Fällen, wo ſichs der Mühe verlohnet, zu dichten, es wäre ein Wunderwerk von Gott geſchehen. Wer aber hierinn ſein Urtheil nicht zurathe zieht, der wird handgreiflich verſtoßen. Die göttliche Macht erſtreckt ſich auf alles Mögliche; aber auf nichts Unmögliches: daher muß man ſich nicht auf ſie beruffen, ſeine ungereimte Einfälle zu rechtfertigen. Der Schild des Achilles, den Homerus beſchreibt, gehört unter dieſe Claſſe. Denn weil es nicht möglich iſt, ſo viel ſeltſame und widerſinniſche Dinge auf eine Fläche von ſolcher Enge und Beſchaffenheit zu bringen; was ſich auch die Frau Dacier und ihr Kupferſtecher für Mühe darüber gegeben: ſo ſollte auch von rechtswegen Vulcans Kunſt nicht zu Beſcheinigung eines ſolchen falſchen Wunders gebraucht worden ſeyn; wie im folgenden Capitel ausführlicher ſoll gezeiget werden. Virgil iſt auch voll ſolcher Wunder, die nicht zum beſten angebracht, oder übel ausgeſonnen ſind. Die geſtrandeten Schiffe verwandeln ſich in Seenymphen. Ein Baum läßt Blut fließen, da er in die Rinde gehauen wird, und derjenige, der darunter begraben liegt und halb verfault iſt, muß anfangen zu reden. Aus dem Baume, im Eingange der Höllen, iſt ein güldner Aſt gewachſen. Die Vögel prophezeihen mit menſchlicher Stimme und Sprache u. a. m. Alle dieſe Wunder ſind entweder ohne Noth, oder nicht mit genugſamer Wahrſcheinlichkeit erdacht. *

* Naturam intueamur, hanc ſequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoſcunt. ſagt Quintil. im III. Capitel des 8. Buches. d. i. Man

15. §. Was die heidniſchen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geſchehen laſſen; das haben die chriſtlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeſchrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhiſtorien, die in ſo vielen Ritterbüchern und Romanen, ja ſelbſt im Taſſo und andern ſeinen Landesleuten vorfallen. Die Meynungen der Critikverſtändigen ſind hiervon ſehr uneins. Es iſt gewiß, daß man dieſe Leute mit der herrſchenden Meynung ihrer abergläubiſchen Zeiten eben ſowohl entſchuldigen kann; als die alten Poeten, wegen der Fabeln von ihren Göttern, in Betrachtung der heidniſchen Theologie, entſchuldiget werden. Aber es iſt auch eben ſo unleugbar, daß es beſſer ſey, ſich ſolcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die allen Zeiten und Orten gemein ſind und bleiben. Wer kann ſich itzo des Lachens enthalten, wenn Taſſo in ſeinem IV. Buche den Teufel mit ſolchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felſen nur wie kleine Hügel zu rechnen ſind; ja gar mit einem langen Schwanze abmalet, und ohne Maaß und Ziel allerley tolle Zaubereyen von ſeinem Anhange geſchehen läßt. Wer merkt die Ausſchweifung nicht, wenn des Raimunds Schutzengel im VII. Buche, aus der himmliſchen Rüſtkammer, einen diamantnen Schild von ſolcher Breite holet, daß er vom Caucaſus, bis an den Atlas, alle Länder und Meere damit bedecken könnte. Miltons Erfindungen ſind nicht viel beſſer ausgeſonnen. Satan, der ganze Feldweges lang iſt, erfindet in dem Streite mit dem Michael und ſeinen Engeln die erſten Carthaunen, und braucht ſie mit ſolchem Erfolge, daß ganze Geſchwader von himmliſchen Geiſtern dadurch zu Boden geworfen und zurücke getrieben werden. Endlich, da dieſe betäubten Streiter wieder zu ſich ſelbſt kommen, reißen ſie ganze Gebirge, (denn auch Berge giebt es in dem miltoniſchen Himmel vor Erſchaffung der Welt,) aus ihren Wurzeln, und werfen ſie den Teufeln mit ſolcher Wuth an die Köpfe, daß ſie

Man ſchaue auf die Natur, und dieſer folge man: denn das dringt am tiefſten in die Gemüther, was ſie einſehen.

ſie taumelnd zu Boden ſtürzen, und alſo der Sieg ſich wieder auf die gute Partey zu lenken beginnet. Dieſes Wunderbare iſt viel zu abgeſchmackt für unſre Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.

16. §. Eben dahin rechne ich die Zauberey, die Voltaire in ſeine Henriade gebracht, dadurch ein jüdiſcher Hexenmeiſter der Königinn, Heinrich den vierten, als den künftigen Reichsfolger ihres Sohnes, herbannen muß. Und dieſes thue ich mit deſto größerm Rechte, weil eben dieſer Poet in ſeinem Diſcurſe vom Heldengedichte den Taſſo und Milton deswegen getadelt hat, daß ſie ſolche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget: da er ſich doch eben dieſes Fehlers nothwendig bewußt ſeyn mußte; wie der engliſche Criticus, der ſein Heldengedichte geprüfet, gar wohl erinnert hat. Denn was war es nöthig, ſolche Zauberkünſte und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen; nachdem ſie faſt durchgehends lächerlich geworden, und auch von den Einfältigſten nicht mehr geglaubet werden. Die Contes de Fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer: führen aber auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit bey ſich. Ein heutiger Poet hat alſo große Urſache in dergleichen Wunderdingen ſparſam zu ſeyn. Die Welt iſt nunmehro viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts iſt ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein andrer Don Quixote, alles, was geſchieht, zu Zaubereyen machet. * Ich gedenke dieſes trefflichen Buches mit Fleiß allhier; weil deſſen Verfaſſer Cervantes ſehr viel dazu beygetragen hat, daß die abentheurlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeſchaffet, oder doch weit behutſamer, als vormals geſchehen, eingerichtet worden.

 17. §.

* Man kann auch hieher ziehen, was Quintilian in einer andern Abſicht geſchrieben: Abolita & abrogata retinere, inſolentiae cuiusdam eſt, & friuolae in paruis iactantiae. d. i. Abgeſchaffte und vergeſſene Dinge beybehalten wollen, iſt eine Art von Verwegenheit, und eine muthwillige Pralerey in Kleinigkeiten, zu nennen. Siehe das VI. Capitel des erſten Buchs.

17. §. In theatraliſchen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch ſtatt. Es erſcheinet zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet ſie ein Wunderwerk, dieſem oder jenem Helden aus der Noth zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieſes gehört zum Wunderbaren der Schaubühne. Daß die Heiden in ihren Schauſpielen ſich zuweilen vermiſchter Fabeln bedienet haben, darinne ſo wohl Götter, als Menſchen, vorkommen, das iſt ihnen gar nicht zu verdenken. Homer war gleichſam ihre Bibel, und darinnen ſtunden ſehr viel Erſcheinungen der Götter beſchrieben, die in alten Zeiten geſchehen ſeyn ſollten. Es war alſo ihrer Theologie eben ſo wohl gemäß, dieſelben zu glauben; als der Unſrigen, daß im alten Teſtamente den Gläubigen vielmals Engel erſchienen ſind. Wer bey uns von Adam und Eva, von Loth, von Abraham und Jacob, von David, Nebucadnezar, Daniel und Tobias Schauſpiele machte; der würde eher getadelt werden, wenn er die Engel wegließe, als wenn er ſie beybrächte. Das erſte Weltalter hat bey allen Völkern das Vorrecht, daß man ihm gern viel Wunderbares zuſchreibt: ja was man itzo ſeinen eigenen Augen nicht glauben würde, das dünket den meiſten ſehr möglich und wahrſcheinlich; wenn es nur vor drey oder vier tauſend Jahren geſchehen ſeyn ſoll. Man leſe hier nach, was Herr Fontenelle in ſeinem Diſcurſe vom Urſprunge der Fabeln, den ich in den eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft verdeutſchet habe, für Urſachen davon gegeben hat. Es habens derowegen auch die Griechen und Römer ſchon beobachtet, daß ſie zwar diejenigen Fabeln ihrer Schauſpiele, die aus den älteſten Zeiten hergenommen ſind, mit einigen göttlichen Erſcheinungen und Wundern ausgeſchmücket: aber in denen, die ſie aus neuern Zeiten entlehnet, haben ſie ſich derſelben aufs ſorgfältigſte enthalten. Daher hat auch Horaz die Regel gemacht:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

18. §. In der That erfordert es nicht viel Verſtand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will; wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Und darinn verſtoßen gemeiniglich unſere Opernſchreiber. Weil ſie ihre Schauſpiele gern ſo wunderbar machen wollen, als es möglich iſt: ſo denken ſie fleißig auf Maſchinen, das iſt, auf göttliche Erſcheinungen, Verwandlungen, und andre poetiſche Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Und weil ſich dieſelben nicht in alle Fabeln ſchicken wollen, ſo werden ſie mit den Haaren dazu gezogen: damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme, wie man zu reden pflegt. Wenn nun ihre Stücke noch aus der älteſten heidniſchen Fabel hergekommen ſind, darinn ſolche Erſcheinungen längſt das Bürgerrecht erhalten haben; ſo kann man ihnen ihre Wunderſachen noch gelten laſſen: dafern ſie nur der obigen Regel des Horaz nachkommen, und nicht ohne Noth die Götter bemühen; auch nicht in allen Opern die Maſchinen für unentbehrlich halten wollen. Wenn ich aber dieſes den Opern einräume, ſo will es den andern Schauſpielen darum nicht geſtatten. Des Plautus Amphitryo und des Moliere ſeiner ſtellen uns den Jupiter und Mercur, auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art vor. In dem franzöſichen Timon, den man in der deutſchen Geſellſchaft III. Th. auch überſetzt findet, iſt gleichfalls die Erſcheinung Mercurs, und die Verwandlung des Eſels in einen Menſchen ein ſolches Wunderbares, welches keine Entſchuldigung findet, wenn man es den Augen vorſtellt.

19. §. Eben das kann von den Zaubereyen und böſen Geiſtern geſagt werden. Auch ein ſeichter Witz iſt geſchickt, einen Hexenmeiſter auf die Schaubühne zu ſtellen, der einen Zauberſegen nach dem andern hermurmelt, einen aſtrologiſchen Ring mit Characteren verkauft, dieſen unſichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen

von D. Fauſten hat lange genug den Pöbel beluſtiget: Und man hat ziemlicher maßen aufgehört, ſolche Alfanzereyen gerne anzuſehen. Daher muß denn ein Poet große Behutſamkeit gebrauchen, daß er nicht unglaubliche Dinge auf die Schaubühne bringe, vielweniger ſichtbar vorſtelle. Die italiäniſche Schaubühne, und das Theatre de la Foire zu Paris wimmeln von ſolchen Hexereyen: ja auch das beſſere franzöſiſche Theater fängt ſchon an auf ſolche Alfanzereyen zu verfallen, wie man aus einigen neuern Stücken z. E. le Roi de Cocagne, und l'Oracle, erhellet. Horaz hat dieſes auch längſt verbothen, wenn er will, daß man die Progne nicht in einen Vogel, den Cadmus nicht in eine Schlange verwandeln ſolle; imgleichen, daß niemand auf der Schaubühne einer Hexe das aufgefreſſene Kind lebendig wieder aus dem Leibe ſolle ziehen laſſen. Das wäre eben ſo viel, als wenn ich Bileams Eſelinn redend einführen, oder den Edelmann vor den Augen des Schauplatzes zum Schweine wollte werden laßen. Wer nicht weis, wie lächerlich dieſes iſt, der darf nur den Peter Squenz des Andreas Gryphius nachleſen, wo ſo gar die Wand und der Brunn, der Mond und der Leue, als redende Perſonen aufgeführet werden. Da kann es denn wohl mit Recht heißen:

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Denn es iſt gewiß, daß dergleichen Dinge, die man bey einer bloßen Erzählung eben nicht für ungereimt gehalten haben würde, ganz und gar unglaublich herauskommen, wenn wir ſie mit eigenen Augen anſehen, und alſo das Unmögliche, ſo darinn vorkömmt, in voller Deutlichkeit wahrnehmen können.

20. §. In andern kleinern Gedichten gehören hauptſächlich die Fabeln unter das Wunderbare. So fängt Horaz die 19te Ode des andern Buches an. Er erzählt, wie er den Bacchus auf einem entlegenen Felſen ſitzend geſehen, wo er die Nymphen und bockfüßigten Satiren Lieder gelehret habe.

Bacchum

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem, (credite poſteri!)
Nymphasque diſcentes & aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Oder man erzählt eine Verwandlung, die ſich irgend womit zugetragen haben ſolle, oder noch zutragen werde; wie ebenfalls Horaz thut, wenn er in der XX. Ode des II. Buchs ſagt, daß er ſelbſt zum Schwane werden, und ſich hoch über alles erheben wolle. Dergleichen Dinge nun klingen zwar wunderbar; ſind aber darum nicht ungereimt: zumal wenn ein allegoriſcher Verſtand darunter verborgen liegt, den ein jeder leicht finden kann. Man merkt es alſo gleich, was der Poet damit im Sinne gehabt, und wenn nur ſonſt nichts Widerſinniſches in der Fabel vorkömmt, ſo wird man ſie nicht verwerfen. Fehlte aber dieſer, ſo würde man auch aus ſolchen Fabeln nicht viel zu machen haben: wie z. E. aus Lucians wahrhaften Lügen, aus den Contes des Fees, der Fabel von den honigſüſſen Lippen, in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes; u. d. gl.

21. §. Es dörfen aber unſere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidniſche Art herauskommen. Man kann allegoriſche Perſonen darinn aufführen, die nach ihrer Art characteriſiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Wir ſind es längſt gewohnt, von Tugenden und Laſtern, von den vier Jahreszeiten, den verſchiedenen Altern des Menſchen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künſten und Wiſſenſchaften, als von ſo vielen Perſonen zu reden: daher können ja nach ſolcher Anleitung unzählige Fabeln erdacht werden, die allegoriſcher Weiſe etwas bedeuten. Deßwegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Man weis es längſt, daß Mars den Krieg, Pallas die Weisheit, Apollo die freyen Künſte, Venus die Liebe, Hymen den Eheſtand, Ceres den Sommer, Flora den Frühling, Pomona den Herbſt, Bacchus den Wein, Neptunus die See, Aeolus

den Wind, Juno den Stolz, Plutus den Reichthum, u. ſ. w. vorſtellen. Die Zeſianer waren alſo lächerlich, daß ſie die ganze Mythologie verwarfen, und dadurch dem Poeten hundert artige Allegorien entzogen. Wer ſich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums ſteckt, wenn er auch von Ungelehrten verſtanden werden will; der iſt deswegen nicht zu tadeln. Auf die Namen kömmt es nicht an; und es iſt ja beſſer, daß man bey dem, was ſchon eingeführt iſt, bleibet, als daß ſich ein jeder eine neue Sprache machet. Die Sternſeher haben es mit den Benennungen der Geſtirne, die ſie von den Alten bekommen, auch ſo gemacht, und uns dadurch ein gutes Exempel gegeben.

22. §. Von dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geiſtlichen Dingen herrühret, kommen wir auf das Wunderbare, was von den Menſchen und ihren Handlungen entſteht. Dieſe ſind entweder gut oder böſe; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. So wohl das Gute als das Böſe kan wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, ſondern etwas ungemeines und ſeltſames iſt; imgleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu ſeyn ſcheint, welches aus dem Einfluſſe zu beurtheilen iſt, den es in die Welt hat. Ein König iſt alſo weit mehr zu bewundern, als ein Bürger; und ein hoher Grad der Tugend und des Laſters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues iſt. Da nun die Poeſie das Wunderſame liebet, ſo beſchäfftiget ſie ſich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Böſen aufs höchſte gebracht haben. Jene ſtellt ſie als lobwürdige Muſter zur Nachfolge; dieſe aber, als ſchändliche Ungeheuer, zum Abſcheue vor. Eine mittelmäßige Tugend, rühret die Gemüther nicht ſehr. Ein jeder hält ſich ſelbſt für fähig dazu, und alſo machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck: wenn gleich ſonſt alle poetiſche Künſte in Beſchreibung oder Vorſtellung derſelben angewandt wären. Mit den Laſtern gehts eben ſo.

23. §.

23. §. Daher ſucht ſich ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenſchliche Tyrannen und verdammliche Böſewichter aus, ſeine Kunſt daran zu zeigen. Ein Achilles mit ſeinem unauslöſchlichen Zorne; ein Ulyſſes und ſeine unüberwindliche Standhaftigkeit; ein Aeneas und ſeine ausnehmende Frömmigkeit; ein Oedipus in ſeinen abſcheulichen und unerhörten Laſtern; eine Medea in ihrer unmenſchlichen Raſerey; ein Auguſt mit ſeiner außerordentlichen Gnade gegen einen rebelliſchen Cinna; eine ehrliebende Chimene mit ihrem tapfern Roderich, u. d. m. Das ſind Menſchen und Thaten, die wunderbar ſind, und ohne alle Beyhülfe andrer Seltſamkeiten die Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geſchichte ſind voll von ſolchen Helden und Handlungen: und ein verſtändiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder großer Tugenden und Laſter zu entwerfen; wenn er nur moraliſche Einſicht genug beſitzet, dieſelben recht zu bilden. Weil aber ſeichte Geiſter und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig ſind: ſo geſchieht es, daß man uns anſtatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falſchen aufhält; anſtatt vernünftiger Tragödien, ungereimte Opern voller Maſchinen und Zaubereyen ſchreibet, die der Natur, und wahren Hoheit der Poeſie zuweilen nicht ähnlicher ſind, als die geputzten Marionetten, lebendigen Menſchen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverſtändigen als erſtaunenswürdige Meiſterſtücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können ſie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfſchenke voll beſoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction ſolcher Opermarionetten ſpielen ſehen.

24. §. Die oben erzählten Exempel des Wunderbaren habe ich aus den berühmteſten Heldengedichten und Trauerſpielen gezogen. Man darf aber nicht denken, dieſe Gattungen der Gedichte wären allein der Sitz des Wunderbaren in der Poeſie. Denn ob ſie gleich hauptſächlich zu ihrer Abſicht

haben,

haben, die Leſer und Zuſchauer durch die Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen; ſo iſt doch deswegen das Luſtſpiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeſchloſſen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen, und ſeine Gedichte dadurch beliebt machen. Nur die Natur und Vernunft muß, wie allenthalben, alſo auch hier, nicht aus den Augen geſetzet werden. Z. E. Wenn ich in einer Comödie einen Geizhals vorſtelle, ſo muß ich freylich keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, den noch viele für eine Sparſamkeit anſehen könnten; ſondern ich muß alles zuſammen ſuchen, was ich an verſchiedenen kargen Leuten bemerket habe, und aus dieſen Stücken einen vollkommenen Geizhals zuſammen ſetzen: wie jener Maler aus den vier ſchönſten Perſonen einer ganzen Stadt die Schönheit abmerkte, die er einer Minerva zu geben, willens war. Ich könnte alſo meinen Geizhals das Gold von den Pillen ſchaben, und alles übrige thun laſſen, was Caniz in ſeiner Satire vom Harpax geſagt hat. Da wäre noch alles wahrſcheinlich; ſo ſeltſam es auch wäre, und ſo wunderbar es ausſehen würde. Aber wenn ich den Harpax ſo mistrauiſch vorſtellete, daß er ſeinen Bedienten, die von ihm giengen, allezeit die Hände und Taſchen beſuchte, ehe er ſie herausließe; ja ihm wohl gar, nach Aufweiſung beyder Hände, die Worte in den Mund legte: **Ey die dritte Hand?** Das, dünkt mich, hieße das Wunderbare in dieſem Laſter aufs höchſte treiben; und ein jeder würde dieſes zwar für einen leichtfertigen Einfall des Poeten, aber für kein wahres Nachbild der Natur anſehen.

25. §. So gehts auch in dem Affecte der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit u. ſ. w. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben und nicht zu hoch ſteigen. Was iſt gemeiner, als daß man in Romanen, in Schauſpielen und andern verliebten Gedichten die Buhler, ſo raſend abbildet, daß ſie ſich alle Augenblick erhenken, erſtechen und erſäufen wollen? Was iſt aber auch ausſchweifender als dieſes? Daher iſt es denn gekommen, daß dieſe

Art

Art des eingebildeten Wunderbaren ſchon längſt lächerlich geworden, und nur der Poeſie zum Schimpfe gediehen iſt. Das Seltſame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken ſoll. Die Traurigkeit wird ebenfalls auf eine ſolche Art ausſchweifend, wenn der Poet nicht ſtets die Natur vor Augen hat. Es iſt ſo ſchwer, einen hohen Grad derſelben poetiſch vorzuſtellen, als abzumalen. Da nun Timantes die Klugheit gebraucht, bey dem Opfer der Iphigenia, den Vater dieſer Prinzeßinn mit verhangenem Geſichte zu malen: ſo muß ſich ein Dichter dieſes zur Lehre dienen laſſen. Aus Furcht den Schmerz eines außerordentlich Betrübten unnatürlich zu machen, muß er ihn lieber durch eine geſchickte Verhölung, oder durch ein gänzliches Stillſchweigen und Verſtummen ausdrücken. Des Herrrn von Beſſers Schmerz über ſeine Kühleweininn, iſt mir allezeit gar zu geſchwätzig vorgekommen: und es ſcheint mir nicht glaublich, daß ein außerordentliches Leid ſo viel auserleſene Rednerkünſte leiden könne. Er erſchöpfet ſeine ganze Einbildungskraft, ſeinen Jammer auszudrücken; und das Unglaublichſte iſt dabey, daß er dieſe ſeine Klage zu der Zeit gehalten habe, da er eben das Leichengefolge auf der Gaſſe geſehen, wie ausdrücklich darinnen ſteht. Gieng er denn irgend nicht mit zu Grabe? Oder hatte er auf der Gaſſe Zeit, ſie ſo ſinnreich zu beklagen? Der Affect hat bey dem Verluſte einer ungemeinen Ehgattinn ungemein und wunderbar ſeyn ſollen: er iſt aber unglaublich geworden. Beſſer hat als ein künſtlicher Poet; nicht als ein troſtloſer Witwer geweinet.

26. §. Ich will hiemit dieſen ganzen Ausdruck der Traurigkeit nicht verwerfen: es iſt ſo viel Schönes darinn, als in irgend einem Klaggedichte, welches wir haben. Wer aber eine recht ſeltſame Klagrede poetiſch abgefaßt leſen will, der ſchlage Salomon Franken nach, wo er die Suſanna von ihrem Manne und ihren Kindern Abſchied nehmen läßt. Er bemüht ſich, einen ſo gerechten Schmerz einer unſchuldig Verurtheilten in ſeiner höchſten Vollkommenheit vorzuſtellen,

und

und ihn recht wunderbar zu bilden; verfällt aber darüber ins Abgeſchmackte: wie es gemeiniglich denen geht, die etwas unternehmen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Ich will doch ein Stücke davon herſetzen: ſo hebt ſie auf der 52. S. an:

Nun du, du wirſt es, du! du! Gott, du wirſt es rächen,
Dir, ſchreyt Suſanna, dir, Herr, iſt mein Herz bekannt.
Weh! weh! weh! über = = und als ſie mehr will ſprechen,
Sinkt ſie in Ohnmacht = = = =

Hätte der Poet es dabey bewenden laſſen, ſo hätte man es für eine glückliche Nachahmung der Natur angeſehen, und die Größe ihres ungemeinen Schmerzens aus der ſie überfallenden Ohnmacht geſchloſſen. Allein der Poet wollte das Heulen und Weinen eines wehmüthigen Weibes noch beſſer abſchildern: darum läßt er ſie wieder aufleben, und mit achtzig langen Verſen einen ziemlich ausführlichen Abſchied von den Ihrigen nehmen:

Ach gute Nacht, mein Mann! ach gute Nacht! o Schmerzen!
Ach Liebſter, nimm doch! ach! die Kinder wohl in acht.
Und, ſüße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt, viel tauſend gute Nacht!
Ach gute Nacht, o Welt! du Kerker voller Buben,
Du ungetreues Haus! vor deinen Augen zwar
Bin ich itzund verdammt: doch wird auch nach der Gruben
Mein' Unſchuld wunderlich noch werden offenbar.
Ach gute Nacht! ach! ach! ach! gute Nacht, o Schmerzen!
Ach Liebſter! nimm doch ach! die Kinder wohl in acht
Und ſüße Mutter du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt; viel tauſend gute Nacht!
Nun, gut'! ach! gute Nacht! ach gute Nacht! o Sorgen,
Ey! Ey! daß! ach! daß Gott! ach Gott! daß Gott erbarm!
Ihr zarten Kinder! ach! auch euch iſt noch verborgen,
Was ihr itzund verliert. O Schmerz! o Gram! o Harm!
Ich muß in beſter Blüt euch laſſen. Ach! o Scheiden!
Ach! ach! wie ſchwer! ach! ſchwer! wie! ach! wie ſchwer biſt du!
O Schmach! ach Weh! o Schmach! o Schmach! die ich muß leiden,
O Schmach! du kränkeſt mich am meiſten noch darzu. rc. rc,

27. §. Das iſt nun allererſt der vierte Theil des Aechzens und Wehklagens; darüber einem Zeit und Weile lang wird, wenn man es hintereinander durchleſen will. Die erſten vier Zeilen giengen noch an, weil ſie einen kurzen Abſchied von Mann und Mutter in ſich enthalten; der ziemlich natürlich iſt. Die andern viere, die an die Welt gerichtet ſind, kommen ſchon künſtlicher heraus. Denn die Welt einen Kerker voller Buben zu nennen, das iſt für ihre Traurigkeit gar zu ſtudiert. Warum ſagt ſie nicht lieber zu den beyden Alten; ihr ehrvergeßnen Buben! das war meines Erachtens leichter von ihr zu vermuthen, da ihr der Abſchied ſo ſchwer ward, und die Aelteſten allein Schuld daran hatten. In den folgenden vier Zeilen kommen die erſten viere von Wort zu Wort wieder vor, und daß läuft wider die Natur und wird alſo unglaublich. Wie iſt es möglich, eine und dieſelbe Klage, die aus ſechs und dreyßig Wörtern beſteht, zweymal hinter einander zu wiederholen, ohne eine Sylbe darinn zu ändern. Ja! wenn Suſanna Frankens Verſe auswendig gelernt, und ſie als eine Comödiantinn auf der Schaubühne hergeſagt hätte! Es kömmt eben ſo heraus, als die Wiederholungen, die im Homer vorkommen, womit die Kunſtrichter niemals zufrieden geweſen. Das folgende insgeſammt ahmet zwar das unterbrochene Reden und Schluchzen eines weinenden Weibes einigermaßen nach: aber es überſchreitet das Maaß, und erwecket anſtatt der Verwunderung und des Mitleidens lauter Ekel. Es iſt auch unmöglich, daß eine Klage, die mit Thränen und häufigen Seufzern, ja bey gehemmtem Athemholen verrichtet wird, ſo lange dauren könne; welches ein jeder ſelbſt wahrnehmen wird, wenn er die ganze Stelle nachlieſt. Ich will itzo nicht unterſuchen, ob der Poet wohlgethan, daß er die Unſchuld und Tugend ſo kleinmüthig und verzagt zum Tode geführt hat: denn warum hat er ſie nicht lieber ſtandhaft und großmüthig gebildet? Ich erinnere nur, wie leicht man aus Begierde zu dem Ungemeinen und Wunderbaren zu gelangen, ins Abgeſchmackte und Ekelhafte verfallen könne. So wahr iſts, was Horaz ſagt:

Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

28. §. Ich könnte noch von dem Wunderbaren, das in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt, allhier handeln. Dieſes betrifft ebenfalls die Menſchen, und gehöret alſo in dieſe Claſſe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müſſen auch in der That eben ſowohl ſeltſam und ungemein ſeyn, als die Perſonen und Handlungen derſelben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Abſichten behülflich iſt, bald denſelben zuwiderläuft. Theils entſteht dieſes aus den Wegen der göttlichen Vorſehung, die Großen und Kleinen oft einen Strich durch ihre Rechnung macht, und ihnen ganz andere Wege zeiget, als ſie zu gehen gedacht: theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Dieſe hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Abſichten; es ſey nun unwiſſend, oder mit gutem Bedachte: und daher entſtehen ſo viel plötzliche Veränderungen, daß man darüber erſtaunet, ob es gleich alles ganz natürlich zugeht. Eben dahin rechne ich die Verkleidung und Entdeckung gewiſſer Perſonen, die bisweilen einer Sache ſchleunig einen andern Ausſchlag giebt; die Ankunft abweſender Perſonen, der Tod der Kranken, oder das unvermuthete Leben derer, die man für Tod gehalten. Auch Proceſſe die man gewinnt oder verliert, Erbſchaften, die man thut, Teſtamente, Heirathen, Briefe, u. d. m. verurſachen oft recht wunderbare Zufälle. Doch weil in allen dieſen Stücken hauptſächlich die Intrigue, der Knoten, oder die Verwirrung der Fabeln beſteht, die in Schauſpielen hauptſächlich vorkömmt: ſo muß ich es bis dahin verſparen.

29. §. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren iſt diejenige Art deſſelben, die auf Thiere und lebloſe Dinge ankömmt. Dieſe braucht nun ein Poet am wenigſten, weil er ſich mehrentheils mit den Menſchen beſchäfftiget, und das

Uebrige

Uebrige nur in ſo weit braucht, als es hierzu dienlich ſeyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten, iſt wohl kaum erlaubt, weil es doch nur Chimären werden könnten, die in einem bekannten Lande keinem glaublich vorkämen. Die Rabinnen und Mahometaner beſchreiben ſolche große Vögel und Fiſche, daß man ihre lächerliche Phantaſie mehr; als die Misgeburten derſelben bewundert. Aus weit entlegenen Ländern läßt ſich zuweilen etwas Wunderbares entlehnen: man muß aber wohl zuſehen, daß man nichts Ungereimtes mit einſtreue, was unglaublich iſt. Siam und Perou, Ceylon und Japan, ſind ſchon mit ſolchen lügenhaften Wundern angefüllet worden: daß die Einwohner dieſer Länder große Urſache hätten, uns mit den Chineſern für einäugigte zu halten; weil wir ſolche Narrenpoſſen von ihren Ländern ſchreiben und glauben. Das beſte und vernünftigſte Wunderbare iſt, wenn man auch bey Thieren und lebloſen Dingen nur die Wunder der Natur recht nachahmet, und allezeit dasjenige wählt, was die Natur am vortrefflichſten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beſchreibungen recht außerordentlich ſchöner, großer, erſchrecklicher und ſchlechter Sachen an; denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben. Beſchreibet man eine Gegend, einen Garten, ein Gebäude, einen Wald, einen Berg, eine Höle, eine Heerde Vieh, eine Jagd u. d. m. So muß dieſes alles nach der Abſicht des Poeten in ſeiner Vollkommenheit geſchildert werden. Nur die edelſten Dinge muß man der Phantaſie des Leſers vormalen, um dieſelbe zu gewinnen.

30. §. Zuweilen treibt man in Oden und Heldengedichten die hyperboliſchen Ausdrückungen ſo hoch, indem man von lebloſen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klinget. Deswegen aber will ich nicht ſagen, daß ein Poet immer mit Gold und Perlen, Rubinen und Diamanten um ſich werfen; lauter Adler und Löwen, Panther und Tyger bey ſich führen, lauter Jaſmin, Nelken und Zibeth ſtreuen, lauter Ambroſin und Nectar auftragen, oder ſonſt alle Koſtbarkeiten Indiens verſchwenden ſolle. Dieſen

Misbrauch hat der ſel. Hofr. Neukirch in dem Gedichte ſchon lächerlich gemacht, welches im Vorberichte zu der überſetzten horaziſchen Dichtkunſt großentheils eingerücket worden. Imgleichen leſe man den deutſchen Antilongin nach, den Herr M. Schwabe aus dem engliſchen überſetzt, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutert hat. Davon wird aber in dem Capitel von den verblümten Ausdrückungen mehr vorkommen. Die ovidianiſchen und äſopiſchen Fabeln könnten auch einigermaßen hieher gezogen werden, weil jene den Urſprung vieler Thiere und Blumen u. ſ. w. anzeigen; dieſe aber viel Wunderbares von ſolchen Geſchöpfen erzählen. Allein weil hiervon ſchon oben gehandelt worden, ſo iſt eine Wiederholung hier unnöthig. Ob man aber auf der Schaubühne Drachen, Löwen, Bären, und andre Thiere vorſtellen dörfe, oder ſolle, davon leſe man den Zuſchauer im I. und II. Theile nach, der die Opern mit dieſen lächerlichen Dingen, an verſchiedenen Orten verſpottet hat.

31. §. Die Geſtirne ſind endlich noch übrig, von denen die Poeten auch viel ſeltſames und ungemeines zu erzählen pflegen. Die Cometen, die ſich ſehen laſſen, haben bey ihnen gemeiniglich eine böſe Bedeutung, und einen wunderbaren Einfluß. Die Sonn- und Mondfinſterniſſe werden von den Alten ſehr ſchrecklich beſchrieben; ja die Ungewitter Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde, machen auch einen großen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die erſten Stücke anlangt, ſo muß man freylich die Alten entſchuldigen; wenn ſie ſich aus den himmliſchen Zeichen zu viel gemachet haben. Man verſtund dazumal die Naturlehre ſehr ſchlecht: allein itzo würde es eine Schande für den Poeten ſeyn, wenn er uns viel von dem Einfluſſe des Himmels reden, und ſeine Leſer mit langen Beſchreibungen eines Nordlichts, fallenden Sterns, oder einer Sonn- und Mondfinſterniß, aufhalten wollte. Auch klingt die gewöhnliche Operſprache ſehr lächerlich, wenn es immer heißt, die Sterne, der Himmel, und ſeine Lichter hätten dieſes oder jenes gethan: es wäre denn, daß man darunter das Verhängniß

niß oder die Vorſehung verſtehen könnte. Die Leute in Geſtirne zu verwandeln, das geht heute zu Tage nicht mehr an, nachdem der ganze Himmel ſo genau überzählt iſt, daß man keinen etwas großen Stern finden kann, der nicht ſchon vorhin bekannt geweſen wäre, es müßte denn zum Scherze ſeyn, wie Pope in ſeinem Lockenraube, Belindens Haar zum Sterne werden laſſen. Erſchiene aber irgend ein neuer Stern, ſo könnte freylich ein Poet dichten, daß dieſes oder jenes dazu Gelegenheit gegeben hätte.

32. §. Die letztern Stücke aber, die oben erwähnet worden, kann ein Dichter mit gutem Fortgange brauchen. Ungewöhnliche Witterungen, Schiffbrüche, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, peſtilenzialiſche Seuchen, Feuersbrünſte, Verheerungen des Krieges, hohe Gebirge, ſchöne Thäler voller Dörfer und Heerden, u. d. gl. ſind freylich ſehr wunderbar, wenn ſie nur natürlich beſchrieben werden. Das iſt aber die Kunſt! In Opitzens Veſuv und Zlatna, imgleichen in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, ſtehen ganz unvergleichliche Exempel davon. Auch Dach und Flemming ſind große Meiſter darinn geweſen, die man ſicher nachahmen kann. Von den alten, iſt Homer ſonderlich darinn zu loben, daß er auch den natürlichſten Dingen, durch ſeine Beſchreibungen ein wunderbares Anſehn zu geben gewußt, worinn Virgil und Ovidius, ihm ziemlich gut nachgefolget ſind. Dieſen Meiſtern muß man die Kunſt ablernen.

* *

Das VI. Capitel.

Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie.

1. §.

Aus dem vorigen Capitel wird man zur Gnüge erſehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunſt nicht ohne Unterſcheid ſtatt findet: Es muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende weder unmöglich noch widerſinniſch ausſehen. Daher kömmt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrſcheinlichkeit beobachten muß, ohne welche eine Fabel, Beſchreibung, oder was es ſonſt iſt, nur ungereimt und lächerlich ſeyn würde. Ich verſtehe nämlich durch die poetiſche Wahrſcheinlichkeit nichts anders, als die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt; oder die Uebereinſtimmung der Fabel mit der Natur. Horaz hat gleich im Anfange ſeiner Dichtkunſt die Thorheit eines Malers verſpottet, der in einem Gemälde einen Menſchenkopf auf einen Pferdehals ſetzen, einen Vogelkropf mit bunten Federn hinzufügen, und den Leib aus Gliedmaßen verſchiedener anderer Thiere zuſammen flicken wollte. Die Urſache dieſer ſeiner Regel aber iſt keine andre, als weil ſolch ein Bild wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen würde. Es thut auch der Einwurf dieſer Vorſchrift keinen Eintrag, den er ſich im Namen gewiſſer poetiſchen Freygeiſter machet.

Pictoribus atque Poëtis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas.

Denn, wie ſchon oben in den Anmerkungen der Ueberſetzung dieſer Stelle erinnert worden, ſo beantwortet er denſelben gleich darauf ſo, daß er die Freyheit im Dichten in gebührende Grenzen einſchränket.

Scimus,

Scimus, & hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non vt placidis coëant immitia; non vt
Serpentes ouibus geminentur, tigribus agni,

Was heißt das anders geſagt, als daß ein Poet in ſeinen Fabeln beſtändig die Regeln der Wahrſcheinlichkeit vor Augen haben müſſe?

2. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes ſey demjenigen zuwider, was in dem Capitel von der Fabel ſchon geſagt worden. Wir theilten da die Fabeln in glaubliche, unglaubliche und vermiſchte ein, und rechneten zu den unglaublichen die meiſten äſopiſchen, wo nämlich die unvernünftigen Thiere redend eingeführet werden. Soll nun die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen, ſo wird man etwa ſprechen: ſo müſſen ja alle dieſe thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit in eine unbedingte und eine bedingte Wahrſcheinlichkeit abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht, wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden. Nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen; daher pflegt man auch Kindern bey Erzählung ſolcher Fabeln vorherzuſagen: ſie hätten ſich damals zugetragen, als die Thiere noch reden konnten; wodurch man ihnen zugeſteht, daß ſolche Begebenheiten freylich, nach der itzigen Beſchaffenheit der Thiere, keinen Schein der Möglichkeit an ſich hätten.

3. §. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Daß z. E. die Bäume ſich einen König wählen können, das iſt an ſich ſelbſt, in dieſer Welt, weder möglich noch wahrſcheinlich: gleichwohl macht dort im Buche der Richter Jotham eine ſchöne Fabel daraus, der es an ihrer hypothetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht im geringſten mangelt. Denn man darf nur die einzige Be-

dingung zum voraus ſetzen, daß die Bäume etwa in einer andern Welt Verſtand und eine Sprache haben: ſo geht alles übrige ſehr wohl an. Es wird möglich und wahrſcheinlich ſeyn, daß ſie in ihrer Wahl auf den Oelbaum fallen werden, und daß der Oelbaum ſolches abſchlagen und ſagen wird: Soll ich meine Fettigkeit laſſen ꝛc. Es wird möglich ſeyn, daß ſie ferner auf den Feigenbaum gerathen können; und daß dieſer ihnen gleichfalls eine abſchlägige Antwort geben wird: Soll ich meine Süßigkeit laſſen ꝛc. u. ſ. w. Hier thun weder die Bäume überhaupt, noch jeder ins beſondre etwas, das nach der einmal angenommenen Bedingung unmöglich wäre. Ein Oelbaum redet, wie ein Oelbaum, und ein Feigenbaum, wie ein Feigenbaum reden würde, wenn beyde den Gebrauch der Sprache hätten. Hier iſt alſo nichts Widerſprechendes in der Begebenheit, folglich auch nichts Unwahrſcheinliches. Daß nun dergleichen hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit in der Fabel zulänglich ſey, das habe ich oben in der Beſchreibung derſelben ſchon ſattſam angezeiget; und daß Homerus dieſelbe beobachtet habe, zeiget Horatius, wenn er von ihm ſchreibet:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

4. §. Will man hiervon in Ariſtotels Poetik das IXte und XXVſte Capitel nachſchlagen, ſo wird man finden, daß ſeine Gedanken eben dahinaus laufen; ohngeachtet er ſich zuweilen harter Ausdrückungen bedienet. Le Clerc, in ſeinen Parrhaſianis hat ſich ſonderlich darüber aufgehalten, daß dieſer Philoſoph geſagt: **Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs Unvernünftige.** Allein, wer das Exempel anſieht, welches Ariſtoteles davon gegeben, nämlich da Achilles den Hektor dreymal rund um die Stadt Troja getrieben, die Armeen aber indeſſen ſtockſtille geſtanden, wie Homer in der Ilias erzählt: ſo wird man wohl ſehen, daß dieſes ſo ungereimt nicht iſt, als es wohl ſcheint. Freylich ließe ſich ſolches auf der Schaubühne nicht wahrſcheinlich vorſtellen,

ſtellen, wie Ariſtoteles ſelbſt geſteht. Allein in einem Heldengedichte, wo man nur die Erzählungen lieſt, da kann es wohl wahrſcheinlicher klingen; ſonderlich, wenn der Poet das Unglaubliche dabey künſtlich zu verſtecken weis. Zum wenigſten hat Homer dieſe Kunſt gewußt; denn er erzählt dieſe Fabel ſo künſtlich, daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrſcheinlichkeit zum mindeſten in ſo weit erhalten, als dieſelbe von einem Leſer des Heldengedichtes verlanget wird: geſetzt, daß die Sache an ſich ſelbſt wunderlich genug ausſehen würde. Ueberdem darf man ſich nur erinnern, daß uns auch die alten Geſchichtſchreiber mehr als eine ſolche Begebenheit erzählen, da die Heerführer, vor den Augen ihrer Heere ſich in einen hitzigen Zweykampf eingelaſſen, und nicht eher nachgelaſſen, als bis einer von beyden auf dem Platze geblieben.

5. §. Ueberhaupt iſt von der Wahrſcheinlichkeit dieſes anzumerken, daß oft eine Sache, die an ſich unglaublich und unmöglich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit andern Begebenheiten, und unter gewiſſen Umſtänden nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter oder andre Geiſter darzwiſchen kommen. Dieſen trauet man ja größere Kräfte zu, als bloßen Menſchen. Wenn nun dieſelben einen Helden, oder ſonſt einem von ihren Lieblingen zu gefallen, etwas außerordentliches unternehmen, das man ſonſt nicht glauben würde; ſo wird dieſes eben dadurch wahrſcheinlich, wenn es nur nicht an und für ſich ſelbſt unmöglich iſt. Hierwider hat nun Homer gewiß verſtoßen, wenn er den Vulcan ſolche künſtliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich ſind. Er macht Dreyfüſſe oder Stühle, die von ſich ſelbſt in die Verſammlung der Götter ſpazieren. Er ſchmiedet goldene Bildſeulen, die nicht nur reden, ſondern NB. auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine beſondere Beſchreibung verdient. Erſtlich iſt er mit einer ſo großen Men-

ge von Bildern und Hiſtorien gezieret, daß er zum wenigſten ſo groß müßte geweſen ſeyn, als des Taſſo diamantner Schild, aus der himmliſchen Rüſtkammer, deſſen oben gedacht worden. Fürs andre ſind ſeine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn ſie rühren und bewegen ſich, ſo, daß man ſich ſelbige wie die Mücken vorſtellen muß, die rund um den Schild ſchweben. Fürs dritte, ſind zwo verſchiedene Städte darauf zu ſehen, die zwo verſchiedene Sprachen reden, und wo zween Redner ſehr nachdrückliche und bewegliche Vorſtellungen an das Volk thun. Wie iſt es möglich, das alles auf einem Schilde auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat ſich verſehen, und die Wahrſcheinlichkeit nicht recht beobachtet.

6. §. Eben das kann man von ſeinen Göttern ſagen, die er noch viel ärger, als die unvollkommenſten Menſchen geſchildert hat. Sie ſind wie Menſchen gebohren, verheirathen ſich wie Menſchen, und vermehren ihre Geſchlechter wie Menſchen. Sie ſind allen unſern Leidenſchaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut, und haben ſo gar einen Balbier nöthig. Sie zanken ſich, drohen einander Schläge, und verſpotten ſich, wie die kleinen Kinder. Es iſt wahr, daß zu Homers Zeiten, die Lehre von Gott noch in dicken Finſterniſſen geſtecket hat. Die Philoſophen hatten ſich noch nicht auf die Unterſuchung der göttlichen Natur geleget: und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns alſo heute zu Tage ſehr unwahrſcheinlich vorkömmt, das konnte damals dem Volke ſehr wahrſcheinlich klingen. Dem ungeachtet hätte doch Homerus die Gottheiten nicht ſo verächtlich abbilden ſollen, als er gethan hat. Man hielt ſie zwar größtentheils für geweſene Menſchen, aber doch für ſolche, die vergöttert, das iſt, in einen vollkommnern Zuſtand verſetzet worden. Dieſes hätte alſo auch aus ihren Beſchreibungen und Thaten erhellen müſſen, damit man deſto mehr Ehrerbiethung gegen ſie bey ſich empfunden hätte. Da nun dieſes der Poet nicht gethan, ſo ſind einige auf die Gedanken

gekommen: er habe mit Fleiß die Götter ſo lächerlich beſchrieben, theils das Lob ſeiner Helden deſtomehr zu erheben, theils, die ernſthaften Thaten derſelben mit etwas luſtigem abzuwechſeln, und alſo dem Ekel ſeiner Leſer zuvorzukommen.

7. §. Kommen wir auf ſeine Helden, ſo hat man auch da ein vieles bemerket, was wider die Wahrſcheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den trojaniſchen Krieg hieher, und meynen, es ſey ungereimt, zu glauben: daß ſich zwey tapfere Völker, um eines ſchönen Weibes willen, zehn Jahre lang die Köpfe zerſchmeißen würden. Allein dieſes geſchieht ohne Grund. Man muß der alten Zeiten, und ihrer Sitten kundig ſeyn. Das Rauben der ſchönen Weiber war damals ſo ungewöhnlich nicht. Europa, Medea u. a. waren aus Aſien nach Europa entführet worden: dieſes zu rächen, hohlte ſich Paris die Helena. Es hatte ſich alſo in dieſen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemiſchet. Die Griechen wollten ſtärker als die Trojaner, und dieſe tapferer als jene ſeyn; und die gute Prinzeßinn Helena kam faſt darüber ins Vergeſſen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held Achilles ſeinen Gäſten ſelbſt eine Mahlzeit zubereitet, die Küche beſtellet, aufträgt, und zu Tiſche dient. Allein, ſie müßten zuförderſt beweiſen, daß man ſich damals ſchon, nach unſerm heutigen Ceremoniel, durch Edelknaben, Kammerdiener und Lakeyen aufwarten laſſen, oder einen eigenen Mundkoch gehalten hätte. Die Einfalt der alten Zeiten macht dergleichen Verhalten des Achilles ſo wahrſcheinlich: ſo ungereimt es heutiges Tages klingen würde, wenn man einen Marlborough, oder Prinz Eugen dergeſtalt beſchreiben wollte.

8. §. Indeſſen wäre es ſehr gut, wenn man den Homer überall ſo leicht entſchuldigen könnte. Allein, wenn er ſeine Helden mitten im hitzigſten Gefechte zuſammen kommen, und halbe Stunden lang mit einander zanken läßt, als wenn ſie weder Spieß noch Schwerdt in Händen hätten: ſo kann man nicht leicht einen Vorwand finden, ihn zu rechtfertigen.

Sie ſchimpfen einander aufs ärgſte, ein jeder pralt dem andern ſeine Abkunft, ſeine Waffen und Thaten vor: ja ſie erzählen einander wohl gar die Geſchlechtregiſter ihrer Pferde, daß einem Leſer Zeit und Weile darüber lang wird. Das ſchicket ſich nun für wütende Soldaten, und für ſolche herzhafte Kriegsleute gar nicht, als ſeine Helden waren. Warum ſchlagen ſie nicht lieber zu? Warum verderben ſie die Zeit mit einem unnöthigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menſchlicher Affecten, die zu allen Zeiten einerley geweſen; und Homer kann auf keine Weiſe gerettet werden. Eben dieſe Unwahrſcheinlichkeit herrſchet in den langen Anreden, die Hektor, z. E. an ſeine vier Pferde hält.* Scheint es hier nicht, als wenn Homerus ſeine Pferde den Menſchen gleich gemacht hätte; indem er ſie auf eben die Art durch die Beredſamkeit lenken läßt, als ob ſie Verſtand und Freyheit hätten? Und wer kann alſo glauben, daß hier die Regeln der Wahrſcheinlichkeit beobachtet worden?

9. §. Es iſt Zeit, auf den Virgil zu kommen, und einige Fehler anzumerken, die er dawider begangen. Von den Wundern, die er hier und da eingeſtreuet hat, iſt ſchon im vorigen Capitel gedacht worden. Nur das muß ich hinzuſetzen, daß Voltaire, in ſeinen Gedanken vom Heldengedichte, dieſen Poeten dadurch hat entſchuldigen wollen, daß ſchon Dionyſius von Halicarnaß, in ſeiner Hiſtorie ſowohl der Harpyen, als des Celeno und des Königes Cacus gedacht; und daß Virgil alſo Wahrſcheinlichkeit genug für ſich gehabt habe. Allein, erſtlich iſt es gewiß, daß dieſer Geſchichtſchreiber, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, ſein Buch allererſt zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geſchrieben; als Virgil ſchon zehn oder zwölf Jahre todt geweſen: ſo, daß eher

* Xanthus und Podargus, heißt es, und du Ethon und Lampus, hier habt ihr die ſchönſte Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmüthigen Ektions Tochter, an euch gewandt hat, indem ſie euch täglich ſelbſt gefüttert, und lieber euch, als mir, das Brodt und den Wein von meinem Tiſche gegönnet hat. Wie oft hat ſie mich verlaſſen, um euch zu beſuchen? Die Pferde der Götter ſind ſelbſt niemals beſſer gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo, verfolget den

eher Dionyſius den Poeten, als dieſer jenen geleſen und gebrauchet haben kann. Geſetzt aber, zweytens, es wäre ſo, wie Voltaire meynt: ſo würde doch eine unglaubliche Sache nicht wahrſcheinlicher, wenn ſie gleich ein fabelhafter Geſchichtſchreiber erzählet hätte. Zum Exempel, wer auch in Verſen alles anbringen wollte, was Herodotus erzählet, der würde lächerlich dadurch werden. Die Verwandlung der Schiffe in Seenymphen, die er vermuthlich nur aus der gemeinen Sage der Leute hergenommen, hätte er auch erſparen können: und meines Erachtens hilft es nichts, daß er den Vers hinzugeſetzt:

- - Priſca fides facto, ſed fama perennis.

Denn warum mußte er alle Mährchen, die er ſelbſt nicht glaubte, in ſein Heldengedichte bringen?

10. §. Weit ärger hat indeſſen Virgil wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, da er den Aeneas zur Dido nach Africa kommen, und die neuangelegte Stadt Carthago hat beſuchen laſſen. Es iſt bekannt, wie unmöglich dieſes nach der Zeitrechnung iſt; indem Dido allererſt zwey bis dreyhundert Jahre nach des Aeneas Ankunft in Italien, gelebt hat. Wenn das angienge, ſo müßte es auch erlaubt ſeyn, daß Gott mit den Kindern Adams ein Examen aus Luthers Catechiſmo angeſtellet, wie Hans Sachſe in einer ſchönen Tragödie gethan; oder, daß Adam ſelbſt auf ſeinem Sterbebette ein Teſtament gemacht, und darinn anbefohlen, an Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt zu glauben; wie Loredano in dem Leben Adams ſchreibt. Es iſt wahr, daß man in Rom die alte Chronologie ſo genau nicht gewußt, und daß alſo der Pöbel dieſen Fehler Virgils nicht wahrgenommen hat.

Feind aufs ſchleunigſte, ſchonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Neſtors bekomme, der ganz von dichtem Golde iſt, und deſſen Ruhm bis an die Sterne ſteiget; wie auch den wunderwürdigen Küraß Diomeds, der ein Meiſterſtück des künſtlichen Vulcans iſt. Erobern wir dieſe preiswürdige Beute, ſo iſt kein Zweifel, die Griechen werden ſich dieſe Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben, und unſer Ufer verlaſſen.

hat. Allein, in ſolchen Stücken muß ein Dichter mehr auf einen verſtändigen Richter, als auf eine Stadt voll unwiſſender Leute ſehen: weil der Tadel, den er bey jenem verdient, ihm weit mehr ſchaden, als der Beyfall von dieſen nützen kann. Ich übergehe hier die entſetzlich lange Erzählung, die Virgil ſeinen Helden bey der Dido einen Abend machen läßt: wo es gewiß viel wahrſcheinlicher iſt, daß ſie darüber eingeſchlafen ſeyn, oder doch fleißig gejähnet haben würde; als daß ſie ihm ſo geduldig, und ohne ein Wort darzwiſchen zu reden, zugehöret haben ſollte. Ich verſchweige auch noch viel andere Unwahrſcheinlichkeiten dieſes Poeten, und komme auf die Fehler einiger Neuern in dieſem Stücke.

11. §. Camoens, den ich nur aus dem Auszuge kenne, den uns Herr Voltaire in ſeiner Abhandlung vom Heldengedichte gegeben hat, ein neuer portugieſiſcher Poet, hat auf eine beſondre Art wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, wenn er die heidniſchen Götter und das Chriſtenthum vermiſchet hat. Veraſco, ſein Held, ruffet Chriſtum in einem Gebethe an: und an ſtatt deſſen kömmt ihm die Göttinn Venus zu Hülfe. Die Abſicht der ganzen Schiffahrt, die er beſchreibt, ſoll die Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſeyn: indeſſen regieren Jupiter, Bacchus und Venus die ganze Reiſe, und das Unternehmen des Veraſco. Unter andern ſagt dieſer Held einmal zu einem wilden Könige, dem er ſeine Geſchichte erzählet: O König, urtheile nun, ob Aeneas und Ulyſſes ſo weit gereiſet, als ich, und ſo viel Gefährlichkeiten ausgeſtanden, als ich? gerade, als wenn die Africaner von Virgils und Homers Schriften etwas wiſſen könnten.

12. §. Alonzo, ein Spanier, in ſeinem Gedichte Auracana genannt, darinn er ſeine eigene Heldenthaten wider ein mexicaniſches Volk beſchrieben, hat ſich, nach Voltairens Auszuge ebenfalls ſehr oft verſehen. Z. E. Er marſchirt einmal des Nachts mit ſeinen Soldaten, um den Feind unverſehens zu überfallen: und da erhebt ſich unter ihnen zum Zeitvertreibe ein Geſpräch vom Virgil, und ſonderlich von der Dido. Alonzo ergreift dieſe Gelegenheit, aus den alten Geſchichten,

den Poeten zu widerlegen, und der armen Dido ihre Ehre zu retten: und die Abhandlung einer ſo wichtigen Sache geräth ſo lang, daß ſie zwey ganze Bücher des Heldengedichtes anfüllet. Ob dieſes ſoldatiſche Unterredungen ſind, womit ſie ſich auf dem Marſche in feindlichen Landen beluſtigen, das mag ein jeder ſelbſt beurtheilen. Zum wenigſten müßte mehr, als ein Don Alonzo bey der Armee geweſen ſeyn, wenn dieſes einige Wahrſcheinlichkeit haben ſollte.

13. §. Taſſo, der die beyden vorigen unendlich weit übertrifft, hat nichts deſtoweniger oft wider die Wahrſcheinlichkeit geſündiget. Der Zauberer Iſmeno, räth im andern Buche ein Marienbild in eine türkiſche Moſchee zu tragen, um dadurch die Ungläubigen unüberwindlich zu machen. Dieſe Vermiſchung des Chriſtenthums mit der türkiſchen Religion wahrſcheinlich zu machen, bemüht ſich zwar Taſſo ſehr; indem er ſagt, Iſmeno wäre ein abgefallener Chriſt geweſen:

Queſti hor Macone adora, e fu Chriſtiano,
Ma i primi riti ancor laſciar non puote;
Anzi ſovente, in uſo empio e profano,
Confonde le due leggi a ſe mal note.

Er ſchiebt es alſo auf die Unwiſſenheit und den Aberglauben des Zauberers, daß er einen ſo wunderlichen Anſchlag giebt. So wahrſcheinlich er aber dadurch den Anſchlag macht: ſo unwahrſcheinlich bleibt es noch, daß ihm der König Aladin von Jeruſalem, nebſt der mahometaniſchen Prieſterſchaft, werde Gehör gegeben haben. Die Bewegungsgründe, womit er jenen zu bereden ſuchet, ſind folgende:

Hor queſta Effigie lor di là rapita,
Voglio, che tu di propria man transporte,
E la riponga entro la tua Meſchita.
Jo poſcia incanto, adoprero ſi forte,
Ch'ogni hor, mentre ella qui ſia cuſtodita,
Sara fatal cuſtodia a queſte porte;

Tra mura ineſpugnabili al tuo impero
Sicura ſia, per novo alto miſtero.
Si diſſe, e'l perſuaſe, &c.

Aber ein jeder mag ſelbſt urtheilen, ob es glaublich ſey, daß ein Mahometaner, dem Schwarzkünſtler zu gefallen, eine ſeiner Religion ſo widerwärtige Sache gethan haben würde?

14. §. Allein das iſt nicht das Aergſte. Armide iſt noch eine größere Hexe als Jſmeno. Sie verwandelt wohl zehn chriſtliche Prinzen in Fiſche, und ein Papagey muß allerhand verliebte Liederchen ſingen, die er NB. ſelbſt gemacht hat. Das übertrifft faſt noch die homeriſchen Erzählungen von der Circe; iſt aber um deſtoweniger zu entſchuldigen, da es in einer weit erleuchtetern Zeit geſchrieben worden, als jenes. Noch mehr, Rainaldo kann aus den Händen eines mahometaniſchen Zauberers nicht anders, als durch die ſchwarze Kunſt eines chriſtlichen Hexenmeiſters befreyet werden. Dergeſtalt muß es nun ſowohl türkiſche, als chriſtliche Teufel geben, die einander zuwider ſind: und die Gewalt der chriſtlichen muß der mahometaniſchen Teufel ihrer, weit überlegen ſeyn. Das heißt ja, ein rechtes Belieben an Teufeleyen haben, und dadurch, zum wenigſten außer Jtalien, alle Wahrſcheinlichkeit aus den Augen ſetzen. Kurz, es iſt dem guten Taſſo nichts ſchweres, die Meſſe, Beichte und Litaney mit Beſchwerungen und Teufelskünſten; den Michael ſamt allen Engeln mit dem Pluto und der Alekto; das iſt, den Himmel mit der Hölle, das Chriſtenthum mit dem Heidenthume und dem mahometaniſchen Aberglauben, durch einander zu miſchen.

15. §. Jch kann nicht umhin, noch ein paar Proben, von der ſeltſamen Begierde, das Wunderbare in Hexereyen zu ſuchen, aus dieſem Poeten anzuführen. Ubaldo wird zu einem alten und heiligen Beſchwerer geſandt, der ihn bis in den Mittelpunct der Erden bringt: wo er mit ſeinem Gefährten an einem Strome ganz voller Edelgeſteine ſpazieren geht. Von da ſchickt man ihn nach Askalon zu einer alten Vettel, die

die ihn auf einem Schifflein in die canariſchen Inſeln verſe-
ßet. Unter Gottes Beyſtand kömmt er, einen bezauberten Ring in Händen habend, glücklich daſelbſt an, und führet den tapfern Rainald bis ins chriſtliche Lager mit ſich zurück. Aber zu was Ende? Die Zauberkunſt muß dieſen Helden ſo viel tauſend Meilen weit zurück bringen; bloß weil ihn die Vorſehung beſtimmet hatte, etliche alte Bäume, in einem von Geſpenſtern beunruhigten Walde, zu fällen.

16. §. Im Anfange befiehlt Gott dem Erzengel Michael, die in der Luft umher ſchwärmenden Teufel in die Hölle zu ſtürzen; weil ſie lauter Ungewitter machten, und ihm die Donnerkeile allezeit, den Mahometanern zum Beſten, auf die Chriſten lenketen. Michael thut es, und gebeut ihnen, ſich niemals in die Händel der Chriſten zu mengen. Sogleich gehorſamen ſie, und verſenken ſich in den Abgrund. Aber es dauret nicht lange. Der Zauberer Iſmeno hat mehr Gewalt, als Michael. Denn auf ſeinen Wink kommen ſie wieder heraus, und wiſſen den göttlichen Befehl durch gewiſſe künſtliche Ausflüchte ungültig zu machen. Sie erſchrecken die Chriſten im Walde, durch allerley fürchterliche Larven. Tancredo findet ſeine Clorinde in eine Fichte verzaubert, und durch den Hieb verwundet, den er dem Baume gegeben. Armide ſiehet dieſes hinter einem Myrthengebüſche zu, ob ſie gleich zu derſelben Zeit auch in Aegypten iſt: und der Poet berichtet uns gleichwohl gar nicht, wie auch die künſtlichſte Zauberinn an zweyen Orten zugleich ſeyn könne?

17. §. Arioſt ein Landsmann des Taſſo, hat denſelben an ſeltſamer Unwahrſcheinlichkeit weit übertroffen, und zum wenigſten dadurch verdienet, daß er von vielen Italienern demſelben vorgezogen wird. Sein raſender Roland iſt bekannt, und ſoll eben ſowohl ein Heldengedichte heißen, als das befreyte Jeruſalem. Dieſer Held war aus Eiferſucht über die ſchöne Angelica zum Narren geworden, weil ſein Nebenbuhler Medor glücklicher bey ihr geweſen, als er. Aſtolph, ein andrer Ritter, befand ſich eines Tages im irdiſchen Paradieſe, auf dem Gipfel eines hohen Berges, wohin ihn ein geflü-

gelter Löwe getragen hatte. Daſelbſt traf er den heiligen Johannes an, welcher ihm zu wiſſen that, daß er den Roland von ſeiner Raſerey zu befreyen, eine Reiſe nach dem Monden thun müſſe. Aſtolph bedenket ſich nicht lange, ſeine irrende Ritterſchaft, auch außer der Erdkugel fortzuſetzen: und alsbald iſt ein feuriger Wagen da, der den Apoſtel und Ritter durch die Luft wegführt. Wie erſtaunet Aſtolph nicht, als er bey ſeiner Annäherung gewahr wird, daß der Mond weit größer iſt, als er ſonſt ausſieht; und daß er endlich Land und Waſſer, Berge und Ströme, Seen und Städte, ja ſo gar Nymphen gewahr wird, die ſich in den Wäldern mit der Jagd beluſtigen. Man ſollte denken, Arioſt wäre den neuern Philoſophen zugethan geweſen, die den Mond ſowohl für eine bewohnte Weltkugel halten, als die Erde: allein das Folgende wird ſattſam zeigen, daß man ihm dieſe Ehre nicht anthun könne. Er findet auch ein ſeltſames Thal im Monden, wo alles anzutreffen iſt, was auf der Erde verlohren gegangen; es mochte nun ſeyn was es wollte: Kron und Zepter, Geld und Gut, Ehre und Anſehen, gute Hoffnung, verſchwendete Zeit, die Allmoſen der Verſtorbenen, die Lobgedichte auf große Herren, und ſo gar die Seufzer der Verliebten.

18. §. Bey ſo vielen Wunderdingen, die der Ritter daſelbſt antraf, war denn auch eine unglaubliche Menge verlornes Verſtandes daſelbſt zu finden. Da ſtunden unzähliche Gläſer mit einem ſubtilen Wäſſerchen angefüllet, auf deren jedem der Name deſſen geſchrieben war, dem der Verſtand zugehörete. Unter ſo vielen Gläſern ſolcher Leute, die Aſtolph allezeit für ſehr klug gehalten hatte, und die doch ſo ziemlich voll waren, fand er auch ſein eigen Gläschen; welches er ſogleich erhaſchte: und mit Erlaubniß des Apoſtels zog er ſeinen Verſtand, wie ungariſch Waſſer, durch die Naſe wieder in ſich. Das Glas Rolands traf er endlich auch an: er bemächtigte ſich deſſelben, um es mit ſich zurücke zu nehmen; weil dieſes der Zweck ſeiner Reiſe war. Er fand, daß daſſelbe ſehr ſchwer zu tragen war, weil Roland kaum etliche Tropfen davon übrig behalten, und ſonſt die

Art deſſelben eben nicht die feineſte geweſen ſeyn mochte. Hiebey fängt nun Arioſt an, einen verliebten Seufzer an ſeine Schöne zu thun, dergleichen er mitten in ſeinem Heldengedichte zu thun pflegt. Er ſagt ihr, daß er ſeinen Verſtand auch zwar verlohren hätte; aber daß er ihn nicht ſo weit würde zu ſuchen haben. Er ſchwebe auf ihren Augen und Lippen herum, und er bäthe ſich deswegen nur die Erlaubniß aus, denſelben mit ſeinen Lippen wieder zu haſchen. Genug von Arioſts Phantaſien, die gewiß eher den Träumen eines Kranken, wie Horaz ſpricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich ſehen: weil weder Wahrſcheinlichkeit, noch Ordnung darinn anzutreffen iſt.

19. §. Was ſoll ich von dem Marino ſagen, deſſen Schriften eben ſo voll unwahrſcheinlicher Dinge ſind, als ſeiner Landsleute? Zur Probe darf ich nur die entſetzliche Abbildung nehmen, die er im Anfange ſeines Kindermordes von dem Satan gemacht hat. Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer ſcheußlichen Kette, von hundert in einander geſchlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron, iſt ein unauslöſchlich Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel, iſt nunmehr aus Flammen und Finſterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupte, darum ſich lauter Hydren und Ceraſten gewickelt haben, die gleichſam die Edelſteine in ſeiner Krone ausmachen. In ſeinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, und ſeine Blicke gleichen den Cometen und Blitzen. Geſtank und Finſterniß dampfet aus ſeiner Naſe, ſein Hauch iſt dem Wetterſtrale, und ſein Seufzen dem Donner ähnlich. Dadurch ſowohl, als durch ſeine feurige Blicke zündet er ſelbſt den Holzſtoß an, (der doch vorher ſchon brannte) welcher unverbrennlich iſt, und doch alles verzehret. Seine von Geiſer und Roſt angefreſſene Zähne klappern und machen ein groß Geräuſche, durch ihr Knirſchen; und ſein Schwanz ſchlägt in der Glut, auf die Schuppen ſeiner ſtählernen Gliedmaaßen.

20. §. Bey dieſem hölliſchen Tyrannen ſtehn drey Furien, (damit ja das Heidenthum wieder ins Chriſtenthum

gemiſcht werde) ihn auf ewig auf die Folterbank zu ſpannen, und mit ihren Natterſtreichen unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare ſind magre Schlangen, ſein Zepter iſt von Stahl: und kurz, er iſt ſo abſcheulich, daß er vor ſich ſelbſt ſowohl, als vor ſeinem Reiche einen Abſcheu hat. Nun fängt der Poet an, dieſen gefallenen Geiſt aus der heidniſchen Mythologie zu ſchimpfen, und ihn bald einen Narciß, bald einen Phaeton zu nennen, und die ſtrenge Richterhand des wahren Gottes, mit einem fabelhaften Phlegeton zu vermengen. Die Sybillen und Orakel, werden bald darauf von der Jungfer Maria und der Eliſabeth abgelöſet: und auf die Geburt Chriſti muß der Friedensgöttinn Tempel einfallen. Endlich holt der Poet noch nach, daß Satan auch Flügel gehabt, die er als die größten Schiffſegel ausgedehnet hätte, um vor dem bethlehemitiſchen Sterne zu entfliehen; aber er wäre durch ein ſtählernes Gebiß in ſeinem ewigen Gefängniſſe feſt behalten worden.

21. §. Ob nun eine ſolche Schilderey des Satans, die halb chriſtlich, halb heidniſch iſt; ihn bald zum Könige und bald zum Sklaven macht; bald andere ſchlagen, bald ſelbſt gefoltert und gepeitſchet werden läßt; ihm Hörner und Klauen, einen Schwanz und ſtählerne Schuppen giebt; ihn mit Feuer und Schlangen zugleich umgiebt; ja bekleidet auch nackend zugleich, auf dem Throne und auf der Folterbank zugleich vorſtellt u. ſ. w. ja ferner alles übrige durch einander menget; ob dieſe Beſchreibung wahrſcheinlich ſey, ſage ich, das laſſe ich meine Leſer ſelbſt urtheilen. Mir kömmt es vor, daß der Dichter aus großer Begierde recht was Wunderbares zu machen, die Regel des Horaz vergeſſen:

Aut famam ſequere, aut *ſibi conuenientia* finge
Scriptor.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

Es

Es iſt nicht genug, daß man ſagt, die Maler pflegten ja den Satan dergeſtalt abzubilden; und alſo wäre es ſchon wahrſcheinlich, daß Satan ſo ausſähe. Denn was haben doch die Maler nicht für ungereimte Sachen abgeſchildert? Wollte ein Poet ihnen folgen: ſo würde er auch Troja und Jeruſalem mit Carthaunen beſchießen, und mit Mörſern bombardiren dörfen, wie man es in vielen Holzſchnitten alter Bücher wahrnehmen kann. Wie wollte man aber dieſes mit den alten Geſchichten zuſammen reimen?

22. §. Ich komme auf den Milton, der in engliſcher Sprache ein Heldengedichte vom verlohrnen Paradieſe geſchrieben hat; welches uns vor etlichen Jahren in der Schweiz im Deutſchen geliefert worden. Dryden, ein andrer engliſcher Poet, zieht ihn dem Homer und Virgil in einer Sinnſchrift vor:

The force of nature could no further go,
To make a third, ſhe join'd the former two.

Er hat ſich aber auch nicht aller Fehler in dieſem Stücke enthalten können, ſo große Fähigkeit er auch ſonſt im Dichten erwieſen hat. Erſtlich erklärt er alle heidniſche Gottheiten für Teufel, die unter verſchiedenen Namen von den Heiden wären angebethet worden: hernach berufft er ſich auf den Raub der Proſerpina, als auf eine wahre Geſchicht. Wer hätte es denken ſollen, daß in der bibliſchen Materie vom Falle der Engel das Heidenthum ſtatt finden würde? Am ſeltſamſten ſieht ſein Pandämonium aus, das iſt der Ort, wo die Teufel mit einander zu Rathe gegangen. Satan hatte ſie ſchon einmal in einem weiten Felde zuſammen beruffen, und eine Anrede an ſie gehalten; und alſo ſchien es vergebens zu ſeyn, daß er noch ein beſonderes Gebäude hätte, wo er mit ihnen rathſchlagen könnte. Aber der Poet ſcheint ein Belieben getragen zu haben, ſein Pandämonium nach der doriſchen Ordnung zu bauen, es mit allerley Verzierungen, als Karnießen und goldnen Blumen ausſchmücken. Dieſe Erfindung ſcheint ſich nun zwar nicht aufs beſte für einen

ernſthaften Milton zu ſchicken: aber noch ſchöner kommt es heraus, wenn ſich alle ſeine Teufel in Zwerge verwandeln müſſen, damit ſie nur in dem gar zu engen Gebäude, Platz finden mögen. Lucifer indeſſen, mit ſeinen vornehmſten Bedienten, behalten ihre natürliche ungeheure Größe; daher der gemeine Pöbel böſer Geiſter nur in Geſtalt kleiner Pygmäen erſcheinen muß. Wenn das nicht das Lächerliche aufs höchſte getrieben heißt: ſo weis ich nicht mehr, was wahrſcheinliche oder unwahrſcheinliche Erdichtungen ſeyn ſollen.

23. §. Noch eine Fabel iſt indeſſen werth, aus dieſem Dichter angemerket zu werden. Die Sünde wird aus dem Gehirne Satans, als eine Minerva aus dem Haupte Jupiters gebohren. Satan aber zeuget von dieſer ſeiner Tochter abſcheulicher Weiſe ein Kind, nämlich den Tod: und dieſes raſende und ſchmutzige Ungeheuer beſchläft wieder ſeine Mutter, ſo wie es der Vater mit ſeiner Tochter gemacht hatte. Aus dieſer neuen Blutſchande wird ein ganzes Neſt voll Schlangen erzeuget, die in den Schooß ihrer Mutter kriechen, und alle die Eingeweide verzehren, daher ſie entſproſſen ſind. Ob eine ſo ſchmutzige und wahrhaftig abſcheuliche Allegorie Wahrſcheinlichkeit genug habe, will ich abermal nicht ſelbſt beurtheilen, ſondern einem jeden ſeine Gedanken davon laſſen. Zum wenigſten ſieht man nicht, warum die Sünde mit dem Tode noch einmal verbothener Weiſe hat zuhalten müſſen. Dieſes hat in der Sache ſelbſt keinen Grund mehr, und ſcheint von dem Poeten nur zur Vergrößerung der Abſcheulichkeiten erſonnen zu ſeyn. Eben dadurch verliert nun ſeine Fabel die Wahrſcheinlichkeit: weil man es nicht begreifen kann, warum der Tod noch die Schlangen habe zeugen müſſen? Nicht beſſer geht es mit dem Paradieſe der Narren, wo die Mönche, Capuciner, Indulgenzien, Bullen und Reliquien auf den Flügeln des Windes herumſpazieren; Petrus aber mit ſeinen Schlüſſeln an der Himmelsthür ſteht. Wie konnten alle dieſe Dinge zu der Zeit vorhanden ſeyn, da das Paradies verlohren gegangen? Für den Arioſt würden ſich ſolche Thorheiten beſſer, als für einen Milton geſchicket

cket haben. Ich übergehe hier noch die Abwechſelung des Tages und der Nacht, im Himmel vor Erſchaffung der Welt, die Weltgegenden, Berg und Thal, ja einen Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künſtliche Dinge machen, zum Exempel, Carthaunen und Schießpulver, womit ſie die Engel zerſchmettern, die Thore und Schildwachten an der göttlichen Reſidenz, und tauſend andre Poſſen mehr. Siehe der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. I. Band, wo ein Auszug aus dieſem Gedichte zu finden iſt.

24. §. Nun könnte ich noch zu ein paar neuern Heldengedichten der Engländer, nämlich dem Könige Arthur, den Richard Blackmore gemacht, und dem Leonidas, den uns vor kurzem Herr Glover geliefert hat, fortſchreiten. Allein, je neuer die Zeiten werden, und jemehr die Vernunft aufgeklärt wird, deſto reiner werden ſolche Werke von allen Fehlern wider die Wahrſcheinlichkeit. Ich mag mich alſo bey Kleinigkeiten nicht aufhalten, und komme auf die Franzoſen. Es iſt Schade, daß Voltaire in ſeinem neuen Heldengedichte, darinn er es allen vorigen, in Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, zuvorgethan, nicht gänzlich von Fehlern hat frey bleiben können. Ich will hier nicht an die Fabel gedenken, da er Heinrich dem Vierten, ſeinen Held, gleich im Anfange ſeines Gedichtes eine Reiſe nach Engeland thun läßt, um ſich den Beyſtand der Königinn Eliſabeth zuwege zu bringen. Dieſes iſt ja freylich in der Hiſtorie nicht gegründet, und alſo nicht wirklich geſchehen: allein, es iſt doch wahrſcheinlich; weil Heinrich gleichſam etliche Monate in einer ſolchen Stille zugebracht, daß man indeſſen von ihm nichts aufgezeichnet findet. Hier ſtund es nun dem Poeten frey, ſeinem Helden, der ohnedem in Frankreich nichts verſäumete, außer Landes was zu thun zu geben. Er zaubert ihn aber nicht etwa in die canariſchen Inſeln, und wieder zurück; wie Taſſo es mit ſeinem Rainald macht: ſondern er läßt ihn natürlicher Weiſe über den Canal zwiſchen Frankreich und Engeland ſchiffen u. ſ. w.

25. §. Ich frage nur, ob der alte Greis, den er ſo gleich auf der engliſchen Küſte in einer Einöde antreffen, und ſeinem

Helden ſein ganzes künftiges Schickſal vorherſagen läßt; ob dieſe Fabel, ſage ich, Wahrſcheinlichkeit genug für ſich habe? Der Einſiedler muß ein Prophet werden, und zwar ein wirklich von Gott erleuchteter Prophet, dergleichen die im alten Teſtamente geweſen. Er ſagt ausdrücklich:

Ce Dieu, qu'il adoroit, prit ſoin de ſa vieilleſſe,
Il fit dans ſon deſert deſcendre ſa ſageſſe,
Et prodigue envers lui de ſes treſors divins,
Il ouvrit à ſes yeux le Livre des deſtins.

Ich weis nicht, ob dieſe vier Zeilen es wahrſcheinlich und glaublich machen können: daß Gott die Bücher des Verhängniſſes einem Eremiten werde eröffnet haben; welches er ohne Noth niemals gethan, auch niemals zu thun verſprochen hat. Um ſo viel mehr aber iſt mir dieſer neue Prophet ärgerlich anzuhören, da er, als ein eifriger Papiſt, die proteſtantiſche Religion für einen Irrthum anſieht; den Uebertritt Heinrichs des IV. zur römiſchen Kirche eine Erleuchtung nennet, u. ſ. w.

De Dieu, dit le Vieillard, adorons les deſſeins,
Et ne l'accuſons pas des fautes des humains.
J'ai vû naitre autrefois le Calviniſme en France,
Foible, marchant dans l'ombre, humble dans ſa naiſſance.
Je l'ai vu ſans ſupport, exilé dans nos murs,
S'avancer à pas lents par cent detours obſcurs.
Enfin, mes yeux ont vu du ſein de la pouſſiere
Ce fantôme effrayant lever ſa tête altiere,
Se placer ſur le trône, inſulter aux mortels,
Et d'un pied dedaigneux renverſer nos autels.
  Loin de la Cour alors en cette grotte obſcure,
De ma religion je vins pleurer l'injure.
Là quelque eſpoir au moins conſole mes vieux jours;
Un culte ſi nouveau ne peut durer toujours.
Des caprices de l'homme il a tiré ſon être,
On le verra perir, ainſi qu'on l'a vu naitre &c. &c.

26. §. Ob nun ein Prophet, der die gereinigten Wahrheiten des Evangelii für ein Ungeheuer ſchilt, ſie einen neuen Gottesdienſt nennet, und ihren Urſprung aus dem menſchlichen Eigenſinne herleitet, und ihnen einen baldigen Untergang drohet: ob ein ſolcher ein wahrer Prophet ſeyn könne; das mögen alle Proteſtanten, davon halb Europa voll iſt, ſelbſt bedenken. Gleichwohl verkündiget unſer Einſiedler alles vorher, als ob er die Geſchichte Heinrichs des IV. ſchon zum voraus geleſen hätte. Man darf nicht ſagen, es könne von einem katholiſchen Poeten nicht gefordert werden, daß er als ein Proteſtant ſchreiben ſolle. In Frankreich werde dieſer Eremit wahrſcheinlich genug ſeyn ꝛc. Ich antworte: Voltaire hat in ſo vielen Stellen ſeines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit deſſelben mit beyträgt, genugſam zu verſtehen gegeben, daß er kein ſo blinder Papiſt ſey, als mancher wohl denken möchte. Hat er nun ſelbſt das Herz gehabt, viel Sätze einfließen zu laſſen, die ſeinen Religionsverwandten ſo ſehr misfallen haben, daß er das Land deswegen räumen müſſen: warum hat er nicht vollends dieſen Einſiedler, der doch die Creatur ſeiner Einbildungskraft iſt, ſo gebildet, daß er überall und nicht nur in Frankreich wahrſcheinlich herausgekommen?

27. §. Ich komme auf die Hexerey der Verſchwornen, die er im fünften Buche ſeines Gedichtes beſchrieben hat; und davon ſchon oben gedacht worden. Es kann ſeyn, daß die damalige Königinn von Frankreich, eine Liebhaberinn der Zauberkunſt geweſen; und es kann ſeyn, daß ihr Exempel viele ihrer Unterthanen nach ſich gezogen. Es ließe ſich daher auch mit einiger Wahrſcheinlichkeit dichten, die ſechzehn Häupter der Rebellen hätten zu einem Schwarzkünſtler ihre Zuflucht genommen, um das Schickſal ihres Reichs zu erfahren. Dieß finſtre unterirdiſche Gewölbe, alle die abergläubiſchen Zurüſtungen des jüdiſchen Hexenmeiſters, kurz, alles, was vorhergeht, und ſich bloß auf die thörichte Phantaſie der Menſchen gründet, iſt in meinen Augen nicht unwahrſcheinlich. Aber, daß der Poet auf eine ſo verdammli-

che Begierde das Künftige zu wiſſen, auf ſolche gotteslåſterliche und ruchloſe Beſchwerungen und Zauberformeln, eine Erhörung ihres Wunſches erfolgen låßt, das kann ich ihm nicht vergeben. Gott beſtårket dieſe abergläubiſche Rotte in ihrer Thorheit. Was der Zauberer nicht vermag, das thut derjenige, den er gelåſtert hat: und was das Aergſte iſt, durch ein wahrhaftes Wunderwerk, dabey er die Geſetze der Natur aufheben muß. So ſagt der Poet:

Aux magiques accents, que ſa bouche prononce,
Les Seize oſent du Ciel attendre la Reponſe:
A devoiler leur ſort ils penſent le forcer;
Le Ciel, pour les punir, voulut les exaucer,
Il interrompt pour eux les Loix de la Nature.
De ces Antres muëts ſort un triſte murmure,
Mille éclairs redoublez dans la profonde nuit,
Pouſſent un jour affreux, qui renait & qui fuit.
Au milieu de ces feux Henri brillant de gloire,
Apparoit à leurs yeux ſur un char de victoire &c.

Wo hat man nun ein Exempel von dergleichen Begebenheiten gehört oder geſehen, da Gott an ſtatt des Satans einem Hexenmeiſter ſeinen Wunſch erfüllet; ihn dadurch in ſeiner Thorheit geſtårket, und alſo der Ehre ſeines eigenen Namens ſelbſt Hinderniſſe in den Weg gelegt hat? Herr Voltaire, der ſonſt ſolche geſunde Begriffe von dem höchſten Weſen hat, ſollte ſich hier wohl etwas behutſamer aufgeführt haben; damit er die Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die er andern ſo wohl vorzuſchreiben weis, ſelbſt nicht aus den Augen geſetzt håtte.

28. §. Ich habe mich bisher in Bemerkung der Fehler allein bey den berühmten Heldengedichten der ältern und neuern Zeiten aufgehalten, und würde noch ein deutſches Heldengedichte vornehmen müſſen; wenn eins vorhanden wåre, das ſich der Mühe verlohnte. Wir haben zwar den Wittekind, den uns Poſtel verfertiget hat: allein dieſer verdient eben ſo wenig eine Critik, als des Chapelains Mågdchen von Orleans,

Orleans, oder des St. Amand erretteter Moſes, in Frankreich. Zudem wird er faſt von niemanden geleſen, und alſo iſt es nicht zu beſorgen, daß ſein Exempel andre verführen werde. Man ſehe indeſſen, was von dem habspurgiſchen Ottobert in den critiſchen Beyträgen der deutſchen Geſellſchaft geurtheilet worden. Ich komme alſo noch mit wenigem auf die Fehler, die in dramatiſchen Poeſien wieder die Wahrſcheinlichkeit begangen werden. Die Alten ſind davon eben ſo wenig frey, als die Neuern, und wenn wir ſie gleich loben, ſo wollen wir nicht alles Schlechte damit gut heißen, das ihnen zuweilen entwiſchet iſt. Sophokles ſoll uns bey den Griechen mit ſeinem Oedipus zum Beyſpiele dienen, daß er auch habe fehlen können: wenn gleich die Fabel überhaupt und das ganze Stück ſeinen Werth behält.

29. §. Der Schauplatz öffnet ſich durch einen Chor thebaniſcher Bürger, die vor den Altären auf ihren Knien liegen, und von den Göttern das Ende ihres Unglücks erbitten wollen. Oedipus, ihr König, erſcheint mitten unter ihnen, und ſagt: **Ich bin Oedipus, der in aller Welt ſo berühmt iſt. Was iſt die Urſache, meine Kinder, weswegen ihr hieher gekommen?** Iſt es hier wohl wahrſcheinlich, daß die Thebaner ihren Herrn nicht gekannt; und daß er es alſo nöthig gehabt zu ſagen, wer er ſey? oder ſollte es der König eines Volkes nicht wiſſen, daß eine Peſt in ſeinem Lande wüte? Der Hoheprieſter antwortet ihm indeſſen im Namen des Volks: **Du ſiehſt hier Jünglinge und alte Männer vor dir. Ich, der ich dich anrede, bin der Oberprieſter Jupiters. Deine Stadt iſt wie ein Schiff, das von Ungewittern beſtürmt wird** ꝛc. Und hier fängt er ihm an die Peſt zu beſchreiben, die im Lande damals wütete. Sollte hier wohl Oedipus wiederum den Hohenprieſter nicht gekannt haben? Indem die Beſchreibung der Peſt noch währet, kömmt Creon, der Jokaſta Bruder, den man an das Orakel geſchickt hatte, eine göttliche Antwort wegen der Landplage zu vernehmen. Dieſer redet den Oedipus an: **Herr,** ſpricht er, **wir haben vormals**

mals einen König gehabt, der Lajus hieß. Ich weis es, erwiedert jener, ob ich ihn gleich niemals geſehen habe. Er iſt erſchlagen worden, verſetzt Creon, und Apollo will, daß wir ſeine Mörder zur Strafe ziehen ſollen. Iſt denn Lajus zu Hauſe oder im Felde erſchlagen worden? fragt Oedipus hierauf.

30. §. Hier ſieht nun wohl abermal ein jeder, es ſey gar nicht wahrſcheinlich, daß Creon eine ſo bekannte Sache, als der Tod des Königs Lajus in Theben ſeyn mußte, demjenigen, als was Unbekanntes würde erzählet haben, der an ſeiner Stelle ſchon etliche Jahre regieret hatte: vielweniger, daß Oedipus ſich in ſo langer Zeit nicht mehr um die Art ſeines Todes bekümmert haben würde. Doch er fährt fort, zu fragen, ob denn aus der Anzahl der Gefährten, die bey dem erſchlagenen Könige geweſen, niemand wieder zurücke gekommen? Einer, der wirklich mit zugegen geweſen, giebt zur Antwort, daß es von einer Menge von Straßenräubern geſchehen; da es doch von einer einzigen Perſon, nämlich vom Oedipus ſelbſt geſchehen war. Wie war es nun möglich, eine ſo falſche Antwort zu geben, da man bey Entdeckung der Wahrheit nicht das geringſte zu beſorgen hatte? Oedipus vernimmt endlich, daß Phorbas, einer von den damaligen Gefährten des Lajus noch lebe; und von dieſem hätte er leicht völlige Nachricht einziehen können. Allein, er läßt ihn, wider alles Vermuthen, nicht einmal zu ſich fordern. Auch der Chor, der ihm allezeit Anſchläge giebt, denkt nicht daran; ſondern räth ihm, lieber den Tireſias fordern zu laſſen. Endlich in der vierten Handlung kömmt Phorbas. Ohne Zweifel denkt man hier, Oedipus werde ihn mit großer Ungeduld fragen: Wie es mit dem Tode des Königes bewandt geweſen? weil er ſo begierig war, ſeinem Volke zu helfen. Aber nichts weniger, als das. Die Tragödie endigt ſich, ehe Phorbas ein Wort von dem Tode ſeines Herrn zu reden bekommen hat.

31. §. Dieß mag zu einer Probe genug ſeyn, daß Sophokles die Wahrſcheinlichkeit nicht genau beobachtet habe. Wer ſich ausführlicher darum bekümmern will, der kann die Critik

tik nachleſen, die Voltaire über die drey Oedipos, nämlich den griechiſchen, des Corneille franzöſiſchen, und ſeinen eigenen gemacht hat. Imgleichen kann man die Critik über den Cid, von der franzöſiſchen Academie, in dieſer Abſicht zu rathe ziehen; welches Stück auch in der deutſchen Schaubühne I. Theile befindlich iſt. In eben dieſem Theile ſteht auch mein Cato, von welchem in den critiſchen Beyträgen eine Beurtheilung, nebſt einer Antwort zu leſen iſt. Man ſehe auch in eben dieſen Beyträgen, was von dem gedrückten und erquickten Jacob, imgleichen vom Trauerſpiele Polyeuktes, dem dresdeniſchen Telemach, und Herodes dem Kindermörder, endlich auch von Schakeſpears Cäſar, hin und wieder geurtheilet worden. Die Liebhaber der Opern mögen St. Evremonts Gedanken darüber nachſchlagen, die in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft überſetzt zu leſen ſind. Und überhaupt von theatraliſchen Poeſien kann man nachleſen, was Cervantes im Don Quixote, einen gewiſſen Canonicus, davon hat ſagen laſſen. Die Wahrſcheinlichkeit in Schäfergedichten anlangend, darf man nur Fontenellens Diſcurs, der auch bey den Geſprächen, von mehr, als einer Welt, von mir überſetzt anzutreffen iſt, imgleichen den Guardian davon beſehen. Die Satire betreffend, ſehe man Muralts Briefe über die Franzoſen nach, wo er des Boileau Satire über Paris unterſuchet hat.

32. §. Ich ſehe es ſchon vorher, daß viele dieſe beyde letzte Hauptſtücke mit ſcheelen Augen werden angeſehen haben. Es wird wenigen von unſern deutſchen Poeten gefallen, daß man ſich die Freyheit nimmt, die Gedichte der größten Meiſter ſo ſcharf zu prüfen. Man wird ſagen, es ſchicke ſich nicht, aller Leute Geſchmack nach ſeinem eigenen Leiſten zu meſſen. Was mir nicht gefiele, das könnte deswegen doch andern gefallen, und alſo auch ſchön ſeyn. Und endlich wäre ich der Mann nicht, der ſich über die größten Meiſter zum Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieſes letzte, daß ich mir meiner Schwachheit ſelbſt ſchon bewußt bin. Ich habe ſelbſt kein Heldengedicht geſchrieben, und gebe mich alſo

für

für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu ſchätzen, geſchweige dem vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Allenfalls iſt es auch gar nicht nöthig, ſelbſt was beſſers machen zu können, wenn man andre nach den Kunſtregeln beurtheilet. Sind denn Ariſtotels Rhetorik und Poetik deswegen zu verwerfen, weil ihr Urheber ſelbſt weder ein großer Redner, noch ein Poet geweſen? Seine Regeln ſind doch richtig, und ſeine Urtheile von ſo vielen poetiſchen und oratoriſchen Werken ſeiner Zeit bleiben wohl gegründet; ſo lange Vernunft und Geſchmack in der Welt ſeyn wird. Zudem habe ich mir ja keine neue Geſetze und Kunſtregeln ausgeſonnen; ich ſage nur Anfängern in der Poeſie, was ich von den Alten für poetiſche Regeln gelernet habe, und wie man die Gedichte darnach prüfen müſſe. Horaz machte es auch ſo:

Fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus & officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Vnde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

33. §.

* FOR this reaſon we preſume not only to defend the cauſe of CRITICS; but to declare open War againſt thoſe indolent ſupine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of what is beautiful and agreeable, and having no account to give of ſuch odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by which alone they are able, to diſcover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule which theſe inſipid Remarkers pretend to throw upon juſt CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, wou'd be intirely loſt. Even in Behaviour and Manners we shou'd at this rate become in time as barbarous, as in our Pleaſure and Diverſions, I wou'd preſume it, however, of theſe *Critick-Haters*, that they are not yet ſo uncivilized, or void of all ſocial Senſe as to maintain: *That the moſt barbarous Life, or brutiſch Pleaſure, is as deſirable as the moſt poliſhd or refin'd.*

FOR my own part, when I have heard ſometimes Men of reputed Abi-

33. §. Den Freunden des willkührlichen Geſchmacks aber aufs erſte zu antwortem, ſo gebe ich ihnen eine treffliche Stelle des engliſchen Grafen Schaftsbury zu überlegen, die ich, weil das Buch nicht überall zu haben iſt, herſetzen will. * Ueberdas aber gebe ich es ihnen zu bedenken, ob ſie auch demjenigen das Wort reden wollen, der in der Unterſcheidung der Metalle ſich auf den Augenſchein allein verlaſſen, Gold, Meſſing, Silber und Zinn für einerley halten, und ſich über denjenigen erzürnen wollte, der bey dem Einkaufe ſolcher Waa- ſich des Probierſteins bedienete, oder eine Goldwage zu rathe zöge. Meines Erachtens werden ſie ſo billig ſeyn, und die Behutſamkeit dieſes letztern, der Einfalt des erſtern vorziehen: weil nicht die Farbe, ſondern der innere Gehalt, und die Schwere den wahren Werth der Metalle entdecket. Daſſelbe Urtheil nun muß ja billig von dem menſchlichen Witze und ſeinen Früchten gefället werden. Es muß nicht auf den bloßen Glanz und Schimmer ſeiner Werke ankommen; weil nicht alles Gold iſt, was da gleißet. Was nicht bey der geſunden Vernunft die Probe oder den Strich hält, das kann nicht für vollgültig genommen werden. Die Regeln der Kunſtrichter aber, die gehörig erwieſen worden, ſind der poetiſche Probierſtein, der das Zweifelhafte entſcheiden, und

Ability join in, with that effeminate plaintive Tone of *Invective* againſt CRITICKS, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep down the growing Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aſide from that *Examination* and Search, on which all Performance, as well as good Judgment depends &c. Tom. III. ſeiner Characteriſtics Miſc. III. C. 2. p. 165. D. i.

Aus dieſer Urſache, wollen wir nicht allein die Sache der Critikverſtändigen, vertheidigen; ſondern auch allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftſtellern, Verfaſſern, Leſern, Zuhörern, Comödianten und Zuſchauern einen offenbaren Krieg ankündigen, die ihre Einfälle allein zu einer Regel der Schönheiten und Annehmlichkeiten machen; und da ſie von dieſem ihrem Eigenſinne, oder ihrer wunderlichen Phantaſie keine Red und Antwort geben können, die Critik, oder Unterſuchungskunſt verwerfen; wodurch ſie doch allein geſchickt werden könnten, die wahre Schönheit und den rechten Werth jedes Dinges zu entdecken.

Nach der erzwungenen Auslachenswürdigkeit, die ſolche abgeſchmackte Leute wahren Criticis aufbürden wollen, würde das Beluſtigende von allen Künſten und natürlichen Schönheiten

und die wahren Schönheiten ſo ſehr ins Licht ſetzen, als die falſchen Putzwerke und weſentlichen Unrichtigkeiten ſinnreicher Schriften beſchämen kann.

heiten verlohren gehen. So gar in Trachten und Sitten würden wir zu dieſen Zeiten ſo barbariſch werden, als wir in unſern Ergetzungen und Luſtbarkeiten ſind. Doch will ichs von dieſen Feinden der Critik hoffen, ſie würden nicht ſo unhöflich, oder von aller Menſchlichkeit ſo entfernt ſeyn, zu behaupten: daß das allerunmenſchlichſte Leben, und ganz viehiſche Beluſtigungen, eben ſo hoch, als die artigſten und feineſten Vergnügungen zu ſchätzen wären.

Meines theils, wenn ich zuweilen Männer von bekannter Geſchicklichkeit, mit einem weibiſchen und kläglichen Tone, wider die Kunſtrichter habe eifern hören; ſo habe ich wirklich gedacht: Sie hättens im Sinne, den anwachſenden Geiſt junger Leute, die ihnen nacheifern, niederzuſchlagen; indem ſie dieſelben von derjenigen Unterſuchung und Prüfung abzuwenden ſuchen, ohne welche eine tüchtige Arbeit ſo wenig, als ein richtiges Urtheil beſtehen kann.

* *

Das VII. Capitel.

Von poetiſchen Worten.

1. §.

Wir haben oben gewieſen, daß ein Dichter ſeine Nachahmung durch eine harmoniſche und wohlklingende Rede ins Werk richte. Die Rede nun iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, der durch die Worte geſchieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zuſammengenommen ihre Bedeutungen haben. Dieſe letztern bekommen den Namen der Redensarten, und davon wird in dem folgenden Capitel gehandelt werden. Hier will ich nur von der erſten Gattung handeln, und theils ihren mannigfaltigen Unterſcheid, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poeſie zeigen.

2. §. Fürs erſte iſt es bekannt, daß die Sprachverſtändigen, ſowohl in der deutſchen Sprache, als in der lateiniſchen, achterley Gattungen von Wörtern bemerket haben, die zur Ausdrückung und Verbindung unſrer Gedanken nöthig ſind. Wir haben **Nennwörter**, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenſchaften anzeigen, z. E. Kopf, Hand, Buch; gelehrt, geſchickt, gründlich, u. d. gl. Wir haben **Fürwörter**, die anſtatt der vorigen gebraucht werden können, um gewiſſe Wiederholungen zu erſparen. Z. E. Ich, du, er; der, die, das; dieſer, dieſe, dieſes, u. ſ. w. Wir haben **Zeitwörter**, um das Thun oder Leiden gewiſſer Dinge zu bedeuten: als ſchreiben, leſen, hören, lernen, u. d. gl. und die werden wiederum in ihre Claſſen abgetheilet. Wir haben **Mittelwörter**, die von den vorigen etwas, und von den Nennwörtern auch etwas an ſich haben, und alſo zwiſchen beyden das Mittel halten. Z. E. Das Wort **verworfener** deutet erſtlich auf ein vergangenes Leiden, das einer Sache, die verworfen worden, wiederfahren; hernach aber auch

die Eigenſchaft, z. E. eines ſchlechten Reimes: Ein verworfener Reim. Wir haben ferner **Nebenwörter**, dadurch die Bedeutungen der Hauptwörter entweder eingeſchränket oder vergrößert, oder ſonſt auf gewiſſe Weiſe beſtimmet werden; als z. E. **wohl** ſchreiben, **recht** reimen, **ſchön** denken, **ſtark** rühren. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nenn- und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältniſſe unter einander anzuzeigen: Als **von** Rom, **nach** Paris; **bey** uns, **zu** ihm, **über** die Wolken, **im** Staube, **unter** dem Pöbel. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zuſammenhang unſrer Begriffe anzeigen, als da ſind: und, auch, aber, denn, weil, dafern, u. d. gl. Endlich auch **Zwiſchenwörter**, die gemeiniglich zum Ausdrucke gewiſſer Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umſtände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Als: Ach! O! Hey! Sa, Sa! St! Wohlan! luſtig! u. d. m.

3. §. Aller dieſer Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben ſo wenig, als die Geſchichtſchreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er ſeine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derſelben iſt bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet ſich oftmals gewiſſer Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt ſeyn würden. Ich würde hier Regeln und Exempel davon geben müſſen, wenn ſich ſolches nicht bequemer bey den folgenden Abtheilungen der Wörter thun ließe. Man kann nämlich dieſelben überhaupt, entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter anſehen, und dabey fragen: welche von dieſen eigentlich für einen Poeten gehören? Die andern Unterſchiede der Wörter, z. E. einheimiſche und ausländiſche, niedrige und hohe, ehrbare und ſchändliche, matte und nachdrückliche, ſollen auch an ihrem Orte beyläufig berühret werden.

4. §. Was die altfränkiſchen Wörter betrifft, ſo finden wir ſie in den Schriften, die vor und um die Zeiten der Reformation Lutheri, ja bis auf Opitzens Zeiten, verfertiget worden. Man darf nur den Theuerdank, Hans Sachſens

und anderer ſolcher alten Meiſterſänger Schriften nachſehen: ſo wird man die Proben ganz häufig finden. Z. E. im Theuerdank ſteht gleich von Anfang **beſchaffen** für geſchaffen, (nach welcher Form auch unſere Canzelliſten noch **beſchehen** für geſchehen, zu ſetzen pflegen,) **Gemahel** für Gemahlinn, **Künigein** für Königinn, **Befilh** für Befehle, **beſtet** für beſtattet, **von nahenden** für nahen, **einhelligklich** für einhällig, **endtſchüttet** für beſchützet, **abgan** für abgehen, **morgenich** vor morgende, **Faulkeit** für Faulheit, **Ruck** für Rücken, oft und **dick** für vielmals, **Gehueren** für Geweihe oder Gehörne eines Hirſchen; **benuegich** für vergnügt, **öffen** für eröffnen, **kecklichen** für beherzt ꝛc. Doch genug, denn ſonſt müßte ich ein ganz Wörterbuch machen. Wer mehrere wiſſen will, kann ſich in Herrn Wachters und Friſchens deutſchen Wörterbüchern, oder auch in Leibnitzens und Eckards Collectaneis Etymologicis nicht weniger in den critiſchen Beyträgen hin und wieder umſehen. Man ſieht es wohl, daß in einigen dieſen Wörtern die Rechtſchreibung altfränkiſch iſt; von einigen auch ganz und gar ungewöhnlich geworden. Zuweilen iſt auch wohl das Geſchlecht verändert, als wenn z. Exempel im Theuerdank ſteht **das Jeiaid**, anſtatt daß wir itzo die Jagd ſagen. Wenn man aber in noch ältere Zeiten zurücke geht, ſo findet man gar unverſtändliche Wörter, die man auch im Zuſammenhange nicht errathen kann. Was heißt z. E. in folgenden Zeilen das letzte Wort?

Vnnd mit ganzen trewen Warnen
Ihr müßt die Königinn erarnen.

Theuerd.

Unzählicher anderer, die im Ottfried, Willeram, Stricker, Winsbeck und dergleichen alten Schriften vorkommen, zu geſchweigen, die man in Schilters Werke nachſehen kann.

5. §. Hier fragt ſichs nun, ob ein Poet ſich ſolcher alter Wörter bedienen könne? Von der letzten Art kann man wohl kein Bedenken tragen, mit Nein zu antworten. Denn

was einen unverſtändlich machet, das muß man mit Fleiß vermeiden. Von den erſten aber iſt es ebenfalls nicht anders. Durch die ſeltſame Figur, die ſolche Wörter itzo in unſern Augen machen, würde ein Gedichte nur lächerlich werden; oder, wenn ſie oft vorkämen, ſo würde ein Vers nur rauh und grob davon ausſehen. Diejenigen von unſern Dichtern, verdienen alſo eben ſowohl getadelt zu werden, die ſich ſolcher verlegener Wörter bedienen, als die lateiniſchen Poeten, die ſich aus dem Plautus, Pacuvius, Lucretius u. a. d. die ſeltſamſten Wörter ausſuchen, ihre Gedichte damit auszuputzen: worüber Accurſius ſie in einem eigenen Geſpräche verſpottet hat, darinn er einen Oſcier und einen Volſcier redend eingeführet hat. Ich habe einen Geiſtlichen gekannt, der ſich aus D. Luthers Schriften die alleràlteſten Wörter und Redensarten anmerkte, und ſeine Predigten damit ausſtaffirte. Seine Meynung war dabey, ſich als ein eifriger Schüler Luthers zu bezeigen: aber, eine ſo ſeltſame Nachahmung, machte ihn nicht nur unverſtändlich, ſondern auch lächerlich. Einem Poeten würde es nicht beſſer gehen, wenn er dergleichen thun wollte: es wäre denn, daß er mit Fleiß die Schreibart der Alten, in einem ſogenannten Knittelreime, nachahmen wollte; da es denn nicht nur erlaubt, ſondern auch eine Schönheit ſeyn würde, alles recht altfränkiſch zu machen.

6. §. So viel iſt indeſſen gewiß, daß man in gewiſſen alten Büchern zuweilen Wörter findet, die ſich auch zu unſern Zeiten noch ſehr wohl brauchen laſſen: obwohl ſie ſeit funfzig oder hundert Jahren aus der Mode gekommen. Z. E. Das Wort **Geſchwader**, Eſcadron, iſt heutiges Tages faſt nicht mehr zu hören; gleichwohl haben wir kein beſſers an deſſen Stelle erfunden; man wollte denn Schwadronen ſagen. Nun haben zwar gewiſſe neuere, dieſes Wort von einer Schiffsflotte zu brauchen angefangen, aber mit ſchlechtem Beyfalle, weil es ſich dazu nicht ſchickt. Das Wort **Buhlſchaft** iſt noch von Opitzen und Flemmingen gebraucht worden, dasjenige anzuzeigen, was die Franzoſen Maitreſſe, und die Halbdeutſchen eine Courteſie nennen.

Die **Verliebungen**, les Amours, iſt gleichfalls ein Wort, welches wir nicht beſſer auszudrücken im Stande ſind: ich finde es aber in einem Buche von 1648. gebraucht. Wenn ſich nun ein Poet dieſer und dergleichen Wörter mit Verſtande und mäßig bedienet, ſo kann man ihn nicht tadeln; ſondern hat vielmehr Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er ein geſchicktes Wort aus dem Staube der Vergeſſenheit wieder hervorgezogen hat, darein es ohn alle ſeine Schuld gerathen war.

7. §. Wegen der üblichen Wörter, ſcheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben: allein man kann doch verſchiedene gute Anmerkungen darüber machen, indem nicht alles was üblich iſt, von gleichem Schrote und Korne iſt. Zum erſten ſind entweder dieſelben gemein, ſo, daß ſie auch den einfältigſten Leuten geläufig ſind: oder ſie ſind ungemein und ſeltſam; weil ſie nur unter den Gelehrten zu Hauſe ſind, oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat nach Anleitung des erſten Capitels die Abſicht, ſich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu ſetzen und gleichſam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinſten; ſondern die ungemeinſten Wörter brauchen: zumal wenn er in ſeinem eigenen Namen ſchreibet. Wenn z. E. gemeine Leute ſagen: **Der Kopf thut mir wehe**: ſo ſpricht etwa der Poet: **Ein Schmerz durchdringt mein Haupt.** Jenes hört man täglich, darum klingt es nicht edel: dieſes hört man ſelten; darum iſt es edler und erhabener. Dieſes ſollten ſich alle die niederträchtigen Versmacher geſagt ſeyn laſſen, die ſich mit ihren pöbelhaften Reimen bis in die Sprache der Diener und Mägde herunter laſſen. Sie wollen deutlich und luſtig ſchreiben; aber ihre Hippokrene führt ein ſchlammigtes Waſſer bey ſich, welches oft gar ſtinkend iſt. Indeſſen muß man durch die edlen Wotte und Ausdrücke, nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Weſen verſtehen. Viele wiſſen hier keinen Unterſcheid zu machen. Weil ſie das niedrige fliehen, ſo verſteigen ſie ſich über alle Wolken.

Profeſſus grandia, turget,

ſagt Horaz von ſolchen ſchwülſtigen Geiſtern. Sie erſinnen ſich von den gemeinſten Sachen ſeltſame Redensarten, die alles mehr verdunkeln als erheben. Dadurch ſuchen ſie die Einfältigen zu betrügen, daß ſie hinter dem Nebel unverſtändlicher Worte wer weis was ſchönes zu ſehen glauben; da es doch die ſchlechteſte Sache von der Welt iſt. Es iſt ein anders, hochtrabend ſchreiben; ein anders aber, ſich im Kothe wälzen. Das Mittel iſt das beſte.

8. §. Doch ſind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewiſſen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrſchen muß, würde es ein Uebelſtand ſeyn, lauter geſuchte Ausdrückungen zu brauchen. Z. E. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder luſtigen Liebesliede, ingleichen in einer Satire oder Comödie, ſind die gewöhnlichſten Wörter gemeiniglich die beſten. Die Urſachen davon werden in den beſondern Regeln von dieſen Gattungen vorkommen. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Worte können einem Poeten nicht ganz verbothen werden, wenn ſie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Perſonen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von ſich geben können. Der berühmte Spanier, Cervantes, hat dieſes ſehr wohl beobachtet, wenn er ſeinen Sanſcho Panſa, als einen Bauerkerl, ganz abgeſchmackt, und in lauter bäuriſchen Sprüchwörtern reden läßt. Alle Wörter aber, die Unſläterey en bedeuten, alles, was wider den Wohlſtand läuft, alles was guten Sitten zuwider iſt, das muß der Poet auch bey den allerniedrigſten Ausdrückungen zu vermeiden wiſſen, wie in den Anmerkungen zur Dichtkunſt Horatii ſchon erwieſen worden. Ich weis alſo nicht, ob Rachel allemal zu entſchuldigen ſeyn wird, wenn er ſich in ſeinem ſatiriſchen Eifer ſo ſehr herunter läßt, daß er ſich auch ſchmutziger Redensarten bedienet. Z. E. in ſeiner Satire von Gut und Böſe, heißt es bald anfangs:

Woher haſt du o Held den Urſprung doch genommen,
Du biſt der Mutter, traun! nicht aus der Naſen kommen,
Wie ein gemeiner Rotz.

Doch was man dem vorigen Jahrhunderte noch überſehen könnte, das würde in dem itzigen unerträglich ſeyn.

9. §. Unter die üblichen Wörter möchte mancher auch wohl die ausländiſchen, ſonderlich lateiniſchen und franzöſiſchen rechnen wollen: weil nämlich nichts gewöhnlicher iſt, als dieſelben mit in unſere Sprache zu miſchen, wenn wir reden. Dieſes Uebel iſt auch ſo neu nicht, als man wohl denken ſollte, ſondern ſchon vor hundert und mehr Jahren, hat ſich Opitz in ſeiner deutſchen Poeterey darüber beſchweret. „So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, ſchreibt er, wenn „allerley lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wör„ter in den Text unſerer Rede geflickt werden; als wenn „ich ſagen wollte:

Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion,
Die euch ein Chevalier ma Donna thut erzeigen,
Ein handvoll von Favor petirt er nur zu Lohn.
Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen,

„Wie ſeltſam nun dieſes klinget, fährt er fort, ſo iſt nichts „deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren ſo ein„geriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche „Wörter, die er zum öftern nicht verſtehet, erwiſcht hat, bey „aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben herauszuwerfen.“ Er erweiſet ſeinen Satz durch das Exempel der Lateiner, welche faſt kein einzig griechiſch Wort in ihre Verſe gemiſcht: ausgenommen wo Juvenalis theils über das römiſche Frauenzimmer geſpottet, die aus Galanterie ihren Buhlern auf griechiſch liebkoſeten; theils einmal ein gewiſſes Laſter, welches er aus Schamhaftigkeit nicht lateiniſch nennen wollen, griechiſch ausgedrücket hat.

10. §. Seiner Regel ſind alle gute Poeten unſers Vaterlandes gefolget, bis einige neuere, als Weiſe, Philander, und Amaranthes von der angeführten Reinigkeit abgewichen.

Daß aber auch vor dieſen noch andere in gleichen Fehler verfallen ſind, erhellet daraus, daß verſchiedene patriotiſche Geiſter ihren Eifer wider die Sprachenmengerey durch die ſchärfſten Stellen erwieſen haben. Andreas Gryphius hat in ſeinem Horribilicribrifax ſowohl dieſen Großſprecher, als ſeinen Gegner Daradiridatumtarides, das Welſche, Spaniſche, Franzöſiſche; den Schulfuchs Sempronius hergegen, das Griechiſche und Lateiniſche, auf eine lächerliche Art ins Deutſche miſchen laſſen, um andern einen Abſcheu davor zu erwecken. Rachel hat ſich gleichfalls bemühet, eine ſo üble Gewohnheit abzuſchaffen, und in ſeiner ofterwähnten Satire, der Poet, folgender Geſtalt geſchrieben:

Es war ein neu Geſpräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Zunge nur, ein deutſcher Mann allein,
Aus nüchterm Munde ſprach, Franzöſiſch, Welſch, Latein.
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich ſelbſt hab einen hören ſprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyersmann,
Hub ſeinen Mengelmuß mit dieſen Worten an:
Ca Maitre! machet mir en façon der Franzoſen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hoſen.
Ich ſelber bin mir gram, mir knorrt der ganze Leib,
Daß ich jusqu' à preſent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
O Cloris dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein Eclat ſo weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kieſel ſteht.
Soleil de notre tems! O Auszug aller Tugend!
O himmliſcher Treſor! ꝛc. ꝛc.
Dieß war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben;
Nun denk ihm einer nach, wenn dieſes ſollte bleiben,
So wie der Anfang war, bey jedermann gemein;
Welch eine Sprache ſollt in Deutſchland endlich ſeyn?
So hat die Barbarey ſonſt das Latein zerſtücket,
Und Gothiſch, Wendiſch, Deutſch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererſt der Miſchmaſch auf die Welt,
Den Frankreich, Welſchland ſelbſt und Spanien behält.

Der Gentleman hat auch ſein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und dar, von allem was genommen;
Und eben dieſes wär den Deutſchen auch geſchehn,
Wenn nicht mit allem Ernſt da wäre zugeſehn,
Der Lapperey gewehrt, das gute Deutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Völker Zungen, ꝛc. ꝛc.

Er fährt noch weiter fort, und ſtellet ſo gar einen geiſtlichen vor, der das Evangelium vom Hauptmanne zu Capernaum in einer neumodiſchen Sprache auf der Kanzel vorgetragen, welches wohl werth iſt, geleſen zu werden. Dieſer Rachel ſelbſt iſt in dieſem Stücke ſo gewiſſenhaft, daß er in der Vorrede zu ſeinen zehn Satiren (in 12. vom Jahr 1700.) ausdrücklich erinnert; daß er zwey oder drey lateiniſche, vielleicht auch ſo viel franzöſiche Wörter mit eingeſchoben, nicht unwiſſend, daß ſolches im Deutſchen kein geringer Solöciſmus iſt. Er habe es aber mit Fleiß gethan, derer zu ſpotten, die ſich auf ſolche Weiſe hervorthun wollten: wie es auch die Lateiner mit denen gemacht, die halb lateiniſch, halb griechiſch hätten reden wollen. Was könnte ich nicht noch aus Laurenbergs plattdeutſchen Scherzgedichten für Zeugniſſe anführen; wenn es nöthig wäre, eine ſo ausgemachte Sache noch weitläuftiger zu erweiſen.

11. §. Ein deutſcher Poet bleibt alſo bey ſeiner reinen Mutterſprache, und behänget ſeine Gedichte mit keinen geſtohlnen Lumpen der Ausländer. Aber wie hält es mit den eigenen Namen der Perſonen, Städte, Flüſſe, Länder und Berge? Dieſe kann man unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen ſolchen Dingen deutſche Benennungen geben, die doch verſtändlich wären? Man läßt alſo dieſe Namen, nach Opitzens Regel, aus dem VI. Cap. ſeiner Poeterey, unveränderlich durch alle Abfälle; wenn es ſich thun läßt. Z. E.

Ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kann und mag, will ſetzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit, durch meiner Leyer Kunſt,
Die braune Flavia.

Opitz.

Nicht Flaviam, u. d. m. Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Sylben weg läßt, und alſo ein Wort von deutſcher Endung draus macht. Als z. E. Homer, Herodot, Plutarch, Auguſt, Virgil, Lucian, Terenz, Ovid, Marin, u. ſ. w. Alsdann laſſen ſich bey den meiſten auch die Veränderungen der Abfälle machen, z. E. Homers Gedichte, Herodots Hiſtorie, Plutarchs Schriften, Lucians Spöttereyen ꝛc. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten, wie es z. E. mit der Gebendung und Klagendung zu gehen pflegt; ſo ſetzt man den Artikel vor, **dem** Herodot, **den** Homer, u. ſ. w.

12. §. Bey etlichen aber will auch das erſte nicht angehen. Als bey Terenz und Horaz kann ich unmöglich ſagen, des Terenzes, des Horazes: ſondern da bin ich genöthiget, entweder die lateiniſche Endigung, oder die deutſche Verkürzung unverändert zu behalten, und den Abfall durch den Artikel anzudeuten. Gewiſſe Namen haben an ſich ſchon deutſche Endungen, als Solon, Alexander, Hannibal u. d. gl. Und dieſe können ohne alle Aenderung nach Art deutſcher Wörter gebraucht werden. Die Endigungen us, as und es, imgleichen die Namen, die ein a, o, oder einen andern lauten Buchſtaben zum Ausgange haben, ſind am ſchlimmſten nach deutſcher Art zu brauchen. Denn man kann nicht ſagen, des Julius's, Epaminondas's, Praxiteles's, Sylla's, Cicero's ꝛc. berühmte Namen. Die Engelländer machens in ihrer Sprache ſo, und im Deutſchen habens einige nachthun wollen; aber noch keine Nachfolger gefunden. Es iſt alſo am rathſamſten, alle die Wörter entweder zu laſſen, wie ſie ſind, und den deutſchen Artikel vorzuſetzen, oder den verkürzten Zeugefall der Lateiner, z. E. Cicerons, Catons u. d. gl. zu gebrauchen; oder ſie nach Gelegenheit gar auf lateiniſche Art zu verändern. Z. E. Simon Dach ſchreibt faſt vor hundert Jahren ſo:

Hier muß ſich mit ſchönen Flüſſen,
Hippokrene ſelbſt ergießen,

Mein

Mein Parnaß ragt hier hervor;
Hier kann Sokrates gebiethen,
Und die Kunſt des Stagiriten,
Hebet hie das Haupt empor.

Plato, Tullius, Euklides,
Maro, Flaccus, Ariſtides,
Und der Aerzte Fürſt, Galen,
Kriegen hier ein neues Leben,
Ja man ſieht noch hier erheben,
Paleſtinen, Rom, Athen.

Worinnen man faſt von allen obigen Regeln zulängliche Exempel antreffen wird. Nur muß man hier allemal das Lächerliche zu vermeiden wiſſen, und nicht etwa **Mecänen** mit **Maronen**, vergelten; in welcher Endung dieſes Wort Caſtanien andeutet. Und ſo viel von üblichen oder gewöhnlichen Wörtern.

13. §. Was die neuen Wörter anlanget, ſo fraget ſichs, ob man dergleichen machen könne oder dörfe? Man verſteht hier durch neue Wörter entweder ganz neue Sylben und Töne, die man ſonſt in unſerer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zuſammenſetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf dieſe neue Art noch nicht verbunden worden. Die lateiniſchen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Z. E. Horaz brauchet, tergeminis, decertare, diſſociabilis, depraeliantes, dereptus, irruptus, u. d. gl. Doch da ich in ſeinen erſten XV. Oden nicht mehr, als dieſe ſechs finden kann, ſo ſieht man, wie beſcheiden er damit umgegangen. In den folgenden Zeiten aber, als Geſchmack und Witz in Rom aus der Art ſchlugen, iſt man viel verwegener damit geworden, wie Seneca, Lucan und Claudian zeigen. Ob dieſes auch im Deutſchen möglich ſey, davon iſt wohl kein Zweifel: ja es iſt bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiäniſchen und Franzöſiſchen; weil unſre Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechiſchen hat, als alle heutige europäiſche Sprachen. Dieſe aber war überaus geſchickt, durch die Zuſammenſetzung,

recht vielſylbige neue Wörter zu machen; wie uns die Kunſtnamen in der Zergliederungskunſt, und die Dithyramben der alten Poeten ſattſam zeigen. Z. E. Hegeſander hat dieß ſpöttiſche Epigramma auf die alten Sophiſten gemacht; und darinn mit Fleiß ausgeſchweifet.

Ὀφρυανασπασίδαι, ξινεχκαταπυξυγένειοι,
Σακκογενειοτρόφοι, καὶ λοπαδαρπαγίδαι.
Ἱματαγωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ βλεπελαίοι,
Νυκτιλατραιοφάγοι, νυκτιπαταιπλάγιοι.
Μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπευσιλαβῆται,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

14. §. Ob unſre Mutterſprache es auch ſo weit bringen könne, das haben die Pegnitzſchäfer und Zeſianer nicht unverſuchet laſſen wollen. Die erſten hießen ihren nürnbergiſchen Strom, **die holdrinnende und würbelfriedige Pegnitz**; Ihre Geiſter, **hochſteigend feuerbrünſtige Geiſter**; den Ton ihrer Flöten, **der ſchleifenden Pfeifen luſtſchlirfendes Tönen**; Ihre Wieſen: **die von der kunſtahmenden Natur hügelartig erhobenen ſchamaritten Waſen**; Ihre Schafe, **die wolligten wollenbehärten Heerden**; Die Ziegenböcke, **die mit zottigten Bärten bebärteten Böcke** u. d. gl. Fiengen ſie aber gar an, die Natur gewiſſer Dinge mit ihren neuen Wörtern nachzuahmen; ſo waren ſie ganz unvergleichlich. Z. E.

Es dirdilir, dirdilir, dirdirlirliret die Lerche,
Es klappern und bappern und blappern langbeinigte Störche,
Es krekken, krerekken und quekken grüngelblichte Fröſche
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedröſche,
Es liſpeln und wiſpeln und friſchpeln kryſtalline Brünnen,
Und ſpritzen und ſchwitzen und nützen mit bräußlichtem Rinnen,

Desgleichen von andrer Art.

Es wallt das Fluthgelall, die ſchnellen Wellen ſchwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den kryſtallnen Wall,
Der Wollenhüter billt, die Lämmerhälſe ſchellen,
Doch ſchallt vor allen wohl der helle Gegenhall.

Noch

Noch was ſchöners, dergleichen nicht immer vorkommt.

Der kekke Lachengekk koaxet, krekkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenſtock krokkt, grakkelt, humpt und pakkt,
Des Gukkuks Gukken trotzt den Froſch und auch die Krükke,
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeflikke.

Alle dieſe Blümchen ſind aus **Claji** Pegnitzſchäferey entlehnet.

15. §. Ein andrer Landsmann von ihm, **Floridan** genannt, kann die Kunſt eben ſo gut. In ſeiner **ſelig entſeelten Margaris Lieb- und Lobandenken, ſo er im Pegnitzgefilde bey frölicher Frühlingszeit traurig angeſtimmet**, heißt gleich der Anfang des erſten **Trauerhirtenſpiels** ſo:

Das ſchöne Himmelblau lacht von den Bogenſchanzen,
Das **Weltaug äugelt ab**, die güldnen Flittern danzen
Und kreuzen durch die Luft ꝛc.

Alſo **ſagte** und **klagte** (wie es ferner heißt) der betrübte Schäfer Floridan, von ſeinem gewöhnlichen **Luſtwandelweg** ſich an der Pegnitz forttragen laſſend. Seine Sinne **ſchwarzeten** in die Wette mit ſeinen Kleidern ꝛc. Seine Wangen und Augen hatten die Farben gewechſelt ꝛc. Er öffnet ein paar Thränenbrunnen ꝛc. Aus ihrem **Schmerzensthau und Herzregen** läſſet er die ihm damals viel zu goldne Sonne, Wolken machen, und den ſchwarzen Himmel mit ſaphirnen Cartinen verhängen ꝛc. Hernach redet er die Bächlein poetiſch an, und will ſich mit ihrer Luſt **belüſten.**

Entweiche Nachtigall,
Du ſüſſe **Baumſiren!** Sing dort in jenem Thal
Die **Federbuhlen** an. Mich ſollen Wüſteneyen
Mit ihrem **Eulgeheul** hörn in die Wette ſchreyen.

Indem hernach eine Lerche über ihm **tiriliret**, bildet er ihm ein, ſie ruffe: Margaris, Margaris, Margaris ꝛc. weis aber nicht, ob er von dieſer **geflügelten Luftharfe** gehöhnet oder getröſtet wird. Doch erinnert er ſich dabey ſeiner

unter

unter den **himmliſchen Engellerchen** ſchwebenden gottlobenden Margaris ꝛc. ꝛc.

16. §. Was könnte ich nicht aus Zeſens Schriften für treffliche Proben anführen? Ich dörfte nur ſeinen hochdeutſchen helikoniſchen Roſenthal, das iſt, **der höchſtpreiswürdigen deutſchgeſinneten Genoſſenſchaft erſter oder neunſtämmiger Roſenzunft Erzſchrein**, durchblättern, und alle die ſeltſamen Misgeburten von Wörtern und Redensarten, die er ausgehecket hat, anmerken, oder auch ſeine helikoniſche Hechel ein wenig nachſchlagen, die in dem VII. Bande der critiſchen Beyträge im XXVII. Stücke beleuchtet worden. Allein das obige kann genug ſeyn, die Art dieſer Sprachkünſtler und Wortheldem kennen zu lernen. Nichts mehr iſt zu bewundern, als daß ſelbſt Opitz, bey ſo vieler Einſicht in die Natur unſrer Sprache, ſich durch das Exempel der Holländer zu einer gar zu großen Kühnheit verleiten laſſen. Er überſetzt z. E. aus Heinſii Poeſien folgende Zeilen von Wort zu Wort, die dem Weingotte zum Lobe gereichen:

Nachtläufer, Hüfteſohn, Hochſchreyer, Lüftenſpringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfanger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnentoll,
Geiſtrührer, Wackelfuß, Stadtkreiſcher, Allzeitvoll.

Eben dergleichen neue Namen und Wörter findet man in ſeinem Lobe des Kriegsgottes Mars, und an andern Orten. Er hat z. E. die Nacht **eine Kummerwenderinn** u. d. m. genennet; welches endlich ſo übel nicht klinget, als die vorigen, und alſo ſchon zu dulden wäre. Seine Nachfolger, z. E. Lohenſtein u. a. m. haben ſich auch zuweilen großer Freyheiten bedienet, die ich keinem nachzuahmen rathen wollte: ob ſich gleich vor kurzem einige Verderber des guten Deutſch gefunden, und jungen Leuten ein böſes Exempel gegeben haben.

17. §. Sonderlich hat man ſich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaßen dem Lateine ähnlich waren, oder wirklich daraus herſtammeten, auf eine wunderliche Art zu überſetzen: gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechiſche Namen

oder dergleichen andre entlehnte und hergeleitete Wörter ſo heftig verabſcheuet hätten. Daß man ſich bemühet, alles, was ſich deutſch geben läßt, deutſch auszudrücken, das iſt allerdings löblich. Unſere Sprache iſt weder ſo arm, als ſich einige, die nicht viel Deutſches geleſen haben, einbilden; noch ſo ungeſchickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, ſelbſt die Kunſtwörter der meiſten Wiſſenſchaften zugeben; wie man ſeit zehn oder zwanzig Jahren geſehen hat. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen iſt, umzutauſen; und dadurch unverſtändlich zu werden: das iſt gewiß tadelhaft. Man giebt es zu, daß Naſe von Naſus, Ohr von Auris, Arm von Armus, Fenſter von Feneſtra, Tiſch von Diſcus, Fiſch von Piſcis, Wind von Ventus, Spiegel von Speculum, Glas von Glacies, Fuß von πȣς, Thüre von θυρα, Thier von θηριον, Maus von μυς, Vater von πατηρ, Mutter von μητερ, Thron von θρονος, Kirche von κυριακη, herſtamme; ſo vieler andern Wörter zu geſchweigen, die ganz fremde ſind, als Körper, Kamin, Kammer, Kloſter, Kanzel, Mönch, Kaiſer, Prinz, Provinz, Natur, Tempel, Exempel, Regiſter, Magiſter, Doctor, Titel, Capitel, Bibel, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Epiſtel u. d. m. Allein dieſe und dergleichen Wörter haben eben dadurch, daß ſie allgemein worden, und auch von dem Pöbel verſtanden werden, das deutſche Bürgerrecht erhalten; ſo, daß man ſich lächerlich machen würde, wenn man ſie ganz verbannen wollte. Rachel hat ſich abermal nicht enthalten können, dieſe Hirſenpfriemer, wie er ſie nennet, lächerlich zu machen. In ſeiner oft angezogenen Satire heiſt es:

Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht,
Sey allzuſehr genau und ſorglich eingericht.
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt. Die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback. Der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
Die Freye ſaß und ſpielt auf einem Herzensſchlüſſel,

Der

Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmaus,
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus,
Die Feurinn kam darzu aus ihrem Jungferzwinger
Mit Schnäbeln angethan. Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seyten gehn. Des Heldreichs Wald-
hauptmann
Fieng luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je! daß ich doch ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen,
Vom gutem Vorſatz her, weil man mit fremden Zungen
Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt!

18. §. Aus dem allen erhellet deutlich genug, daß man ſich vor dergleichen neuen Wörtern, ſo viel möglich iſt, zu hüten habe. Unſre Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der beſten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann auch alle ſeine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will, und fleißig die beſten deutſchen Scribenten geleſen hat. Dieſe Begierde nun, unſre Mundart zu bereichern, macht einen oft unverſtändlich und rauhe; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen habens auch wohl große Männer verſehen. Z. E. Beſſern, der doch ſonſt ſo beſcheiden in ſeinen Ausdrückungen iſt, iſt doch einmal der ſeltſame Vers entfahren, der eben von keinem guten Geſchmacke zeiget:

Der ſonnengierige Beniſter hoher Hügel.
Der Adler = = =

Wer ſollte ſichs wohl einbilden, daß dieſes einen Adler bedeute, wenn ers nicht ſelbſt dazu geſetzt hätte? Aber wer hätte es auch geglaubt, daß dieſe Zeile aus ſeiner Feder gefloſſen wäre? Gleichwohl ſteht ſie auf der 19. S. der erſten Auflage ſeiner Gedichte. Dergleichen Exempel müſſen uns behutſam machen. Allein Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor die beſten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unſers Vaterlandes leſen wollen; denken immer, ſie müßten unſere Mutterſprache noch erſt bereichern. Daher hecken ſie

täglich neue Misgeburten aus, ſie flicken zuſammen, verlängern und verkürzen unſre Wörter ohne alle Noth, in Meynung: alsdann würden ſie erſt für große Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel neues finden würde. Dieſe Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unſrer Mutterſprache wieder ein wenig rege geworden, faſt allenthalben an zu herrſchen; und es könnte bey uns leicht ein ſo allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich itzo geworden. Denn auch daſelbſt iſt ſchon eine ſo ſeltſame Sprache aufgekommen, daß ein ſinnreicher Kopf, dieſem Uebel zu ſteuren, das Dictionaire Neologique zu ſchreiben veranlaſſet worden; darinn alle muthwillige Wörtermacher geſtriegelt werden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich auch in Deutſchland jemand fände, der ſich unſrer Mutterſprache auf eine ſo nachdrückliche Art annähme, und ſonderlich die ſchweizeriſchen Sprachverderber zu rechte wieſe, die ſich wohl gar für Verbeſſerer des guten Geſchmacks ausgeben wollen: man ſehe wie Herr D. Triller in ſeiner I. Fabel, dieſe Worthecker ausgelachet hat. Ich kann nicht umhin dieſelbe ihrer Schönheit wegen, hieher zu ſetzen.

Auf einem höckrichten und hart beſteinten Rücken,
Woran zehn ſtachlichte Gewächſe zu erblicken,
Schlich eine Selbſthausträgerinn
Ohnfüßig, langſamſchnell dahin.
Ein hart geſchnäbeltes ſchwarzweißlichtes Gefieder,
Und Menſchenſtimm Nachahmerinn,
Lief doppelfüſſig auch daſelbſten hin und wieder.
Und regte gegentheils gar ſchnell
Die aufgezogne Uhr der ſchlanken Unterſeulen,
Die ihrem fleiſchern Bau grundloſen Grund ertheilen.
Kurz, ihr ſcharfklauicht Fußgeſtell.
Doch durch ihr blitzendes und pfeilgeſchwindes Eilen
Brach dieſe Tänzerinn die eine
Von den hausſtützenden mit Haut bezognen Seulen,
In einem engen Mund von einem offnen Steine.
Da ſprach die Hörnerſtreckerinn
Zu ihr mit wohlgehirntem Sinn:

Laß die auguſtiſche Lehrweisheit bey dir gelten:
Schnellſpringigkeit geräth gar ſelten.

19. §. Doch kann man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen. Das hieße ſeinem Pegaſus die Flügel gar zu kurz verſchneiden, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu ſchreiben, bleiben müßte. Eine edle Kühnheit ſteht uns zuweilen ſehr wohl an, und gewiſſe Verwegenheiten gerathen manchem ſo wohl, daß man eine beſondere Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie mit den Lateiniſchen. Plautus und Lucretius haben ſich in dieſem Stücke ſehr vergangen; Virgil und Horaz aber haben ſich bey ihren neuen Wörtern ſehr vernünftig erwieſen. Ein Mare veliuolum, oculi irretorti, oceanus diſſociabilis, emirari, venti depraeliantes, und andere ſolche poetiſche Redensarten mehr, kommen bey ihnen vor; die in ungebundner Schreibart nicht gebräuchlich ſind, und doch in den zärtlichen Ohren des güldnen Alters der lateiniſchen Sprache nicht widerwärtig geklungen haben. Unſre erſten guten Poeten geben mir eine Menge von Exempeln an die Hand, da ſie es glücklich gewagt haben, neue Wörter zu machen.

So legt ſich der Phönix nieder,
Stirbet und verjüngt ſich wieder
Durch den Zimmetbrand verzehrt.

S. Dach.

Und man ſollte furchtlos ſtehn?

Derſelbe.

Deine Mark hat dich beſiegt,
Die von Leid und Angſt durchfahren,
Blutig und mit freyen Haaren
Dir zu ſehr vor Augen liegt.

Derſelbe.

Edle Mark, gebrauch dich fein
Eile, daß ſein Gnadenſchein,
Bald und ſatt dich mag beglänzen.

Derſelbe.

Die gelehrte Caſtalis
Hat mein Flügelroß gewiß
Selber wollen baden.

Derſelbe.

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrendünſte
Und die leichten Hofegünſte.
Machen auf den Schein ſo ſchwer.

P. Flemming.

Etwa wie ein Tauſendſchönchen,
Das gemalte Lenzenſöhnchen,
Mit dem frühen Tag entſteht.

Derſelbe.

Hier ſtehn die verweinten Alten
Beyder Herzen ſind zerſtückt.

Derſelbe.

Die geſtirnten Himmelsſcheiben
Wollen gleichſam ſtehen bleiben
Ueber euch und eurer Zier.

Derſelbe.

Recht, denn ſoll der Himmelgurt,
Der den Schnee hat zur Geburt,
So viel thun bey Liebesſachen.

M. Opitz.

Du hätteſt mit gelehrter Hand
Das ſchnelle Ziel gezwungen,
Und ſie durch künſtlichen Verſtand
Vom Grabe weggeſungen.

Derſelbe.

Hier wäre mein Pallaſt, hier wollt ich leſen können
Das ſüſſe Himmelnaß ꝛc.

Derſelbe.

20. §. Ich bin müde, dergleichen neue Wörter zu ſuchen, ſonſt wollte ich ſie auch in andern Büchern, in Pietſchen und Günthern gar häufig finden: wiewohl der letzte bey weiten ſo kühn darinnen nicht geweſen, als der erſte; der auch wohl zuweilen die Sprachähnlichkeit aus den Augen geſetzet hat, welches eben nicht zu billigen iſt. Ich will nur noch dieſes erwähnen, daß, wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewiſſer natürlichen Dinge haben nachahmen wol-

wollen, ſie gleichwohl lieber bekannte und verſtändliche Wörter, als ſeltſame und neuausgedachte Töne dazu gebraucht haben. Z. E. Wenn Nic. Peuker, ſeinem Namen zu Ehren, den Paukenſchall liebt, und ſein Buch gar die Paucke betitelt, ſo macht er folgenden Vers:

Mein Paukenſchlag, das Bomdibidibom
  Rufft: Friedrich Wilhelm komm!
Mach uns ein Freudenlied, das Bumdibidibum.
Und Tarantantara macht ſchon die Ohren ſtumm.

Hingegen finde ich, daß Opitz in ſeinem Gedichte von der Ruhe des Gemüths den Lerchengeſang ſo ausgedrücket hat:

Die Lerche ſchreyet: dir, dir lieber Gott allein.
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar ſeyn.

Und Flemming ahmt den Geſang einer Nachtigall auf eben ſo eine vernünftige Art nach, wenn er in der dritten Ode des IIIten Buchs ſchreibt:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar,
Dir, dir, dir, gilt unſer Singen ꝛc.

Eben ſo machen ſie es, wenn ſie andere Gattungen der Töne auszudrücken ſuchen. Da ſieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheißender Sylben; ſondern zwar ausgeſuchte und der Natur gemäße, aber ungezwungene und ſparſam angebrachte Wörter. Ein vollkommenes Exempel giebt mir wiederum Flemming in der angeführten Stelle.

Das die Elſter heller rauſchet,
Daß mit Buhlerinnen tauſchet
Manch verliebtes Waſſervolk;
Daß die Büſche ſänfter brauſen,
Daß die Lüfte linder ſauſen,
Und uns trübet keine Wolk ꝛc.

Hier ſieht man, wie klüglich der Poet im erſten Verſe das ſtarke Rauſchen eines Stroms, im vierten das ſanfte Brau-

ſen

ſen der Gebüſche, und im fünften das lindeſte Sauſen der Lüfte nachgeahmet; aber ſo, daß es ſcheint, als ob es von ohngefähr gekommen wäre.

21. §. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man ſie zuſammen ſetzet, und ſeine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nun insgemein die Beywörter, die in gebundner und ungebundner Rede von großer Wichtigkeit ſind, und alſo eine beſondere Abhandlung erfordern. In der That beſteht eine große Schönheit der poetiſchen Schreibart, in wohlausgeſuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben ſo viel Einfalt und Thorheit blicken laſſen, nachdem er dieſelben wohl zu brauchen weis oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganzen Zeile, und macht einen ſonſt gemeinen Gedanken neu und ſcheinbar. Ein niedriges oder ungeſchicktes hingegen, ſchlägt den beſten Vers nieder, und verderbet auch den ſchönſten Einfall zuweilen. Es iſt alſo wohl nöthig, in etwas davon zu handeln.

22. §. Die Beywörter an ſich bedeuten theils die Eigenſchaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beſchaffenheiten. Z. E. **Die heiße Glut, der gelinde West.** Da iſt die Glut immer heiß, ſowohl als das Waſſer immer naß iſt: der Weſtwind aber iſt nicht allezeit ſanft, ſondern auch zuweilen ungeſtüm. Nun fragt ſichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener oder dieſer Art brauchen müſſe? Von der erſten Gattung könnte man denken, daß ſie ganz überflüſſig ſeyn würden: weil es nichts geſagt zu ſeyn ſcheinet, wenn man ſpricht, der runde Zirkel, die weiße Kreide, der harte Stein ꝛc. Allein man betrügt ſich: ein Poet kann auch dieſe Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft ſeinem Leſer oder Zuhörer die Sachen von einer gewiſſen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloßen Namen derſelben nur allein: ſo würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht an die Eigenſchaft insbeſondere gedenken, die der Poet erwo-

gen haben will; oder ſich doch dieſelbe nur dunkel vorſtellen. Denn ein Ding hat viele Eigenſchaften, die uns nur verwirrt in Gedanken ſchweben, wenn wir nichts als ſeinen Namen hören. Z. E. Der Stein iſt dicht oder locker, hart oder weich, ſchwer oder leicht, dauerhaft oder mürbe und zerbrechlich, leblos, unbeweglich u. ſ. w. Weil aber in dieſem oder jenem Falle der Leſer ſeine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenſchaft richten ſoll, um des Poeten Meynung zu verſtehen: ſo muß ein Beywort dabey ſtehen, dadurch er dazu veranlaſſet werden kann. Z. E.

Da ſteht er wie der todte Stein
In den ſich Loths Gemahl verkehret.

Oder: Wenn Syſyphus den ſchweren Stein
Mit hochbemühten Armen wälzet ꝛc.

Oder: Ein dichter Stein wird durch die Flammen
Zu Kalk und Aſchen ausgebrannt. ꝛc.

Oder: Schreibt ſein Lob in feſten Stahl
Grabt es in die härtſten Steine ꝛc.

Oder: Die Rabenmutter war ein unbewegter Stein
Es ſchien die harte Bruſt ein wilder Fels zu ſeyn,
Der keine Fühlung hat.

23. §. Aus dieſer einzigen Anmerkung wird man ſchon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poeſie vergebens oder müßig da ſtehen müſſe. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts oder doch ſehr wenig zur Abſicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen ſonderlichen Verſtand; aber wohl eher eine Armuth an Gedanken an. Ordentlich ſoll auch kein Wort mehr als ein Beywort haben, welches ſich zur Sache ſchicket, und entweder zum Verſtande unentbehrlich iſt; oder doch einen beſondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorſtellung bey dem Leſer erweckt, dadurch er lebhaft gerühret und deſto mehr eingenommen wird. Das zeigt alſo mehrentheils einen Mangel an Einfällen, wenn man ſo lange allerley Beywörter zuſammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar

etliche Verſe damit vollgeſtopfet worden. Wie würde das klingen?

Der groſſe, gütige, gerechte, liebe Gott.
Kann böſe, ſündige, verderbte Menſchen leiden ꝛc.

So elend dieſes klingt, ſo breit machen ſich wohl gewiſſe neuere, die in Beſchreibungen ihre poetiſche Stärke ſuchen, mit ihren langgedehnten und aufgehäuſten Beywörtern. Man nehme ihnen dieſelben weg, ſo ſtreicht man drey virtel von ihren Verſen aus, und es bleibt ihnen kaum die Hälfte von ihren Gedanken übrig. Canitz, hat dieſen Fehler an den hochtrabenden Beſchreibungen des Gewitters bemerket, und verſpottet:

Der Donnerſchwangre Dampf beſchwärzt das Luftrevier
Der Stralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen. ꝛc.

24. §. Hiernächſt ſind die Beywörter entweder gemein, ſo daß ſie einem jeden einfallen; oder ſie ſind neu und unvermuthet. Z. E. Wenn einer ein Frauenzimmer ſchön nennet, ſo iſt nichts gemeiner als dieß Beywort; obwohl die Sache ſo gemein nicht iſt. Wenn aber Opitz ein paar von ſeinen Buhlſchaften beſchreiben will, ſo hat er ganz andere Beywörter, die er ihnen giebt.

Die ſittſamen Geberden
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich ſonſten hielt, iſt alles mit ihr hin.
Dann hat mich endlich auch in Dacien gefangen
Die lange Vandala. Jtzt, da ich ihr entgangen,
Und die Begierlichkeit mich wenig meiſtern kann;
Steckt Flavia mich noch durch neues Feuer an.
Die wilde Flavia mit ihren ſchwarzen Augen.

Mich dünkt, ein jeder wird hier leicht gewahr werden, was dieſe ſo beſondere Beywörter dem ganzen Verſe für einen ungemeinen Geiſt und Nachdruck geben, den ſie von andern bekannten und oft gebrauchten nimmermehr hätten erwarten

 können.

können. Simon Dach, in ſeiner Ode, auf die Geburt eines preußiſchen Prinzen 1648. ſchreibt:

Was? der brückenreiche Pregel
Hebt durch Flaggen, Maſt, und Segel
Sein beſchilftes Haupt empor ꝛc.

Und bald hernach:

Wachs o Kind! die grünen Wälder
Und die Frucht der ſchwangern Felder
Wächſt zum Wohlgefallen dir.

In einem andern Gedichte finde ich bey ihm, die **fruchtbeſchwerten** Aeſte, ein **ſtarkberiſtes** Haar; dem Pregel giebt er im Winter, einen **harten** Rücken, dem Churfürſten Friedrich Wilhelm, ein **ahnenreiches** Haus.

25. §. Flemming iſt in dergleichen Künſten noch faſt erfahrner geweſen. Er beſchreibt in einer Ode eine Frühlingsnacht folgender geſtalt:

Alles braucht ſich ſeiner Ruh.
Sehet, wie die Saat ſich bücket,
Die **verwachte** Roſe nicket,
Und thut itzt ihr Auge zu.
Und die **taumelnden** Cypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen,
Die **gekühlte** Luft ſchleicht aus
Und haucht auf die **trucknen** Matten,
Thauende, geſunde Schatten:
Und das **frohe** Sternenhaus
Geußt den **ſchlummernden** Gewächſen,
Neue Kraft in ihre Flechſen.

Alle dieſe Beywörter ſind ſo auserleſen und ſinnreich, daß ich mich nirgends entſinne, was ſchöners in dieſer Gattung gefunden zu haben. Weil ſie aber faſt alle gleichnißweiſe zu verſtehen ſind, ſo gehören ſie eigentlich nicht in dieſes Capitel. Jmgleichen in ſeinen langen Verſen, iſt ein großer Vorrath davon. Auf der 60. S. ſtehen, der **böſe** Krebs, der **grimme** Eifer, die **loſe** Welt, der **böſe** Himmel, die **freyen** Sinne, eine **linde** Luſt, darauf folgt:

Der Himmelreiche Plato
Der friſche Seneca, der Weisheitvolle Cato,
Die haben ihn zuvor durch ſich beherzt gemacht,
Daß er in dickſter Angſt, als höchſter Wolluſt lacht,
Wenn aller Pöbel weint.

Was könnte ich nicht noch aus Tſcherningen, Riſten, Siebern, Franken, Schochen, und Canitzen, als den beſten Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, für ſchöne Proben anführen, wenn es nöthig wäre? Doch es iſt Zeit auf das itzige zu kommen.

26. §. Eben ſo glücklich in Beywörtern iſt Amthor, z. E. auf der 187. S.

Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
Den grünen Vorhang abgeſtreift,
Die kahlen Gipfel ſtehn bereift,
Des Jahres Alter anzuzeigen.
Das Laub entfleucht der kalten Lufft
Und ſuchet die beliebte Grufft:
Vielleicht nur in den ſtillen Gründen,
Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Das iſt die erſte Strophe von einer Hochzeitode: in den andern finde ich noch **das leichtbedeckte Vogelheer**, **laue** Sümpfe, **warme** Neſter, **viergefüßte rauche** Schaaren, **neu geputzte** Waffen, ein **reichbehaarter** Balg, der **erſtarrte** Körper, mit **weicher** Hand ein **hartes** Eiſen (den Ofen) befühlen; **todte** Funken, eine **lindgemachte** Glut, ein **holdbelebter** Schooß, in ſeinen **federweichen** Grüften, ein **froher** Schlummer, die **kalten** Schatten, ein **froſtig** Weh, der **weiße** Liebesſchnee, **keuſche** Lüſte, die **geſchloßne** Decke, ein **ſtarrer** Leib, die **geweihten** Anmuthsflammen, **immerfriſches** Oel, ein **helles** Tugendlicht, u. ſ. w. Was könnte man nicht noch aus Beſſern, Heräus, Neukirchen und Günthern, für Proben anführen. Allein ich will nur noch ein paar aus, Pietſchen herſetzen. In dem Geſange auf den Eugen finde ich, unter andern die **räuberiſche** Zeit, **dauerhafte** Muſen, den **belorberten** Eugen, imgleichen den **unſterblichen** Eugen u. d. gl.

27. §. Bey dem allen fragt es ſich, ob es angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammeln, oder dieſelben in gedruckten Sammlungen nachzuſchlagen und zu brauchen? Wir haben eine Menge ſolcher Handbücher, die ich alle hier namhaft machen wollte, wenn ich ihren Gebrauch für nöthig hielte. Zwar einem ſolchen Reimſchmiede,

Der keine Griffe weis, und mit dem Hübner ſpielt,
Und keinen Funken Trieb in ſeinen Adern fühlt,

wie Günther ſchreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte. Allein, das ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie Ehre bringen werden: und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhenken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwägen nicht, ihre Muſe zu leiten. Poeten zu leſen, und bey ihren ſchönen Ausdrückungen den Witz, der darinnen ſtecket, zu überdenken, das rücket uns freylich den Kopf zurechte. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird ſelber allmählich geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengeſtoppelten Blümchen nachzuſchlagen, und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort ſeine ganze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſtehet. In einer ſolchen Schatzkammer aber findet man nichts, als

- - Disiecti membra Poëtae.

Hor.

die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten; die nunmehro dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen. Wie kann alſo ein Ausdruck, außer ſeiner rechten Stelle, ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten?

28. §. Nun muß ich auch auf die Wortſpiele kommen, die vorzeiten überall ſo beliebt geweſen; zu unſern Zeiten aber

ganz

ganz lächerlich geworden. Wenn ich durch ein Wortſpiel eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe verſtehen wollte, ſo würde ich in der That viele poetiſche Schönheiten verwerfen müſſen. Z. E. Wenn Flemming auf der 129. S. ſchreibt:

Wohl dem, der ſo verdirbt!
Wer eh ſtirbt, als er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.

So kann ich dieß unmöglich ein verwerfliches Wortſpiel nennen. Denn der Poet hat lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe, die er am allerbeſten auf dieſe Art auszudrücken dachte. Es iſt wahr, daß das Wort **ſterben** hier in dreyerley Bedeutung genommen wird. Denn **ehe ſterben**, als man ſtirbt; das heißt eigentlich, ſeinen Lüſten abſagen, und die Welt verſchmähen, ehe noch die Seele vom Leibe getrennet wird. Und **nicht ſterben**, wenn man ſtirbt, heißt ſo viel, als in der Welt in gutem Andenken bleiben, ja auch der Seelen nach ewig leben; wenn man gleich dem Körper nach entſeelet worden. Alſo könnte man freylich hier ſagen, der Poet hätte mit dem Worte ſterben geſpielet, und es bald in eigentlichem, bald in verblümten Verſtande genommen. Allein geſetzt, daß man dieſes ein Wortſpiel heißen wollte, welches denn eine willkührliche Sache iſt: ſo könnte es doch kein verwerfliches Wortſpiel heißen. Denn der Gedanken in der ganzen Zeile iſt richtig, deutlich und auf eine ſinnreiche Art ausgedrückt. Man hätte ihn weder kürzer faſſen, noch dem Leſer in ſo wenigen Sylben mehr gute Betrachtungen veranlaſſen können. Alle Bedeutungen, die endlich das Wort **ſtirbt**, bekömmt, ſind gewöhnlich; und der Leſer darf ſich alſo keine Gewalt thun, einen unerhörten Sinn deſſelben zu errathen.

29. §. Ganz anders wird es ſich, meines Erachtens, bey folgenden Proben von Wortſpielen verhalten, die ich aus eben dem Poeten nehmen will. Er ſetzt z. E.

367. S. Schaffet, daß ſich ſelbſten müſſen
Die geküßten Küſſe küſſen.

386 S.

386. S. Frey iſt freyen, wie es heißt,
Frey will ſeyn ein freyer Geiſt,
Freyt denn! freyet nach Belieben ꝛc.

393. S. Als der gute Tityrus
Denen kaum erwachten Schläfern,
Seinen treuen dreyen Schäfern,
Brachte ſeinen lieben Gruß.

Hier glaube ich nun, wird wohl ein jeder begreifen, daß dieſe Wortſpiele nichts als leere Schellen ſind, die nur im Gehöre klingen, dem Verſtande aber keinen neuen Gedanken veranlaſſen. Denn was ſoll es heißen, daß ſich die geküßten Küſſe küſſen? Ein Kuß kann ja nicht geküßt werden, weil er im Küſſen erſt entſteht, und ſogleich aufhört zu ſeyn. Vielweniger kann er ſelber küſſen. Dieſes ſind alſo Töne ohne Sinn. Und was hat das Freyſeyn mit dem freyen zu thun? Wenn gleich das eine Wort von dem andern abſtammete; ſo wäre es doch noch kein Grund, das Freyen aller Kinder ihrer Willkühr zu überlaſſen. In allen dieſen Wiederholungen ähnlicher Wörter ſtecket weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die ſo leicht einen Ekel, als Wohlklang erwecken kann. Das dritte Exempel iſt vollends eine ſehr läppiſche Art des Spieles. Ein Buchſtabe muß durch ſeine Aehnlichkeit mit dem andern der ganzen Zeile eine vermeynte Schönheit geben. Die obigen Spiele ſind mir alſo eben ſo lächerlich, als folgende Misgeburt eines Pegnitzſchäfers vorgekommen:

Ihr Matten voll Schatten begraſete Waſen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Raſen,
Ihr buntlichen Sternen,
Ihr Felderlaternen,
Hört wieder die Lieder von Schäferſchalmeyen ꝛc.

Ihr trägen Goldbächlein, ihr hellen Glasquellen,
Ihr ſchwällende Wellen, ihr Silberfluthzellen,
Ihr Pegnitznajaden
In ſümpfigten Pfaden,
Nehmt dieſes, nehmt hieſig erneurende Lieder ꝛc.

30. §. Es giebt noch eine Art der Wortſpiele, darauf ſich gewiſſe Leute Wunder was einbilden. Es ſind die Anſpielungen auf Namen, wo ich ſo reden darf; dabey ſie einen beſondern Witz zu bezeigen vermeynen. Flemming hat es uns auch an ſolchen Exempeln nicht fehlen laſſen, welche ich, der Hochachtung unbeſchadet, die ich ſonſt gegen ihn habe, zu dem Ende anführe, damit man ſehe: wie ſich auch Leute, denen es an Witz und Geiſt ſonſt nicht fehlet, in dergleichen Kleinigkeiten verlieben können. Auf der 364 S. ſteht ein Lied auf eine Hochzeit Johann Weinmanns, mit Magd. Waſſerführerinn. Da heißt nun eine Strophe:

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwegt des Himmels Gunſt,
Der euch, helfe Gott zu Glücke!
Einen Weinmann, eure Brunſt,
Einen Weinmann, der euch liebet,
Für den Waſſerführer giebet.

Welch eine Wohlthat Gottes! einen Mann zu bekommen, der vom Weine den Namen hat; nachdem man einen verlohren, der ihn vom Waſſer herleitete. Ohne Zweifel wird die gute Frau bey dem erſten lauter Waſſer, und beym andern lauter Wein getrunken haben. Die 17te Ode in ſeinem III. Buche iſt auf Nicl. von Hödeln und Eliſ. Niehuſens Hochzeit gemacht, und darinnen ſpielt er ſo unſauber:

Höfelt euer neues Haus
Bräutgam aus ꝛc.

Dieſes läuft nun gar wieder die Ehrbarkeit, wird aber von ſchmutzigen Versmachern deſto lieber nachgemacht. In der 19ten Ode deſſelben Buchs, auf Dan. Gläſers und Mar. Reiminінn Hochzeit, ſteht folgende letzte Strophe:

Braut, gedenket unterdeſſen,
Daß an euch was gläſerns iſt,
Bräutgam, thut auch nicht vergeſſen,
Was ihr nun fort reimen müßt.
Daß ihr mögt nach kurzen Tagen
Neue Reim und Gläſer tragen.

31. §. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu ſehen meynet, dem kann man ſeinen Geſchmack wohl laſſen: aber wer etwas wahres und gründliches dem ſcheinbaren vorziehen will und kann, der wird beſſer thun, wenn er alle dieſe Klapperwerke ſorgfältig vermeidet. Die Exempel großer Leute die ſich zuweilen auf die Art vergangen, machens nicht aus. Man hat freylich in Virgils Schäfergedichten dergleichen eins gefunden:

Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat CAELI ſpatium non amplius vlnas?

Dieſes Räthſel beſteht bloß in der Zweydeutigkeit des Wortes caeli, welches entweder von Cälius herkommt, und alſo das Grab eines gewiſſen Caelii zu verſtehen giebt: oder von Caelum ein Abfall iſt, und alſo die Breite des Himmels andeutet. Allein der Poet kann leicht damit entſchuldiget werden, daß er ſein Räthſel in den Mund eines einfältigen Schäfers leget, der auf dem Dorfe leicht etwas für ſchön halten konnte, was doch Virgil ſelbſt für was ſchlechtes hielt. Nur wäre es zu wünſchen, daß Martial und andere neuere Verfaſſer von Sinngedichten, als z. E. Ovenus ſich nicht ohne ſolchen Vorwand, in eben dieſe Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln aber von ſolchen Einfällen, und gefallen mitelmäßigen Köpfen oft darum, warum ſie ihnen misfallen ſollten. Ja junge Leute ahmen oft dieſem falſchen Witze deſto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn ſie noch keinen beſſern Vorrath guter Gedanken haben.

32. §. Von Opitzen und andern Poeten unſers Vaterlandes, darf man mir alſo deſtoweniger einen Einwurf machen. Ich weis wohl, daß ſie ſich zuweilen von dem verderbten Geſchmacke ihrer Zeiten, gleichſam wieder ihren Willen haben hinreißen laſſen. Ihr Exempel aber, kann uns keine Regel machen: weil es mit keinen guten Gründen unterſtützet iſt. Wir folgen vielmehr der Vorſchrift des Boileau, der in ſeiner Dichtkunſt ausdrücklich die Wortſpiele verworfen hat. Denn er erzählt, wie anfänglich die Spitzfündigkeiten und

zwey=

zweydeutigen Worte aus Italien gekommen, und erſtlich in die Sinngedichte, hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien, Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden.

On vit tous les Bergers dans leurs Plaintes nouvelles,
Fideles à la Pointe, encor plus qu'à leurs Belles,
Chaque mot eut toujours deux viſages divers;
La proſe la reçût auſſi-bien que les vers;
L'Avocat au Palais en heriſſa ſon ſtile,
Et le Docteur en chaire ſema l'Evangile.

Hierauf ſagt er, die Vernunft hätte endlich die Augen aufgethan, und ſie einmal für allemal aus ernſthaften Schriften verbannet, ſie allenthalben, für unehrlich erkläret, und ihnen kaum in Sinngedichten, doch mit dem Bedinge, einen Platz vergönnet, daß ſie mit den Gedanken und nicht mit Worten ſpielen möchten. Darauf hätten zwar allenthalben die Unordnungen aufgehört: doch wären bey Hofe Poſſenreißer geblieben; abgeſchmackte Luſtigmacher, unſelige Pickelheringe, altfränkiſche Verfechter grober Wortſpiele.

La raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,
Et dans tous ces écrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l'entrée en l'Epigramme:
Pourveu que ſa fineſſe, éclatant à propos,
Roulaſt ſur la penſée, & non pas ſur les mots.
Ainſi de toutes parts les deſordres ceſſerent,
Toutesfois à la Cour les Turlupins reſterent,
Inſipides Plaiſans, bouffons infortunéz,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannes.

33. §. Was könnte ich nicht aus des Grafen Schafftsbury Schriften, und aus dem Zuſchauer für Stellen anführen, darinn ſie über den verderbten Geſchmack ihrer Landesleute in dieſem Stücke die heftigſten Klagen führen. Siehe von

dieſem

dieſem letzten das 58. Blatt des I. Bandes. Allein es iſt genug geſagt, wenn ich nur noch die Probe eines guten Gedankens, die von einigen vorgeſchlagen wird, werde angemerkt haben. Man ſagt: alles, was ſich in eine fremde Sprache überſetzen läßt, und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das iſt ein gründlicher und richtiger Gedanke; was aber alsdann ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſieht, das iſt zu verwerfen. Nun trifft dieſes zwar nicht allemal ein, indem manche Wortſpiele in mehr als einer Sprache angehen: allein in Ermanglung einer beſſern, will ich mich nicht bemühen, dieſe Regel umzuſtoßen. Ein Kopf, der richtig denken gelernt hat, wird auch nicht leicht eine Anweiſung dazu brauchen. Das iſt endlich noch anzumerken, daß man zum Gelächter und irgend eines luſtigen Einfalls wegen, wohl zuweilen ein Wort in anderm Verſtande nehmen, und zum Scherze brauchen kann, ohne den guten Geſchmack dadurch zu verletzen. Boileau ſelber erlaubt dieſes in folgender Stelle:

Ce n'eſt pas quelque fois, qu'une Muſe un peu fine,
Sur un mot (.) paſſant ne joue & ne badine
Et d'un ſens detourné n'abuſe avec ſuccés:
Mais fuyez ſur ce point un ridicule excés,
Et n'allez pas toujours d'une pointe frivole,
Aiguiſer par la queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfindigkeiten müßten wir nicht aus unſern meiſten Poeten ausmuſtern; wenn wir des Boileau Vorſchrift in dieſem Stücke folgen wollten?

Das

* *

Das VIII. Capitel.

Von verblümten Redensarten.

1. §.

Der größte Zierrath poetiſcher Ausdrückungen beſteht freylich in den tropiſchen, uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten. Man ſetzt dieſelben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung braucht. Dieſes iſt die allergemeinſte Art zu reden und zu ſchreiben, die auch den allerſchlechteſten Köpfen nicht ſchwer ankömmt. So leicht und verſtändlich ſie iſt, wenn ſie nur nach den Regeln der Sprachkunſt richtig bleibt: ſo trocken, ſo mager und wäſſerigt iſt ſie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geiſt, kein Leben in ſich, und iſt ſehr geſchickt, einen, der ſie höret oder lieſt, einzuſchläfern. Diejenigen Poeten unſers Vaterlandes, die ſich mehr auf ein fließendes Sylbenmaaß, als auf gute Gedanken befliſſen haben, ſind in dieſer Art des eigentlichen Ausdruckes faſt zu tief herunter geſunken. Sie wollten die hochtrabende lohenſteiniſche Schreibart meiden, und fielen in den gemeinen proſaiſchen Ausdruck: ſo, daß endlich ihre Gedichte nichts, als eine abgezählte Proſe geworden. Es hat von ihnen geheißen:

Sectantem leuia nerui
Deficiunt animique;

Ich will hieher nur Chr. Weiſen und Beſſern rechnen, welche gewiß in dieſem Stücke vielmals gar zu natürlich geſchrieben. Von dem erſtern kömmt mir in ſeinen reifen Gedanken auf der 175. S. ohngefähr folgendes in die Hand:

Wer itzo funfzig Jahr in ſeinem ganzen Leben
Zurücke legen kann, dem ſcheint es trefflich viel:
Die Welt nimmt täglich ab, und will faſt Abſchied geben,
Jemehr die Jahrzahl wächſt, je kürzer wird das Ziel.

Derhalben welchen Gott mit dieſer Gnade ſegnet,
　Daß er in ſeiner Eh noch funfzig Jahr vollbringt,
Dem iſt ein Wunderwerk und ſolch ein Glück begegnet,
　Das unter hunderten kaum einem halb gelingt.
Hier ſteht dergleichen Mann, ein Prieſter, greis von Haaren ꝛc.

Aus dem letztern fällt mir, beym Aufſchlagen, das Beylagersgedichte von Alexandern und Roxanen in die Augen, wo Jupiter im Vorſpiele ſich ſo hören läßt:

Daß Ehen auf Erden
Von Menſchen vorgenommen werden,
Kommt nicht von Menſchenvorſatz her:
Es iſt mein Thun, der ich die Welt regiere,
Es iſt ein Werk vom Jupiter.
Lernt, Sterbliche, daß ich die Herzen führe;
Daß Ehen zwar auf Erden
Vollzogen; aber nur von mir beſchloßen werden.

2. §. Was iſt nun in dieſen beyden Stücken poetiſches, außer dem Sylbenmaaße und den Reimen? Sind es nicht lauter gemeine Gedancken, gemeine Wörter und Redensarten, und gemeine Bedeutungen derſelben? Wie hätte man ſich eigentlicher ausdrücken, und den natürlichen Verſtand der Worte genauer beybehalten können, als hier geſchehen iſt? Man darf nur eine kleine Veränderung damit vornehmen, ſo, daß das Sylbenmaaß verſchwindet, und der Reim wegfällt: ſo bleibt nichts als eine ſehr magre Proſa übrig. Wir wollen mit dem erſten die Probe machen:

„Wer itzo in ſeinem ganzen Leben funfzig Jahre zurücke „legen kann, dem ſcheint es trefflich viel zu ſeyn. Die Welt „nimmt alle Tage ab, und will uns faſt Abſchied geben. Je„mehr die Jahrzahl zunimmt, je kürzer wird auch das Ziel. „Welchen Gott derohalben mit dieſer Gnade ſegnet, daß er „noch funftig Jahre in ſeiner Ehe vollbringt, dem iſt ein ſolch „Wunderwerk und Glück wiederfahren, daß kaum einem un„ter hunderten halb zu gelingen pflegt. ꝛc.

Nun möchte ich gern wiſſen, wo hier das poetiſche Weſen ſtecket; worinn ſich der Geiſt und Witz eines Dichters gewieſen

ſen hätte? Alles dieſes hat meines Erachtens ein jeder denken und ſchreiben können, der niemals einen Poeten geſehen oder geleſen, ja kein Wort von Poeſie reden gehört hat. In der beſſeriſchen Stelle redet der Gott Jupiter ebenfalls in der gemeinſten Sprache, wenn man nur das klingende Sylbenmaaß und die Reime wegſchaffet.

„Daß auf Erden von den Menſchen Ehen vorgenommen „werden, das kömmt nicht vom Vorſatze der Menſchen her. „Es iſt ein Werk Jupiters; es iſt nur mein Thun, der ich die „Welt regiere. Lernet ihr Sterblichen, daß ich die Herzen lenke, „und daß die Ehen auf Erden zwar vollzogen, aber nur von „mir beſchloſſen werden.

3. §. Vielleicht halten viele dafür, daß dieſes eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poeſie ſey, ganz natürlich zu reden, und ſich von allen ſchwülſtigen Redensarten zu enthalten. Allein wir wollen uns erſtlich erinnern, daß Horaz uns vor beyden Fehlern gewarnet, und weder zu hoch über allen Wolken nach leerer Luft zu ſchnappen, noch im Staube zu kriechen, ſondern die Mittelſtraße zu halten, und auf dem erhabenen Parnaß zu gehen, befohlen hat.

Profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellae:
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

Fürs andere iſt es längſt, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten, ſo gar der ungebundnen Rede eine beſondere Anmuth giebt. Cicero z. E. lehrt im dritten Buche vom Redner im 38. Capitel ausdrücklich, daß die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter zwar zu allererſt aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen; hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebraucht worden: wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unſrer Blöße, nachmals aber zur Pracht ausgeſonnen und eingeführet hat. Er erweiſet es durch verſchiedene verblümte Reden, die auch bey den lateiniſchen Bauern gewöhnlich geweſen; dergleichen etwa bey uns fol-

gende wären: Der Wald iſt mir **ausgeſtorben**; der Baum hat den **Krebs**; die Zweige kriegen ſchon **Augen**; die Saat ſteht **geil**; der Acker iſt **fett**; das Getreyde **brandig**. u. d. gl. Darauf erinnert er, daß es außer dieſen gemeinen Arten verblümter Reden, noch eine verwegnere Gattung gebe, die nicht aus dem Mangel der Sprache; ſondern aus einem feurigen Witze entſteht, und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringet; welches er denn mit vielen poetiſchen Exempeln erläutert.

4. §. Ich will desgleichen thun, um die Sache in ein völliges Licht zu ſetzen. So ſchreibt Flemming auf der 362. S.

> Der verliebte Himmel lächelt,
> In die gleich erwärmte Luft,
> Welche gleichſam Küſſe fächelt,
> Auf der ſchwangern Erden Kluft,
> Die bald beyden, ſo ſie liebet,
> Tauſend ſchöne Kinder giebet.

Wer ſieht hier nicht einen weit edlern poetiſchen Ausdruck; in verblümten Verſtande gebrauchte Worte, und kühne Redensarten? Der Himmel muß verliebt heißen, welches man ſonſt nur von verſtändigen Weſen ſagt. Die Luft muß Küſſe fächeln; weil ſie ſo lieblich iſt, als eine freundliche Schönheit, wenn ſie einen Geliebten küſſen will. Die Erde iſt ſchwanger, weil die Gewächſe gleich einer Frucht in Mutterleibe, in ihr verborgen liegen, ehe ſie im Frühlinge ausbrechen. Sie muß den Himmel und die Luft lieben; welches wiederum nur im verblümten Verſtande angeht: weil ſie ſich nämlich bey der Gegenwart des freundlichen Himmels, mit ihrem Laube und Graſe ſchmücket; wie eine verliebte Dirne gegen die Ankunft ihres Liebſten. Endlich giebt ſie tauſend ſchöne Kinder, das iſt, in der eigentlichen Sprache zu reden, Blumen und Früchte. Und wer ſieht hier nicht, daß dieſe Strophe durch ihre verblümten Redensarten weit ſchöner und geiſtreicher geworden, als wenn ſie aus lauter eigentlichen Ausdrückungen beſtanden hätte? Noch eins zum Ueberfluſſe, aus eben dem Poeten, auf der 353. S.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, ſeht, wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen ſchaut.

5. §. Hieraus erhellet ja wohl deutlich genug, was ein poetiſcher Geiſt, was eine edle Art zu denken, und ein feuriger ungemeiner Ausdruck ſey. Dieß iſt die Sprache der Poeten, dadurch ſie ſich von der magern proſaiſchen Schreibart unterſcheiden. Man verſuche es, und zertrenne auch hier das Sylbenmaaß; man verſtecke die Reime, wie man will: es wird doch ein poetiſcher Geiſt daraus hervorleuchten. Daß aber dieſes die rechte Probe des poetiſchen Geiſtes ſey, das lehrt uns Horaz, der in der IV. Satire ſeines I. B. ausdrücklich ſagt, daß ſeine und des Lucilii Verſe nichts poetiſches mehr an ſich behielten, ſo bald man durch die Verſetzung der Worte ihnen das Sylbenmaaß genommen. Weit anders verhalte es ſich mit dem Ennius, der die poetiſche Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Denn wenn man gleich die Worte: **Nachdem die ſcheußliche Zwietracht die eiſernen Pfoſten und Thore des Krieges erbrochen**, noch ſo ſehr verſetzen wollte: ſo würde man doch allezeit die Glieder eines zerlegten Poeten darinn antreffen. Es iſt werth, daß ich das lateiniſche davon herſetze. * Ich muß nur erwähnen, daß Horaz durch dieſe Anmerkung erweiſen wollen, eine Satire verdiene nicht den Namen eines Gedichtes. Denn kurz vorher hatte er ſich ausdrücklich aus der

* Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis,
Quem ſi diſſoluas, quiuis ſtomachetur. &c.
His, ego quae nunc;
Olim quae ſcripſit Lucilius, eripias ſi
Tempora certa modoſque, & quod prius ordine verbum eſt,
Poſterius facias, praeponens ultima primis,
Non vt ſi ſoluas: *Poſtquam diſcordia tetra*
Belli ferratas poſtes portasque refregit;
Invenies etiam disiecti membra Poetae.

Zahl der Poeten ausgeſchloſſen, in ſo weit er nur ein Satirenſchreiber war. * Ein Poet muß alſo einen großen Witz, einen göttlichen Geiſt und einen erhabnen Ausdruck haben, wenn man ihn mit dieſem Namen beehren ſoll.

6. §. Und freylich zeiget ſich der Witz eines Poeten hauptſächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn iſt derſelbe eine Kraft der Seelen, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: ſo merket man, daß in jedem uneigentlich verſtandenen Worte ein Gleichniß ſteckt, oder ſonſt eine Aehnlichkeit vorhanden iſt, weswegen man eins für das andere ſetzt. Das beluſtiget nun den Leſer eines ſolchen Gedichtes. Er ſieht nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorſtellet, ſondern auch die Abſicht deſſelben, und die Aehnlichkeit zwiſchen beyden; und da ſein Verſtand auf eine ſo angenehme Art mit ſo vielen Begriffen auf einmal beſchäfftiget iſt, ſo empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, deſſen Schrift er lieſt, ein Vergnügen; ſondern er beluſtiget ſich auch über ſeine eigene Scharfſinnigkeit, die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes, ohne Mühe zu entdecken. Z. E. Amthor ſchreibt auf der 125 Seite:

Itzt ſchwindet allgemach,
Der Schatten lange Nacht, und läßt der Thürme Zinnen,
Ein frohes Morgengold gewinnen.
Der alte Nordwind giebt dem jungen Zephir nach,
Die Erde wird der lüſtern Sonnen Braut,
Die ihren Bräutigam ſtets näher treten ſchaut.
Sie ſchmückt ſich ſchon zur neuen Hochzeitfeyer:
Weil Phöbus ihren Wittwenſchleyer,
Den Schnee und Eis ihr umgethan,
Aus heißer Brunſt nicht ferner dulden kann.

Dieſe

* Primum ego me illorum, dederim quibus eſſe Poetas,
Excerpam numero: nec enim concludere verſum,
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens diuinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

Dieſe Stelle kann für ein Muſter des guten verblümten Ausdruckes angeſehen werden. Das frühe Morgengold auf den Zinnen der Thürme, iſt das goldfarbigte Licht der Morgenröthe, und der hervorbrechenden Sonnenſtralen, die ſich an den Thurmſpitzen zuerſt zeigen. Der Nordwind wird, ſeiner Kälte halber, einem alten Manne, und der warme Zephir einem Jünglinge verglichen. Die Erde wird wegen ihres Putzes im Frühlinge, als eine Braut, und die Sonne, als ihr lüſterner Bräutigam vorgeſtellt: weil ſie ſo unverwandt nach derſelben ihre Stralen ſchießet, als es ein verliebter Freyer bey ſeiner Liebſten zu thun pflegt. Der Schnee des vergangenen Winters, muß endlich, ſeiner Farbe halber, einen Witwenſchleyer abgeben, den die brünſtige Sonne ihr vom Angeſichte gezogen hat. Wer hier nicht den Reichthum eines poetiſchen Witzes wahrnimmt, der muß gewiß keinen Geſchmack an ſchönen Dingen finden können.

7. §. Ein jeder ſieht aber von ſich ſelber wohl, daß hier faſt nichts anders, als die Metaphora vorgekommen, welche ſonſt bey den Lehrern der Redekunſt die erſte und hauptſächlichſte Gattung verblümter Redensarten iſt. Dieſe war auch den Alten, z. E. dem Ariſtoteles, einzig und allein bekannt, und die übrigen hat man erſt nach der Zeit angemerket. Cicero nennt die Metaphore Translatio; beyde Wörter haben eine ſehr allgemeine Bedeutung, und ſchicken ſich auch ſo gar für die Metonymie, Synekdoche und Ironie. Deutſch müßte man ſie eine Verſetzung, oder einen Wechſel nennen; denn dieſes drückt die Natur der Sache ziemlich aus: die Metonymie aber, als die andre Gattung verblümter Redensarten, könnte eine Namenänderung heißen. Doch wir müſſen ſie alle nach der Ordnung durchgehen, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutern. Ich kehre mich alſo an die ſtolzen Kunſtrichter nicht, die es für eine zu geringſchätzige Arbeit halten, ſich mit Regiſtern von Tropen und Figuren aufzuhalten. Man ſieht es nämlich aus ihren eigenen Schriften wohl, daß ſie ſich mit den Regeln und deutlichen Begriffen dieſer Zierrathe der guten Schreibart, nichts

zu ſchaffen gemacht. Ihr Exempel alſo ſoll uns eher behutſam, als nachläßig in dieſem Stücke machen.

8. §. Die Metaphore iſt alſo eine verblümte Redensart, wo man anſtatt eines Wortes, das ſich in eigentlichem Verſtande zu der Sache ſchicket, ein anderes nimmt, welches eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hat, und alſo ein kurzes Glechniß in ſich ſchließt. Zum Exempel, Flemming ſchreibt in einer Ode auf der 363. S. **die demantenen Gewäſſer**, und bald hernach gedenkt er **der buhleriſchen Sterne**. Wir haben ſchon oben die **verwachte Roſe**, die **taumelnden Cypreſſen**, die **geſunden Schatten** und **ſchlummernden Gewächſe** aus eben dieſem Poeten angeführet. Dieſes ſind lauter metaphoriſche Ausdrückungen. Im eigentlichen Verſtande hätte man ſagen müſſen: die klaren Gewäſſer, die blinkenden Sterne, die verwelkte Roſe, die hin und her wankenden Cypreſſen; die kühlen Schatten; und die ruhigen Gewächſe. Aber der Poet führet uns durch ſeine geiſtreiche Beywörter auf ganz andere Begriffe. Die allernächſten Wörter ſind ihm zu ſchlecht; er holet ſich von weitem ganz ungemeine Gedanken her, die ſich aber zur Sache ſchicken, und dem Verſtande ſehr angenehme Bilder machen, wenn er die Aehnlichkeit derſelben einſieht. Eben dergleichen finde ich in Pietſchens Hochzeitode auf Prof. Bäyern in Petersburg, meinen nunmehr ſeligen Freund, ſehr häufig. Z. E. in dieſer Strophe:

Die holden Wangen deiner Braut,
Muß eine keuſche Röthe färben,
So, wie man ſonſt den Himmel ſchaut,
Wenn die verlebten Tage ſterben.
Des Jungferſtandes letzter Schein,
Iſt ein nicht fehlender Prophete,
Der Tag wird heiß und heiter ſeyn,
Nach einer ſchönen Abendröthe.

9. §. Eben dergleichen Metaphoren können auch in ſelbſtſtändigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja faſt in allen andern vorkommen. Z. E. Canitz ſchreibt:

Iſts

Iſts ihm nicht mehr vergönnt zu küſſen eine Docke,
Die ihre freche Stirn mit Thürmen überhäuft ꝛc.

Da iſt das Wort **Thürme**, für den hohen Kopfputz gebraucht, der vor zwanzig oder dreyßig Jahren Mode geweſen. Eben ſo hat Heräus auf der 248. S. die großen Perrucken beſchrieben.

Der weißbeſtäubte Buſch, der ganze Leiber deckt,

Imgleichen Opitz, nennt ein Frauenzimmer ein Bild; wegen der Schönheit, die man in Bildern am vollkommenſten finden kann. Auf der 165. S. der Poet. Wäld.

Hier geht ein ſchönes Bild,
Wo nichts zu ſpüren war, als ungezähmtes Wild.

Von Hauptwörtern mögen folgende Exempel dienen. Heräus ſagt, ein Fleißiger habe Minuten zu zählen:

Wie dieſem deſſen Fleiß Minuten hat zu zählen,
Der kömmt, den guten Tag zu biethen und zu ſtehlen.

Um das Zählen iſt es einem Fleißigen wohl nicht zu thun: aber es heißt hier beobachten, ja theuer und werth halten, weil man ſolche Dinge genau nachzuzählen pflegt. Das Stehlen ſchicket ſich hier gleichfalls ſo eigentlich nicht zum Tage. Aber es heißt hier unbrauchbar machen; weil man Sachen, die uns geſtohlen werden, nicht mehr zu ſeinem Nutzen anwenden kann. Opitz ſchreibt auf der 166. Seite der poetiſchen Wälder.

Ich kenne den Weg auch. Sehr oft hab ich gemeſſen
Den grünen Helikon, bin oben auf geſeſſen,
Durch mich wird itzt das Thun in Deutſchland aufgebracht,
Das künftig trotzen kann der ſchönſten Sprachen Pracht.
Wer dieſen Zweck erlangt, der darf nicht unten kleben,
Und wär er zehnmal todt, ſo ſoll er dennoch leben,
Gott herbergt ſelbſt in ihm, ja was er denkt und ſchafft,
Reucht nach Unſterblichkeit, ſchmeckt nach des Himmels Kraft ꝛc.

Den Helikon **meſſen**, heißt hier darauf gehen: weil man mit Schritten zu meſſen pflegt. Den ſchönſten Sprachen

trotzen, heißt hier, ihnen an Schönheit gleich gehen. Unten kleben, heißt hier, unten bleiben; leben heißt, unvergeßlich ſeyn; herbergen, heißt, in etwas anzutreffen ſeyn; nach Unſterblichkeit riechen, und nach des Himmels Kraft ſchmecken, heißt, nur jenes und dieſes zu verſtehen geben, und an ſich ſpüren laſſen. Und dieſe Exempel können davon genug ſeyn.

10. §. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte fortgeſetzt wird, ſo heißt ſie eine Allegorie. Z. E. Flemming ſchreibt von einem Bräutigam:

> Viel tauſend, tauſend feuchte Küſſe,
> Bethauen die vermählte Hand:
> Damit der Liebe trächtigs Land,
> Hinkünftig nicht vertrocknen müſſe.

Die Liebe wird hier als ein beſäeter Acker vorgeſtellet, der eines naſſen Thaues benöthiget iſt, damit er nicht verdorre: Und dieſen findet der Poet in den feuchten Küſſen des Bräutigams. Canitz beſchreibt die Reizungen der böſen Lüſte unter dem Bilde des erſten Sündenfalles:

> Wir hören überall Verführungsſchlangen pfeifen,
> Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln greifen,
> Wie wäſſert uns der Mund? die Hand wird ausgeſtreckt.

Amthor beſchreibt den Chriſtenwandel unter dem Bilde des iſraelitiſchen Zuges nach Canaan auf der 308. Seite:

> Der Proben harter Strich macht ſeinen Werth bekannt,
> Man kömmt durchs rothe Meer nur ins gelobte Land,
> Und muß durch manchen Kampf den Heldenmuth beweiſen.
> Es trägt Arabiens beſtäubte Wüſteney
> Nur Hunger, Durſt und Angſt auf allen Wegen bey,
> Durch die der Wandrer muß nach Zions Höhen reiſen.

Pietſch gleichfalls, wenn er die Beſchaffenheit des kaiſerlichen Heeres bey Belgrad beſchreibt:

> Der Adler wacht indeß auf einem ſichern Hügel,
> Und ſtreckt mit reger Kraft die ausgedehnten Flügel

Vor ſeiner Wohnung aus, um die er anfangs ſchwebt
Eh ihn der volle Flug aus ſeinen Grenzen hebt.
Bald ſchießt er ſchnell herab, wenn er den Drachen findet,
Der ſich, auf ſeinen Stoß um ſeinen Schnabel windet,
Doch den verdrehten Balg hält ſeine Klaue feſt,
Bis er ihn abgeſtreift im Blute liegen läßt,
Als Sieger in den Kreis des fernen Mondes ſteiget.
Und ſeinen Donnerkeil den blaſſen Hörnern zeiget.

11. §. Es muß aber eine gute Metaphore oder Allegorie I) eine wahre Aehnlichkeit in ſich haben, die in den Sachen und nicht in bloßen Worten anzutreffen iſt, Z. E. Wenn ich den Himmel ein Engelland nennen wollte, ſo wäre es nichts: denn hier käme es bloß auf das Wort Engel an. Z. E. Neukirch hat in dem vortrefflichen Gedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, dieſes Wortſpiel gebraucht, indem er den König Friedrich ſo redend einführet:

Und wer bewundert nicht das, was du jüngſt verſprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, beſchloß vor wenig Wochen,
Nach Engeland zu gehn; doch ſeht, er läßt es ſeyn,
Und ſeine Mutter geht ins Land der Engel ein.

Ich weis aber zu ſeiner Entſchuldigung nichts mehr zu ſagen, als daß dieſes vielleicht in der That ein Einfall des Königs ſelbſt geweſen ſeyn muß: daher der Poet ihn denn auch dem Könige in den Mund gelegt hat; um demſelben die Ehre der Erfindung nicht zu rauben. Und ſpricht er gleich, daß man dieſes Wort des Königes bewundere: ſo glaube ich doch nicht, daß ihm daſſelbe ſo ſchön vorgekommen ſey, weil er ſelbſt nirgend dergleichen angebracht. Aber an manchem großen Herrn, iſt in ſolchen Dingen oft etwas ein Wunder, welches man auch an einem Schüler nicht dulden würde. Doch ich beſinne mich, daß auch Neukirch von Wortſpielen ſo frey nicht geweſen, als er wohl hätte ſeyn ſollen. Z. E. in dem Gedichte auf die geſchützten Nachtigallen, heißt es:

Denn ſprach er, was man itzt im Kriege großes ſchaut,
Iſt, daß uns Friederich Fried, Ehr und Reich erbaut.

wiewohl ich dieſes ſchon in dem vorigen Capitel hätte anführen ſollen. Wenn aber Caniz ſchreibt: **Sein Hof wird ihm ein Hof** ꝛc. So vergleicht er wirklich den Ritterſitz eines Landjunkers, mit einem Hofe, und dieſes iſt alſo kein Wortſpiel zu nennen.

12. §. II) Muß ſie nicht von ſolchen Dingen hergenommen ſeyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß ſatiriſch ſchreiben wollte. Cicero z. E. tadelt einen Scribenten, weil er geſagt hatte, durch den Tod Catons wäre die Republik entmannet oder verſchnitten worden. III) Muß das Gleichniß nicht gar zu weit hergeſucht ſeyn, ſo, daß man es leicht verſtehen kann. Ariſtoteles verwirft in dieſer Abſicht den Ausdruck eines alten Poeten, der den Xerxes einen perſianiſchen Jupiter genennet hatte. Und dahin könnte man die praleriſchen Metaphoren der portugieſiſchen Redner rechnen, die in dem II. Theil der vern. Tadlerinnen XL. St. angeführet worden, wie auch unzähliche im Milton und ſeinen Nachahmern. Endlich IV) müſſen die Metaphoren, ſo viel möglich, alles ſinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke ſeyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter ſehr, die das Geſicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geſchmack angehen. Vor allen Dingen aber ſind die ſichtbaren Dinge ſehr geſchickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Die oben ſchon ſo häufig angeführten Exempel können dieſes ſattſam erweiſen. Es iſt aber auch an ſich ſelbſt leicht zu begreifen: denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe deſto klärer hervor, je ſtärkere Eindrückungen man davon ſonſt gehabt. Nun wirken aber die meiſten Sinne ſehr ſtark in die Seele; ſonderlich aber wirkt das Geſicht bey Empfindung des Lichts und der Farben ſehr klare, von Figuren und Größen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort alſo, welches dahin gehöret, kann auch eine unſichtbare Sache gleichſam ſichtbar machen, wenn es in verblümtem Verſtande dazu gebrauchet wird.

13. §. Die andere Art verblümter Reden, iſt die **Metonymie**, welche man mit dem Longolius ein **Namenlehn** nennen könnte. Man ſetzet aber darinn entweder die Urſache, und meynet die Wirkung derſelben: als wenn ich einen Scribenten für ſeine Schriften nenne:

Der reiche Seneca an Witz und an Vermögen,
Der ſchlaue Tacitus, und was noch iſt zugegen,
Muß allezeit um mich ſeyn.

Opitz.

Oder umgekehrt, die Wirkung für die Urſache, als wenn ich den Pan die Furcht der Nymphen nennte:

Phyllis ſchickt Silvanen Kränze,
Alle Nymphen führen Tänze,
Ihre Furcht, der geile Pan,
Geht nicht minder ſtets im Reihen ꝛc.

Dach.

Oder die Haupturſache an ſtatt eines Nebendinges: und zwar erſtlich, das Behältniß für das Enthaltene, als wenn ich den Helikon ſetze, und die Muſen meyne.

Der ganze Helikon iſt ſchon um dieſe Zeit,
Um ſeine Bücher her, und dichtet allbereit,
Das, was man rühmen muß.

Flemming.

Zweytens der Beſitzer an ſtatt ſeines Eigenthums, als wenn man den Phöbus an ſtatt der poetiſchen Triebe ſetzt, die ihm angehören.

Phöbus iſt bey mir daheime,
Dieſe Kunſt der deutſchen Reime,
Lernet Preußen erſt von mir ꝛc.

Dach.

Drittens, der Feldherr für ſeine Soldaten, als wenn man ſagt, der Kaiſer wird geſchlagen, da es doch die Soldaten ſind.

Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung ſollen ſchenken,

Und

Und Raſt nach ſolcher Müh: allein es ſaget Nein!
Der Kaiſer von Byzanz muß auch geſchlagen ſeyn.

Opitz.

Viertens, das Zeichen für die bezeichnete Sache, als wenn man den Zepter nennt, und ein Königreich meynt.

Bleibt Friedrich nur geſund, und hat ſein Zepter Segen,
Was iſt mir an Namur und Pignerol gelegen?

Canitz.

Fünftens, die Sachen in der Zeit, an ſtatt der Zeit ſelbſt, als wenn man den Mondwechſel für die Monate ſetzt:

Neunmal hat nun Phöbe gleich,
Ihre Hörner eingezogen,
Und die Nächte blind gemacht,
Seit ſie dir gab gute Nacht,

Flemming.

Oder man ſetzt ein Nebending an ſtatt der Hauptſache, und da zwar erſtlich das Enthaltene für das Behältniß. Z. E. der Ort, wo man der Fürſten Gnade ſucht, für den Hof.

Jedennoch, wenn du dir und auch zugleich den deinen,
Willſt mehr zu gute thun, ſo mußt du da erſcheinen,
Wo man der Fürſtenhuld, (weil doch des Höchſten Schluß
Sie groß, uns klein gemacht,) in Demuth ſuchen muß.

Canitz.

Zweytens, das Zeichen für das Bezeichnete, als wenn man, die Schamhaftigkeit zu beſchreiben, ſagte, den Hut in die Augen drücken.

Du darfſt, o freyer Held, den königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn: Wohin man itzo ſiehet,
Da ſieht man auch dein Lob.

Opitz.

Drittens, die Zeit, für das, was darinn geſchieht, zum Exempel für die ſchlechten Poeten, die darinn leben:

Wie manchmal zürn ich nicht mit unſrer armen Zeit,
Die itzt faſt gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil ſcheut.

Günther.

Viertens die Tugend oder Laſter, anſtatt der Leute, die ſie ausüben, z. E. der Neid für die Neider.

Der Neid vergiftet zwar das allerſchönſte Haus,
Und die Verläumdung ſticht die angenehmſten Früchte.

Gryphius.

Fünftens, die Gemüthsregung anſtatt ihres Gegenſtandes; als wenn man einen frölichen Tag ſeine Freude nennt:

Preis der Tage, Wunſch der Frommen,
Meine Freude, ſey willkommen!

Dach.

Sechſtens, das vorhergehende für das Nachfolgende, z. E. Wenn ich ſagte, bis die Sonne untergeht; anſtatt zu ſagen; bis es Nacht wird.

Bis der Gott der güldnen Gluten,
Der die braunen Mohren brennt,
In die heſperiſchen Fluthen,
Freygelaßnes Zügels rennt.

Flemming.

Siebentens, das nachfolgende anſtatt des vorhergehenden, z. E. die warme Frühlingsluft, für das, was darauf erfolget.

Die erfreuten Heerden ſpringen,
Das verlebte Jahr wird jung,
Die gelehrten Vögel ſingen,
Wald und Feld iſt auf den Sprung.
Und die Schooß der alten Erden,
Will aufs neue ſchwanger werden.

Flemming.

14. §. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf deutſch nach Longolii Benennung ein **Auszug**: dieſe hätte gar leicht unter der Metonymie können begriffen werden, wenn es nicht unſern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie iſt wiederum vielerley, denn man ſetzt entweder das Ganze für den Theil; z. E. die Welt für ein kleines Land in derſelben.

Ihr, die des Höchſten Rath beſtimmt,
Der Welt mit Stahl und Bley zu dienen,

Günther.

Oder

Oder den Theil fürs Ganze, als wenn ich den Hals für die ganze Perſon ſetze.

Er hat daſelbſt bekannt,
Du hätteſt ſeinen Hals und Ehr in deiner Hand.

Opitz.

Oder eins für viel: Als z. E. ein Sinn, wenn von vielen Perſonen die Rede iſt, die doch viel Sinne haben.

Andre werden ſich befleißen,
Die ein größrer Sinn erhöht,
Welchen Phöbus näher geht,
Als mir abgelegnem Preußen ꝛc.

Dach.

Oder viel für Eins. Z. E. Die Lüfte für die Luft.

Die geſtirnten Lüfte ſcherzen,
Tauſend Kerzen.
Tauſend lichte Fackeln ſtehn.

Flemming.

Oder eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe. Z. E.

Wenn du großer Siegesfürſt.
Hundert tauſend Cherubinen,
Zu Gefährten haben wirſt,
Werden dir die Feinde dienen.

Chr. Gryph.

Oder eine ſogenannte volle Zahl, für eine größere oder kleinere. Zum Exempel:

Thu, o Churfürſt nach Belieben,
Such ich Hufen, zehnmal ſieben?
Nein! auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Begnügen
Auch mit tauſend Ochſen pflügen,
Mir iſt gnug ein grünes Thal.

Dach.

Oder etwas viel größeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Z. E. Wenn man die Thränen einen Bach nennet:

Betrachte nur den Thränenbach,
Worinn das Herz der Aeltern ſchwimmet:
Wo noch in dir Erbarmung glimmet,
So gieb doch ihren Seufzern nach.

Amthor.

Das iſt nicht genug. Eben derſelbe bedient ſich dieſer Vergrößerung noch kühner, wenn er in demſelben Gedichte an ein verſtorbenes junges Frauenzimmer den ganzen Belt toben läßt. Er redet den Tod an;

Schau, wie der Belt beginnt zu toben,
Daß du ſolch einen theuren Stein,
Zu ſeiner Nymphen höchſter Pein.
Aus ihrer Krone weggeſchoben.

Hier könnte es leicht ſeyn, daß dieſe Vergrößerung einigen gar zu verwegen vorkäme. Denn was will man auf eine Prinzeſſin größeres ſagen? Zugeſchweigen, daß man nicht ſieht, was das für eine Krone der Nymphen geweſen, darinn die Todte einen Edelgeſtein abgegeben? Die Allegorie iſt nicht gar zu richtig.

15. §. Ueberhaupt aber geht man in Vergrößerung der Dinge gemeiniglich zu weit, und überſchreitet dadurch die Regeln der Klugheit. An Malherben hat ſchon Bouhours eine ſehr unerträgliche Vergrößerung der Thränen Petri getadelt, die ich, ihrer Seltſamkeit halber, aufs allergenaueſte überſetzt habe, und hier mittheilen will.

Da hub ſich ein Geſchrey gleich als ein Donner an,
Sein Seufzen war ein Sturm, der Eichen fällen kann,
Und die gelinde Fluth von den vergoßnen Zähren,
Verglich ſich einem Strom, der von den Bergen läuft,
Die Felder überſchwemmt, ja Dorf und Stadt erſäuft,
Und faſt die ganze Welt in eine See will kehren.

Wer nun dieſes nicht für ausgeſchweift erkennen will, der muß in der That nicht viel Nachſinnen oder Geſchmack von einer Sache haben. Opitz hat uns dieſe Art hochgetriebener Vergrößerungen in der Sprache eines ſchmeichlenden Buhlers lächerlich zu machen geſucht, den er auf der 161. S. im IV. B. ſ. poet. W. ſo entwirft. Er redet ein Frauenzimmer an:

Sie thun wohl einen Eid, wiewohl nicht ohne Lachen,
Daß eure Augen auch die Sterne finſter machen,
Und daß ſie heller ſind denn alles Firmament,
Ja daß die Sonne ſelbſt auch nicht ſo heftig brennt.
Sie ſchweren hoch und ſehr, daß Gott euch auserleſen,
Vor aller Zierlichkeit und allem ſchönen Weſen,
Und ſagen: ſelig ſey das Jahr und denn die Zeit,
In der ihr, große Zier der Welt! gebohren ſeyd.
Sie ſprechen wohl dabey, daß ihr mit euren Blicken,
Ein härter Herz als Stein vermöget zu entzücken.
Daß aus America die beſte Spezerey,
Mit eurem Athem weit nicht zu vergleichen ſey.
Daß ſolche Hände nicht gemalet werden könnten,
Daß gegen ihnen, Schnee zu gleichen ſey der Tinten;
Daß jedes Zähnlein ſey ein köſtlicher Demant,
An welchen die Natur all ihre Kunſt gewandt;
Und daß die Lippen auch, die mehr als Roſen blühen,
Weit weit den edelſten Corallen vorzuziehen;
Und daß der ſtarke Mars durch eurer Zungen Schein,
Die Waffen abzuthun bereitet würde ſeyn.
Beliebt es euch hernach von Venus was zu ſingen;
Die Winde könnet ihr mit eurer Stimme zwingen:
Und wenn ihr weiter euch auch zu der Lauten findt,
Iſt Orpheus ungelehrt und gegen euch ein Kind.
Wenn ihr im Felde ſeyd, wohin man euch ſieht gehen,
Da ſieht man alſobald die ſchönſten Blumen ſtehen.
In Summa, die Natur hat dieß an euch gethan,
Daß eure Trefflichkeit kein Menſch beſchreiben kann
Wie möcht ich aber wohl ſo falſch erdachtes ſagen,
Und die Aufſchneiderey mit Langmuth nur ertragen?
Ich glaube, welcher ſich nimmt ſolche Lügen an,
Der Feder und Papier auch ſchamroth machen kann.

Was Opitz hier in der verliebten Sprache für unerträglich gehalten, das hat Canitz in der Beſchreibung des Kriegesweſens, und in den Klagen der Verſtorbenen, als einen Fehler angemerkt. In ſeiner Satire von der Poeſie heißt es:

Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten.
Ein Flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür,

Der

Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß,
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab?
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

16. §. Mit der Verkleinerung, (**Litote** oder **Tapeinoſis**) iſt es eben ſo bewandt. Sie ſagt allemal weniger, als in der That wahr iſt; doch ſo, daß ſie dadurch in keinen Irrthum ſtürzet. Z. E. Günther beſchreibt ſeine Armuth ſo:

Ich darf mich ohnedas voritzo nicht beſchweren,
Als ließen Tiſch und Schlaf mich wenig Zeit entbehren.
Fünf Biſſen in den Mund, ſo iſt die Tafel gar;
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett und völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird ſie oft betrogen.

Die Synekdoche ſetzt auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine beſondere Gattung deſſelben. Z. E. Das Licht überhaupt für die Sonne:

Willkommen ſchönes Licht!
Das aus dem Himmelspunct der Abyſſinen
In Nordens kalten Zirkel bricht.
Kaum war dein heißer Stral bey uns erſchienen ꝛc.

Amthor.

Oder die beſondre Gattung für die ganze Art. Z. E. Wenn ich Mandeln und Muſcaten ſtatt aller andern Leckerbiſſen ſetzte:

 Wiewohl

Wiewohl ein ſolcher Held, der nur ſein theures Blut,
Zum Aderlaſſen ſpart, nicht große Wunder thut;
Und wenn ihm nichts gefehlt als Mandeln und Muſcaten
Wohl eh aus Blödigkeit hat Stadt und Land verrathen,

Canitz.

Auf eben die Art ſetzt man zuweilen die Namen gewiſſer Perſonen, anſtatt allgemeiner Benennungen ſolcher Leute. Welche Art nebſt der folgenden eine Antonomaſie heißt. Z. E.

Geh Breßlau! denke nach, was der Verluſt bedeute,
Dein Piccart, dein Galen, dein Kepler, dein Caßin,
Dein Galileus ſtirbt. Dieß, was gelehrte Leute
Für deinen Schmuck geſchätzt, iſt leider itzt dahin,

Gryph.

Oder man braucht anſtatt der eigenen Namen gewiſſer Dinge die allgemeine Benennung, die ſich für ſie ſchickt. Z. E. Wenn man ein Pferd meynte, und ein Vieh nennte.

Verſuchs, gieb ihm ein Amt, ſechs Viehe vor den Wagen,
Und ſechſe hinten drauf; ſieh, was er dann wird ſagen.

Heräus.

Jmgleichen wie Canitz einen Weiſen nennet, und den Horaz meynt, deſſen Vers, Beatus ille qui procul negotiis, er anführt:

Ja, ſprichſt du folge dem, was jener Weiſe ſchreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt ꝛc.

17. §. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die **Jronie** oder Verſpottung zu nennen pflegt. Man ſaget darinn gerade das Gegentheil deſſen, was man denket; doch ſo, daß der Leſer aus dem Zuſammenhange leicht begreift, was die wahre Meynung iſt. Z. E.

Bey einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen
Des künſtlichen Papiers bis vier und zwanzig Bogen:
Ein ſchöner Vorrath traun! beſonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht gar zu wohl gedeiht,

Rachel.

Zuweilen wird die Jronie ſehr heftig, und bekömmt alsdann den Namen **Sarkaſmus** oder **Diaſyrmus**; nachdem ſie

nämlich

nämlich gegen Todte oder Lebendige ihren beißenden Hohn ausſtößt. Z. E. Opitz ſpottet des Glückes, im Abſehen auf die Standhaftigkeit des Ulyſſes dergeſtalt:

Du kannſt, Fortune, ja den werthen Helden zwingen,
Hinab ins tiefe Meer, bis an den Hals, zu ſpringen:
Du kannſt ja wider ihn vermiſchen Luft und Flut,
Kannſt fordern, wenn du willſt, ſein Leben Gut und Blut!
Daß aber er vor dir die Knie auch ſolle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, ſich wie ein Weib bezeigen,
Sein Leben, ſeine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze laſſen gehn; das ſtehet nicht bey dir!

Hierher gehört auch die ſpöttiſche Wiederholung der Worte ſeines Gegners, die ſonſt Mimeſis, oder das Nachſpotten genennet wird. Z. E. In des Sophokles Antigone ſpricht Kreon mit ſeinem Sohne Hämon, nach Opitzens Ueberſetzung:

Kreon.

Und iſt denn dieß nicht recht, wenn ich mein Reich will ehren?

Hämon.

Schön ehren! denn du greifſt der Götter Ehr itzt an.

Und bald darauf:

Kreon.

Willſt du durch Drohen mich noch mehr und mehr erherben?

Hämon.

Was Drohen? wo man Rath und That nicht will verſtehn.

18. §. Das wären nun die hauptſächlichſten Gattungen und Arten, der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetiſche Schreibart, ſowohl als die ungebundne, einen beſondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieſelben, nach Beſchaffenheit der Materien und beſondern Umſtänden, allerley verſchiedene Geſtalten annehmen; ſo daß ſie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen. Der Witz der Dichter iſt ſehr unterſchieden, und ſeine Geburten ſind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in dieſem Stücke eine etwas größere Freyheit, als ein Redner oder Geſchichtſchreiber; welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichſam in einer Begeiſterung,

 oder

oder aus Eingebung der Muſen redet: ſo muß er doch die geſunde Vernunft dabey niemals aus den Augen ſetzen. Nicht alle verblümte Redensarten lauten in klugen Ohren ſchön, und man kann zuweilen gar nicht ſagen, warum dieſes oder jenes ſo anſtößig klinget. Darinn zeiget ſich aber hauptſächlich der gute Geſchmack eines Poeten, daß er eine geſchickte Wahl unter den poetiſchen Ausdrückungen zu machen wiſſe, die ihm ſeine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte ſchön iſt, das ſchickt ſich in ein Heldengedichte nicht: und was in einer erhabnen Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig ſeyn. Die tragiſche Schreibart geht faſt immer auf Stelzen, d. i. ſie redet faſt durchgehends verblümt: die comiſche hergegen geht barfuß, ich meyne, ſie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beſchaffenheit ihrer beſonderen Charactere. Alle dieſe allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

19. §. Nichts aber iſt bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewiſſe Leute verſtecken ſich in ihren Metaphoren ſo tief, daß ſie endlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. Man ſieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärſte Satz wird durch ihren poetiſchen Ausdruck verfinſtert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorſtellen und empfindlicher machen ſollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die mariniſche Schule den dunkeln Wuſt in die Dichtkunſt gebracht; ſondern auch itzo will uns die miltoniſche Secte von neuem überreden: Nichts ſey ſchön, als was man kaum verſtehen, oder doch mit vielem Nachſinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es iſt wahr, daß Unverſtändige zuweilen eine ſo blendende Schreibart deſtomehr bewundern, je weniger ſie dieſelbe verſtehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken, und wenn derſelbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen iſt, ſo ſchmeißen

ſie ein ſolch Gedichte beyſeite. Sonderlich thun ſie dieſes, wenn gar, über den ſchwülſtigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geſchehen pfleget. Denn manchen vermeynten ſchönen Gedanken anzubringen, nehmen ſich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunſt, und einer reinen Mundart. Ich ſchließe daher dieſe Regel mit des Boileau Worten. Art. Poet. Ch. I.

Il eſt certains Eſprits, dont les ſombres penſées
Sont d'un nuage épais toujours embaraſſées;
Le jour de la raiſon ne les ſauroit percer:
Avant donc que de ecrire, aprenez à penſer!
Selon que notre idée, eſt plus ou moins obſcure,
L'expreſſion la ſuit ou moins nette ou plus pure.
Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſement,

20. §. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeſchickte Vermiſchung derſelben in einer Schrift, kömmt hauptſächlich derjenige Fehler der poetiſchen Schreibart an, den man das Phöbus oder den Schwulſt zu nennen pflegt. Die Franzoſen haben dieſen Namen einer ſchwülſtigen Art des Ausdruckes, ſo viel mir wiſſend iſt, zuerſt beygelegt, und die Engelländer nennen dieſelbe einen Bombaſt. Es ſcheint die Benennung der erſtern ihren Urſprung hauptſächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge deſſen manche Poeten, auch bey den ſchlechteſten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der ſcharfſinnige Bayle hat dieſe böſe Gewohnheit in ſeinen Briefen * ſehr ſinnreich durchgezogen. Er merkt aus der Hiſtorie von der Stiftung der königlichen großbrittaniſchen Societät der Wiſſenſchaften an, daß man daſelbſt von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwiſſenſchaft, auch den Rednern und Dichtern den Vortheil verſprochen, daß ſie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können;

* T. I. p. 32. 33. 34.

und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem ſie allein, ſo viel in den Gleichniſſen hätte ausſtehen müſſen. Allein er ſetzet hinzu, dieſes ſey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dem ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichniſſe bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber ſterben, als in dieſem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieſes wäre nun einmal das Schickſal dieſes ſchönen Geſtirnes, daß man allerley Arten der Leute auf ſeine Unkoſten lobete: ſo gar, daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trügen. Davon er aus dem Theophile ein Sinngedichte anführt:

Cette Femme, qui m'importune
Veût qu'on la compare au Soleil:
Il eſt commun, elle eſt commune,
C'eſt tout ce, qu'ils ont de pareil:

21. §. Mit dieſem Fehler der hochtrabenden Schreibart iſt ſehr nahe, das von vorerwähnten Nationen ſogenannte Galimatias, oder Nonſens verwandt, welches nichts anders iſt, als eine ungereimte und unverſtändliche Vermiſchung widereinanderlaufender verblümter Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich iſt, einen Verſtand herauszubringen. Von unſern Deutſchen hat, wie mich dünkt, Chriſtian Gryphius zuerſt den Uebelſtand dieſes Fehlers an unſern Poeten, ſonderlich ſeinen eigenen Landesleuten, Hofmannswaldau und Lohenſtein, wahrgenommen; und die Quellen deſſelben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden. * Gryphius unterſcheidet aber hier mit großem Verſtande die alten Ita-

* Ich weis wohl, ſchreibt er, daß viele unſrer Landsleute den heutigen Welſchen und Spaniern unzeitig nachäffen, und ſich mit ihren nicht ſelten merklich abſchießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl ſeyn ſollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: So würde es doch zum wenigſten gar wohl gethan ſeyn, wenn ſie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, derer ſich die Welſchen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzoſen bedienen, etwas mehr in

Italiener von den neuern, und dieſe von den Franzoſen. Petrarcha iſt bey dem guten Geſchmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn hat ſich Opitz unter andern zum Muſter genommen. Taſſo und Guarini hielten ſich noch ziemlich auf der alten Spur, und ob ſie wohl ſchon viel von ihren Concetti oder gleißendem Flittergolde einſtreueten: * ſo blieb doch das meiſte in ihren Gedichten gut und untadelich. Arioſt aber und Marino ſind von der guten Art ganz und gar abgewichen: wie nicht nur Bouhours in ſeiner Maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit in vielen Exempeln gewieſen; ſondern auch Herr König in ſeiner Unterſuchung vom guten Geſchmacke bey den canitziſchen Gedichten ausführlich dargethan hat. Dieſe mariniſche Schule nun hat auch in unſerm Vaterlande viel Anhänger gefunden, und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle ſchon bedauret.

22. §. Doch auch aus den Spaniern iſt dieſes Verderben einigermaßen herzuleiten, ſo, wie ſchon in Rom durch den Lucan und Seneca, der gute Geſchmack des güldnen Alters ſich verderbet hat. Gratian iſt im vorigen Jahre durch die hochtrabende Art ſeiner Schriften ein ſolcher Verführer der witzigen Köpfe geworden. Denn ob er gleich nur in ungebundner Rede geſchrieben, ſo hat er doch in ſeinen Schriften, z. E. in dem Criticon, einen ausſchweifendern Witz gewieſen, als unzähliche Dichter gehabt haben. Daß Lohenſtein einen beſondern Geſchmack an demſelben gefunden, zeiget der ſtaatskluge Ferdinand deſſelben, den er ins Deutſche überſetzt, und in ſeinen übrigen Schriften nachgeahmet hat. Will man ein Exempel von ſeiner Art haben, ſo leſe

acht nähmen; und vielmehr den rechten Verſtand einer Sache, als zwar köſtlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entſpringenden Miſchmaſch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten.

* Siehe des Herrn von St. Evremond Luſtſpiel Sir Politick Would be, nach, wo er einen italieniſchen Abt in lauter ſolchen Concetti, oder ſpitzfindigen Einfällen redend einführet, und dadurch dieſe Schreibart zum Gelächter machet.

man nur das Gedichte auf den Tod And. Gryphii, von der Höhe des menſchlichen Geiſtes, darinn er faſt allen ſeinen Witz und alle ſeine Einbildungskraft verſchwendet hat. Doch ein paar Strophen ſollen uns zur Probe dienen, wie dieſe Schreibart ausſieht. So hebt er an:

Wohin hat ſich der Geiſt der Menſchen nicht geſchwungen,
 Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt:
Denn iſt der ſpröde Leib gleich nur von Dohn entſprungen
 So ſieht man doch, daß Gott aus dieſen Schlacken glänzt.
Daß itzt was himmliſches, beſeele das Gehirne,
Der Urſprung ſey von Gott, das Weſen vom Geſtirne.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
 Macht uns zu Herrn der Welt zu Meiſtern der Natur.
Der Panther dämpft für ihr das Schäumen des Geblüthes,
 Sie nimmt der Schlang ihr Giſt, durf einen kräftgen Schwur.
Sie lehrt uns Drachen kirrn, und auf den Löwen reiten
Die Adler übereiln, und Crokodilln beſtreiten.

Er müht ſich Gottes Werk und Wunder nachzuäffen,
 Es theilt ein Dädalus mit Flügeln Luft und Wind
Bachan, kann in der Luft Gewölk und Regen ſchaffen:
 Albert ein redend Haupt, Camill ein lechzend Kind,
Archytas lehrt aus Holz geſchnitzte Tauben fliegen,
Und Bertholds Büchſe will für Blitz und Donner ſiegen.

Die Elemente ſelbſt ſind Mägde des Verſtandes ꝛc.

23. §. Dieß iſt nun ein recht Meiſterſtück, durcheinander gewirrter Metaphoren und anderer übelausgeſonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias, mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts deſtoweniger hat ſich unſer Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verſe aufs äußerſte verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht dieſe hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfaſſer, noch ſeine Leſer, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Ein rechter Held aus der lohenſteiniſchen Schule, war auch in meinem Vaterlande nur vor wenigen Jahren noch, der ſeiner Muſik wegen berühmte Capellmeiſter Neidhard,

hard, ein gebohrner Schleſier, der durch ſeine überſteigende Schreibart unzählige Leute eingenommen, und viel junge Leute verführet hatte; wie ich ſchon oben angemerkt habe. Es kann nicht ſchaden, eine Probe davon hieher zu ſetzen, die mehr als irgend etwas einen Abſcheu davor erwecken kann. Dieß Gedichte iſt 1710 auf D. Wenzeln gemacht, und hebt an:

Der Witz des Alterthums, aus deſſen reicher Pracht,
Die jüngern Gold und Bley zu Doctorringen ſtehlen,
Hat auch aus weiſer Kluft den Ring herausgebracht,
Den Ruhm der Sterblichen der Nachwelt zu vermählen.
Man wuſch den todten Leib in einer Balſamſee,
Und meynte ſo den Zahn der Fäulniß zu zerreiben:
Man wollte That und Lob den Steinen einverleiben,
Und thürmte deren Rumpf faſt an die Wolkenhöh
Die meiſten ſpitzten ſich den Griffel kluger Schriften
Den Todterblaßten Ruhm, ſich ſelbſten Dank zu ſtiften.

Doch weil der Glieder Bau, des Marmors Silber Grieß
Der Blätter leuchten Zeug die Zeiten niederlegen:
So ſuchte man dabey, Held, Waffen, Schild und Spieß
Der hellſaphirnen Burg des Himmels einzuprägen.
Drum ſchimmert Herkules, Alkmenens Götterkind
In einer Heldentracht von acht und zwanzig Sternen,
Und läſſet auch ein Kind aus ſeinen Stralen lernen
Daß Klug- und Kühnheit Gold, zu Ehrenkleidern ſpinnt.
So wird ſein Ehrenruf bey heitrer Nacht verjünget,
So oft ſich Tellus Ball um ſeinen Kreispunct ſchwinget ꝛc.

So iſt nun das ganze ziemlich lange Gedichte mit unendlich vielen weitgeſuchten und übereinander gehäuften Metaphoren und Allegorien durchwirkt und vollgeſtopft, daß es bloß um der Seltenheit halber werth wäre, wieder aufgelegt zu werden.

24. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von neuern Blümchen fehlen möge: ſo will ich dieſelben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im 1727. Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demſelben alles beyſammen finde, was ich ſonſt mit vieler Mühe würde zuſammen ſuchen müſſen. Folgende Redensarten nun, halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet ſchreibt: Titans frohes Licht

Licht ſtrale mit neuen Blitzen, und mache die ſapphir-ne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein ſolcher, der Aegyptens finſtre Nacht ſtatt Goſens Sonne küſſet. Die Lilie lacht mit reinſtem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen ſchamroth, und ihr Atlas ſinkt ins Verweſungsreich. Auf den Blättern der Blumenkoniginn, die von Cytherensblut den Urſprung haben ſoll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft ſchneyt ambrirte Perlen. Man ſoll uns einſt in Edens güldnen Auen mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne ſchauen. u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schluſſe dieſes Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Miſchmaſch genennet hat: ſo will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verſchiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieſer Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüſſe, Schmuck, Lenz, Sonne, ſchmaragdne Felder, Perlenwaſſer, Schnee und Eis, holde Blumen, Roſenblut, Froſt, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, oder Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Neſſeln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambroſin, Nectar, diamantne Auen, Honigſeim und Alicant, ja damit nichts vergeſſen würde, ſo kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müſſen nunmehro die Stelle ſelbſt ſehen.

Hier iſt das Canaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen ſteigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen.
Hier iſt kein Regenguß, der ihren Schmuck zerſchlägt.
Hier iſt kein ſolcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das ſchmaragdne Feld mit Perlenwaſſer tränket,
Bald aber Schnee und Eis ſtatt holder Blumen ſchenket,
Hier wird der Roſenblut durch keinen Froſt gebleicht.

Von Dornen weis man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Neſſeln ſind verbannt von dieſer Sternenhöh.
Hier iſt nur Zuckerbrodt und ſüßer Ambroſin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen,
Hier iſt nur Honigſeim und Alicant zu ſchauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

25. Das beſte Mittel wider den ſchwülſtigen Geiſt, iſt das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen. Wer ſich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals, bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verſtande geleſen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den Longin vom Erhabenen, Bouhours von der Art in ſinnreichen Schriften wohl zu denken: und Werenfels, (de meteoris orationis) des Pope Art of Criticiſm, und den deutſchen Antilongin mit Bedacht geleſen hat; der wird gewiß unmöglich auf eine ſo ſeltſame Art des poetiſchen Ausdruckes verfallen: geſetzt, daß er noch ſo erhaben zu ſchreiben geſonnen wäre.

* *

Das IX. Capitel.
Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen.

1. §.

Eine Periode überhaupt iſt eine kurze Rede, die einen, oder etliche Gedanken in ſich ſchließt, und für ſich ſelbſt einen völligen Verſtand hat. Ich nenne ſie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß ſie ſich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält: denn aus vielen Perioden entſteht erſt eine gebundene oder ungebundene Schrift. Zudem iſt die Kürze einer Periode eine beſondere gute Eigenſchaft derſelben, wie bald ſoll gewieſen werden. Ich ſage ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in ſich ſchließe, um dadurch die einfachen Perioden von den Zuſammengeſetzten zu unterſcheiden. Jene beſtehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejahet, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Dieſe hergegen entſtehen aus der Verbindung etlicher ſolcher Sätze, die ihrer Natur nach mit einander zuſammen hängen; es ſey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fordre ich von einer Periode, daß ſie einen völligen Verſtand haben ſolle: damit das Gemüth am Ende derſelben einigermaßen befriedigt und ruhig ſeyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet; ſo kann man noch nicht ſtille ſtehen: ſondern die Gedanken eilen weiter, und wollen die völlige Meynung der Rede faſſen; welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpft iſt. Dieſe Unruhe nun, iſt dem Gemüthe eines Leſers oder Zuhörers allezeit unangenehm, und daher ſehnt er ſich immer nach einer Befriedigung; die er nicht anders, als beym Schluſſe eines Satzes erhält.

2. §. Die Poeten haben die Ehre, daß ſie die erſten Erfinder der Perioden ſind, und daß die Meiſter der ungebundnen

Schreib-

Schreibart ihnen die Kunſt haben ablernen müſſen. Wie man nämlich überhaupt eher in Verſen, als in Proſa geſchrieben hat: ſo iſt auch die poetiſche Schreibart eher ins Geſchicke gebracht worden, als die proſaiſche. Die Poeten, Muſeus, Orpheus und Linus, ja ſelbſt Homer und Heſiodus haben lange vor dem Pherecydes gelebt; welcher zu allererſt auf die Gedanken gekommen seyn ſoll, daß man auch ohne ein gewiſſes Sylbenmaaß ſchreiben könne. Und da man auch in dieſen alten Dichtern, ſonderlich im Homer, eine periodiſche Schreibart antrifft: ſo weis man hergegen unter den viel neuern proſaiſchen Scribenten den Iſokrates zu nennen, der zu allererſt in ungebundner Rede Perioden zu machen, angefangen. Cicero giebt uns in ſeinem dritten Buche vom Redner Nachricht davon. Die Stelle verdient, daß ich ſie anführe: „Die Alten hielten dafür, man müſſe in der unge„bundnen Rede auch Verſe machen, das iſt, ein gewiſſes wohl„klingendes Sylbenmaaß beobachten. Denn ſie verlangten, „daß man nicht ſowohl durch gewiſſe Zeichen der Abtheilung, „als vielmehr in der Rede ſelbſt, durch die Worte und Sätze, „in gewiſſen Stellen einen Schluß machen ſolle, nicht zwar „unſerer Müdigkeit, ſondern dem Athemholen zu ſtatten zu „kommen. Und daß ſoll vornehmlich Iſokrates aufgebracht „haben, damit er die ungeſchickte Schreibart der Alten, der „Anmuth und des Gehöres wegen, zu einem Wohlklange „bringen möchte. Denn vermittelſt dieſer zwey Stücke, ha„ben die Muſikverſtändigen, welche vorzeiten mit den Poeten „einerley waren, den Vers und Geſang zur Beluſtigung aus„gekünſtelt: damit ſie ſowohl durch das Sylbenmaaß, als „durch die Stimme, beluſtigen, und dem Ekel der Ohren zu„vor kommen möchten. Dieſen beyden Stücke nun, ich meyne „den Wechſel der Stimme, und die Abtheilung der Rede, in „geſchloſſene Sätze, haben ſie, ſo viel es ſich hat thun laſſen, „aus der Poeſie auch in die Beredtſamkeit einzuführen, für „rathſam gehalten.

3. §. Wir ſehen aus dieſer Stelle das innerſte Weſen der Perioden, und begreifen zugleich, wie die erſten Dichter auf

dieſe

dieſe Erfindung gekommen ſind. Sie ſuchten das Ohr zu vergnügen, und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörte nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgeſprochen, und doch wohl verſtanden werden konnte. Sie maßen alſo alle ihre Zeilen ab, brachten das Sylbenmaaß darinnen auf, und ſchloſſen, ſo viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verſe; ſo viel man nämlich in einem Athem bequem ausſprechen konnte. Daher entſtunden nun die poetiſchen Perioden. Ein Exempel macht die Sache deutlich. Simon Dach ſchreibt auf eines Liefländiſchen Herzogs mit einer Brandenburgiſchen Prinzeßin Beylager 1643.

Ich bin ſo fremde nicht in meinem Vaterlande
Dem, der nur etwas hält von Tugend und Verſtande.
Mein Churfürſt, ſagt man mir durch gründlichen Bericht,
Erkennt ob ich ein Lied geſchrieben oder nicht?
So kundig bin ich ihm.

Hier ſieht ein jeder, daß in dieſen fünftehalb Zeilen der Verſtand ſich dreymal ſchließt. Erſt machen zwey und zwey Zeilen einen völligen Satz aus, hernach iſt eine halbe Zeile ein ganzer Satz; der ſich zwar auf das vorhergehende bezieht, aber doch für ſich verſtanden werden kann. Noch eins aus demſelben Gedichte.

Mir dringet längſt zu Ohren,
Ja auch ins Herze ſelbſt der ſüſſen Sänger Schall.
Ich höre längſt von fern die Heerpauk und den Hall
Der zwölf Trompeten gehn. Für Freuden ſeh ich ſpringen
Die Bergſtadt Ottokars, und alles wieder klingen.
Der reiche Pregel reckt ſein naſſes Haupt empor,
Horcht, was da ſey, und läuft geſchwinder, als zuvor,
Dem friſchen Hafe zu.

Hier ſieht man wieder, daß der Verſtand dieſer acht Zeilen ſich viermal geſchloßen hat, nämlich da, wo die Puncte ſtehen. Und folglich beſteht dieſes Stücke aus vier Perioden.

4. §. Will man dagegen ſehen, wie ein Vers ausſieht, darinn keine Perioden ſind, ſo darf ich nur ein Stück aus einem

nem alten Meiſterſänger anführen, z. E. Der alte Ueberſetzer Homers, Joh. Spreng, erzählt im Anfange des erſten Buches, wie der Prieſter Chryſes ſeine Tochter wiedergefordert habe.

Dann dieſer Prieſter Lobeſam
Bald für die Schiff der Griechen kam.
Und wollt ſein liebe Tochter haben
Dieſelb erledigen mit Gaben,
Bracht deren gar ein große Zahl
Für die Kriegsoberſten zumal
Von Gold und Silber auch ein Kron
Apollinis, des Gottes fron
Ein güldin Zepter in der Hand
Erſucht die Griechen mit Verſtand
Fürnehmlich Agamemnonem
Und Menelaum ganz bequem
Die beyden König hochgebohrn
Des Atrei Söhn auserkohrn
Als hochverſtändig und großmüthig
Fing an und ſprach mit Worten gütig:
Ihr beyde Fürſten hochgedacht
Und auch der Griechen große Macht ꝛc.

Ich müßte noch ganze Seiten ausſchreiben, wenn ich hier ein Ende finden wollte: So gar hängt alles an einander, daß man nirgends ſtille halten oder aufhören kann. Es hat aber auch unter neuern Poeten Leute gegeben, die nicht anders geſchrieben haben, als ob die Periode in Verſen ein verbothenes Kunſtſtück wäre. Sonderlich in den ungemiſchten alexandriniſchen Verſen halten es einige nicht nur für erlaubt, ſondern wohl gar für eine Schönheit: wenn ſie alles aneinander hängen, und wohl dreyßig ja vierzig lange Zeilen wegſchreiben, darinne man nirgend ſtill ſtehen kann; wo man nicht durch das Athemholen den Zuſammenhang der Worte und Gedanken unterbrechen will.

5. §. Eine ſolche Schreibart nun, iſt in ungebundner Rede ſchon verwerflich, vielweniger wird ſie ſich für einen guten Poeten ſchicken, der noch körnichter, nachdrücklicher und kräftiger ſchreiben ſoll, als ein Redner. Die große Weitläuftig-

keit iſt ein Zeichen ſchlecht verdaueter Gedanken, und übelgefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichſte Sache dunkel, und den beſten Leſer matt und müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäuft; und wenn er hofft, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: ſo wird er von neuem, aus einem Labyrinthe in den andern geſtürzet, daraus er nicht eher, als nach unzähligen Umſchweifen den Ausgang finden kann. Wenn man denn endlich an einen Ruhepunct gekommen iſt, ſo weis man ſelbſt nicht mehr, was man im Anfange geleſen hat: ſo gar iſt man, durch die Verwirrung unzählicher Gedanken und Ausdrückungen, überhäufet worden. Günther hat zuweilen ſeiner Einbildungskraft, etwas zu ſehr den Lauf gelaſſen, z. E. wenn er ſo ſchreibt:

Der bettelt geht und kömmt, und kann vor Angſt nicht ruhn
Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyert,
Wie, da ſie geſtern ſpät das Sonntagszinn geſcheuert,
Ihr aufgeſtreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
Daher in ſeiner Bruſt ein neuer Aetna brennte,
Dem auch ihr Schüſſelfaß die Glut nicht löſchen könnte.

Doch könnte es auch wohl ſeyn, daß er dieſe Stelle mit Fleiß, und ſatiriſcher Weiſe ſo matt und weitſchweiſig gemacht, als ob er den Canzleyſtil nachahmen wollte.

6. §. Wiewohl nun dergeſtalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetiſcher Perioden iſt; dieſe aber nicht leicht ohne eine beliebte Kürze erhalten werden kann: ſo will man dadurch noch nicht alle weitläuftige Sätze in Verſen verworfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Perioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil ſie aber alle einander ähnlich ſind, und an und für ſich ſelbſt verſtanden werden können; ſo entſteht keine Dunkelheit daraus in der ganzen Rede. Z. E. wenn Neukirch in dem ſchönen Lobgedichte auf die Königinn in Preußen, Sophien Charlotten, ihre Eigenſchaften ins Kurze faſſen will; ſo macht er eine Periode

riode von acht Zeilen, die aber aus ſo kurzen und ähnlichen Theilen beſteht, daß ſie ganz deutlich bleibt.

Charlott! ach kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen,
Charlotte liegt erblaßt! und unſre Augen brechen
Zugleich vor kalter Angſt. Wir ſehen nichts als Nacht,
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,
Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Man hat alſo ſonderlich darauf zu ſehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an ſich ſelbſt deutlich, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn mögen. Denn dieſe Aehnlichkeit macht, daß man die vorigen Stücke bey dem folgenden nicht aus dem Sinne verliert, und bey dem letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenſchaft, Bedingung, Urſache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden geweſen wäre.

7. §. Die andere gute Eigenſchaft einer Periode iſt, wenn darinnen die natürliche Wortfügung unſrer Mutterſprache eben ſowohl, als in ungebundner Rede, beobachtet wird. Dieſe Regel iſt ſeit Opitzens Zeiten bey unſrer Nation für bekannt angenommen worden: und es haben ſie ſo gar diejenigen nicht verworfen, die doch in ihren Schriften vielfältig darwider verſtoßen haben. Sie entſchuldigen ſich allenfalls mit der poetiſchen Freyheit, der ſie ſich doch durch den, der obigen Regel gegebenen Beyfall, begeben hatten: oder ſie meynen doch, um eines guten Gedankens halber, ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln. Einige aber meynen gar, es beſtehe die Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkehrungen der Wörter; indem man ſich dadurch von der proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem ſchweizeriſchen Milton. Bey den alten Lateinern und Griechen hat man ſich in dieſem Stücke ſo ſehr

nicht binden dörfen, und man hält insgemein dafür: es wäre ihren Poeten eine jede Verſetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig geweſen. Allein ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden. In Ariſtotels Poetik c. 23. finde ich, daß ein damaliger Geſchichtſchreiber, Ariphrades, die Verſetzung der Wörter an den tragiſchen Poeten getadelt; unter andern, wenn ſie das Vorwort nach ſeinem Nennworte geſtellet: Z. E. *δωμάτων ἀπὸ*, *domo ex*, an ſtatt *ex domo*. Wiewohl nun Ariſtoteles, aus gar zu großer Gelindigkeit, hier die Vertheidigung der Poeten über ſich nimmt, und ſie gar deswegen lobet, daß ſie von der gemeinen Art zu reden abgewichen: ſo ſchließe ich doch daraus, daß es in der griechiſchen Sprache nicht gleichviel geweſen, wie man die Wörter geordnet; und daß auch bey ihnen ein zartes Ohr von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben.

8. §. Von den Lateinern iſt es eben ſo gewiß, daß man nicht alle mögliche Verſetzungen bey den Poeten habe dulden können. Z. E. der Vers Virgils:

Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris
Italiam fato profugus Lauinaque venit
Littora &c.

hätte gar leicht auch folgendergeſtalt ins Sylbenmaaß gebracht werden können:

Arma virumque cano, profugus qui primus ab oris
Italiam Troiae venit, Lauinaque fato
Littora.

Doch glaube ich, daß dem Virgil und allen Römern über einer ſo ſeltſamen Verſetzung der Wörter die Ohren würden weh gethan haben. Und doch iſt es leicht möglich, noch eine weit ärgere Unordnung in dieſe Wörter zu bringen, dabey endlich der ganze Verſtand der Zeilen verſchwinden würde. Zum Exempel:

Arma cano primus Troiae Lauina virumque
Italiam profugus qui Littora venit ab oris
Fato.

Oder ſo:

Arma cano Troiae, profugus qui Littora venit,
Italiam Lauina virumque primus ab oris
Fato.

Es iſt daher wohl gewiß, daß in lateiniſchen Poeſien eben ſo wohl die gewöhnliche Ordnung der ungebundnen Rede hat beobachtet werden müſſen, als im Deutſchen. Und wenn ſich ja die Poeten aus Noth zuweilen eine Freyheit herausgenommen, ſo iſt es an ihnen mehr geduldet, als gelobet worden. Man kann hiernach in den Parrhaſianis dasjenige prüfen, was Clericus in den Gedanken von der Poeſie geſchrieben hat.

9. §. Bey den Franzoſen hat Pater Cerceau in einem beſondern Tractate zu behaupten geſucht: Das Weſen der poetiſchen Schreibart beſtünde in einer bloßen Verſetzung der Wörter. Er führet aus ihren beſten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetiſch klingen; weil man wider die gemeine Art das hinterſte vorn, und das vorderſte hinten geſetzet hat. Nun weis ich zwar, was ihm der Pater Buffier in ſeiner neuen Anleitung zur Poeſie drauf geantwortet hat: nichts deſtoweniger aber ſcheint er ſo ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal iſt es gewiß, daß die franzöſiſchen Poeten ſich vieler ſolcher Verſetzungen bedienen, die kein proſaiſcher Scribent bey ihnen brauchet; welches ſie eben den Anfängern ſo ſchwer macht. Zweytens iſt es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Anſehen bekömmt, ſo bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden; welches ich bald mit deutſchen Exempeln erläutern will. Darinn aber kann ich ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts poetiſches anſehen will: da doch der häufige Gebrauch derſelben, ſelbſt in Fenelons Telemach, die Schreibart viel zu edel macht, als daß es eine pro-

ſaiſche heißen ſollte. Die Critici haben vorlängſt die reichen Beſchreibungen im Curtius, und gewiſſe verwegene Metaphoren im Florus, für einen poetiſchen Ausdruck ausgegeben, obgleich dieſelben nicht in Verſen abgefaſſet geweſen. Und Quintilian im VI. Capitel ſeines VIII. Buchs geſteht ausdrücklich, daß die Poeten mehr Freyheiten in verblümten Redensarten hätten, als andere Scribenten.

10. §. Ich bleibe alſo fürs erſte bey unſerer alten Regel, und ſage, ein Poet müſſe eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundner Rede gewöhnlich, oder doch zum wenigſten erlaubt iſt. Z. E.

> Der ſchwarze Schäfer ſteht bey einer hohen Linden,
> Gelehnet auf den Stab, und ſchneidet in die Rinden
> Der Liebſten Namen ein. Bald ſchwingt er in die Höh
> Ein treues Hirtenlied von ſeiner Galathee.
>
> Opitz von K. des Gem.

Hier ſieht ein jeder wohl die Verſetzungen der Worte, die man in ungebundner Rede nicht gemacht haben würde. In der andern Zeile würde ich geſagt haben: **Auf ſeinen Stab gelehnt, und ſchneidet der Liebſten Namen in die Rinden ein. Bald ſchwingt er ein treues Hirtenlied von ſeiner Galathee in die Höhe.** Wer nun die obige Regel in aller ihrer Schärfe annimmt, der muß den angeführten Vers ganz verwerfen. Eben ſo wird es mit der folgenden Stelle gehen:

> Er darf ſein Hütlein nicht ſtets in der Hand behalten,
> Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
> Eh, als er Audienz (Verhör iſt viel zu ſchlecht)
> Zuwege bringen kann und ungerechtes Recht.
>
> Eben daſelbſt.

Hier ſieht man wiederum, daß faſt alles in ungebundner Rede anders ſtehen müßte. „Wenn er nach Hofe kömmt, „würde ich geſagt haben, darf er ſein Hütlein nicht ſtets in „der Hand behalten und vor der Thüre erkalten, ehe er Au„dienz und ungerechtes Recht zuwege bringen kann.„ Allein meines Erachtens wären dieſe und dergleichen Verſetzungen

gen an einem Poeten noch wohl zu dulden; wenn ſie nur niemals widriger klängen. Es giebt aber viel ärgere, die man gar nicht leiden kann; weil ſie der Art unſerer Sprache gar zu ſehr zuwider laufen. Z. E. Lohenſtein im Ibrahim Sultan ſchreibt:

Ich kann mehr den Geſtank der ſchwarzen Unzuchtkerzen
Des Ibrahims vertragen nicht,
Es muß ſich mein Cryſtall von ſeiner Bosheit ſchwärzen,
Stambuldens Glanz verliern ihr Licht.

Und ſo geht es in unzähligen Stellen: Denn wie verkehrt klingt **brechen ab, ſchlingen ein, zünden an, ſprechen zu, ſtreichen an, brennen an, tauſchen ein**, und andre Arten der Verſetzungen mehr, die in dem erſten Auftritte dieſes Trauerſpiels zu finden ſind.

11. §. Eben dergleichen kann man faſt in allen unſern Dichtern anmerken, die bis auf Chr. Weiſen geſchrieben haben, auch ſo gar Hofmannswaldauen und Beſſern nicht ausgenommen, die doch, ich weis nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruff gekommen ſind. Dahin gehöret auch das **thun**, welches die Alten ſo oft eingeflicket haben. Z. E. Opitz von R. des Gem.

Ein friſches Haſelhuhn
Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun.

Dahin gehört die Trennung gewiſſer Wörter durch ein anderes darzwiſchen geſchobenes: Z. E.

Er wird mir auch verzeihen,
Daß ich frey öffentlich, als Herold, aus darf ſchreyen. ꝛc.
Opitz.

Dahin gehört die Veränderung der Geſchlechter, da das weibliche ins männliche, oder beydes ins ungewiſſe, dem Verſe zu gut, verwandelt wird. Z. E. Opitz.

An dem ein ſchönes Quell mit Rauſchen hin und wieder,
Fleußt heller noch als Glas,

da es von Rechtswegen eine **ſchöne Quelle** hätte heißen ſollen.

ſollen. Dahin gehört auch die Abkürzung gewiſſer Wörter. Z. E. Lohenſtein ſagt vom Frauenzimmer

Die keuſch- und kältſten brennen,
Wo Fürſtenblicke falln.

12. §. Dahin gehöret ferner die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Sylbenmaaßes halber zu geſchehen pflegt; Z. E. Genade, Gelücke, Gelauben, Grabeſtein, abe, nichtes, Großemutter, ꝛc. Dahin gehöret auch die unnöthige Vorſetzung einer Sylbe, vor ein ſonſt gewöhnliches Wort: Z. E. Lohenſtein.

Deſſen Eid
Nichts minder ihn verknüpft, auf die Ergetzlichkeit
Des Sultans, als aufs Heil des Reiches vorzuſinnen.

Hier iſt das **vor** augenſcheinlich umſonſt angeflickt, und ändert die Bedeutung des Wortes eben ſo wenig, als in dem Niederſächſiſchen **vorfinden**; welches nichts mehr, als finden heißt, und nur einen unnöthigen Zuſatz bekommen hat. Hieher gehört endlich, wenn man forn eine Sylbe den Wörtern abbeißt, z. E. raus vor heraus.

Der ſtreichet pralend raus, was ihm in nächſten Tagen
Für reiche Töchter ſind zur Heirath angetragen.
Canitz.

Und vor dieſem ſo ungereimten Fehler hat ſich auch Günther, der doch ſonſt ſo rein ſchreibt, als man es wünſchen kan, nicht allezeit in acht genommen. Und wie viel **'rein** für herein, **'rauf** für herauf, **'rab** für herab, **nein** für hinein, **'nauf, 'nab, 'nüber, 'nunter, 'rüber, 'runter**, ꝛc. findet man nicht bey einigen Neuern, die gewiß nicht bedenken, daß kein Menſch in ungebundner Rede iemals ſo geſchrieben. Pflegt gleich die Geſchwindigkeit im Reden die erſte Sylbe faſt zu verbeißen, ſo iſt es darum doch im Schreiben nicht ſchön. Die Nachläßigkeit der Ausländer, z. E. der Welſchen, der Engländer und Holländer macht es nicht gut. Was in ihrer Sprache angeht, das ſchickt ſich darum für unſre nicht. Eben dahin gehört auch das Wörtchen **vor**, welches einige anſtatt zuvor,

vor, oder vormals, zu brauchen pflegen: da ſie doch leicht **ſonſt, vormals,** oder **vorhin,** an ſeiner Stelle brauchen könnten.

13. §. Nun weis ich zwar, daß Ariſtoteles, in dem bereits angeführten Capitel ſeiner Poetik, die Verlängerung und Verkürzung der Wörter, in der hohen poetiſchen Schreibart dulden, ja gar für eine Schönheit derſelben halten wollen, dadurch man ſich von der gemeinen Art entfernen könnte. Allein da ſich der alte Euklides ausdrücklich über den Homer beſchweret, daß er ſolches gethan hat: ſo ſehe ich daraus, daß ſolche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter auch in Griechenland anſtößig geweſen; wie denn auch die neuen Dichter jenen darinnen nicht nachgeahmet haben. Denn in der That iſt es wahr, daß es keine Kunſt ſeyn würde, Verſe zu machen: wenn es einem frey ſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern, wie dieſer alte Criticus geſagt hat. Die Beluſtigung, die man im Leſen eines Verſes hat, fällt auch großentheils weg, wenn man ſieht, daß der Poet nicht vermögend iſt, die Sprache mit ſeinem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten. Horaz vergleichet einen guten Poeten mit einem Seiltänzer. Was beluſtiget uns an einem ſolchen mehr, als daß derſelbe auf einem ſo ſchmalen Stege mit ſolcher Gewißheit und Sicherheit einhergehet; ja gar die höchſten Luftſprünge macht, die ſonſt niemand auf dem flachen Boden nachmachen könnte. Man gebe aber demſelben nur einen Steg, der eines Fußes breit iſt: ſo gleich wird unſre Ergetzlichkeit verſchwinden; weil es keine ſo große Kunſt mehr ſeyn wird, darauf zu gehen. So iſt es auch mit einem Versmacher bewandt. Sein richtiges Sylbenmaaß iſt das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbey tritt, iſt es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Er muß gar die verwegenſten Sprünge in ſeinen Gedanken und Ausdrückungen machen können, dabey man denken ſollte: nun würde er gewiß ſeiner Richtſchnur verfehlen! und doch wider Vermuthen in ſeinen

engen Schranken bleiben. Dadurch wird nun der Leſer überaus vergnüget. So bald man ihm aber eine größere Freyheit, die Sprache zu verſtümmeln, verſtattet, ſogleich wird es gar keine Kunſt mehr ſeyn, Verſe zu machen; und man möchte ihm zurufen, was Boileau von einem ſolchen Stümper ſchreibt: „Er martert ſich faſt zu Tode über ſeinen „Verſen: warum ſchreibt er denn nicht lieber in ungebunde„ner Schreibart?

Il ſe tüe à rimer; que n'ecrit il en Proſe?

14. §. Denn in der That iſt es beſſer, gar keine Verſe als ſchlimme zu machen und zu leſen, weil man ſich ohne dieſe gar wohl behelfen kann. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, die alles, was ſich nur reimet, für Verſe, und zwar für gute Verſe halten. Allein es ſind auch Leute darnach, deren Hofpoet zu ſeyn ich nicht begehre. Sie verſtehen bey aller ihrer äußerlichen Hoheit des Standes, oder Pracht und Lebensart, kaum ſo viel, daß ſie ihren Namen recht ſchreiben können. Von dieſen nun einen Beyfall zu erhalten, das iſt auch denen keine Ehre, die ſich doch viel damit wiſſen; wenn ſie alle Kenner der wahren Dichtkunſt, für den Pöbel auf dem Parnaß erklären: bloß, weil ſie es vorherſehen, daß ihre Arbeit deren Beyfall nicht erhalten wird. Horaz hat den römiſchen Lucil und andere alte Lateiner, die ſich dergleichen Freyheit genommen, in etlichen Satiren ausgelachet und verworfen: obgleich der römiſche Pöbel, dem alles gleichviel war, und der die regelmäßigen Ausdrückungen von den unrichtigen nicht zu unterſcheiden wußte, ſehr viel Werks aus ihren Verſen machte. Er giebt zu, daß er ſcherzhaft (facetus) und emunctae naris, ein aufgeräumter Kopf geweſen: aber er nennt ihn hart in Verſen, und ſagt, daß dieſelben ſehr unſauber flöſſen.

durus componere verſus!
Nam fuit hoc vitioſus: In hora ſaepe ducentos
Vt magnum, verſus dictabat, ſtans pede in vno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

Garru-

Garrulus atque piger, ſcribendi ferre laborem,
Scribendi recte,

Sat. IV. L. 1.

Man ſieht aus dieſer Stelle auch, daß nicht bloß die Geſchwindigkeit im Verſemachen Schuld an ſolchen Fehlern gehabt: ſintemal er ſehr ſchwatzhaft und gar zu faul geweſen, ſich Zeit und Mühe genug über einer Sache zu nehmen. Man ſehe die X. Satire dieſes Buches nach, wo er noch ausführlicher davon handelt.

15. §. Ich enthalte mich hier, alle altfränkiſche Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebt haben, anzuführen. Das **ſtahn**, **gahn**, **lahn** und **han**, **lobeſam**, **wohlgemuth** und **zu dieſer Friſt** bedarf keiner Regel mehr; indem es auch von den ſchlechteſten Dichtern nicht mehr gebraucht wird. Eine andre Bewandniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern ſetzet. Einige laſſen dieſelben gern aus; andere aber behalten ſie gar zu ſorgfältig bey. Allein es iſt leicht ein Unterſcheid zu machen. Wann die Wörter **haben** und **ſeyn** wirklich nur Hülfswörter ſind, und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man ſich kein Bedenken machen, ſie nach Erforderung der Umſtände auszulaſſen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entſteht. Z. E. Canitz.

Der, weil ein ſchwarzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.

Da iſt in der erſten Zeilen das Wörtchen **iſt** ausgelaſſen, aber ohne Fehler: weil ohne dieß, das Wort **ausgeblieben** ſchon die Sache ausdrückt, und das **iſt** alſo nur ein Hülfswort war. Aber in der andern Zeile hätte das **wird** unmöglich ausgelaſſen werden können, weil ſie ſonſt unverſtändlich geworden wäre. So gehts auch in allen Fällen, wo das **haben** ein bloßes Hülfswort iſt. Z. E. Opitz ſchreibt:

Was kann ein Herr, ein Fürſt, ein König beſſers leſen,
Als was vor uns und ihm geſchehen und geweſen;

Wie manches ſtolze Reich entſprungen und verkehrt,
Wie Völker itzt geblüht, und wieder durch das Schwerdt
Den Untergang geſchaut.

Hier iſt zuletzt bey **geblüht**, und **geſchaut**, das **haben** ohne Fehler ausgelaſſen; ſo wie in der andern Zeile, bey **geſchehen** und **geweſen**, das **iſt**. Nur bey der dritten kann ichs nicht gut heißen, daß zwey ungleiche Wörter, **entſprungen** und **verkehrt**, verbunden worden, da ſie doch nicht einerley Hülfswort haben können; weil das erſte **iſt**, das andere aber **worden** hätte haben ſollen. Und dieſes **worden** hätte gar nicht ausbleiben müſſen, um den Verſtand recht auszudrücken. **Verkehrt** kann auch wirkſam, und nicht nur leidend erkläret werden: nachdem entweder **hat** oder **worden** darunter verſtanden wird; und dieſe Zweydeutigkeit kömmt hier vor.

16. §. Wann aber die Wörter **haben** und **ſeyn** an und für ſich was bedeuten, und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann iſt es ſehr ungeſchickt, dieſelben auszulaſſen. Z. E. Opitz im Veſuvius ſchreibt;

Verzeihe mir mit Gnade,
Daß ich unangeſagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu ſchlecht für dich. Ich weis ꝛc.

Und bald hernach in dieſem Gedichte:

Alsdann kann erſt ein Menſch ſich einen Menſchen nennen,
Wenn ſeine Luſt ihn trägt, was über uns, zu kennen.

Hier iſt in der erſten Stelle das Wort **ſind**, und in der andern das **iſt** ausgelaſſen. Gleichwohl ſind dieſelben hier als rechte Hauptwörter anzuſehen; ohne die man den Satz unmöglich verſtehen kann. Solchen Stellen unſrer ehrlichen Alten, die doch unrein ſind, folgen viele Neuere nach, und verderben dadurch die Sprache aufs äußerſte; zumal wenn ſie gar das **hat** und **haben** in dergleichen Fällen erſparen wollen. Was ich aber an Opitzen entſchuldigen muß, das werde ich gewiß an keinem andern loben, er ſey auch wer er wolle; und wenn er noch ſo körnigt, dunkel und miltoniſch ſchriebe,

ſchriebe, ja mit lauter Räthſeln ſinnträchtiger und gedankenſchwangerer Wortrieſen aufgezogen käme.

17. §. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man ſie nämlich ohne Unterſcheid vor, oder hinter ihr Hauptwort ſetzen könne. Z. E.

Wär es zu jener Zeit, da man auf Tuch und Rinden,
In Cederöl getränkt, auf Helfenbein und Linden,
Und Bley, und Darm, und Erz, und Wachs, und Leder ſchrieb,
Und ſolches alles zwar mit großen Koſten trieb:
So würde Caßius ſich eher laſſen lenken,
Und nicht, wie er gethan, auf tauſend Bücher denken,
Die man dennoch zu nichts ſonſt tauglich hat erkannt,
Als daß man ſie ſammt ihm zu Aſche hat verbrannt.

Franke.

Hier findet man in der fünften Zeile das Hülfswort **laſſen**, vor ſein Hauptwort **lenken** geſetzt, welches doch in ungebundner Rede hinten geſtanden haben würde. Imgleichen ſteht in beyden letzten das **hat** ebenfalls vorne, da es doch nach proſaiſcher Ordnung hinten ſeyn ſollte. Allein man ſieht wohl, daß dieſes wider die obige Regel läuft, und alſo für keine Schönheit, ſondern für einen Uebelſtand zu halten iſt. Noch eins aus eben dem Poeten:

Es würde der Lucil wohl eher ſich ermüden,
Und nicht zweyhundert Vers in einer Stunde ſchmieden,
Und zwar auf einem Fuß. Ich ſelber ließ es ſeyn,
Und zöge meine Schrift zuzeiten enger ein:
Wann nicht der leichte Griff, da man mit großem Frommen
Auf Lumpen ſchreiben kann, nunmehr wär aufgekommen.

Hier iſt abermal **wär** in der letzten Zeile auf der unrechten Stelle: denn es ſollte heißen, **aufgekommen wäre.** Geſetzt nun, daß dieſes nur ein kleiner Fehler iſt, den man an einem alten und großen Poeten leicht überſieht, wenn er nur nicht oft kömmt: ſo iſt es doch ein Fehler, der einer Entſchuldigung bedarf, und den man lieber zu vermeiden ſucht, wenn man ohne Tadel reden will.

18. §. Eine von den allervornehmſten Tugenden, eines guten poetiſchen Satzes, iſt die Deutlichkeit deſſelben. Dieſe muß in gebundener Rede eben ſowohl, als in ungebundner ſtatt haben, und ohne dieſelbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entſteht ſonſt die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt ſind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verſtande gebraucht werden: ſodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß iſt. Wären aber dieſe Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: ſo würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müſſe; oder daß er unmöglich deutlich würde ſchreiben können. Denn wir haben ſchon oben gewieſen, daß man in gebundner Rede nicht die gemeinſten und bekannteſten, ſondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neuzuſammengeſetzte Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen ſolle: um edler und erhabner als ein proſaiſcher Scribent, zu ſchreiben. Und wir werden bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um ſich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey dieſem allen kann die Deutlichkeit gar wohl beſtehen. Ein Wort kann gar wohl verſtändlich ſeyn, wenn es gleich nicht von dem Pöbel täglich gebraucht wird. Ein altes Wort iſt auch nicht allemal unverſtändlich, wenn es nur kein Provinzialwort iſt, das außer den engen Grenzen einer Landſchaft nicht gilt; wenigſtens kann es durch den Zuſammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter ſind auch ſehr wohl zu verſtehen, wenn ſie nur aus bekannten regelmäßig zuſammen geſetzt; und nach der Aehnlichkeit unſerer Mundart eingerichtet worden. Die verblümten Redensarten, wenn ſie glücklich ausgeſonnen werden, geben dem Verſtande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man ſie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn Ariſtoteles in ſeiner Poetik hat ausdrücklich angemerkt, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthſel entſtehen.

19. §. Zuweilen werden bey dem Scheine der größten Deutlichkeit die verblümten Redensarten ſo wunderlich durch einander geflochten; daß ſie gar nicht verſtanden werden können. Z. E. Beſſer in einem Singeſpiele läßt den Mars, der nebſt den andern Göttern bey der Flora zu Gaſte gebethen worden, und etwas ſpäte erſcheint, alſo ſprechen:

Mars, der Gott der Kriegesheere,
Folgt der Göttinn aus dem Meere,
Folget ſeiner Venus nach.
Wart, Aurora! wart, Aurora!
Mars kömmt auch zum Feſt der Flora,
Schleuß noch nicht dein Schlafgemach.

Hier verſtehe ich weder was Mars, noch was der Poet haben will. Denn außer dem überflüßigen Titel, den er ſich giebt, und den alle Götter, zu denen er kömmt, lange wußten, nennt er ſeine Venus eine Göttin aus dem Meere; welcher Name ſich viel beſſer für die Thetis geſchicket hätte. Hernach ruft er Auroren, und verlangt, ſie ſolle ihr Schlafgemach noch nicht ſchließen, weil er auch zum Feſte der Flora käme. War denn das Feſt der Flora in Aurorens Schlafkammer angeſtellt? oder wollte Mars ſonſt bey ihr ſeine Herberge auf etliche Minuten nehmen? Was heißt es ferner, das Schlafgemach ſchließen? Ohne Zweifel ſchläft Aurora des Nachts, und alſo muß ſie frühe herauseilen, ihrem Phöbus vorzugehen. Da wird es nun dem Mars gleich viel gelten, ob ſie ihre Schlafkammer offen läßt oder zuſchließt; weil er ohne dem nichts darinn zu thun hat. Des Abends aber die Aurora in ihr Schlafgemach zu führen, das würde eben ſo viel ſeyn, als wenn jemand den Nordwind von Süden, oder den Zephir von Oſten herkommen ließe. Mit einem Worte, der obige Vers iſt ohne Verſtand, und beſteht aus ſchönen Worten und verblümten Redensarten, die nichts heißen.

20. §. Ich habe mit Fleiß aus Beſſers Schriften ein ſolch Exempel angeführet, den man ſeiner natürlichen Schreibart, und richtigen Gedanken halber ſo vielmal gelobet; daß er

ſich endlich ſelbſt für unſern beſten Poeten gehalten, und alles andre vor und neben ſich verachtet hat. In andern, die noch erhabener ſchreiben, würde ich unzählige ſolche Stellen finden, die entweder noch unverſtändlicher ſeyn, oder doch gute Räthſel abgeben würden. Z. E. wenn Lohenſtein die Sonne **den Almoſenmeiſter Gottes**, den Menſchen **eine Mappe dieſes großen Alles** nennet, und hernach bald der **göttlichen Vorſehung in die Speichen tritt**, bald **die Deichſel dem Vaterlande zukehret**: ſo ſind dieſes lauter unverſtändliche Räthſel, welche man nicht errathen würde, wenn nicht theils ausdrücklich dabey ſtünde, was ſie bedeuten ſollten, theils aber der Zuſammenhang ſolches zeigte. Siehe deſſen Rede auf den Herrn von Hofmannswaldau und die Beurtheilung deſſelben in dem I. Bande der critiſchen Beyträge. Dieſes alles zeiget, meines Erachtens, wie nöthig es ſey, bey dem verblümten Ausdrucke ſeiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu ſehen, und ſich ja nicht durch den Schein einer falſchen Hoheit in das Phöbus oder Galimatias ſtürzen zu laſſen. Einige Neuere haben uns in dieſe Wolken und Nebel wieder zu verhüllen geſucht, und dieſes zwar unter dem Scheine einer größern Scharfſinnigkeit. Sie haben uns die gemeinſten Gedanken durch dunkle Ausdrückungen ſchwer zu verſtehen gemacht: damit wir glauben ſollten, ſie hätten uns neuerfundne und vorhin unerhörte Dinge geſagt. Einfältige haben ſich betrügen laſſen, ſind aber nicht beſſer angekommen als Irion, der ſtatt einer Göttinn eine Wolke umarmete. Ein Exempel aus Neidharden, macht die Sache deutlich. In einem Gedichte auf einen Grafen zu Waldburg, hebt er ſo an:

Weg, halbverfaulter Schall erblaßter Schafsgedärme,
Das auf der Folterbank des Griffbrets Zeter pfeift,
Verhaßter Trödelkram, was kreiſcht doch dein Geſchwärme,
Wenn dein geſchlängelt S den Speichel in ſich ſäuft.
Was vor ein Aberwitz flößt deinen Sclaven ein
Daß Rachen, Fauſt und Kopf der Wolluſt zinsbar ſeyn,
Da unſre Chriſtenheit in Sack und Aſche winſelt,

Was

Was macht ein Lachen ſich durch Heiſers Vivat breit,
Da Petrus ängſtlich weint, und Chriſtus Eli ſchreyt.

Ja was? entweiht man ſo, den Wald, die Burg die Gueder,
So kaum die Mattigkeit mit Liſpeln eingewiegt?
Was regt die Schnattergans ſo Gurgel als Gefieder,
Wenn ein erlauchter Schwan, das Haupt zur Ruhe biegt?
Wer Hand und Rücken nur an Ofenkacheln reibet,
Und wem ein brauner Schluck die Kehle ſchlüpfrig macht,
Dem träumt nicht wie der Froſt der ſchwarz beeiſten Nacht.
An Haar und Kleidern mehr, als Fidelharz bekleibet.
Jedoch der Vorwitz ſpricht: was? ich will doch beſtehn:
In fremden Schuhen kann man leicht ſpazieren gehn.

21. §. Nichts iſt übrig, als daß ich verſprochenermaßen noch zeige, was für Verſetzungen der Wörter in unſrer Sprache, der Deutlichkeit unbeſchadet, noch möglich ſind; und was für eine Zierde die poetiſche Schreibart davon bekömmt. Man bildet ſich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebundnen Wortfügung aufs allergenaueſte: allein ich habe bisweilen das Gegentheil bemerket und wahrgenommen, daß ſie viele neue und oft recht verwegene Verſetzungen machen; die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen, und alſo überaus anmuthig zu leſen ſind. Sonderlich habe ich dieſe Kühnheit an den Meiſtern in Oden wahrgenommen, darunter ich Opitzen, Dachen, Flemmingen, Tſcherningen, Kaldenbachen, Franken, Amthorn und Günthern nennen kann. Die Exempel, die ich aus ihnen anführen will, werden ſattſam zeigen, wie edel der poetiſche Ausdruck dadurch wird: weit gefehlt, daß er entweder unrichtig, oder doch dunkel werden ſollte. Wenn Opitz ſagen will: Grüne wohl, du ſtarke Raute, dieſes Gift der Zeiten, weiche deinen ſüſſen Bitterkeiten, welche nichts bezwingen ſoll; ſo kehrt ers um, und ſingt im II. B. der P. W. viel munterer alſo:

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen ſüſſen Bitterkeiten,
Welche nichts bezwingen ſoll,
Weiche dieſes Gift der Zeiten;

Dieſes Gift, das gar zu viel
Herz und Haupt durchdringen will.

Bald darauf will er in einer andern Ode ſagen: Wie Phöbus der Wolken blaue Tracht zu malen pflegt: ſo blinkt der Stern von Mitternacht mit güldnen Stralen. Allein er ſingt weit edler in einer andern Wortfügung:

So blinkt mit güldnen Stralen
Der Stern von Mitternacht;
Wie Phöbus pflegt zu malen
Der Wolken blaue Tracht.

22. §. Dach will in einer Ode, die ich in Kindermanns deutſchem Poeten p. 222. finde, ſagen: Mein Aufenthalt war ſonſt nirgends zu finden, als nur bey den hohen Linden, durch den grünen Wald. Ich liebte ohn Unterlaß eine Quelle, ein friſches Gras ꝛc. allein er ordnet ſeine Worte weit lebhafter, wenn er ſo ſchreibt:

Sonſten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald,
Bey den hohen Linden,
Eine Quell, ein friſches Gras,
Liebte ich ohn Unterlaß:
Da ich denn geſungen,
Daß die Bäum erklungen.

Flemming will ſeiner Anemonen im Vten Buche der Oden ſagen: Ach! dieß einige, war von allen meinen Plagen, noch übrig, daß ich daß ſchwere Liebesjoch abgeſchieden tragen muß; allein der Affect, darinn er ſteht, bringt eine ganz neue Wortfügung zuwege:

Ach! Einzig dieß war übrig noch,
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das ſchwere Liebesjoch
Muß abgeſchieden tragen.

Kaldenbach in ſeinem Klaggedichte auf Opitzen, will ſagen: Die betrübte Galathee gieng an des ſüſſen Neckars Rande,

in

in tieferregtem Weh; als Coridon, durch einen grimmigen Riß, ſie und ihre Felder in einſamwüſtem Stande ließ. Aber das poetiſche Feuer hat ihn dieſes folgendermaßen verſetzen gelehret.

An des ſüßen Neckars Rande
Gieng, in tieferregtem Weh,
Die betrübte Galathee;
Als, in einſam wüſtem Stande,
Corydon, durch grimmen Riß,
Sie und ihre Felder ließ.

23. §. Tſcherning in einem Gedichte an Fabricius von Danzig, will Preußenland alſo anreden: Für das grimme Blut und Rauben, werden Pickelhauben, Helm und Harniſch, Spieß und Schwerdt, beſſer in den Ackerzeug verkehrt. Denn, weil wir mit dem Eiſen kriegen, ſo muß das Feld öde liegen. Aber weit edler hat er die Worte ſo geordnet:

Beſſer werden Pickelhauben,
Helm und Harniſch Spieß und Schwerdt
Für das grimme Blut und Rauben,
In den Ackerzeug verkehrt:
Denn das Feld muß öde liegen,
Weil wir mit dem Eiſen kriegen.

Johann Franke hätte in der Ode auf Hofmanns, Bürgermeiſters zu Frankfurth, Hochzeit, in ungebundner Rede ſagen müſſen: Jene Grabſchrift, die Paternus geſtiftet, wird dort um Nemaus, wie ein Wunderweſen geleſen; daß die Parce in ſeiner Ehezeit, ohn allen Zank und Streit zwey und dreyßig Sonnen (Jahre) abgeſponnen habe. Allein er kehret alles um, und doch iſt es nicht unrecht; ſondern recht lebhaft gerathen.

Als wie ein Wunderweſen,
Wird jene Grabeſchrift
Um Nemaus dort geleſen,
Die der Patern geſtift:

Daß zwey und dreyßig Sonnen
In ſeiner Ehezeit
Die Parc hat abgeſponnen,
Ohn allen Zank und Streit.

Amthor, in der aus dem Rouſſeau überſetzten Ode auf die Weltbezwinger, hätte die Helden ſo anreden müſſen: Ihr ſtolzen Krieger, laßt einmal ſehen, worauf ſich eure Tugend ſtützt, und wo euch dann das Herz im Leibe ſitzt, wenn ſich das Glück verdrehen will. Allein er hat es weit edler ſo geſetzt.

Laßt einmal, ſtolze Krieger ſehen,
Worauf ſich eure Tugend ſtützt?
Wo, wenn das Glück ſich will verdrehen,
Euch dann das Herz im Leibe ſitzt?

24. §. Ich könnte auch aus unſern übrigen Poeten noch unzählige Stellen anführen; dieſes zu behaupten: wenn die bereits erwähnten nicht ſchon zulänglich wären. Ich will aber lieber noch eine Anmerkung machen, und den Grund dieſer aus erlaubten Verſetzungen entſpringenden Schönheit entdecken. Einmal iſt es gewiß, daß auch unſre Proſe ſehr vielerley Verſetzungen leidet, davon aber eine immer beſſer klinget, als die andere. Z. E. des Herrn von Canitz Trauerrede auf die brandenburgiſche Prinzeßinn Henriette, hebt ſo an: „Fürſten ſterben zwar eben ſo, wie andere Menſchen. „Doch haben ſie zu ſolcher Zeit vor andern ein großes voraus.“ Dieſen Satz hätte man, unſerer Mundart unbeſchadet, auch ſo vortragen können: Zwar ſterben die Fürſten eben ſo, wie andere Menſchen: doch haben ſie vor andern zu ſolcher Zeit ein großes voraus. Imgleichen in dem nächſtfolgenden Satze: „Was ihr Tod nach ſich zieht, giebt nicht „nur eine Veränderung in einem Hauſe oder Geſchlechte, ſon„dern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.“ Hier hätte das Wort, **eine Veränderung**, noch an zwo verſchiedene Stellen geſetzt werden können, nämlich nach **Geſchlechte**, und ganz am Ende. In andern Stellen dieſer Rede würden

den ſich noch mehrere erlaubte Verſetzungen vornehmen laſſen.

25. §. Fragt man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen iſt? ſo ſage ich erſtlich: die, welche am beſten klinget. Das Urtheil der Ohren entſcheidet die Schwierigkeit am beſten: denn auf das Gehör des Scribenten kömmt es hauptſächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlfließend und harmoniſch iſt; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es iſt aber, außer dem Wohlklingen, zweytens auf den Affect zu ſehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu ſinnen: es bricht heraus, und fängt oft den Satz in der Mitten an. Z. E. Ein ruhiges Gemüthe wird ſprechen: alle dein Bitten iſt umſonſt, ich werde es nimmermehr leiden. Du ſollſt den Tag nicht erleben ꝛc. Allein einen Zornigen wird die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft ſo ſagen lehren: **Umſonſt iſt alle dein Bitten! Nimmermehr werde ichs leiden! Den Tag ſollſt du nicht erleben!** Dergleichen Verſetzungen machen eine Rede ſehr feurig und lebhaft: und weil dieß in allen Affecten zu geſchehen pflegt, die Poeten aber oft ſelbſt darinnen ſtehen, oft andre Perſonen, die aufgebracht geweſen, redend einführen, oder ihnen nachahmen; ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dergleichen nachdrückliche Verſetzungen mit gutem Bedachte anzubringen ſuchen.

26. §. Oft will man den Nachdruck eines Wortes, durch den Ton der Ausſprache anzeigen, der ſich aber an einer Stelle nicht ſo gut, als an der andern hören läßt: daher verſetzt man daſſelbe an einen Ort, wo es ſonſt nicht hingehöret. Z. E. wenn ich ſchriebe:

Ich will dir zu Liebe ſterben.

So würde es lange ſo kräftig und nachdrücklich nicht klingen, als wenn ich ſagte:

Dir zu Liebe will ich ſterben.

Dahin gehört Günthers Stelle aus dem bekannten Liede: Will ich dich doch gerne meiden ꝛc.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menſchen will ich fliehn.

Hier hätte ja der Poet natürlicher Weiſe ſagen können:

Ich will in den Wäldern irren,
Ich will vor den Menſchen fliehn.

Flemming iſt auch in dergleichen Verſetzungen glücklich geweſen. Z. E. auf der 420ſten S. ſchreibt er:

Achtmal hat nun, als ich zähle,
Phöbe volle Hörner kriegt.

Denn von Rechtswegen hätte es heißen ſollen:

Phöbe hat nun, als ich zähle,
Achtmal volle Hörner kriegt.

Aber, wer ſieht nicht, daß er dadurch den Nachdruck ſeiner Worte geſchwächet, und die Schönheit des Verſes nur verderbet haben würde?

27. §. Endlich dienet die Verſetzung zuweilen, den Leſer eines Gedichtes recht aufmerkſam zu machen, weil man von den Nebenumſtänden den Anfang macht, und den Hauptſatz allererſt nachfolgen läßt. Z. E. fängt Beſſer ſeine Ruheſtatt der Liebe ſo an:

In dieſen brennenden und ſchwülen Sommertagen
Ließ Chloris ſich einmal in ihren Garten tragen.

Hier hebt er von der Zeit an, da er doch von der Perſon hätte den Anfang machen können. So ſagt auch Caniß:

In meinem Schülerſtand, auf den beſtaubten Bänken
Hub ſich die Kurzweil an.

Da hätte er ja von der Kurzweil anfangen können: allein dieſe Verſetzung ſetzt den Leſer in Aufmerkſamkeit, und macht ihn begierig zu wiſſen, was denn in dem Schülerſtande ge-

ſchehen ſeyn werde? Imgleichen ſchreibt Flemming auf den Namenstag einer Jungfer dergeſtalt:

Daß der Lenz die Welt umarmet,
Daß der Erden Schooß erwarmet,
Daß die Nächte werden klein,
Daß der Wind gelinder wehet,
Daß der lockre Schnee vergehet,
Das macht euer Sonnenſchein.

Wo man augenſcheinlich ſieht, daß der natürliche Anfang hätte heißen müſſen: Euer Sonnenſchein macht, daß der Lenz ꝛc. Eben ſo hätte Rachel folgende Zeilen

Zu einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen
Wer hätt' es ſonſt erdacht, als Narren und Franzoſen?

natürlicher Weiſe ganz umgekehrt ordnen müſſen: wenn er ſie nicht dergeſtalt viel nachdrücklicher befunden hätte. Ueberhaupt könnte man die Worte Horatii hieher ziehen, wiewohl er ſie in anderer Abſicht geſchrieben:

In medias res,
Non ſecus ac notas, Auditorem rapit.

28. §. Doch verlange ich mit dem allen der unverſchämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges Thür und Thor zu öffnen, die ohne Verſtand und Nachſinnen das unterſte zu oberſt kehren, und doch für gute Poeten angeſehen ſeyn wollen. Die Verſetzungen ſind nicht aus Noth erlaubt, um das Sylbenmaaß vollzuſtopfen; denn dieß gehört für die elendeſten Stümper: ſondern nur alsdann ſteht es frey, ſich derſelben zu bedienen, wenn ein beſonderer Nachdruck, oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entſteht. Wer dieſes nicht in Acht nimmt, und ohne Scheu, wider die Natur unſrer Mundart, alle Regeln der Sprachkunſt aus den Augen ſetzt, der verdient, ein Pohl oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutſch kann, geſchweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen ſollte. Denn das werden lauter Soloeciſmi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner ſeiner

Mutterſprache ertragen kann: wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geiſtes und Witzes, den ſie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verhunzung der deutſchen Sprache zu verbergen ſuchen. Walliſius ſagt dieſes zwar ſeinen engliſchen Poeten nach, daß ſie die Grammatik ſehr aus den Augen ſetzten: und ein gebohrner gelehrter Engländer, hat mir ſolches inſonderheit vom Milton bekräftiget; deſſen vornehmſte Schönheiten in grammatiſchen Schnitzern beſtünden. Bey uns hergegen, wird keine ſolche Frechheit gelten, die nicht auch in ungebundner Rede, im Affecte, zu dulden iſt. Eben ſo ſeltſam würde es ſeyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unſrigen anbringen wollte; welches vielen, die mehr Franzöſiſch als Deutſch können, ſehr leicht zu entfahren pflegt. Z. E. wenn ich ſchreibe: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen;** oder: **Einem Frauenzimmer den Hof machen**, weil die Franzoſen ſprechen: Promener ſes yeux ſur les champs, und faire ſa Cour à une Dame. Das ſind lauter handgreifliche barbariſmi in unſrer Mundart, die kein Menſch verſteht, der nicht franzöſiſch kann: wohin denn auch die Mittelwörter gehören, die auch von einigen geſchwornen Participianern, ſehr unverſchämt gebraucht werden. Schlüßlich, ein Poet muß überall die Regel des Boileau beobachten:

Sur tout, qu'en vos ecrits la Langue reverée,
Dans vos plus grands excés, vous ſoit toujours ſacrée.
En vain vous me frappez d'un ſon melodieux;
Si le terme eſt impropre, ou le tour vicieux,
Mon eſprit n'admet point un pompeux Barbariſme,
Ni d'un vers empoulé l'orgueilleux Solecisme,
Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant Ecrivain.

❀ ❀ ❀

Das

* *

Das X. Capitel.
Von den Figuren in der Poeſie.

1. §.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meiſter der Redekunſt, und ich könnte alſo meine Leſer dahin verweiſen, oder gar zum voraus ſetzen, daß ſie ſich darum ſchon bekümmert haben würden. Allein fürs erſte hat die gebundne Schreibart eben ſo viel Recht dazu, als die ungebundne, ja noch wohl ein größeres. Sie hat ſich nicht nur dieſer Zierrathe bedienet, ehe dieſe noch erfunden worden: ſondern ſie pfleget ſich auch damit weit häufiger zu putzen, als dieſelbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde ſetzen, daß die Liebhaber der Dichtkunſt ſich vorher in der Redekunſt feſt geſetzt haben ſollten. Dieſer Gattung Leſern zu gefallen, habe ich mein Buch lieber vollſtändiger machen, als ſie auf einen anderweitigen Unterricht in dieſem Stücke verweiſen wollen.

2. §. Einige neuere Lehrer der Beredſamkeit haben mit großem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der in allen Rhetoriken vorkömmt, geſchrieben. Sie haben dafür gehalten: man könnte dieſe ganze Lehre erſparen, und dörfte die Jugend mit ſo vielen griechiſchen Namen nicht plagen; zumal da ſie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache, die auch dem einfältigſten Pöbel bekannt wäre, benennen könnte. Zu dieſer Zahl iſt noch neulich ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter getreten, der anſtatt der Figuren, ein unverſtändliches Miſchmaſch, und eine ſclaviſche Nachahmung des, in ſeiner eignen Sprache barbariſchen Miltons einzuführen wünſchte. Man giebt es zu, daß viele Schullehrer der Sache zuviel gethan, und ſich gar zu lange dabey aufgehalten haben. Man giebt auch zu, daß die griechiſchen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verurſachen, und daß man beſ-

ſer thäte, wenn man an ihrer Stelle deutſche einführete. Man geſteht auch endlich, daß die Natur ſelbſt lebhafte Leute in Figuren reden lehret, die ſonſt ihr lebenlang keine Anleitung dazu bekommen haben. Aber aus dem allen folget noch nicht, daß die Lehre von Figuren aus den Anweiſungen zur Wohlredenheit gar zu verbannen ſey. Wenn man etwa ein kleines Capitel dazu widmet; wenn man ſich bemühet, die Namen derſelben leicht und deutlich zu machen; wenn man endlich ihren Gebrauch und Misbrauch unterſcheiden lehret: ſo iſt man, meines Erachtens, wohl nicht zu ſchelten. Zu geſchweigen, daß nur die munterſten Köpfe von ſich ſelbſt auf die Figuren gerathen, wenn ſie wovon reden oder ſchreiben. Die andern, die nicht ſo viel Feuer haben, würden ſich darauf gar nicht beſinnen; wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte. Wenn man ihnen aber gute Exempel davon vorlegt, und die Schönheit derſelben empfindlich macht: ſo werden ſie auch entzündet, und ſie bemühen ſich hernach, ihre ſchläfrige Schreibart auch ein wenig zu erwecken und anzufeuren.

3. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Einige beſtehen nur in einzelnen Worten, andre aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen: daher hätte ich von den erſtern ſchon nach dem ſechſten Capitel handeln können. Wir wollen ſie hier durch einander nennen, beſchreiben und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutern. Ich will der Ordnung des berühmten P. Lami hierinn folgen, welche er in ſeiner Redekunſt beobachtet hat. Dieſer hat die innere Natur der Figuren ſehr wohl eingeſehen. Er hält ſie für eine Sprache der Affecten, für einen Ausdruck ſtarker Gemüthsbewegungen, und vergleichet ſie mit den verſchiedenen Geſichtszügen oder Lineamenten; daran man gleichfalls die innere Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen von außen abnehmen kann. Die Vergleichung iſt glücklich und wohl angebracht: denn in der That ſind die Figuren etwas mehr, als bloße Zierrathe. Die ganze Stärke einer Rede zeiget ſich darinn, weil ſie ein gewiſſes Feuer in ſich enthalten, welches auch den Leſern oder Zuhörern, durch

durch eine geheime Kunſt, Funken ins Herz wirft, und ſie gleichergeſtalt entzündet. Daher vergleicht ſie Lami, zweytens, auch mit den verſchiedenen Stellen und Bewegungen eines lebhaften Fechters, der ſich dadurch zu ſchützen, und ſeinem Gegner Abbruch zu thun ſuchet. Die heftige Rede, die Virgil der Dido zugeeignet hat, kann überhaupt hier zum Beweiſe dienen. Lami hat ſie in einer franzöſiſchen Ueberſetzung zu dem Ende angeführt, und ich will ſie nach der Verdeutſchung Amthors hieher ſetzen: weil ſie ein Muſter wohlangebrachter Figuren abgeben kann, und eben diejenige iſt, von welcher Caniz dort geſchrieben:

Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer;
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Dido dort von Hohn und Undank ſprechen;
So möcht ich ihren Schimpf an den Trojanern rächen.

4. §. So lautet indeſſen die Rede ſelbſt, die von dem Poeten der erzürnten und verzweifelten Dido, nach der ſchnellen Abfahrt des Aeneas, in den Mund geleget worden.

Sollt eine Göttinn ſich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojanerheld dich für ſein Blut erkennen?
Nein! Du Verräther, leugſt! Ein harter Fels und Stein,
Der grimme Caucaſus muß ſelbſt dein Vater ſeyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Bruſt gereichet,
Das durch Hirkaniens verbrannte Wüſte ſtreichet.
Ich rede, was ich muß; verſtellen hilft mir nicht,
Weil aller Hoffnungsgrund auf ewig mir gebricht.
Hat dieſer heiße Bach, der meine Wangen näſſet,
Ihm auch den kleinſten Hauch von Seufzern ausgepreſſet?
Wirft ſein verſtockter Sinn auch wohl noch einen Blick,
Durch dieſe Fluth erweicht, auf ſeine Braut zurück?
Mein Leid iſt tauſendfach! Was ſoll ich erſt betrauren?
Ich weis, ſelbſt Juno wird mich armes Weib bedauren,
Ich weis, daß Jupiter ſich drüber hat entrüſt,
Daß die verdorbne Welt ſo voller Falſchheit iſt.
Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird von mir, Thörichten, zum König aufgenommen?

Der

Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand,
Nebſt ſeinem nackten Volk, des Lebens Rettung fand?
Ich berſte faſt für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Raſen.
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblaſen,
Ein Traum aus Lycien was anders prophezeiht;
Ja ſelber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er ſolle ſeinen Fuß in andre Länder tragen:
Ja recht! Gott wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in ſeiner Ruhe ſtört,
Hat ſeine Sorgen itzt auf deine Fahrt gekehrt.
Doch lauf! ich halt dich nicht; ich will nicht widerſprechen,
Nur fort! und ſäume nicht, die Wellen durchzuſtechen.
Such dein Italien, das dir ſo wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich beſtellt:
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verſchlagnes Schiff an Klipp und Syrten treiben,
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Da wird dein letztes Wort: Ach Dido! Dido! ſeyn.
Ja wird der kalte Tod den warmen Geiſt verjagen,
Soll mein Geſpenſte dich doch allenthalben plagen.
Du ſollſt, du kannſt, du wirſt der Strafe nicht entgehn,
Und ich will deine Quaal auch in der Gruft verſtehn!

Wer aus einer ſo herzrührenden Rede den Nachdruck der Figuren nicht begreifen kann, der muß wenig Empfindlichkeit und Nachſinnen beſitzen. Wer aber überführt ſeyn will, daß dieſes rührende Weſen bloß von den Figuren herrühre, der darf nur eine andre Ueberſetzung von der lateiniſchen Stelle machen, darinn alles ſchlechtweg geſagt wird: ſogleich wird alles Feuer, alle Heftigkeit und alle Lebhaftigkeit daraus verſchwinden; und man wird es kaum glauben können, daß es dieſelbe Rede ſey.

5. §. Lami fängt die Figuren mit dem **Ausruffe** (Exclamatio) an, weil dieſe die natürlichſte iſt, und in vielen Affecten zuerſt hervorbricht. Denn es giebt einen Ausruf, in der Freude, Traurigkeit, Rachgier, imgleichen im Schrecken, Zagen, Verzweifeln, Trotzen, u. d. gl. Nun giebt es zwar gewiſſe Formeln, die eigentlich dazu beſtimmt ſind, als Ach! O! Weh! Wohlan! Hey! Sa, Sa! Ha! u. a. m. Allein

lein es werden ſo viel andre Redensarten dazu gebraucht, daß ihre Zahl nicht zu beſtimmen iſt. Z. E. Jammer! Luſtig! Friſch auf! Herzu! Ich Armer! Mich Unglückſeligen! Trotz ſey dir gebothen ꝛc. ꝛc. Ein Exempel giebt mir Flemming auf der 201. Seite.

Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg! mit welchem wir uns Deutſchen,
Von ſo viel Jahren her nun ganz zu tode peitſchen,
Mein liebes Meißen traf.

Canitz auf der 43. Seite der neuen Auflage.

O kindiſcher und toller Wahn,
Der bey mir eingeriſſen!

Opitz im IV. Buche der Poet. W. ſchreibt an Nüßlern, von ſeiner Flavien:

Ach! daß ihr frecher Sinn
Mich, der ich ihrer Huld vielmehr als würdig bin,
So wenig gelten läßt! ach, ach! daß kein Vergießen
Der Thränen, und kein Wort, kein Seufzen ꝛc.

Neukirch in ſeinem Gedichte auf die Königinn in Preußen, ſchreibt gleichfalls:

Ach leider! allzu viel, zu viel auf einen Schlag!
Wer iſt, der unſer Leid nur halb ergründen mag?

Und Pietſch in ſeinem Geſange auf den Prinz Eugen ſagt:

Wie ſeltſam leiteſt du der Deutſchen kühnes Heer!
Der Zug des Hannibals war lange nicht ſo ſchwer.

6. §. Die andre Figur iſt der **Zweifel**, (Dubitatio) damit man entweder bey ſich anſteht, ob eins oder das andre zu glauben oder zu thun ſey; oder ſich doch ſo ſtellet, als ob man ſich nicht entſchließen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen ſetzt uns oft in den Stand, daß man weder aus, noch ein weis: denn ehe man mit dem Entſchluſſe noch fertig iſt; ſo fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zunichte macht. Canitz giebt uns ein ſchönes Exempel in der Ode auf ſeine Doris. Er hat

in der vorhergehenden Strophe die verfloſſenen Stunden zurücke geruffen; beſinnt ſich aber bald anders, und ſingt:

Aber nein! eilt nicht zurücke,
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſtgewünſchten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weiſen;
Eilet fort! Nein: haltet ſtill!
Ihr mögt warten, ihr mögt reiſen,
Ich weis ſelbſt nicht, was ich will.

Zuweilen zweifelt man zwar ſelber nicht; will aber durch einen verſtellten Zweifel die Zuhörer zum Nachſinnen bewegen. So zweifelt Günther in ſeiner Sterbeode, wem er ſeine Leyer vermachen ſoll:

Sage, du begriffne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf?
Viele wünſchen dich ins Feuer;
Denn du raſſelſt gar zu ſcharf.
Soll ich dich nun lodern laßen?
Nein, dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze faſſen,
Und verdienet beſſern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
Nein, du biſt ein ſchlechter Schmuck,
Und an den Parnaß zu henken,
Noch nicht ausgeſpielt genug.
Opitz würde dich beſchämen,
Flemming möchte widerſtehn:
Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
Und damit hauſiren gehn.

7. §. Die III. kann der **Wiederruff** (Correctio oder Epanorthoſis) ſeyn, wenn Leute ihr Wort, das ſie ſchon geſagt, wieder zurücke nehmen; weil es ihnen zu ſchwach vorkömmt, und ſie alſo ein heftigers heraus ſtoßen wollen. Z. E. Opitz in einem Hochzeitwunſche auf der 77 S. der Poet. W. v. 133.

Der (Gott) laſſe mich erfahren,
Und hören oft und ſehr,
Was hören? Sehn vielmehr,
Daß dich, von Jahr zu Jahren,
Was dir giebt dieſer Tag,
Mit Frucht bereichern mag.

Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgeſagt, will alſo das ausgeſtoßene Wort wieder zurücke nehmen, und ein beſſers an die Stelle ſetzen. So läßt z. E. Günther den Apollo in einer Cantate, wo er mit dem Mercur um den Vorzug ſtreitet, folgendergeſtalt reden:

So, hör ich, ſoll dein Judasſpieß,
Dein Zepter, wollt ich ſagen,
Mehr Frucht und Vortheil tragen,
Als meiner Künſte Paradies?

Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet, dasjenige, was er geſagt, zwar nicht zurücke nimmt, aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Z. E. So ſchreibt Neukirch in ſeinen geſchützten Nachtigallen.

Das eingeworfne Bonn, das wüſte Kaiſerswerth,
Die ungariſche Schlacht, den Schutz der Niederlande,
Belief er alles zwar mit eifrigem Verſtande:
Doch Mauren, ſprach er, hat ſchon Cäſar umgekehrt.

8. §. Die IV. iſt das **Verbeißen**, (Ellipſis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anhebt, aber nicht völlig endiget. Sie entſteht, wenn der Affect ſo heftig iſt, daß der Mund und die Zunge den geſchwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann, und alſo mitten in einem Satze abbrechen und dem neuen Gedanken des Geiſtes plötzlich folgen muß. Amthor hat aus dem Virgil das bekannte Quos ego! des Neptuns, ſehr gut überſetzt, womit er die Winde bedroht; aber miten in dem Dräuworte inne hält.

Und ſprach: Macht euch der Glanz der Ahnen ſo verwegen?
Dürft ihr, mir unbewußt, die kühnen Flügel regen?
Das Erd und Himmel faſt ſich durch einander miſcht,

Und der erhitzte Schaum bis an die Wolken ziſcht?
Euch ſoll! = = doch laßt uns nur der Wellen Macht beſchränken.

Ein ſchön Exempel giebt auch Beſſer in ſeiner Ruheſtatt der Liebe, wo er die erwachte Chloris ſo reden läßt:

Du biſt des Stranges werth!
Hilf Himmel! was iſt das? Haſt du den Witz verlohren?
Iſt dieß die ſtete Treu, die du mir zugeſchworen?
Haſt du der Chloris Zorn ſo wenig denn geſcheut,
Daß du ſo freventlich ihr Heiligthum entweiht?
Daß du = . welch eine That! Sie konnte nicht mehr ſprechen,
Und wollte ſich an ihm mit ihren Thränen rächen.

Nur nehme man ſich in Acht, daß man dieſe Figur nicht ſo lächerlich anbringe, als Neidhard in dem Gedichte auf D. Wenzeln:

Hier ſchlug nun Gottes Zorn, in dich, du Ceder ein,
Da mancher Haſelſtrauch von Lumpenvolke blühte,
Bis Wurzel, Stamm und Aſt, bis Herze, Fleiſch und Bein
Vor Gift, als Aetnens Schooß vor Harz und Schwefel, glühte.
Als endlich Uhr und Zeit die ſechſte Stunde maß,
Da kam der Schlangenwurm des Todes hergeſchoſſen,
Und ſtach = = = = = = = = = = .
= = = = = = = = = = = = = = = = = = = =
Weg Feder, brich du Herz, umnebelt euch ihr Augen. ꝛc.

9. §. Die V. könnte zur vorigen gerechnet werden, und heißt das **Hemmen** (Apoſiopeſis), wenn eine ſchleunige Veränderung des Entſchluſſes, der angefangenen Rede Einhalt thut. Caniz in ſeinem Gedichte von der Poeſie läßt erſt ſeinen poetiſchen Trieb zu Vertheidigung derſelben reden; hernach fällt er demſelben ins Wort:

Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur = = Halt ein! verführter Sinn,
Drum eben ſtraf ich dich, weil ich beſorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht iſt zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.

Imgleichen ſchreibt Günther in dem Gedichte auf Herrn Hofrath Budern:

Recht

Recht ſo! fängt Augenblicks ein junger Momus an,
Dem nächſt noch vom Orbil das Leder weh gethan:
Recht ſo! was Henker nützt der ganze Muſenplunder?
Pack ein verwognes Volk! Vom Maro brenn ich Zunder,
Vom Plato Fidibus. Ja wenn auch ohngefähr,
Der Schatz von Heidelberg in meiner Beute wär,
Racketen macht ich draus und kochte Chocolade.
Ein Quentchen Mutterwitz gilt = = = Sachte guter Freund
Der Satz war eben nicht ſo böß und ſtark gemeint,
Ein Narr verſchüttet nur das Kind mit ſammt dem Bade.

10. §. Die VI. iſt die **Verſetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von ſeiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, ſondern aus der Heftigkeit des Affects herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Wir haben im vorigen Capitel ſchon davon geredet, wollen doch aber noch ein paar Exempel geben:

Er, mein Leben, du, mein Leben,
Euer beyder Leben, ich.
Ich durch Euch, und ihr durch mich,
Wollen bis ans Blaue ſchweben.

Hier verſetzt Flemming das Wort Ich, in der andern Zeile von ſeiner natürlichen Stelle: denn es hätte ordentlicher Weiſe vorn ſtehen ſollen, Ich, euer beyder Leben; aber im Affecte iſt es ans Ende gekommen. Noch ein ſchöner Exempel ſteht auf der 66 S.

Der Majen Sohn flog aus vom ewigen Pallaſte,
Durchſuchte Luft und Welt, bis er den Mars erfaßte:
Dich, ſprach er, fodert ab, durch mich, des Vaters Rath,
Komm mit und ſäume nicht, es iſt vorhin zu ſpat!
Ja, ſprach Mars, alſobald! ließ drauf die Feindſchaft fangen,
Stracks wurden neben ſie an Eichen aufgehangen,
Zank, Zwietracht, Mord, Betrug. Den Krieg trat er zu Koth,
Und ſtieß mit eigner Fauſt den Haß und Frevel todt.

11. §. Die VII. iſt das **Uebergehen** (Praeteritio), worinn man ſich ſtellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. Z. E. Flemming in ſeinen poet. W. 225.

Ich wollte Meldung thun, zu was für großen Dingen,
Ihr nur gebohren ſeyd, durch Liſt und Neid zu dringen,
Die Zeiten zu verſchmähn durch Urtheil und Verſtand;
Hielt eure Gegenwart mir hier nicht Mund und Hand.

Und Neukirch in ſeinem Gedichte, auf den Tod der gelehrten Königinn in Preußen; er redet von dem Könige:

Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten,
Mit Schrecken, in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wenn ihn der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet,
Nein, ſondern wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt ꝛc.

Pietſch endlich in einem Vermählungsgedichte, auf eine Königl. Preuß. Prinzeßinn, die itzige Markgräfinn von Anſpach:

Ich bilde nun nicht Heer und Schlacht,
Noch dein berufnes Heldenweſen.
Den Schimmer deiner Waffen Macht,
Den fremde Staaten ſich zum Muſter auserleſen;
Ich ſchreibe nicht wie Preußen kriegt,
Weil dieſesmal die Liebe ſiegt ꝛc.

12. §. Die VIII. iſt die **Wiederholung** (Repetitio) gewiſſer Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen ſehr großen Nachdruck bekömmt. Wenn nämlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung iſt, und gern will, daß man ſeine Meynung wohl faſſen ſolle: ſo iſt es ihm nicht genug, daß er die Sache einmal ſagt; ſondern er ſagts zwey, dreymal nach einander, damit man ja den Nachdruck ſeiner Worte recht einſehen möge. Es geſchieht aber dieſe Wiederholung auf vielerley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und daſſelbe Wort zweymal geſetzet, und das heißt **Epizeuxis.**

zeuxis. Z. E. Opitz im andern Buche von Widerw. des Krieges ſchreibt von der Freyheit:

Sie fordert Widerſtand,
Ihr Schutz, ihr Leben iſt der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut! Blut muß ſie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geſchrey, nicht weiche Kinderzähren.
Die Fauſt gehört dazu.

Zuweilen wiederhohlt man daſſelbe Wort im Anfange etlicher Theile deſſelben Satzes, und das iſt die **Anaphora.** Z. E. Flemming in einem Hirtenliede:

Her Palämon! her Frorelle!
Her Amint! her Sylvius!
Meliböus her! zur Stelle,
Singt mir eins auf Tityrus.

Noch ein Exempel aus Racheln kann nicht ſchaden:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſeyn:
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Tuch und Wams, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft,
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutſcher an.

Zuweilen wiederhohlt man den Anfang eines Satzes in verſchiedenen folgenden Sätzen, und das heißt auch **Anaphora.** Z. E. Günther auf der 33 Seite des I. Th.

Da ſetzet ſich mein Geiſt im Umſehn keine Schranken;
Da ſinnt er hin und her, da ſpielt er mit Gedanken;
Da ſeh ich in mir ſelbſt die Händel dieſer Welt,
Den böſen Lauf der Zeit im Spiegel vorgeſtellt;
Da find ich nichts als Liſt, und weder Treu noch Glauben,
Da ſeh ich Narren blühn und kluge Leute ſchrauben ꝛc.

13. §. Oder man wiederhohlt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes geſtanden, im Anfange des darauf folgenden, welches **Anadiploſis** heißt. Z. E. Flemming auf der 131. S.

Und mitten in dem Weſen,
Da es am ärgſten war, ſeyd Vater, ihr geneſen.
Geneſen ſeyd ihr nun, und denkt nicht einmal dran,
Was euch der arge Feind für Dampf hat angethan.

Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes geſtanden, kömmt am Ende deſſelben zu ſtehen, und wird **Epanalepſis** genannt. Z. E. Opitz auf der 61 S. im II. B. der poet. W.

Werthes Paar, vermengt die Brunſt,
Liebt und gebet, gebt und liebet.
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Der euch ſelbſt zuſammen giebet:

Noch ein beſſer Exempel davon, ſteht auf der 62 S. der poet. W. II. B.

Das kann ein Weibesbild! Bald will ſich der ertränken,
Für unerhörter Brunſt, und jener will ſich henken;
Die rothen Augen ſind mit Thränen angefüllt,
Voll Seufzens iſt die Bruſt: Das kann ein Weibesbild!

Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die erſten Zeilen und Wörter, am Ende derſelben noch einmal brauchet, welches ſonderlich in muſikaliſchen Stücken angenehm fällt, und **Symploce** heißen kann. Ich will aus Beſſern von der 425 S. folgendes Exempel geben, wo wegen des Wohlklanges noch viele andere Wiederholungen vorkommen.

Sey froh! ſey froh! Elenora,
Sey froh! du neue Flora,
Sey nunmehr glücklicher nach überſtrebtem Leide;
Der Himmel kröne dich mit ſteter Frühlingsfreude,
Die Blumen ſchütten ſich zu allen Zeiten aus,
Auf dich und dein erlauchtes Haus.
Wir ehren dich, o neue Flora,
Wir ehren dich, Eleonora,
Sey glücklich, neuerwählte Flora,
Eleonor' Eleonora.

14. §. Die IX. iſt die **Verſtärkung**, (Paronomaſia) wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die ſchon da gewe-

geweſen, wiederhohlt; aber mit einem Zuſatze, der noch einen beſondern Nachdruck verurſachet, z. E. wenn Canitz ſchreibt:

Ein Baum wars, nur ein Baum, dran ſolche Früchte ſaßen,
Die dort der erſte Menſch ſollt unbetaſtet laſſen.
Uns aber iſt noch mehr zu halten auferlegt;
Weil hier ein ganzer Wald ſo viel Verbothnes trägt.

Hier iſt das Wörtchen **nur** eigentlich dasjenige, ſo den ganzen Nachdruck giebt, da ſonſt die Wiederholung hier ſehr kalt geweſen ſeyn würde. Imgleichen wenn Opitz ſagt:

Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloß und arm hieher.

II. B. der Troſtged.

wo gewiß dieſer Zuſatz, **das edle** Thier dem ganzen Satze ein weit größeres Gewicht giebt. Imgleichen hebt Neukirch ſein Gedichte auf die Nachtigall ſo an:

Als neulich Seladon, der arme Seladon,
Voll Kummer, Angſt und Schmerz die abgekränkten Glieder
Im Grünen niederwarf ꝛc.

wie wir denn auch oben ſchon die Zeile aus ihm hatten:

Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Und Opitz in ſeinem Gedichte an Seußiuſſen:

Wird ſolches nicht ſein Buch, ſein edles Buch erweiſen?

15. §. Die X. Figur iſt der **Ueberfluß**, (Pleonaſmus) wenn man vielmehr ſagt, als nöthig iſt. Sie entſteht wiederum aus der Heſtigkeit des Affects, welcher alles zuſammen nimmt, die Leſer oder Zuhörer aufs handgreiflichſte zu rühren und zu überzeugen. Man giebt insgemein die Exempel **Ich hab ihn nicht mit Augen geſehen; ich bin nicht mit meinem Fuße hingekommen; wir habens mit unſern Ohren gehöret ꝛc.** Wenn Canitz in dem Harpax dieſen Geizhals das Gold von den Pillen ſchaben, und ſich ſelbſt die Pulver ſtehlen läßt, ſo ſind es zwar Vergrößerungen; aber kleine Pleonaſmi zu nennen: denn dieſer muß

 in

in Worten beſtehen. Allein wenn Neukirch in dem oft angeführten Gedichte auf die Königinn in Pr. ſchreibt:

Wie, wenn an harten Klippen
Ein ſtarkes Schiff anſtößt ꝛc.

Oder wenn Pietſch in einem Gedichte auf ſeinen König ſagt:

Komm, Landesvater, komm! zeuch ein bey dunkler Nacht ꝛc.

So iſt im erſten Falle ein jeder Fels **hart**, und im letzten jede Nacht **dunkel** zu nennen, und folglich beydes überflüßig. So ſchreibt auch Opitz in einem Gedichte an Seußiuſſen, von der Fama:

Und will das ſchöne Werk, auf ihrem lichten Wagen
Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen.

Allein, da dergleichen Redensarten ſo viel nicht vorkommen, ſo kann man folgende Art mit gutem Rechte hieher rechnen. Z. E. wenn Günther ſeine Liebſte auf der 264. Seite im I. Theile ſo anredet:

Kind, Engel, Schweſter, Schatz, Braut, Taube, Freundinn, Licht,
Mein Stern, mein Troſt, mein Herz, mein Anker und mein Leben!
Ach ſage doch, wie man recht nett und zierlich ſpricht,
Die Liebe will dir gern den beſten Titel geben.

16. §. Zur XIten kann die **Verdoppelung** (Synonymia) einer und derſelben Sache, die aber mit ganz andern Worten geſchieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte ſteht, bemüht ſich ſeinen Leſern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und einzutrichtern. Daher ſagt er ihnen auch wohl einerley Ding etlichemal, nur immer mit andern Ausdrückungen. An ſtatt eines Exempels könnte hier aus Beſſers Ruheſtatt der Liebe, die lange und vielmalige Beſchreibung des Schooßes ſeiner Geliebten dienen: ich will aber lieber folgendes hieher ſetzen, wo er ſich und ſeine Kühlweininn auf verſchiedene Art beſchreibet auf der 227. Seite.

Zwo Seelen, durch ein Feur wie Wachs zuhauf geronnen,
Zwey Herzen, die vermiſcht ein Weſen nur gewonnen,
Zween Menſchen, die vereint ein Leben nur gefühlt,
Und deren ieder ſich für eine Hälfte hielt.

Der=

Dergleichen Stellen denn in dieſem Gedichte faſt unzählige vorkommen, aber alle Proben des zärtlichen Affects abzulegen geſchickt ſind. Mann könnte auch folgende Stelle aus Günthern hieher rechnen, die man ſonſt eine **Zuſammenhäufung** (Cumulum) nennen möchte. Er beſchreibt einen Bücherſaal:

> Was Memphis, was Athen, was Rom, Großgriechenland,
> Was Salem, was Byzanz, die Thems, der Cimberſtrand,
> Gethan, gelehrt, geglaubt, gemeynt, gewußt, gelogen;
> Das kömmt, das ſammlet ſich, das lebt, das dauret hier,
> Auf Bildern, Rinden, Bley, Stein, Leder und Papier,
> Und wird der blinden Nacht der Barbarey entzogen.

Ich wollte aber deswegen dieſer und andern dergleichen Stellen lieber den letztern Namen geben, als den erſten, und alſo eine beſondere Figur daraus machen, weil in der That alle die angebrachten Wörter ihre eigene ganz beſondere Begriffe erwecken, und, nur obenhin angeſehen, gleichviel zu bedeuten ſcheinen. Ein ſolcher Kunſtgriff aber iſt von großem Nachdrucke, andern eine Sache ſehr lebhaft vor Augen zu malen.

17. §. Die XII. Figur kann auf Deutſch eine **Schilderung** (Hypotypoſis ſ. Icon) heißen, weil ſie einen ſo lebhaften Abriß von einer Sache macht, als ob ſie wirklich vorhanden wäre. Das macht die ſtarke Einbildungskraft, welche ſich im Affecte die deutlichſten Bilder von ſinnlichen Sachen hervorbringet, die oft den wirklichen Empfindungen an Klarheit nichts nachgeben, und alſo abweſende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorſtellet. Die Zunge folgt den Gedanken, und beſchreibt, was im Gehirne vorgeht, eben ſo munter, als ob es wirklich außer ihr zugegen wäre. Z. E. Günther in ſeiner Ode auf den Prinzen Eugen, macht unter vielen andern ſehr deutlichen Bildern, auch dieſe prophetiſche Schilderung:

> Was zieht ſich für ein Vorhang weg?
> Ich ſeh den Schauplatz ſpäter Zeiten.
> Dort hör ich einen Scanderbeg,
> Dort ſeh ich einen Gottfried ſtreiten.

Die Palmen ziehn ſich um ſein Haupt,
Man heult, man ſchlägt, man jauchzt, man raubt.
Kein Kreuzzug macht ein ſolches Lärmen.
Der Erden gröſt = und dritter Theil,
Zerreißt der Saracenen Seil
Und würgt den Hund mit ſeinen Därmen.

Der Nil erſchrickt, Damaſcus brennt,
Es raucht auf Askalons Gebirgen,
Und durch den ganzen Orient
Herrſcht Unruh, Hunger, Peſt und Würgen.
Der Jordan ſteht wie Mauren da,
Als käm ein andrer Joſua:
Er kömmt auch, doch aus deutſchen Saamen.
Wie heißt er? Ja, die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang ſinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.

Pietſch aber hat in einer Ode auf die Chariſiſche Hochzeit die Flucht der Daphne vor dem Apollo ganz ungemein abgeſchildert, davon ich nur eine Strophe herſetzen will:

Sie ſtarrt und wurzelt in der Erden;
Apollons Hand berührt ſie kaum,
So ſieht er ſie zum Lorberbaum,
Den ſchlanken Leib zum Stamme werden.
Der Arme hingeſtrecktes Paar
Verliert ſich in durchflochtnen Zweigen,
Und ihres Hauptes flatternd Haar
Muß den begrünten Schmuck geſpitzter Blätter zeigen.

18. §. Nun folgt XIII. die **Beſchreibung** (Deſcriptio) welche von der vorigen darinn unterſchieden iſt, daß jene in der Entzückung Dinge abmalet, die nicht zugegen ſind; dieſe hergegen wirklich vorhandene Sachen zwar lebhaft und munter, aber nicht ſo hitzig und handgreiflich, als jene, vorſtellet. Ich wähle mir, zum Exempel, eine Beſchreibung die Simon Dach von dem Proſpecte gemacht hat, der ſich auf dem königsbergiſchen Reſidenzſchloſſe, von dem großen ſogenannten moſcovitiſchen Saale, weſtwerts zeiget; weil ich mich dabey einer ſehr angenehmen Gegend meines Vaterlandes erinnern kann:

Die Schloßkirch hält allhier ein ſchön Gemach erbaut,
Recht oben über ihr: Von daraus wird geſchaut
Ein gut Theil Königsbergs, die Fahrt der ſchmalen Segel,
Die hin und wieder gehn, krumm, wie der krumme Pregel;
Indem er erſt genug das grüne Feld durchſchweift,
Und in das friſche Haf ermüdet endlich läuft,
Nicht weit von Hafeſtrom. Du ſiehſt zur linken Seiten,
Am Hafe Brandenburg, und Balga gar von weiten.
Zur Rechten, um die Wiek, eräuget ſich die Stadt
Fiſchhauſen, welche mich ſo ſehr ergetzet hat,
Durch ihren Roſenbuſch: der zwar nicht Roſen träget;
Der Anmuth aber viel in ſeinen Sträuchen heget,
Die meine Freude ſind. Der Sonnen heißer Schein
Dringt ſich im Sommer nicht zu ſeinen Schatten ein.
O wildverwachsner Ort! Du Stadt, da meine Reime
Zu Haus und Bürger ſind, du hegſt die ſchönen Träume,
Für uns Poetenvolk. Wie wohl iſt der daran!
Der ſolch ein Eigenthum für ſich beſitzen kann.

= = = = = =

Du ſieheſt hier zunächſt das alte Lochſtätt ſtehn,
Wo vor der Zeit das Haf pflag durch ein Tief zu gehn,
Bis in die wilde See. Itzt wird daſelbſt gepflüget,
Und reiches Korn geſät. Der Zeit, die alles füget,
Und Sachen den Beginn, auch Maaß und Ende giebt,
Nichts aber ewig läßt, hat dieſes ſo beliebt.

Ich will noch ein anders aus Opitzen herſetzen, darinn er ſich ſelbſt als einen Verliebten beſchreibt. Es ſteht im IV. B. der poet. W. auf der 179. S.

Ich weis nicht, was ich denke,
So ſeltſam iſt ihr Sinn. Wenn ich mich zu ihr lenke,
So wird ſie ſtolz davon. Wenn ich mich halten kann,
Und komme nicht zu ihr, ſo lockt ſie ſelbſt mich an.

= = = = = =

Die Bücher ſtinken mir. Ich fieng ſchon an zu melden,
Aus fürſtlichem Befehl, des unverzagten Helden
Von Promnitz hohes Lob. Das ſchläft nun ganz und gar.

= = = = =

Die Laute, meine Luſt,
Die Unmuthtröſterinn, weis itzund nichts zu ſingen,
Als nur von Flavien. = = =

= = = = =

Hier iſt mein Aufenthalt, hier irr ich hin und wieder
Und rede mit mir ſelbſt. Dann ſetz ich bald mich nieder,
Bald ſteh ich wieder auf, und wenn ich müde bin,
Vom Klagen und vom Gehn, ſo ſtreck ich mich dahin,
Bey einem dicken Baum. = = =

= = = = =

Ich eil, ich wart, ich zürn, ich weis nicht, was ich treibe,
Was mein Begehren iſt. Zugleich in einem Leibe
Haß ich die Härtigkeit, und liebe die Geſtalt.

= = = = =

Die Leute ſehn mir nach, daß ich, indem ich gehe,
Itzt eile, wie der Wind, itzt wieder ſtille ſtehe,
Und daß die Röthe mir bald unter Augen ſteigt,
Und meine blaſſe Farb an ihrer ſtatt ſich zeigt.
Der Leib geht nur allhier. Man ſoll mich vielmal fragen,
Ich werde kaum ein Wort, und doch nichts rechtes ſagen.
Im Wachen träumet mir. Tobt das Gewiſſen ſehr,
Bey welchem es ſich regt; die Liebe plagt mich mehr.
Ich kann nicht ſeyn ohn ſie, und wenn ich zu ihr komme,
Mit Reden wohl gefaßt, ſo ſtock ich und verſtumme:
Die Zunge ſteht gehemmt, das Herze ganz verzagt,
Bebt wie der Eſpenlaub; und wenn es hoch ſich wagt,
Wie ſein Bedünken iſt, ſo ſtielt es aus der Pforten
Des Mundes einen Kuß, den ſie mit ſolchen Worten,
(Ich weis nicht, ſind ſie falſch?) hernach zu beſſern pflegt,
Daß ſich das Blut dadurch in allen Adern regt.

19. §. Die XIV. mag die **Zergliederung** (Diſtributio) heißen, und beſteht aus einer ausführlichen Erzählung aller Theile, die bey einer Sache vorkommen; wodurch denn dieſelbe dem Gemüthe ſehr deutlich und ausführlich vorgeſtellet wird. Das Exempel ſoll mir Günther geben, der auf der 330. S. im I. Theile, die Verderbniß der Welt folgendergeſtalt beſchreibt:

Da ſchreckt mich hier und dort Krieg, Hunger, Peſt und Brand;
In Ehen, Zank und Haß, in Freundſchaft, Unbeſtand;
Im Tempel Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechſelbänke;
In Schulen Finſterniß und leeres Wortgezänke,
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnenneſt,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln ſchwärmen läßt;

Im

Im reich'ſten Contoir, viel Fluch an ſchönen Wänden;
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen,
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh Noah mit dem Bau des Kaſtens fertig war.

Ein anders giebt Heräus in ſeiner Beſchreibung der Lappländer, wenn er die Unruhe unſerer Städte gleichſam auf den Fingern herzählet, auf der 250. Seite.

Bey Nacht der Glockenklang, der Wächter rauhes Schreyen,
Verliebter Geigen Ton; der feigen Raufer Dräuen;
Beſoffener Gekreiſch; wenn Hund und Katze plerrt,
Ein jähes Feuerlärm; ein Dieb, der ſich verſperrt:
Am Tag ein krummes Horn, der Kutſchen ewigs Rollen,
Des Haufens Polterwerk, das im Gedräng erſchollen,
Der Hämmer Klapperſchall, was Vieh und Karren treibt,
Verkauf- und Trägerruf, und was noch übrig bleibt.

Noch ein ſchöner Beyſpiel giebt Pietſch in der Hochzeitode auf Profeſſor Bäyern, wenn er zeigen will, daß die Liebe überall herrſche:

Der Seelen überwundne Schaar
Fällt dir als Siegerinn zu Füßen,
Und auf dein flammendes Altar
Läßt Peru ſüßen Balſam fließen.
Man ſieht der Spezereyen Laſt
Den Mohren auf die Kohlen heben:
Denn weil du ihn entzündet haſt,
Muß er dem Feuer Nahrung geben.

Der harte Mars ſenkt Schild und Schwerdt,
Sein ſteifer Harniſch muß ſich bücken;
Die Thetis eilt den Opferheerd
Mit Perlenmuſcheln auszuſchmücken:
Die Flora zinſt der Roſen Blut
Bey purpurreichen Anemonen;
Pan wirft den Stab in deine Glut
Und Phöbus unverwelkte Kronen.

So brennt das waffenvolle Feld,
Der Krieg vermiſcht ſich deinen Flammen,
Und wenn dein Brand die See befällt
Schlägt die gekochte Fluth zuſammen.

Die Gärten ſind der Lüſte Thron,
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe;
Der Muſen Höhe rauchet ſchon,
Wie ihre Bruſt, von deinem Triebe,

20. §. Zum XVten folgt der **Gegenſatz**, (Antitheſis) wo man widerwärtige Dinge gegen einander ſtellt, um das eine deſto mehr ins Licht zu ſetzen. So beſchreibt Opitz ſeinen verwirrten Zuſtand in der Liebe auf der 180. Seite der poet. W. im IV. B.

Ich fürcht und hoffe doch, ich bitt und ſchweig auch ſtille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle;
Ich löſ' und binde mich; ich wünſche frey zu ſeyn,
Und wenn ich denn frey bin, ſo geh ich wieder ein.

Folgende Art iſt noch gewöhnlicher, da man etwas leugnend aus dem Wege räumt, um etwas anders feſtzuſetzen. Beſſer erklärt uns ſo, was er an Calliſten verlohren habe:

Ich klage nicht an ihr die prächtige Geſtalt,
Die Anmuth des Geſichts, des Mundes Morgenroſen,
Der Augen holden Ernſt gebiethend liebzukoſen,
Ihr langgekrolltes Haar, das meine Sinne band,
Die ſchwanenweiße Bruſt, die atlasweiche Hand,
Nicht die Geſchicklichkeit der ſchlankpolirten Glieder:
Verhängniß. gieb ſie mir nur ungeſtalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunſt ſieht,
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth,
Den engliſchen Verſtand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt in Lieb und Leid, beſtändig zu gefallen.

Imgleichen ſchreibt Pietſch in dem Geſange auf den Prinz Eugen, alſo:

Doch wie entfernet iſt des Himmels hoher Schluß
Von des Tyrannen Traum! Wie reimt Eugenius
Sich mit der Türken Sieg und Chriſten Flucht zuſammen?
Die ausgedehnte Macht ſchwächt zwar mit Stahl und Flammen
Und mörderiſcher Fauſt des kleinen Heeres Zahl
Nicht unſers Helden Muth. Sein Arm und Herz iſt Stahl.
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen:
Eh muß ihr ganzes Heer als ſein Geſicht erbleichen.

21. §. Die XVIte Figur iſt das Gleichniß, (Simile) wodurch man, anſtatt von der Hauptſache zu reden, von einer andern ähnlichen zu ſprechen anfängt, um die erſtere dadurch ins volle Licht zu ſetzen. Z. E. Amthor hat aus dem IVten Buch der Aeneis das Gleichniß von dem verwundeten Hirſche folgendermaßen überſetzt, auf der 481. S.

Die arme Dido brennt, ſie läuft durch alle Gaſſen,
Und kann ſich ſelbſt nicht mehr in der Verwirrung faſſen.
Wie, wenn durch Cretens Buſch des Hirten blinder Schuß
Der Hindinn ſichre Bruſt gar plötzlich rühren muß,
Und jener ſelbſt nicht weis, was ſeine Fauſt verrichtet,
Da doch das arme Wild durch Holz und Felder flüchtet,
Und mit der bangen Flucht Dictäens Wälder ſchreckt,
Obſchon ihm Tod und Pfeil in ſeiner Seite ſteckt.

Eben ſo hat es Pietſch in dem Gedichte auf den Prinz Eugen gemacht:

Er fliegt dem Feinde nach: doch iſt der Unterſcheid,
Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtſamkeit,
Der wie ein Habichtſchwarm mit ängſtlichem Bemühen
Dem Adler ſich entzieht und ſuchet zu entfliehen.

Hier iſt das Gleichniß der Hauptſache nachgeſetzt. In dem folgenden aber, ſo ich aus Canitzen geben will, ſteht es vorn, und die Deutung wird zuletzt gemacht.

Wenn der geringſte Lerm im nechſtgelegnen Wald
Um eine ſtille Trift der blöden Schafe ſchallt,
Und eins erſt ſchüchtern wird; beginnt ein ganzer Haufen,
Durch Blatt, Gebüſch und Strauch dem Flüchtling nachzulaufen:
So traut das kluge Thier, der Menſch, ihm ſelber nicht,
Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
Dadurch verirrt er ſich ꝛc.

22. §. Der P. Lami unterſcheidet davon zum XVII. die **Vergleichung** (Comparatio) welche ſeiner Meynung nach mit der vorigen ſehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Ein Exempel giebt mir Flemming, der hierinn ſehr glücklich geweſen. Es ſteht auf der 131. Seite.

Was iſt es, ſoll ich ſprechen,
Wohl anders, ſeit der Zeit, als wenn die Klippen brechen,
Die Aeolus verwahrt? Die Winde reißen aus,
Und brauſen durch die Welt. Da krachet manches Haus,
Manch edler Bau zerbricht. Wir haben es geſehen,
Ach leider! allzuſehr, wie uns bisher geſchehen,
Wie uns der Kriegesſturm hat hin und her geweht,
Die Städte durchgeſauſt, die Dörfer umgedreht,
Daß nichts ihm ähnlich iſt.

Eben ſo lebhaft iſt die folgende Stelle aus Rachels VI. Satire, wo er die hohen Hofbedienten mit Schieferdeckern vergleichet.

Wer neben dieſer Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt ſo manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Den kömmt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtſam ſtehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker ſehen:
Nicht einer klimmt ihm nach; wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah und an dem Boden ſeyn!

Noch heftiger iſt abermal Pietſch in dem angezogenen Gedichte, wenn er den Sturm und den Donner zur Vergleichung braucht. Es heißt:

Wie wenn der ſtrenge Nord die ſtarken Flügel hebt
Und aus der Höhle ſteigt, der feſte Grund erbebt,
Wenn er den rauhen Ton läßt durch das Land erſchallen,
Bis Thürme, Thor, Pallaſt, Schloß, Haus und Hütten fallen:
Wie dieſer Mauren Graus die Menſchen niederſchlägt,
Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt,
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurzeln dränget
Und Stein, Baum, Thier und Menſch, in einen Klumpen menget:
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf. ꝛc.

23. §. Es folgt itzo **das Aufhalten** (Suſpenſio) als die XVIII. Figur, wenn man nämlich eine Rede ganz von weitem anfängt und eine gute Weile durch viel Umſchweife fortführet; daß der Leſer oder Zuhörer nicht gleich weis, was der Poet haben will, ſondern das Ende erwarten muß, wo ſich der Ausgang zum Labyrinthe von ſich ſelbſt zeiget. Dieſer Kunſtgriff iſt ſehr gut, die Leute aufmerkſam zu machen.

Exempel

Exempel machen die Sache deutlich, Günther ſchreibt auf der 87. S. im II. Th.

Daß noch die ganze Welt in ihren Angeln geht,
Das Meer die Grenzen hält, die Erde feſte ſteht,
Die Sterne und ihr Haus nicht in den Abgrund ſchießen,
Die Sonne Licht und Tag mit Mond und Menſchen theilt,
Der kleine Bär am Pol nicht zu dem großen eilt,
Die Elemente ſich nicht in einander gießen,
Die Tugend Kinder zeugt, der Purpur ſich verjüngt,
Geſchlechter unverrückt bis auf die Nachwelt bleiben,
Ja daß der Weisheit nicht der Tod zu Grabe ſingt,
Dieß alles iſt mit Recht der Liebe zuzuſchreiben.

Noch ein anders ſteht in Flemmingen:

Der Sonnen güldnes Rad begunnt hervorzuſteigen,
Und ſeinen Lebensglanz der muntern Welt zu zeigen,
Zu der Zeit, wenn das Dorf zu Felde pflegt zu gehn,
Und die erwachte Stadt allmählich aufzuſtehn.
Das rege Federvolk das ſang mit ſüſſen Stimmen
Den jungen Tag laut an; der Fiſch der gieng zu ſchwimmen
Aus ſeinen Ufern vor; der Froſch, der Wäſcher, rief;
Es war ſchon alles auf: Nur ich lag noch und ſchlief.

24. §. Zur XIXten Figur machet man die **Perſonendichtung** (Proſopopoeia), welche lebloſen Dingen ſolche Eigenſchaften zuſchreibet, die nur beſeelten, ja vernünftigen Geſchöpfen zukommen. Es werden aber gemeiniglich die Flüſſe, Winde, Meere, Steine, Jahreszeiten, ja ganze Städte und Länder dergeſtalt in Perſonen verwandelt; ja man führt auch Tugenden und Laſter, Leidenſchaften u. d. m. redend ein: ſo daß dieſes eine Figur iſt, die zu viel ſchönen Erfindungen Anlaß giebt. Simon Dach führet den königsbergiſchen Pregelſtrom, in einem Gedichte auf die Geburt eines preußiſchen Prinzen, dergeſtalt auf:

Was! der brückenreiche Pregel,
Hebt durch Flaggen, Maſt und Segel,

Sein

Sein beſchilftes Haupt empor.
Und nachdem er angeſehen,
Was und warum es geſchehen,
Läuft er ſchneller als zuvor.

Flemming iſt in dieſer Figur ſehr kühn geweſen, ſonderlich in ſeinen Oden. Er ſagt von einem Strome, den er kurz zuvor ſein ſchilficht Haupt erheben laſſen, daß er dreymal laut ſolle gelacht haben. Von der Erde ſpricht er im Frühlinge:

Sie ſtreicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut.

Der Lenz kömmt gegangen, und umarmet die Welt, die erwachte Roſe thut ihr Auge zu, und die Cypreſſen taumeln ihm, wenn es Abend wird. Die Morgenröthe kömmt in der Anemonen-Tracht, in den purpurbraunen Wangen, als die Vertreiberinn der Nacht, vor der Sonnen hergegangen, und nimmt bey ſeiner Ankunft ſchamroth den Abſchied. Und noch anderwärts ſagt er, in einer Beſchreibung des Winters:

Der beſchneyte Hornung ſtehet,
Und ſtreicht ſeinen Eisbart auf.

25. §. Sehr nahe iſt damit die XX. Figur verwandt, welche man die **Sprachdichtung** (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein Abweſender, ein Todter, oder gar etwas Lebloſes redend eingeführet: und dieſes muß mit vieler Kunſt, auch nur im größten Affecte geſchehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth, und als was außerordentliches den Zuhörer in Erſtaunen ſetzt: ſo kömmt es auch ſehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeſchickt bewerkſtelliget wird. Ein Exempel giebt mir Opitz, der im II. Buche ſeiner Troſtgedichte den Ulyſſes ſo redend einführet:

O! ſagt er, ſchwimme fort, was nicht will bey mir halten,
Mein Herze, mein Verſtand ſoll doch mit mir veralten,
Mein unerſchöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat.
Der bleibt ſo lang als ich. Laß alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff erſaufen!

Es muß ſeyn ausgelegt, dieß iſt der Reiſe Zoll:
Um mich, und meinen Sinn ſteht alles recht und wohl.
Das Unglück hat mir ja von außen was genommen,
Zum Herzen aber iſt es mir ſo wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter dieſe Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held ꝛc.

Canitz giebt mir eben dergleichen Exempel in der Ode auf ſeine Doris, welche er in der letzten Strophe redend einführet:

Wie geſchieht mir? darf ich trauen?
O, du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme ſpricht:
„Nur drey Worte darf ich ſagen,
„Ich weis, daß du traurig biſt:
„Folge mir, vergiß dein Klagen,
„Weil dich Doris nicht vergißt.

Noch ein ſchönes Exempel giebt Pietſch, wenn er den Pregelſtrom in Königsberg redend einführt,

Der Pregel ſiehet dieß mit ſtarren Augen an
Und ſeufzet, daß er nichts dem König opfern kann:
Ach, Friedrich klaget er, ich kann dich nicht erhöhen,
Daß Segel, Schiff und Maſt, durch meinen Hafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken ſchlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verſchwendet Blut die reinen Wellen färben,
Und mich entweihen kann, machſt du o Friederich! ꝛc.

26. §. Ferner zählt Lami unter die Figuren auch XXI. die **Denk- und Lehrſprüche.** Dieſes ſind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit beſonderer Fälle angebracht werden, und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren, oder ſonſt ſinnreiche und kurzgefaßte Ausſprüche in ſich halten. Zuweilen ſind ſie etwas weitläuftiger, und könnten Betrachtungen heißen, Z. E. Tſcherning ſchreibt auf der 166. S.

Dein Sinn war in der Welt,
Du wußteſt, daß ſie mehr in ihren Armen hält,

Als wo der Grenzſtein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenſchein genommen.
Der weis kaum, wo er lebt, und führt beſtürzten Wahn,
Sieht dieſes Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimat iſt der Raum, ſo weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menſchen ſtille Ruh durch ſeine Schweſter ſchickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überſtickt.

Hier ſieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der erſten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrſpruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig iſt, ſo kann es beſſer eine moraliſche Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es ſteht in Joh. Frankens irdiſchem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer, was zu ſchaffen,
Bald ſchärft er ſeinen Witz, bald ſchärft er ſeine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt,
Der Degen und das Buch, der Adel und Verſtand.

Allhier begreift man leicht, daß dieſe Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil ſie ſo kurz gefaſſet worden. Ja, daß ſie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeſchloſſen ſeyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus Rachels VI. Sat. Gut und Böſe zeigen: auf der 66. Seite.

Wie ſoll man denn, ſprichſt du, vor Gott den Höchſten treten?
Wie ſoll man, ſage mir, und warum ſoll man bethen?
Dafern du Rath begehrſt, ſo bitte das allein;
Was er, der höchſte Gott, vermeynet gut zu ſeyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen.
Er ſchenket ꝛc.

27. §. Von eben ſolcher Gattung ſind auch zum XXIIſten die **Schlußſprüche**, (Epiphonema) womit man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe deſſelben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder ſinnreichen Gedanken endiget. Z. E. Opitz beſchließt ſein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poeſie gehandelt hat; und ſich wegen der elenden Versmacher tröſtet, folgender geſtalt:

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich gröſer macht als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Hier iſt der Schluß durch die Kürze ſo ſchön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er deſto nachdenklicher und ſinnreicher iſt. Amthor beſchreibt die Liebe alter Männer, und ſchließt die Strophe ſo: Auf der 165. S.

Viel ſeltner ſieht es aus, wenn ſich ein greiſer Bart,
Wie gleichwohl oft geſchieht, an Mädgenfleiſch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenſtrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund womit bedecket ſey,
Der eingeſperrte Schatz aus allen Kaſten ſpringen,
O Thorheit! ſich durchs Geld zur Knechtſchaft einzudringen.

Und noch auf andre Art ſchließt Pietſch in einem Gedichte auf ſeinen König:

Held, dieſes iſt das Heer, das deine Herrſchaft ziert,
Held, dieſes iſt der Tag, der dich der Welt gebiehrt,
Dein milder Gnadenſtral iſt auch auf mich gefloſſen,
Du haſt dich auf dein Land und auch auf mich ergoſſen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar,
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! Ich will dein Lob verſchweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die **Frage**, (Interrogatio) die ſich von ſich ſelbſt verſteht, und ſo zu reden, die gemeinſte, aber auch eine von den kräftigſten Figuren iſt. Zuweilen iſt ſie nur einfach, und dann hat ſie ſo viel Nachdruck nicht, als wenn ſie vielmal hinter einander geſetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger ſie auf einander folgen, deſto ſchärfer dringt ſie ein; ja ſie ſtürmt faſt auf die Gemüther los. Z. E. Canitz in ſeiner Satire von der Poeſie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? das hinten reimen ſoll.

Eben auf die Art fängt Opitz ſein Schreiben an Nüßlern mit etlichen Fragen hinter einander an: Auf der 177. S. der poet. W.

Iſt das der freye Sinn? Sind dieſes die Gedanken,
Der unbewegte Muth, ſo vormals ohne Schranken,
Voll himmliſcher Begier, den Weg der Tugend gieng?
Iſt das des Phöbus Sohn, dem ganz ſein Herze hieng,
Daß Schloß der Ewigkeit in kurzem zu erſteigen?

Günther hat zwar dieſe Figur ſelten gebraucht, doch finde ich auf der 825. S. der Ausgabe von 1735. folgendes:

Muß denn der Sonnen Gold im Aufgang untergehn?
Merkt man im Februar auch ſchon Aprillenwetter?
Verliert im ſchönſten May der friſche Baum die Blätter?
Wie wird es um den Herbſt denn allererſt entſtehn?
O du verworfne Zeit! was führſt du nicht für Sitten? 2c.

29. §. Etwas ungewöhnlicher iſt XXIV. die **Anrede**, (Apoſtrophe) an Lebloſe, Todte, Abweſende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer großen Heftigkeit geſchieht, und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes ſtatt findet. Z. E. Flemming auf der 363. S. redet den Maymonat an:

Sey gegrüßt, du Fürſt der Zeiten,
Du des Jahrs Apell, o May! 2c.

In einer andern Ode wendet er ſich an den Mond und Abendſtern:

Sieh ſie an, die Weberinn,
Fromme Cynthie, und höre,
Du auch züchtige Cythere,
Unſrer Nächte Heroldinn!

Anderwärts redet er die bunten Matten, die Thäler, Germanien, die Liebe, die Muſen u. ſ. w. an. Pietſch redet eben ſo lebhaft den Tag an, den er beſingen will:

Tag! meines Königs Glanz krönt dich mit Stral und Licht,
Du brauchſt den matten Schein der Morgenröthe nicht 2c.

Und was iſt gewöhnlicher, als daß die Poeten gar ſich ſelbſt, oder wie ſie reden, ihren Geiſt und Sinn anzureden pflegen?

Z. E. Canitz in dem obgedachten Gedichte von der Poeſie ſchreibt:

Auf, ſäume nicht, mein Sinn! ein gutes Werk zu wagen.

Und abermal:

Verdammte Poeſie! mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieſewurz darf laſſen zubereiten. ꝛc.

Und weil die Muſen in der That nichts anders, als den poetiſchen Trieb des Dichters bedeuten, ſo gehört auch folgende Art der Anreden hieher, wenn z. E. Heräus ſchreibt:

Still, Muſen! ſtill, wohin? Ihr fanget an zu raſen.
Ihr wißt, daß ich ein Blatt und nicht ein Buch beſtellt.

30. §. Zum XXV. kömmt die **Wiederkehr** (Epiſtrophe) da man die Schlußworte des einen Satzes etlichemal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch ſo, daß ſie ſich auch dazu ſchicken. Z. E. Flemming hat auf der 371. S. im III. Buche ſeiner Oden die 8te ſo gemacht, daß jede Strophe ſich ſchließet:

Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze.

Eben ſo hat Opitz die dritte von ſeinen Oden bey jeder Strophe folgendermaßen beſchloßen:

Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäferinn.

Es iſt aber auch nicht nothwendig, daß dieſes nur in Oden am Ende jeder Strophe geſchehe: man kann vielmehr auch in langen Verſen, an bequemen Orten, zum Beſchluſſe einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander, einerley Schlußworte wiederholen: davon ich folgendes Exempel aus einem Schäfergedichte herſetzen will, das auf den Tod der Silvia in dem einen Theile der Hoffmannswald. Gedichte ſteht, und wo immer der Vers wiederholt wird:

Ach Himmel, Erd und Luft erhöret meine Lieder,
Gebt meine Sylvia, gebt meine Liebſte wieder.

31. §. Das **Befragen** (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer oder gar an ſonſt wen gerichtet, und iſt alſo jederzeit mit der **Anrede** verknüpfet: allein es zieht ſie auch allezeit zu Rathe, und giebt es ihnen ſelbſt zu erwegen, ob ſich die Sache nicht ſo oder ſo verhalte, als man geſagt hat, oder es gern haben will. Z. E. Beſſer läßt den Seladon die Chloris dergeſtalt anreden und ſie um ihre eigene Meynung befragen:

Ach Chloris! wollteſt du, daß ich gewichen wäre?
Bedenke doch die Schmach, und deiner Schönheit Ehre.
Ich hätte ja die Macht der Lieblichkeit verhöhnt,
Wenn ich nicht deine Schooß mit meiner Hand gekrönt.

Eben ſo redet Günther ſeine Geliebte im I. Theile auf der 261. Seite an: und nachdem er ſie angeredet, **Kind**, bilde dir einmal zwo fromme Seelen ein ꝛc. und ihr einen glücklichen Ehſtand beſchrieben, ſetzt er hinzu:

Was meynſt du zu der Eh, die ſolche Früchte bringt?
Nicht wahr? die Lebensart iſt beſſer als drey Kronen?
Was hilft der güldne Strick, der viel zuſammen zwingt,
Wenn er und ſie hernach bey Baſilisken wohnen?
Was helfen jenen Freund zehn tauſend Schürzen Geld,
Wovon ſein dummes Weib ein dutzend Schwäger hält.

32. §. Das **Geſtändniß** (Confeſſio) iſt die XXVII. Figur, worinn man ſelbſt einen Einwurf macht, und denſelben bald eines theils zugiebt; doch aber ſeine Antwort nicht ſchuldig bleibt. Rachel macht ſich in ſeiner Satire, der Poet, dieſen Einwurf:

Was ſoll ich aber machen,
Mit denen, die ſo gern den Bettelſack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da iſt ein ledig Haus,
Da hängt, ſpricht Güldengreif, ein armer Teufel aus.
Geduld! was will man thun? Man muß es zwar geſtehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was erſehen,
Als Verſemacherkunſt ꝛc.

Eben dergleichen iſt jener Einwurf, den ſich Canitz in ſeiner Satire vom Hofleben macht: wenn er dem jungen Dankelmann

mann räth, ſich durch die Heirath einer ſchlechten Perſon, in die Gunſt eines Großen zu ſetzen.

Verachte mit Vernunft den Wahn der eiteln Welt,
Wird doch der Ueberfluß im Horne vorgeſtellt.
Ja, ſprichſt du, ihr Geſchlecht! Ach! laß den Irrthum fahren,
Sieh unſern Nachbar an ꝛc.

Und Pietſch ſchreibt auf das Raſtiſche Begräbniß:

Man weis, ſtimmt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Geſtirn und manchen Frauen ſeyn.
Die wie Veſuvius, Glut aus dem Buſen blaſen
Vom Anfang ihrer Eh bis an das Ende raſen.
Doch wenn ein reifer Geiſt die Unglücksquelle ſucht ꝛc.

33. §. Es folgt XXVIII. das **Einräumen,** (Epitrophe) wenn man jemanden mehr zugeſteht, als er fordern kann, ja mehr, als man ſelbſt glaubt; nur um deſto ſchärfer wider ihn zu ſtreiten. Ein Exempel nehme ich aus Canitzens Ueberſetzung der Satire vom Adel.

Sein tapferes Geſchlecht mag durch berühmte Sachen,
Die älſten Chroniken zu dicken Büchern machen;
Geſetzt, daß jenen Schild, der ſein Geſchlechte ziert,
Vorlängſt ſchon ein Capet mit Liljen ausgeziert.
Wozu will er uns doch den leeren Vorrath weiſen?
Wenn er von ſeinem Stamm, den die Geſchichte preiſen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geſchonet hat.

Oder wie Pietſch ſchreibt:

Ihr Ottomannen laßt die Pforten eiſern ſeyn,
Auch in das härtſte Stahl, dringt dieſer Blitz hinein;
Steigt ſteile Felſen an, ihr ſeyd doch nicht beſchützet:
Ein kugelfreyer Wall mit Bäumen unterſtützet,
Von Mann und Waffen voll, den Sumpf und Fluth umſchleußt,
Und alles was man ſonſt unüberwindlich heißt,
Eur Eid, eur Mahomet mag ſich entgegen ſetzen,
Das alles wird Eugen nicht unbezwinglich ſchätzen.

Den Beſchluß macht Lami zum XXIX. mit der **Umſchreibung** (Periphraſis), wodurch man unanſtändige Sa-

chen, oder Dinge, die man nicht ſo gleich heraus ſagen will, zu lindern oder hoͤflicher zu ſagen pflegt. Ein Exempel giebt uns Opitz, wenn er ſagen will, wohin die Poeſien der Stuͤmper kommen.

Nicht zwar, wie jene thun, die heute etwas ſchreiben,
Das morgen dahin koͤmmt, wo es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Ruͤcken kehrt.

34. §. Obwohl nun der oftgedachte Scribent es bey dieſen Figuren bewenden laͤßt: ſo erinnert er doch, daß es freylich noch verſchiedne andre gebe, ſo dieſen an Schoͤnheit und Nachdruck nichts nachgeben. Die Wahrheit deſſen zu erweiſen, will ich noch ein Paar herſetzen, um das halbe Schock vollends vollzumachen. Man merke alſo zum XXX. das **Aufſteigen** (Gradatio), wenn man gleichſam ſtuffenweiſe von einer geringen Sache zu etwas hoͤherm fortſchreitet, und alſo immer was wichtigers ſagt. Z. E. Opitz will in ſeinem Troſtgedichte im II. Buche die Hinfaͤlligkeit der Dinge beſchreiben, und thut es ſo:

Was wollen wir uns denn um deſſentwegen graͤmen,
So andern wiederfaͤhrt, und der Natur uns ſchaͤmen?
Die Welt kann nicht beſtehn, die Laͤnder nicht in ihr,
In Laͤndern keine Stadt, in keinen Staͤdten wir.

Imgleichen auf der 67. S. ſeiner poetiſchen Waͤlder:

Pan aber ſchlaͤfet nicht,
Er geht, er ruft, er ſchreyt mit ſehnlichem Verlangen;
Daß ſeine Stimm erſchallt, durch Berge, Wald und Thal.

35. §. Zum XXXI. endlich koͤmmt der **Eidſchwur**, eine von den ſtaͤrkſten Figuren; die alſo auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es ſchweren aber die Poeten bey tauſend Sachen, die ſonſt eben keine große Verbindlichkeit machen. Z. E. Flemming laͤßt eine Gaͤrtnerinn ſo ſchweren.

So wahr ich vor dir ſteh,
Herzliebſter Hortulan. ꝛc.

Noch

Noch ein ſchöner Exempel giebt mir eben dieſer Poet auf der 201. Seite, welche Stelle ich ihrer Schönheit wegen ganz herſetzen will:

Ich ſchwer es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob iſts, welches mich heißt keine Mühe ſcheuen.
Ich könnte ja ſowohl, als etwa jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Muth und Blut,
Nach Wunſche ſtehn geehrt, mich meines Weſens nähren,
Und meiner Aeltern Gut in ſtiller Luſt verzehren,
So ſchlecht und klein es iſt. So haſt dus auch nicht Noth,
Daß ich für Gott und dich mich laſſe ſchlagen todt,
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groß von weitem ſteht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind.

Beſſer, in ſeinem ſchönen Schäferliede von Seladon und Leonoren, läßt ſeinen Schäfer folgenden Eid thun:

Ich ſchwere dir bey meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde.

Und Günther in ſeinem Schreiben, an den König Auguſt, hat eben die Figur mit großem Nachdrucke angebracht. Es heißt:

Du höreſt freylich nicht, wie vieler Wunſch und Sehnen
Dich in Perſon erhöht. Doch ſchwer ich bey der Hand,
Die deiner Würdigkeit die Krone zuerkannt,
Daß ſo viel tauſend ſind, die unter Stroh und Hütten
Für dein geſalbtes Haupt in mancher Mundart bitten.

Genug endlich von Figuren; obgleich ſie dieſes lange nicht alle ſind. Denn wer kann ſie alle zählen? Muntre Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beſte iſt, daß man ſie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wiſſen.

* *

Das XI. Capitel.

Von der poetiſchen Schreibart.

1. §.

Nachdem wir nun alles Zubehör der poetiſchen Schreibart insbeſondre nach einander erwogen haben: ſo müſſen wir auch ſehen, was aus Zuſammenfügung alles deſſen in der Poeſie für ein Ganzes entſteht. Dieſes iſt die poetiſche Schreibart, die wir in dieſem Capitel abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt ſey, iſt nach ſo vielen andern, auch von mir, in meiner Redekunſt ſchon abgehandelt worden. Ich habe daſelbſt gewieſen, daß ſie der Vortrag vieler zuſammenhangenden Gedanken ſey, welcher durch ſolche Sätze und Redensarten geſchieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Dieſe Erklärung gab mir damals Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptſächlich auf die Art zu denken ankomme, und daß ein Scribent in ſeinen Schriften, wo nicht ſeine Gemüthsbeſchaffenheit, zum wenigſten doch die Fähigkeit ſeines Verſtandes abſchildere. Denn kein Menſch kann beſſer ſchreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüſter und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches, ein ſchläfriger nichts lebhaftes; ein finſtrer Geiſt nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; ein närriſcher Phantaſt nicht vernünftig ſchreiben. Es iſt alſo eine vergebliche Sache, wenn ſich viel junge Leute auf eine ſchöne Schreibart legen wollen; ehe ſie recht denken gelernt haben. Der Kopf muß erſt recht in die Falten gerückt, von Unwiſſenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wiſſenſchaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: ſo wird hernach die Feder ſchon von ſich ſelbſt folgen:

Verbaque rem praeuiſam non inuita ſequentur.

Horat.

2. §.

2. §. So deutlich dieſes einem jeden in die Augen leuchtet; ſo ſehr muß man ſich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen, und ſich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrückungen an, wenn etwas hoch, oder ſinnreich, oder niedrig klänge. Man ſollte es nicht denken, daß auch Scribenten, die eine ziemliche Einſicht blicken laſſen, auf ſolche Einfälle gerathen könnten. Man ſage mir doch einen niedrigen Gedanken, mit ſolchen Worten, daß er hoch, nicht nur ſcheine, ſondern in der That ſey; man ſage mir auch einen hohen oder ſcharfſinnigen Gedanken, ohne Zuſatz andrer Einfälle, mit ſolchen Worten, daß er niedrig herauskomme: ſo will ich mich gern gefangen geben. Was hatte z. E. jenes genueſiſchen Dogen Antwort in Paris, auf dieſe Frage: Was ihm daſelbſt am merkwürdigſten vorgekommen wäre? hohes in Worten an ſich, als er ſchlechtweg: Ich! erwiederte? Und wie hätte man ein niedriger Wort erſinnen können, einen ſo edlen Gedanken niederzuſchlagen, als dieſer war: daß ein genueſiſcher Doge, der den König in Frankreich, im Namen ſeiner Republik um Vergebung bitten muß, die ſeltſamſte Sache ſey, die man in Paris ſehen könne. Gleichwohl bleibt er unverändert; und man ſage dieſes, wie man will, ſo wird es ein edler Gedanke für denjenigen bleiben, der ihn zuerſt gehabt, und zu rechter Zeit geſagt hat. Eben das wollte ich von allen andern Exempeln des Hohen zeigen, wenn es nöthig wäre, Leute zu widerlegen, die nur aus einem Kützel, andern zu widerſprechen etwas Seltnes behaupten wollen. Man ſehe indeſſen in den Anmerkungen zum franzöſiſchen Longin, und in der gelehrten Diſſertation unſers Herrn Wollen von dieſen Worten Moſis, die Streitigkeiten nach, die Boileau über die Hoheit der moſaiſchen Worte: Es werde Licht, und es ward Licht; mit verſchiedenen Gelehrten gehabt hat.

3. §. So viel war von der Schreibart überhaupt allhier zu wiederholen nöthig. Die poetiſche insbeſondere anlangend, ſo iſt es leicht daraus zu muthmaßen, wie dieſelbe von der proſaiſchen unterſchieden ſeyn werde: nämlich nicht in

Wor-

Worten allein; ſondern hauptſächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, ſo könnte man zur Noth aus einem poetiſchen Lexicon, dergleichen Bergmann, Männling, Hamann u. a. m. geſchrieben; oder im Lateiniſchen aus einem Gradu ad Parnaſſum ein Poet werden. Man dörfte nur an ſtatt der proſaiſchen Redensarten poetiſche Blümchen darinn aufſchlagen, und dieſelben zuſammen flicken: ſo würde ein Gedichte daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieſes angehen würde; ſo könnte höchſtens nichts anders, als eine poetiſche Misgeburt daraus entſtehen. In einer ſolchen Schrift würde hernach manches entſtehen, was ihr Verfaſſer niemals gedacht hätte: kurz, es würde gar keine geſetzte Schreibart heraus kommen, weil dieſes Geflicke kein Ausdruck von dem Verſtande ſeines Meiſters heißen, kein Vortrag zuſammenhangender Gedanken ſeyn würde. Siehe des ſeligen Herrn Hofraths Pietſch Diſſertation von dem Unterſchiede der poetiſchen und proſaiſchen Schreibart, darinn er verſchiedene Regeln und Exempel, die unverwerflich ſind, gegeben hat.

4. §. Will alſo ein Poet poetiſch ſchreiben, ſo muß er auch zuvor poetiſch denken lernen. Wie denken aber die Poeten, wird man vielleicht fragen? Machen ſie es nicht eben ſo, als andere Leute, die einen geſunden Verſtand und ihre fünf Sinne haben? Oder, will man ihnen etwa was Göttliches beymeſſen? Die Frage kann und muß mit einigem Unterſchiede beantwortet werden. Fürs erſte denken die guten Poeten freylich eben ſo, als andere vernünftige Leute. Thäten ſie dieſes nicht, ſo würden ſie raſend oder närriſch ſeyn: und Demokritus würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poeſie nur unſinnige Köpfe erfordert hat, wie Horaz berichtet:

- - - Excludit ſanos Helicone Poetas
Democritus. - -

Nein, ein wahrer Dichter muß ja ſo wohl, als ein ander Menſch, ja noch mehr, als alle, die ſich nicht ins Schreiben miſchen, eine geſunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen, und eine große Kenntniß von Künſten und Wiſſenſchaf-

ten haben. Nach dieſer ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit nun müſſen auch alle ſeine Gedichte ſchmecken. Jede Zeile muß, ſo zu reden, zeugen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande deſſen erwecken, der es geſchrieben hat. Daher iſt auch derjenigen ihre Meynung verwerflich, die den Wein zu ihrer Hippokrene erwählen, und ſich einbilden, ſie könnten im Rauſche die beſten Gedichte machen. Flemming war ganz andrer Meynung, als er ſchrieb:

Die trefflichen Poeten,
Die Rächer der Natur, die können Tod, dich tödten;
Sind Gift, dein Gegengift! Sie können nicht vergehn,
Und machen andere, ſo fallen, wieder ſtehn.
Nicht ſolche, welche ſtets mit Rennen, Betteln, Laufen,
Die große Lügnerey um kleines Geld verkaufen:
Daher wir redlichs Volk ſo kommen in Verdacht,
Und oftmals mehr, als arg, ſo werden ausgemacht;
Wenn ſie den ſchandbarn Lohn in Völlerey verſchwenden,
Und alſo unſer Reich und ganzen Orden ſchänden.
Nein! ſchont der edlen Kunſt, und ſparet euer Gold,
Ihr, die ihr Kluge ſeyn, wie Reiche heißen wollt.
Die ſinds nicht, die man ſucht. Was können doch die Sinnen,
Die ſatt an Hunger ſind, an Durſte voll, beginnen?
Was ſoll ein Kopf doch thun, der ſtets vom Biere treuft,
Und ſeinen dürren Sinn im Weinfaß hat erſäuft,
Und ganz und gar verſchwendt? Was Todte ſoll erwecken,
Muß ſelber lebend ſeyn, nach Seel und Himmel ſchmecken.

Das will auch Boileau, wenn er ſchreibt:

Quelque ſujet qu'on traite, ou plaiſant, ou ſublime,
Que toujours le Bonſens s'accorde avec la rime.

\- - - -

Aimez donc la Raiſon! Que toujours vos ecrits
Empruntent d'elle ſeule & leur luſtre & leur prix.

5. §. Ich will noch ein deutſches Zeugniß aus unſerm Rachel anführen, der ausdrücklich in dieſem Puncte die Verthei-

digung

digung der Poeten in einer Satire über ſich genommen hat. Er klaget erſtlich dem Tſcherning ſeine Noth, daß man die Poeſie, die doch unter funfzigen kaum fünfen glücket, ihm zum Vorwurfe gemacht habe. Hierauf ſetzt er hinzu:

Daß aber man ſo gar das Gute darf beſchmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen,
Das thut der Unverſtand. Weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf, doch Bregen nicht ein Haar.

Er giebt darauf zwar zu, daß die Poeten allezeit aufgeräumte Köpfe geweſen, und zuweilen einen luſtigen Einfall nach dem andern vorgebracht hätten: doch unterſcheidet er ſie von unflätigen Poſſenreißern, die auch nur von dem Pöbel, der gar nicht zu urtheilen weis, und von denen, die ihm auch wohl bey Höfen an Sitten und Gedanken gleich ſind, unter die Poeten gemiſchet worden. Alsdann ſetzt er hinzu, was er von einem Dichter fordert:

Wer ein Poet will ſeyn, der ſey ein ſolcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat geſehen,
Was für gelehrt, beredt und ſinnreich kann beſtehen;
Der nicht die Zunge nur, nach ſeinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs iſt geſchehn vor vielmal hundert Jahren;
Der guter Wiſſenſchaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus ſich ſelbſt was vorzubringen waget,
Was niemand noch gedacht, kein Mund zuvor geſaget;
Der zwar dem beſten folgt, doch außer Dieberey.
Daß er dem Höchſten gleich, doch ſelber Meiſter ſey;
Dazu gemeines Zeug und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit ſchönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut beſtehn.
Nun wer ſich ſolch ein Mann mit Recht will laſſen nennen,
Der muß kein Narr nicht ſeyn. &c.

6. §. Wie nun an dieſer Wahrheit zum wenigſten niemand zweifeln wird, der die Schriften der beſten Poeten, ſonderlich der Alten, mit Verſtande geleſen hat: alſo müſſen wir auch zum andern ſehen, was denn nunmehro die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheidet? Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſeyn: was wird es denn wohl anders, als der Witz oder der Geiſt ſeyn können? Und in der That macht dieſe Gemüthskraft, nachdem ſie bey einem ſtärker, als bey dem andern iſt, einen großen Unterſcheid in den Gedanken. Zwar ohne dieſelbe iſt kein Menſch zu finden. Ein jeder hat ein gewiſſes Maaß davon bekommen, ohne welches er ſich ſo gar in Vernunftſchlüſſen nicht würde behelfen können; wie in der Logik erwieſen wird. Allein bey einigen iſt ſie ſehr lebhaft und ſtark. Gewiſſe Geiſter haben viel Scharfſinnigkeit, wodurch ſie gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was ſie wahrnehmen, das drücket ſich, wegen ihrer begierigen Aufmerkſamkeit tief in ihr Gedächtniß: und ſo bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringſte Aehnlichkeit damit hat; ſo bringt ihnen die Einbildungskraft daſſelbe wiederum hervor. So iſt ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken faſt zugleich gegenwärtig: das Gegenwärtige bringt ſie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich iſt, oder noch werden kann. Daher entſtehen nun Gleichniſſe, verblümte Ausdrücke, Anſpielungen, neue Bilder, Beſchreibungen, Vergrößerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüſſe, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgeſammt aus einem ſolchen lebhaften Kopfe entſtehen. Dergleichen Geiſter nun nennet man poetiſche Geiſter, und durch dieſe reiche Gemüthskraft unterſcheidet ſich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menſchen gemein iſt.

7. §. Wir wollen die Sache durch ein Exempel erläutern. Geſetzt, ein Geſchichtſchreiber wollte erzählen, daß ein Land durch die drey bekannten Plagen, Krieg, Hunger und Peſt

ange-

angegriffen worden. Er wird ſolches etwa folgender Geſtalt ins Werk richten: „Nachdem der Krieg in dem guten „Reiche ein Ende genommen hatte, und die feindlichen Völ„ker abgezogen waren, folgte ein anderes landverderbliches „Uebel nach. Die verwüſteten Aecker trugen keine Früchte, „weil niemand da war, der ſie bauen wollte: und alſo ent„ſtund eine Theurung, die bey dem Armuth nothwendig eine „Hungersnoth nach ſich ziehen mußte. Auch das war es „noch nicht alles. Eine peſtilenzialiſche Seuche machte das „Elend des geplagten Landes vollkommen, und beraubte es „vollends ſeiner noch übrigen Einwohner.„ Das heißt nun, meines Erachtens, eine hiſtoriſche Schreibart, die das, was ſie ſagen will, deutlich und ordentlich, richtig und zierlich, nicht niederträchtig, aber auch nicht prächtig vorträgt. Wie wird ſich nun ein Poet in gleichem Falle ausdrücken? Amthor ſoll uns ſolches zeigen, oder er hat es vielmehr ſchon auf der 324. Seite ſeiner Gedichte gewieſen. Er ſchreibt:

Kaum hatte Mavors Raſerey
Den ungeſchlachten Durſt gekühlet,
Und deine Felder durchgewühlet;
So trat ihm ein Gefährte bey.
Der Mangel ward vom Krieg gebohren;
Weil in der Furchen ödem Grund,
Mehr Blut als warmer Regen ſtund,
Gieng aller Aecker Zier verlohren.

Dein Elend ſoll vollkommen ſeyn!
Zween Feinde hatten dich beſtritten:
Noch haſt du nicht genug erlitten,
Drum ſchießt der dritte mit herein.
Morbona bricht durch alle Riegel,
Sie ſteigt aus einer Todtengruft
Und rühret die vergifte Luft
Durch ihre ſchwarzgemalte Flügel.

Du wohlgeplagtes Land und Stadt!
Was kann wohl deinen Aengſten gleichen?
Wer zählet die geſtreckten Leichen,
Die Mortens Wuth geſchlachtet hat?

Du kannſt die frechen Seelen lehren,
Was das bedrängte Leben ſey:
Und bringſt durch tauſend Zeugen bey,
Wie ſehr die Luſt ſich kann verkehren.

8. §. Nun halte man dieſes mit jenem vorigen gegen einander, ſo wird es ſich ſonnenklar zeigen, worinn der Unterſcheid der Gedanken beſtehe. Dem Poeten ſind tauſend Dinge eingefallen, daran der Geſchichtſchreiber nicht gedacht; bey dem Kriege nämlich, der Gott des Krieges, und deſſen Blutdurſt, imgleichen die Felder, die von einem Heere durchgraben und verderbet worden. Weil die Hungersnoth aus dem Kriege entſtanden iſt, ſo fällt es ihm ein, daß die Kinder von ihren Aeltern entſtehen: und er braucht alſo dort das Wort gebohren, welches ein ganzes Gleichniß anzeigt. Wenn er die unfruchtbaren Aecker bedenkt; ſo ſieht er, anſtatt des Regens, das Blut in den Furchen laufen. Da vorher von Feinden die Rede geweſen, ſo ſieht er, daß auch der Hunger ein Feind des Landes heißen könne; weil er den Kriegsleuten darinn ähnlich iſt, daß er Schaden ſtiftet. Er zählt alſo ſchon zween Feinde, und da ihm die Peſt noch vor Augen ſchwebt, davon er reden ſoll: ſo macht er ſie zum dritten Feinde, weil er eben die Aehnlichkeit daran bemerkt. Die Seuche bringt ihn auf die Morbona: dieſe läßt er, ihrer Natur gemäß, aus der Gruft ſteigen, und, weil ſie ſehr fürchterlich iſt, mit ſchwarzen Flügeln durch die vergiſtete Luft fahren. Hierauf ſieht er ihre traurige Wirkungen: er entſetzt ſich, und bricht in voller Entzückung in eine heftige Anrede und etliche Fragen aus; beſchließt aber endlich mit einer Lehre, die aus der Sache fließt, und ſeine vorige Beſchreibung erbaulich macht. Das mag ein Muſter einer vollkommen ſchönen poetiſchen Schreibart abgeben: Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

9. §. Ich habe mit gutem Bedachte eine Stelle zum Beyſpiel gewählt, darinn das poetiſche Weſen in voller Stärke

zu ſehen iſt, damit man es deſto handgreiflicher ſpüren und wahrnehmen möchte: denn freylich giebt es verſchiedene Grade derſelben. Die eine iſt an Einfällen und Gedanken reicher, die andre ärmer; nachdem entweder ihr Verfaſſer mehr oder weniger Geiſt und Witz beſeſſen hat; oder in einer gewiſſen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entſteht ſie aber in dieſem ſo vollſtändigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beſchreibungen, kurz angebrachten Gleichniſſen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abſchildern? Niemand ſage mir, daß man dieſes alles auch in Proſa thun könne. Freylich kann es geſchehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetiſche Schreibart ſeyn. Kein guter proſaiſcher Scribent hat jemals ſo viel Zierrathe zuſammengehäufet: und wenn er es gethan, ſo haben alle Critici geſagt, er ſchreibe poetiſch. Es läuft auch wider die Abſichten, die ſich z. E. ein Geſchichtſchreiber vorſetzen muß. Sein Zweck iſt, die nackte Wahrheit zu ſagen, das iſt, die Begebenheiten, die ſich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, ſo würden ſeine Leſer nicht wiſſen, ob ſie ihm glauben ſollten, oder nicht. Seine große Begierde, ſchön zu ſchreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen geſetzt? Das iſt das Urtheil, ſo man vom Curtius mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut ſeinen Nachrichten nicht; weil ſie gar zu ſchön klingen. Florus hat es noch ärger gemacht. Seneca, Apulejus, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella, Tertullianus ſind unter den Alten in übelm Ruffe: Barclajus aber in ſeiner Argenis, und unzähliche andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geſchrieben haben, ſind auch unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetiſch, ſondern ganz hochtrabend, ſchwülſtig, ja unſinnig gedacht und geſchrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beyſammen ſehen will, der darf nur Werenfelſens Diſſert. de Meteoris nachſchla-

gen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft überſetzt nachleſen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich iſt.

10. §. Nachdem wir nun einmal wiſſen, worinn die poetiſche Schreibart beſteht, ſo müſſen wir ſie auch in ihre Claſſen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunſt ſchon angegeben: Nämlich eine iſt die natürliche oder niedrige; die andre iſt die ſinnreiche oder ſogenannte hohe, die von andern auch die ſcharfſinnige oder geiſtreiche genannt wird; und die dritte iſt die pathetiſche, affectuöſe oder feurige und heftige Schreibart. Alle drey müſſen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterſchweſtern unterſcheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewiſſe Klüglinge giebt, die in dieſer Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Miſchmaſch finden wollen. Sie bilden ſich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne iſt, oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr ſie abgeben, nicht gefällt, das ſey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andre, die mit einer unnöthigen mehr als metaphyſiſchen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken: wie man im ſiebenten Bande der critiſchen Beyträge ſehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erſtlich dünkt es ihnen, natürlich müßten alle Gattungen der Schreibart ſeyn; und alſo könnte man keine beſondere Art daraus machen. Wer ſieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in dieſem Einwurfe? Freylich ſind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der ſie brauchet, natürlich. Auch ein Pritſchmeiſter redet in ſeinen garſtigſten Poſſen, dadurch er die Großen beluſtigen will, ſeiner Natur gemäß, das iſt alber und ſchmutzig. Auch ein Phantaſt redet ſeinem ſchwülſtigen Gehirne gemäß, ſo wie es ihm natürlich iſt; und ſo weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu ſetzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunſt entgegen geſtellt? Die ſinnreiche Schreibart aber ſowohl, als die pathetiſche iſt weit

künſtlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der ſie nur halb kennet, mir zugeſtehen wird. Mann darf auch nur einen Blick in meine Redekunſt thun, wo ich davon gehandelt habe, ſo wird dieſes von ſich ſelbſt in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen und nicht auf die Worte denkt, in der Hiſtorie, in dogmatiſchen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künſtelt, ſondern zufrieden iſt, wenn man ſich ſo deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verſtanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausſtudiret wird, das iſt künſtlicher. Es iſt aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die ſchöne Natur verſteht, der alle Künſtler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die ſich in der Sprache des Pöbels, die demſelben natürlich iſt, zeiget. Eben darum habe ich ſie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieſer Abtheilung wiſſen: und weil es dieſen tiefſinnigen Kunſtrichtern ſo ſchwer fällt, denſelben zu finden; ſo will ich ihn hieher ſetzen. Ein Redner oder Dichter will ſeine Zuhörer entweder ſchlechterdings unterrichten und lehren, oder er will ſie beluſtigen, oder er will ſie endlich bewegen. Mehr Abſichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Iſt das erſte, ſo bedient er ſich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man ſich der gewöhnlichſten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieſes thun alſo die Hiſtorienſchreiber, wenn ſie von rechter Art ſind, und die dogmatiſchen Scribenten; auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweiſen. Iſt das andre die Abſicht des Scribenten; ſo muß er allerley ſinnreiche Gedanken auf eine eben ſo ſinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn ſie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrſprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; ſonderlich aber die Poeten, wenn ſie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftſteller endlich das letzte: ſo muß er die Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, ſelbſt an-

neh-

nehmen, und ſo feurig und heftig, oder affectuös und pathetiſch, als welches einerley iſt, reden, daß ſein Leſer oder Zuhörer auch entzündet wird; wie ſolches Horaz in ſeiner Dichtkunſt gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem ſie ſchon von ſo vielen geſchickten Kunſtrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterſcheidet ſich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt ſie ſich nicht ſehr, verſchwendet ihre Blumen nicht, ſondern iſt mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz iſt in poetiſchen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Geſprächen: wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, es zuläßt, daß ſie beſſer reden mögen, als man insgemein ſpricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns Caniz in ſeiner Fabel auf die Tadelſucht:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fieng,
Sein Eſel war ſein Pferd, ſein Sohn war ſein Gefehrte,
Doch als der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch mit ſchwachen Füſſen traben?
Drum ſtieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wieß.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutſchen Briefen im V. Cap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künſte zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui ſont d'inſtruire, de plaire, & de toucher; il y a auſſi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und ſelbſt Gibert, den man wider meine Eintheilung anführen will, iſt meiner Meynung, wenn er ſagt, die Rede habe drey Eigenſchaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le ſimple, l'agreable, le ſublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und mouere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigſten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte dieſem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieß für übel nahm.
Es ſchrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere ſchaden!
Man pflegt nicht ſo, wie ihr, ſein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt ſowohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am beſten fand,
Und ſagte: Sollt ich mich in alle Leute ſchicken,
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

14. §. Dieſes iſt nun die poetiſche Art, Fabeln zu erzählen, der ſich, im Lateiniſchen, Phädrus als ein Meiſter bedienet hat. Virgil, in ſeiner Aeneis, hat ſich eben derſelben bedienet, ſo oft er ſelber was erzählet, und keinen andern redend einführet. Amthor hat in ſeiner Ueberſetzung die edle Einfalt dieſes Lateiners völlig erreichet, darum will ich eine Probe gleich aus dem erſten B. wo es heißt: Vrbs antiqua fuit etc. herſetzen:

Ein alter Wunderbau den man Carthago hieß,
Worinn der Tyrier ſich häuslich niederließ,
Durch Krieg und Frieden groß, lag der berühmten Tyber,
Und dem Lateinerland zur Seiten gegen über.
Man ſagt, daß Juno ihn vor allen hochgeſchätzt,
Ja Samus Götterhaus ihm ſelber nachgeſetzt.
Hier war der Waffenplatz für ihre Macht erſehen,
Hier ſollte Spieß und Schild nebſt ihrem Wagen ſtehen:
Ja träfe das Geſchick mit ihren Wünſchen ein,
So ſollten Oſt und Weſt Carthagen zinsbar ſeyn.
Und dennoch mußte ſie die trübe Zeitung hören,
Es würde Trojens Blut der Tyrer Schlöſſer ſtören.
Und ein gefürchtet Volk, von deſſen Kronengold
Und ſeiner Waffen Blitz die Welt erſchüttern ſollt,
Auch ſelbſt den Lybier von ſeinem Thron verdringen:
Nichts würde dieſen Schluß der ſtrengen Parcen zwingen ꝛc.

Da nun dieſes die rechte Schreibart iſt, die ſich zu einem Heldengedichte ſchickt, welches eine Erzählung ſeyn muß: ſo kann man leicht urtheilen, daß weder Lucan, noch Statius, noch Claudianus in dieſem Stücke den rechten Weg gegan-

gen ſind. Alle dieſe ſchreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzählung ähnlich ſehen ſollte. Sie gehen immer auf Stelzen; ja mit dem Horaz kann man von ihnen ſagen:

Nubes et inania captant.

15. §. Wir wollen doch eine Probe aus dem Lucan anſehen, um uns durch den Augenſchein ſelbſt überführen zu laſſen, und die Ueberſetzung, die Hofrath Pietſch gemacht hat, hinzuſetzen:

Bella per Emathios plus quam ciuilia campos,
Iusque datum ſceleri canimus, populumque potentem
In ſua victrici conuerſum viſcera dextra,
Cognatasque acies; et rupto foedere regni
Certatum, totis concuſſi viribus orbis
In commune nefas; infeſtisque obuia ſignis
Signa, pares aquilas, et pila minantia pilis.
Quis furor? o Ciues? quae tanta licentia ferri
Gentibus inuiſis Latium praebere cruorem?
Cumque ſuperba foret Babylon ſpolianda tropaeis
Auſoniis, umbraque erraret Craſſus inulta:
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.
Heu quantum potuit terrae pelagique parari,
Hoc quem ciuiles hauſerunt ſanguine dextrae!
Vnde venit Titan etc.

Die Ueberſetzung aber lautet ſo:

Das unfruchtbare Blut, ſo durch die Bürgerkriege,
Ematien befleckt, der frechen Bosheit Siege,
Des ſtarken Volkes Hand, das ſein entblößtes Schwerdt,
So ſonſt die Barbarn ſchlug, auf ſeine Brüſte kehrt,
Des Reiches Band getrennt, zwey Blutsverwandte Freunde
Zum Streit erhitzet hat, die als erboßte Feinde,
Mit aller Kraft gekämpft, als die empörte Welt,
Zwey ſtarker Heere Macht zum Treffen aufgeſtellt.
Als Fahn auf Fahne ſtieß, als Schild auf Schilde ſtießen,
Und ſelbſt der Römer Arm mit ſcharfen Bürgerſpießen

Den Adlern drohete; dieß, dieß beſchreiben wir.
Rom! was umnebelt dich? Ach wie gerathet ihr,
Ihr Bürger in die Wuth, den alten Ruhm zu ſchänden?
Der Römer edles Blut ſo ſchimpflich zu verſchwenden,
Und gebt, was übrig bleibt, verhaßten Völkern Preis ꝛc.

In eben der aufgeblaſenen und unnatürlichen Schreibart fährt der Poet unaufhörlich fort. Das macht, er hat lauter überſteigende Gedanken, ſeltſame Vorſtellungen von gewöhnlichen und gemeinen Dingen, weit geſuchte Gegenſätze, ſtarke Figuren u. ſ. w. welches ſich alles für Erzählungen nicht ſchickt. Vom Statius und Claudianus habe ich ſchon auf der 22. S. in den Anmerkungen zur Horaziſchen Dichtkunſt die Proben angeführet, welche Stelle man nachſchlagen kann.

16. §. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht in dieſer Schreibart, ſonderlich Lucans, viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zuſammen gehäufet anzutreffen ſeyn ſollten. Dieſes kann man den Bewunderern deſſelben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fragt ſich nur, ob dieſes alles mit Verſtande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müſſen entweder keine Erzählungen ſeyn, oder, die Schreibart derſelben muß anders eingerichtet werden, als Lucan ſie eingerichtet hat. Horaz ſchreibt davon gleich im Anfange ſeiner Dichtkunſt:

Incoeptis grauibus plerumque et magna profeſſis.
Purpureus late qui ſplendeat vnus et alter,
Aſſuitur pannus; cum lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluuius deſcribitur arcus:
Sed nunc non erat his locus.

Eben hierinn iſt auch Milton tadelhaft, deſſen Erzählungen faſt durchgehends gar zu verblümt, ſtolz und prächtig ſind. Er verſchwendet tauſend Bilder, Gleichniſſe und Beſchreibungen. Er bringt, gleich dem lohenſteiniſchen Arminius, alle ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit an, und verfällt auf

lang=

langwierige Ausſchweifungen, die den Sinn des Leſers zerſtreuen. Taſſo und Voltaire, können die Kunſt zu erzählen unzähligemal beſſer, als dieſer Engländer.

17. §. Was die Briefe anlangt, die poetiſch abgefaßt werden, ſo haben ſie eben dieſe natürliche Schreibart nöthig. So hat Horaz die Seinigen geſchrieben; ja ich könnte auch den Ovid hier anführen, wenn deſſen Sendſchreiben nicht alle zu den Elegien gehöreten. Im Franzöſiſchen iſt Boileau ein Meiſter darinnen: im Deutſchen aber hat Opitz dieſe Schreibart ſehr wohl inne gehabt. Flemming und Canitz habens ihm gleich gethan; Neukirch und Günther aber haben ihn weit übertroff.n. Ich will zur Probe aus Neukirchs Schreiben der Aurora, an den König von Preußen, etwas herſetzen.

Ich ſchreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, wie faſt ein jeder ſagt.
Ach! zürne nicht zu früh, denn unſers Geiſtes Triebe,
Sind zwar voll Eiferſucht, allein auch voller Liebe.

Es iſt nichts grauſames, womit du uns beſchwereſt,
Wir klagen, daß du dich für andre ſelbſt verzehreſt,
Daß du ein König biſt, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgeſtanden.
Die Hirten ſind erſtaunt, die Muſen ſchämen ſich,
Denn beyde finden ſchon, ſo bald ſie wachen, dich.
Mein Phöbus, der dir doch ſo herzlich wünſcht zu dienen,
Iſt ſelber, wie du weiſt, ſtets viel zu ſpät erſchienen,
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an,
Daß ich der Wolken Flor nicht früher abgethan.
Was Phöbus an mir ſtraft, geb ich mit gleichem Blicke
Der Ordnung der Natur und dieſer Welt zurücke.
Was nützt mir, ſprech ich oft, der hellen Flügel Schein,
Wenn Helden flüchtiger als Licht und Flügel ſeyn?
Allein, was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Iſt dieß, ich möchte doch nicht ihr Geſetze ſtören ꝛc.

Hier herrſcht ebenfalls das natürliche ungekünſtelte Weſen der poetiſchen Schreibart; obwohl alles edel und artig gedacht und geſaget worden.

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermiſchen. Sie ſind wie Tag und Nacht von einander unterſchieden, obgleich viele hier keinen Unterſcheid bemerken können. Sie meynen, wenn ſie ſich einer niedrigen Schreibart bedienten, ſo ſtünde ihnen alles frey; zumal, wenn ſie etwas ſcherzhaftes ſagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr Fratzen unſrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines ſolchen Meiſters nur ein Paar zur Probe zu geben:

Hier ſtellt ſich ein Ducatenhuſter ein;
Das wird für mich auch wohl nicht übel ſeyn,
Doch bey der hölzernen Zutſchkann voll Bier
Wirſt du wohl fluchen:
Denn mich bedeucht, du wirſt viel lieber dir
Ein hübſch Paar fleiſcherne Zutſchkannen ſuchen.

Oder dieſes:

Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
Ein Kober, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
Doch, kannſt du ſie entrathen;
So ſchick den ganzen Korb an die Caſtraten.

Auch Günther iſt bey ſeiner unedlen Lebensart ſehr oft auf dieſe niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer Racheln auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; ſondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus ſeiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedichte verſtellt. Er beſchreibt einen Soldaten der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfſchenke ſeine Thaten erzählt:

Dort ſpitzt ein voller Tiſch das Ohr
Und hört wie Nachbars Hans erzähle:
Hans ißt, und ſchneidet doppelt vor
Und ſchmiert ſich dann und wann die Kehle.
Seht, ſpricht er, Schwäger, ſeht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier macht er einen Strich mit Biere:
Da ſtreiften wir, da ſtund der Feind;
Hier gieng es ſchärfer als man meynt!
Gott ſtraf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieſer Art will ich aus Riederers Fabeln Aeſopi die LXV. herſetzen, wiewohl ſie alle gleich geſchickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren ſchuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen geht;
Stahl einem ſolchen viele Hüner,
Und machte ſie im Hui labet.
Der Bauer ſuchte ſich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein ſprechen.

So edel erzählt nun unſer nürnbergiſcher Phädrus. Das heißt ja abgeſchmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewiſſen Leuten in der Natur ſteckte: zum wenigſten aber würde es alsdann keine ſchöne Natur ſeyn; die ſich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen ſollen. Von Briefen beruffe ich mich auf Canitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es iſt des Herrn von Brand Antwortſchreiben, auf des Herrn von Canitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt ſo an:

Mein allerliebſter Freund und wertheſter Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt verſammleſt deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegſt,
Und zähleſt, was für Korn du in die Scheunen kriegſt.
Du dürfteſt dich fürwahr ſo künſtlich nicht bemühen,
Mich durch ein ſchön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willſt du mich ſehn, von dir ein einzig Wort,
Dein Landgut iſt für mich ein allzulieber Ort,
Ich weis ſchon, wie man da die Stunden kann vertreiben,
Die Feldluſt hätteſt du nicht nöthig zu beſchreiben ꝛc.

Das iſt ja wohl gegen die canitziſche natürliche Schreibart lauter kaltes und ungeſalzenes Waſſer; ich will ſagen, eine elende, magre Proſa, die ſo nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und ſo viel von der niederträchtigen oder pöbelhaften Schreibart.

20. §. Die andere Gattung iſt die ſinnreiche Schreibart, die auch von vielen die prächtige genennet wird; die aus lauter verblümten Redensarten, neuen Gedanken, ſonderbaren Metaphoren, Gleichniſſen und kurzgefaßten Sprüchen beſteht; die aber alle bey der Vernunft die Probe aushalten. Eine ſolche Schreibart nun iſt ſehr künſtlich, und kann daher kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrſchen. Gar zu viel Licht blendet die Augen; gar zu ſtarke Töne betäuben das Gehör, und gar zu ſehr gewürtzte Speiſen erwecken einen Ekel. Gar zu viel Zierrathe in Gedichten machen einen Leſer auch überdrüßig, wenn ſie unaufhörlich in einem Zuſammenhange fortgehen. Sollte aber ja noch eine Art ſeyn, wo ſie am meiſten brauchbar wäre, ſo müßte es ein Lobgedichte ſeyn, und zumal eine Heldenode. Hier redet der Poet ſelbſt durchgehends, er hat wichtige Dinge vor ſich, und kan Leſer vermuthen, die ſeine ſinnreiche Sprache verſtehen werden. Daher kann er daſelbſt ſeine ganze Kunſt ſehen laſſen, wie auch Pindarus und Horaz ſehr oft gethan. Das obige Exempel aus Amthorn von den drey Landplagen gehörte hieher. Auch Flemming iſt in gewiſſen Oden ſtark darinn. Z. E. auf der 479. S. ſchreibt er von einem bevorſtehenden Türkenkriege:

Deucht michs, oder ſeh ichs ſchon,
Wie die lauten Feldpoſaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors ſeine Wellen
Furchtſam ſich, als Steine, ſtellen.

Der entfärbte Helleſpont
Schlingt in ſich die blaſſen Heiden,
Fahnen, Spieße, Schwerdt und Scheiden,
Führt der bebende Propont:
Sions Wurzeln, Jebus Spitzen
Werden zitternd vor uns ſchwitzen.

21. §. Ferner kann dieſe Schreibart in Trauerſpielen auch gebraucht werden, ausgenommen, wenn irgend eine

ſchlechte Perſon auftritt; oder wenn ein Affect die pathetiſche Schreibart erfordert. In dem Heldengedichte dient dieſe Schreibart nur gleichſam zum Gewürze, welches theils der Poet, theils ſeine Helden, die er redend einführet, ganz ſparſam mit einſtreuen, wenn es die Umſtände an die Hand geben. In den Trauerſpielen geben uns, außer den alten Griechen, die neuern Franzoſen, Corneille und Racine, die ſchönſten Exempel: wiewohl Fenelon, in ſeinen Gedanken von der Tragödie, den erſten einer gar zu ſchwülſtigen Art des Ausdrucks beſchuldiget hat. In Heldengedichten aber kann, nächſt dem Homer und dem Virgil, auch Taſſo und Voltaire zum Muſter dienen. In Satiren kann endlich auch zuweilen was ſcharfſinniges vorkommen, zumal wenn der Poet ins Moraliſiren kömmt. Horaz, Juvenal, Boileau, Rachel, Canitz, Neukirch und Günther ſind darinne zu Muſtern zu nehmen. Statt aller Exempel von der wahren ſcharfſinnigen Schreibart kann Neukirchs Trauergedichte auf die Königin von Preußen Charlotte an die Hand geben. Es herrſcht eine richtige Hoheit der Gedanken darinn, und wenn man das eine Wortſpiel von Engelland am Ende wegnimmt, ſo iſt es ohne Fehler. Ich habe ſchon oben hin und wieder verſchiedene Stücke daraus angeführt, werde auch das ganze Gedichte im II. Theile dem Capitel von Lobgedichten beyfügen. Hier mag ein Stück aus Pietſchen die Stelle vertreten, der gleichfalls in dieſer Schreibart eine große Stärke hat. So ſchreibt er in dem Gedichte auf den Grafen Truchſes zu Waldburg.

Ihr, die ihr unſern Geiſt, mit hohen Trieben rührt,
Und auf die Trauerbahn die matten Dichter führt;
Das Schrecken bindet mich, wie kann ich Worte binden?
Mein Schmerz verliehrt die Kunſt, helft ſie mir wieder finden!
Ein Irrthum der Natur vermiſchet Tag und Nacht,
Weil ein Gewölke ſchon den Mittag finſter macht.
Wie? läßt der Frühling auch Eis um das Herze fühlen,
Wenn Blut und Jugend noch in allen Adern ſpielen?
Hat, wo der ſtolze Bau der Ehrenbogen ſteht,
Zugleich der rauhe Tod ſein Siegesmaal erhöht?

Der, wenn ſein Mordaltar von trüben Flammen glühet,
Auch von der Fürſten Schooß die fetten Opfer ziehet.

Auch dieſes Gedichte werde ich vielleicht im andern Theile ganz einrücken. Eben einen ſo vernünftig-erhabenen Ausdruck kann man in Opitzens und Flemmings Lobgedichten, auf hohe Häupter, imgleichen in Günthers Oden, zumal in der auf Graf Sporken, darinn kein ſonderlicher Affect ſteckt, antreffen.

22. §. Wie nun dieſe Schreibart große Schönheiten an ſich hat, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie viel Liebhaber gefunden hat. Ein jeder Poet hat vor einiger Zeit recht ſinnreich oder hoch, wie mans insgemein zu nennen pflegt, ſchreiben wollen: Allein da ſo wenigen von Natur die Federn dazu gewachſen geweſen, ſo iſt es den meiſten wie dem Ikarus gegangen, der ſo hoch flog, daß ihm die Flügel ſchmolzen, und er alſo gar herunter fiel. Von der wahren Hoheit der Schreibart hat Longin ein eigen Buch geſchrieben, und von der falſchen Hoheit habe ich ſchon Werenfelſens Diſſertation de Meteoris gelobt. Dieſe beyden Schriften muß man mit großem Fleiße leſen, wenn man ſich auf einem ſo glipfrichten Stege, als der iſt, ſo nach dem Parnaß führet, nicht verſehen will. Es iſt nirgends leichter, Fehltritte zu thun, als hier; denn es kömmt mehr auf den Geſchmack, als auf Regeln hier an. Bouhours ſelbſt, der vernünftigſte Criticus in Frankreich, wie er ſelbſt von den gelehrteſten Engelländern genennet worden, hat zwar in ſeiner Maniere de bien penſer eine Menge fehlerhafter Stellen angemerkt und verworfen; aber ſelten die Urſachen und Regeln ſeiner Urtheile angeben können. Und ſo geht es auch denen, die uns im Deutſchen haben lehren wollen, was Longin durch das Erhabene verſteht; als welche, außer vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Cenſuren, wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht wohl wollen, nicht viel deutliches zuwege gebracht haben.

23. §. Unter den alten lateiniſchen Poeten iſt dieſer falſchen Hoheit halber Lucanus ſchon oben erwähnet worden;

und man kann ihm noch den tragiſchen Seneca an die Seite ſetzen. Das macht, beyde waren Spanier von Geburt, und liebten von Natur die ſchwülſtige Art des Ausdruckes. Unerhörte Vergrößerungen koſten ihnen nichts. Z. E. Lucanus ſchreibt im V. Buche.

Tunc quoque tanta maris moles creuiſſet in aſtra,
Ni ſuperum rector preſſiſſet nubibus vndas.

d. i. Auch damals würde die ungeſtüme See bis an die Sterne aufgeſchwollen ſeyn: wenn nicht Jupiter die Wellen mit den Wolken beſchweret und niedergedrücket hätte. Wer ſieht hier nicht die Unmöglichkeit ſowohl des erſten, als des andern ein? Das iſt ihm noch nichts. Den Cato ſcheut er ſich nicht, allen ſeinen Göttern entgegen zu ſetzen, ja vorzuziehen, indem er ihn zum Gönner und Beförderer der guten und gerechten Sache des Pompejus macht; den Göttern aber Schuld giebt, daß ſie dem boshaften Cäſar beygeſtanden hätten. Es heißt gleich im erſten Buche:

Nec quemquam jam ferre poteſt Caeſarue priorem,
Pompeiusue parem. Quis iuſtius induit arma?
Scire nefas. Magno ſe iudice quisque tuetur.
Victrix cauſſa Diis placuit; ſed victa Catoni.

Des ſtolzen Cäſars Geiſt kann keinen höhern leiden,
Pompejus nichts ihm gleich. Wer hat nun wohl von beyden
Das beſte Recht zum Streit? die Antwort fällt hier ſchwer,
Weil beyde durch den Schutz ſehr großer Richter kriegten:
Den Sieger ſchützte Gott, und Cato den Beſiegten.

Muß denn nun die Begierde hoch zu denken und zu ſchreiben einen Poeten zu der Ausſchweifung verleiten, daß er einem bloßen Menſchen mehr Weisheit, Liebe zur Gerechtigkeit, und mehr Billigkeit, als der Gottheit ſelbſt zuſchreiben dörfe? Geſetzt, daß es auch nur eine heidniſche wäre. Die Stoiker wußten ihren weiſen Mann nicht höher zu loben, als wenn ſie ihn Gott ähnlich machten, ja ihn einen Freund der Götter nennten. Lucanus aber erhebt den Cato auf den göttlichen

chen Thron, und ſetzt die Götter nicht etwa an die Stelle Catons; denn das wäre zu viel Ehre für ſie: nein, an die Stelle der ungerechten Richter, die allen Böſewichtern beyſtehen. Denn er ſagt gleich im Anfange, daß er Ius ſceleri datum beſingen wolle: wie das ärgſte Bubenſtück, verſtehe Cäſars Herrſchſucht, Recht bekommen, oder geſieget habe. Wer hier nicht der geſunden Vernunft Platz geben will, der muß in der Bewunderung Lucans ganz und gar erſoffen seyn.

24. §. Nicht beſſer klingen viele Stellen, ja ganze Tragödien des Seneca. Man darf nur das Buch aufthun, um eine dergleichen ſchwülſtige Schreibart anzutreffen. Ich will nur eine Stelle aus dem Herkules Oetäus anführen, welche Tragödie ihm auch zugeſchrieben wird. Herkules will in die Zahl der Götter aufgenommen werden, und muß folgendergeſtalt den Jupiter anreden:

Quid tamen nectis moras?
Numquid timemur? numquid impoſitum ſibi
Non poterit Atlas ferre cum caelo Herculem? etc.
Da, da tuendos Iupiter ſaltem Deos.
Illa licebit fulmen a parte auferas,
Ego quam tuebor. Siue glacialem polum
Seu me tueri feruidam partem iubes
Hac eſſe ſuperos parte ſecuros puta.

Ich will nur eine proſaiſche Ueberſetzung davon geben: „Was ſäumſt du noch lange, Jupiter? Fürchteſt du dich „etwa vor mir? Oder wird Atlas den Herkules mit dem „Himmel zugleich nicht ertragen können? Gib, gib mir, o „Jupiter, zum wenigſten das Amt, die Götter zu beſchützen. „Derjenige Theil des Himmels, den ich vertheidigen werde, „wird deiner Donnerkeile nicht bedürfen. Du magſt mir „nun entweder den kalten Nordpol, oder die hitzige Mittagsgegend anvertrauen: ſo kannſt du verſichert ſeyn, daß „die Götter unter meinem Schutze ſicher ſeyn ſollen.“ Das ausſchweifende Weſen dieſer Rede zu entdecken, iſt gar nicht nöthig; und ich würde dem Verſtande meiner Leſer viel zu

wenig

wenig zutrauen, wenn ich ihnen in einer ſo handgreiflichen Sache behülflich ſeyn wollte.

25. §. Im Deutſchen kann uns Lohenſtein die Muſter einer ſo ſchwülſtigen Schreibart geben. Seine Tragödien ſind überall damit angefüllt, und er verdient deswegen der deutſche Seneca zu heißen. In dem Schauſpiele Ibrahim Sultan hebt der thraciſche Bosphor ſo aſiatiſch, oder vielmehr überſteigend und ſchwülſtig an zu ſprechen:

Befremdets euch, ihr Völker holder Sitten,
Daß des erzürnten Bosphors Schlund,
Den Strand verläßt, wo Thrax und Türke wüten,
Für des unwirthbarn Meeres Mund,
Der Donau ſüße Lipp und grüne Fluth zu küſſen?
Es iſt nichts ſeltſames mein unterirdiſch Lauf:
Es ſchleußt ja die Natur des Abgrunds Röhren auf,
Auch Strömen, daß ihr Glas kann unter Meeren fließen.
In Plotens Inſeln trinkt man ein moreiſch Quell,
Und in Sultanien rinnt, was zu Mecha quillet,
Des Alfeus Silber iſt in Elis nicht ſo hell,
Als wo er ſeine Brunſt mit Arethuſen ſtillet.
Wie ſoll der Erde Kluft denn mir verſchloſſen ſeyn,
Mir, der ich ſelbſt das Röhr bin aller Meere?
Weil Calpens Meerſchlund nichts dem Ocean flößt ein,
Was nicht der Meere Brunn das ſchwarze Meer gebähre. ꝛc.

So fährt nun dieſer Vorredner unaufhörlich fort, und treibt ſeine Scharfſinnigkeit aufs höchſte, wenn er endlich ſo ausbricht:

Mit was für neu und ungewohnten Stralen,
Seh aber ich Burg, Stadt und Land gekrönt?
Ja einen neuen Stuhl mit Purpur aufgethrönt?
Der Donau Haupt mit Myrtenkränzen pralen?
Sich ihren Sand in Gold, ihr Schilf in Zuckerrohr,
Sein Schmelz in Diamant, den Schaum in Perlen kehren?
Was leuchtet aus Tyrol für ein Geſtirn hervor?
Kann ſein Erztreich Gebürg auch Sonnen nun gebähren?

Hier ſind alle lohenſteiniſche Schönheiten beyſammen zu finden. **Stralen, Purpur, Myrten, Kränze, Gold, Zucker, Schmelz, Diamant, Schaum, Perlen, Geſtirne,**

ſtirne, das ſind gewöhnliche Zierrathe ſeiner Schreibart: hier aber, damit gar nichts zu einem Phöbus fehlen möchte, hat er uns auch noch **etliche Sonnen**, und zwar **aus einem Erzgebirge gebähren** wollen.

26. §. Ich weis wohl, daß es noch hin und wieder große Liebhaber dieſer falſchen Hoheit giebt, die wohl gar die Härtigkeit der lohenſteiniſchen Gedichte, mit einer ihrem Helden anſtändigen Schreibart, ſo entſchuldigen: **Es ſey kein Wunder, daß die perlenſchwangere Lohe in ihrem Laufe ein ſolches Geräuſche mache; weil ſie nämlich Goldkörner bey ſich führe und über ſo viele Corallenſtauden und Edelgeſteine wegrieſeln müſſe.** Denn wie der Meiſter es gemacht, ſo ſind ihm auch ſeine Schüler nachgefolget. Z. E. Neidhard, den ich ſchon etlichemal angeführt habe, iſt ein großer Meiſter in ſolchem Miſchmaſche des falſchen Sinnreichen. In ſeinem Gedichte auf eben den Grafen zu Waldburg, den Pietſch beſungen, ſchreibt er ſo:

Verkehrtes Volk, die ihr den Kiel
In Daumenſtöcke ſchraubet,
Und nicht bey dieſer Folter glaubet,
Der Dinte Blut ſey öfters Kinderſpiel.
Du Plato magſt der Luſt die Städte ſchenken,
Du Morus, kannſt, dein Name zeigt es ſchon,
Dir zehn Utopien erdenken,
Und ſonſt wer mag nach Severambern ſchreyn.
Vernunft ſpricht ja: Erfahrung nein!

Und bald darauf heißt es:

Die Augen, ſo getreuer Graf
In deinen Pfauenfedern ſpielen,
Vermögen nicht der Untreu Schlaf zu fühlen;
So wenig, als der Polſtern untergeht.
Dein Apfel, den das Reich bekreuzt
Haßt, gleichwie du die Ecken des Betrugs,
Und kennt kein Ende ſeines Zugs:

Und noch in einem andern Gedichte auf eine Rectorwahl in Königsberg ſchrieb er:

Umſchrän-

Umſchränke dich du Kreis geſtirnter Welt
In Eins mit drey und ſechzig Nullen,
Der Sammelplatz, der meiner Bruſt gefällt
Wird nicht in einen Kreis verhüllet,
Den Archimedens Sandmaaß füllet.

Wer ſieht aber nicht das ausſchweifende Weſen, eines ſolchen Witzes, der es von ſeinen Leſern fordert, daß ſie alle ſeine Räthſel verſtehen, und ſich mit lauter falſchen Gedanken und weithergeſuchter Gelehrſamkeit ſollen abſpeiſen laſſen. Wiewohl nun dieſe Putzwerke mit den herrlichen Namen der Realien beehrt zu werden pflegen: ſo findet doch ein Liebhaber der Vernunft hier, was Horaz verworfen hat:

Verſus inopes rerum nugasque canoras.

27. §. Noch iſt zum dritten die pathetiſche, oder affectuöſe, hitzige und heftige Schreibart übrig, deren Namen ſattſam ihre Art anzeigen. Sie entſteht aus allen Gemüthsbewegungen, und iſt gleichſam die Sprache derſelben. Sie ändert ſich nach Beſchaffenheit derſelben, und iſt bald kurz und abgebrochen, bald etwas weitläuftig; allezeit aber voller Figuren, und verwegenen Ausdrückungen. Sie hält nicht viel von ſinnreichen Einfällen, Gleichniſſen oder andern Künſten. Sie folgt einer hitzigen Unbedachtſamkeit, die in allen Affecten herrſcht, und keinem Zeit läßt auszuſtudieren, was er ſagen will. Sie ſcheint auch mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden; weil alles unvermuthet, herausfährt, und man zuweilen nicht begreifen kann, wo alles mit einander hergekommen. Sie meidet alle Verbindungswörter, und iſt zufrieden, wenn die Sachen einigermaßen zuſammen hangen. Und in dieſer Schreibart hat vielmals das ſogenannte Hohe ſeinen Sitz, davon Longinus uns ein ganz Buch geſchrieben hat. Ein Exempel davon zu geben, will ich hier eine Stelle aus Pietſchen, in dem Gedichte auf Carl den VI. anführen. Es redet der durch einen Traum erſchreckte Achmet, den Großvezier ſehr beweglich an:

, , , Es iſt um uns geſchehen!
Was hab ich doch gehört! Was hab ich doch geſehen!
Kein falſcher Schatten hat mich Schlafenden bethört,
Ach! allzuviel geſehn! ach! allzuviel gehört!
Die Unterwelt erſtaunt vor jener Donner Knallen,
Von welchen unſer Heer und Temeswar gefallen.
Der große Solymann, der Muſelmänner Held,
Hat ſich und meinen Fall mir lebhaft vorgeſtellt.
Mich dünkt, ich ſehn ihn noch! mir zittern alle Glieder,
Er ſiehet meine Schmach und ſchlägt die Augen nieder.
Mich dünkt ich ſeh ihn noch! ꝛc.

Er treibt, er feurt mich an, dem Feinde vorzubeugen
Ich ſoll den Weg zur Flucht ihm durch den Säbel zeigen.
Allein wer weis, ob nicht der Anblick meiner Pracht
Den Streit noch hitziger, den Sieg noch größer macht!
Ach! gar zu ſpäter Schluß! was hab ich doch geſehen!
Was hab ich doch gehört! es iſt um uns geſchehen.

28. §. Der Sitz dieſer pathetiſchen Schreibart iſt anfänglich in Oden, wo der Poet ſelbſt im Affecte ſteht, und ſich voller Feuer ausdrückt. Ein Exempel giebt Günthers Ode auf den Eugen, die faſt durchgehends dieſen Character beobachtet hat. Sein Affect iſt daſelbſt die Freude, Verwunderung, und heftige Begierde ſeines Helden große Thaten zu loben. Er ſieht ihn gleichſam vor ſeinen Augen verſchwinden, und feuret ſeine Muſe an, ihm nachzueilen:

Eugen iſt fort! Ihr Muſen, nach!
Er eilt und ſchlägt und ſiegt ſchon wieder.

Dieſe abgebrochene kurze Art des Ausdruckes, iſt in der That eine glückliche Nachahmung des ſtärkeſten Affects. Die ganze Ode iſt voll ſolcher Stellen, und weil ſie in aller Händen iſt, ſo will ich nur aus einem widrigen Affecte etwas herſetzen. Es iſt ſolcher die Traurigkeit, und davon will ich das Exempel aus Canitzens Ode auf ſeine Doris nehmen. Dieſe iſt gleichfalls ganz beweglich geſetzt, und drücket den zärtlichſten Schmerz ſehr natürlich und beweglich aus. Er fängt unter andern einmal ganz unvermuthet an:

Hälfte meines matten Lebens!
Doris! iſt es ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?

Andere ſchöne Stellen habe ich ſchon in den vorhergehenden Capiteln daraus angemerket: ich will hier nur noch eine herſetzen, die mir einen Tadel zu verdienen ſcheint. Es iſt folgende:

Alles das hab ich verlohren!
Ach wie werd ich Traurens-voll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Die letzte Zeile iſt es, was mir nicht gefällt. Sterbend leben, iſt viel zu künſtlich, für einen wahrhaftig Betrübten. es iſt eine geſuchte Antitheſis; ein verwerfliches Spiel der Gedanken, das ſich zum wenigſten in keinen Affect ſchicket.

29. §. Zum andern ſchickt ſich die pathetiſche Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verſtorbene beklagen oder was verliebtes ſchreiben will: denn dazu gehört eigentlich die Elegie. Ovidius und Tibullus ſind hierinn rechte Meiſter geweſen. Nichts iſt beweglicher zu leſen, als ihre Klagſchreiben und verliebte Briefe. Alles iſt herzrührend, und die Kunſt ſcheint weit davon entfernt zu ſeyn; herrſcht aber um deſto mehr darinn. Ich wüßte faſt im Deutſchen nicht, wer ſich in Elegien recht hervorgethan hätte. Hofmannswaldaus Heldenbriefe ſollten hier zwar zu Muſtern dienen; imgleichen haben Ziegler und Lehms, uns von bibliſchen Hiſtorien dergleichen gemacht: allein ich fühle mein Lebenlang keinen Affect, wenn ich ſie leſe. Und wie wäre es möglich, da ſie mit lauter Spielen der Phantaſie, mit lauter Ambra und Zibeth, Roſen und Nelken, Moſch und Jeſmin, und Muſcateller ausſtaffiret ſind, und tauſend andere bunte Einfälle haben, die keinem Affecte natürlich ſind. Ich will alſo die Zuflucht zu Neukirchen nehmen, der in ſeinem Gedichte auf die Nachtigall eine recht bewegliche Elegie mit eingerücket hat. Ich will nur folgende Stelle herſetzen,

 die

die mich allezeit gerühret hat, worinn der Poet die Nachtigall um ihren Vorſpruch bittet. Es heißt:

O Tochter Pandions, o ſüße Philomele!
Erbarme, wo du kannſt, dich meiner Traurigkeit,
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhöle,
Wenn dein Verhängniß dich mit Roſen überſtreut.
Ich ärgre mich zwar nicht an deinen guten Tagen,
Ich gönne dir ſehr gern des Hofes Sonnenſchein;
Es mag dich Friederich auf ſeinen Händen tragen,
Dein Trinken Nectarſaft, die Speiſe Zucker ſeyn:
Denn du haſt alles dieß auf Erden wohl verdienet ꝛc.

Bitt aber, Schönſte, nur für mein betrübtes Leben,
Und trag zu rechter Zeit mich deinem Churfürſt an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunſt, durch Müh erhalten kann.
Du darfſt nicht allererſt nach meinem Kummer fragen,
Doch frage wo du willſt, nur Bäume Gras und Stein:
Die alle werden dir, die alle werden ſagen,
Daß meine Seufzer nichts als Ehr und Tugend ſeyn;
Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poeſie mit Schimpfe betteln geht;
Und jede Wiſſenſchaft in deines Friedrichs Gnade,
Sie aber noch allein in keinen Dienſten ſteht.
Mein Flehen iſt gerecht! ach! aber auch vergebens:
Denn dein beglückter Stand kennt meine Seufzer nicht;
Und der erinnert ſich gar ſelten fremdes Lebens,
Der täglich ſo, wie du, bey Hofe Blumen bricht.

30. Drittens hat die pathetiſche Schreibart in Heldengedichten ſtatt: nicht nur wenn der Poet ſelbſt erzählet, denn da muß die natürliche herrſchen; wohl aber, wenn er andre Perſonen, die im Affecte ſtehen, redend einführet. Exempel kann man im Virgil nachſehen, wo ſie ſehr häufig vorkommen: wie denn auch im vorigen Capitel, nach Amthors Ueberſetzung, eines von den allerbeſten, und im 26 §. dieſes Capitels eins aus Pietſchen befindlich iſt, welches man aufſchlagen mag. Doch will ich noch eins nach Amthors Ueberſetzung aus dem I. Buche der Aeneis anführen. Aeneas im Ungewitter auf der See,

Hebt die gefaltne Hand zu ſeinen Göttern auf
Und ſpricht: O höchſtes Glück! der ſeinen Lebenslauf
Vor dem gemeinen Feind auf Trojens Mauren ſchließet,
Und für der Väter Heil das Heldenblut vergießet.
O tapfrer Diomed! Der Griechen höchſte Zier,
Ach fiel ich doch, vor dir auf Trojens Blutrevier!
Wo Hektors Wunderarm Achillen mußte weichen,
Sarpedons Rieſenbau des Lebens Segel ſtreichen,
Und wo Simoens Strom durch ſeiner Wirbel Zwang
Blut, Körper, Schild und Helm begierig in ſich ſchlang ꝛc.

Auch die Antwort des Großveziers in Pietſchens VI. Carl, iſt vortrefflich:

Nein Kaiſer, nein, es ſteht dein unbewegter Thron!
So brach der Großvezier mit einem kühnen Ton,
Durch die Verzweifelung, die Achmets Bruſt beſtricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket;
Wer glaubt daß ſein Gewicht aus Schwachheit ſinken kann?
Nein, die beherrſchte Welt ſetzt tauſend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme, die dich ſchützen,
Sind Seulen deines Stuhls, die deine Herrſchaft ſtützen.
Verſammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volk vermehre ſich, ſo wie der Sand am Meer.
Es müſſe Stal und Glut und Schrecken mit ſich tragen.
Wer es nicht zählen kann, der wird es nimmer ſchlagen.

31. §. Viertens ſchicket ſich dieſe Schreibart in die Schauſpiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Perſonen in vollen Affecten aufzuführen; und da können ſie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durchdringender reden, als in dieſer pathetiſchen Art des Ausdruckes. Hier kann man Terentii Comödien, imgleichen in meiner deutſchen Schaubühne, den Menſchenfeind, die Spielerinn, den Verſchwender, u. a. m. nachſchlagen, und die Tragödien zu Hülfe nehmen. Sonderlich leſe man im Cato den Auftritt, wo Cäſar mit dem Cato ſpricht; in der Iphigenia, den Auftritt des Agamemnons, mit dem Achilles und mit der Clytemneſtra im II. Aufzuge. In der Alzire und Cornelia, wird man gleichfalls die allervortrefflichſten Proben finden, wenn

man in jener die Scene des Zamores mit dem Gusmann, in dieſer aber, der Cornelia ihre mit dem Grachus, und mit dem Bürgermeiſter Opimius, nachleſen will. Schwache Geiſter, können dieſe Schreibart auch hier nicht erreichen, und laſſen alle ihre Helden gar zu ſinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die ſpitzfindigſten Klagen dabey auszuſchütten, und wenn ſie verzweifeln, ſo geſchieht es allezeit mit großer Scharfſinnigkeit. Lohenſtein hat es in ſeiner Sophonisbe durchgehends ſo gemacht, weswegen er mit Rechte getadelt worden. Seneca hat ebenfalls tauſend Fehler wider dieſe Regeln begangen: indem er ſeinen Perſonen durchgehends mehr Beleſenheit und Scharfſinnigkeit beygelegt, als es die Wahrſcheinlichkeit erlaubte.

32. §. Das wäre nun kürzlich, was man von der poetiſchen Schreibart überhaupt, uud ihren beſondern Gattungen ſagen kann. Die angeführten Scribenten werden das übrige hinzuſetzen, wenn man ſie nachſchlagen will. Ich ſollte noch kürzlich von den Gattungen der Schreibart handeln, die in Schäfergedichten, Satiren, Scherzgedichten, u. ſ. w. herrſchet. Allein das alles ſpare ich in die Capitel des andern Theils dieſer Dichtkunſt, wo ins beſondere davon gehandelt werden wird. Ueberhaupt ſchließe ich dieſes Capitel mit Horazens Worten:

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons:
Rem tibi Socraticae poterunt oſtendere chartae,
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

Das XII. Capitel.

Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaße und den Reimen.

1. §.

Nichts iſt in dieſem allgemeinen Theile der Dichtkunſt noch übrig, als die Abhandlung von dem Wohlklange, der in der poetiſchen Schreibart mehr, als in proſaiſchen Sachen beobachtet werden muß. Unter dieſem allgemeinen Ausdrucke begreife ich alles, was an den Verſen ins Gehör fällt; die Abwechſelung langer und kurzer Sylben, den Abſchnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime, und wo ſonſt noch etwas die Ohren kützeln, und dadurch das Gemüth eines Leſers oder Zuhörers beluſtigen kann. Die Muſik allein nehme ich aus, als welches eine eigene Kunſt iſt, die auch ohne die Poeſie beſtehen kann: es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgeſprochenen Verſes, nach Art der Alten, einen Geſang nennen wollte. Zwar hat auch die ungebundne Schreibart ihren gewiſſen Wohlklang, davon Cicero in ſeinen Geſprächen vom Redner, Quintilian, und nach ihnen faſt alle Lehrer der Beredſamkeit ausführlich zu handeln pflegen. Wenn man es genau unterſuchet, woher derſelbe entſteht, ſo findet man: daß es nichts anders, als die angenehme Abwechſelung gewiſſer lautenden und ſtummen Buchſtaben; imgleichen die Vermiſchung langer und kurzer Sylben ſey, die, hinter einander ausgeſprochen, einen lieblichen Klang verurſachen. Wie viel in der Wohlredenheit darauf ankomme, das iſt bekannt. Oftmals werden die Zuhörer einer ſo harmoniſchen Rede dadurch mehr, als durch die beſten Gründe gerühret und eingenommen; zumal, wenn der Redner eine liebliche Stimme hat,

und bey einer deutlichen Ausſprache aller Sylben und Buchſtaben die Töne derſelben geſchickt, d. i. den Sachen und dem Affecte gemäß zu verändern weis. Außer obgedachten Scribenten kann man auch das XVI. Capitel des I. Theils meiner ausführlichen Redekunſt nachſehen, wo im 13. u. f. §. davon gehandelt worden.

2. §. Wie nun die gebundne Schreibart eher, als die ungebundne ins Geſchicke gebracht worden, alſo können wir auch den Wohlklang der Poeſie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es iſt bereits oben bey andrer Gelegenheit gedacht worden, daß Cicero das Gegentheil angemerket, wenn er erzählt, daß Iſokrates den Poeten vieles abgelernet, was zur Lieblichkeit einer Rede etwas beytragen kann. Die Urſache ſetzt er auch hinzu; nämlich, weil die erſten Dichter zugleich Sänger und Spielleute geweſen, und ihre Verſe alſo zur Beluſtigung der Ohren gemacht: ſo hätten ſie eher Anlaß gehabt, auf die Harmonie zu ſehen. Die Muſik hilft uns alſo den Urſprung des poetiſchen Wohlklanges erklären. Ich habe ſchon in dem erſten Capitel erwähnet, daß die erſten Melodeyen eine gewiſſe Anzahl der Sylben, oder eine abgemeſſene Länge der Zeilen, in den Liedern erfordert haben; wodurch ſie geſchickt geworden, darnach abgeſungen zu werden. Das war nun der allergeringſte Grad des poetiſchen Wohlklanges, der auch bey den gröbſten Völkern ſtatt gefunden. Es iſt aber gleichwohl dem Gehöre angenehm, wenn alle Abſchnitte einer Rede, die nach einander folgen, faſt einerley Länge haben: ſo, daß die Zunge nach gewiſſen beſtimmten Pulsſchlägen, gleichſam zu einer periodiſchen Ruhe kömmt. So ſind die Pſalmen der Hebräer, auch ſo gar in unſrer deutſchen Ueberſetzung noch beſchaffen: daher es denn kömmt, daß ſie auch ſo proſaiſch nach einer gewiſſen freyen Melodie geſungen werden können. Die älteſten griechiſchen

* Quintilian ſchreibt: Poema nemo dubitauerit imperito quodam initio fuſum, & aurium menſura & ſimiliter decurrentium ſpatiorum obſeruatione eſſe generatum; mox in eo repertos pedes: das iſt: Ohne Zweifel iſt die Poeſie aus einem unſtudirten Triebe von ohngefähr entſtanden, und durch die Aufmerkſamkeit der Ohren auf die gleich fortlau-

ſchen Poeten haben freylich ihre Sylben ſchon genauer nachgezählt, als die orientaliſchen: allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in ſeinem erſten Urſprunge unterworfen iſt, von ihren erſten Liedern nicht hoffen.

3. §. Niemand hat den Urſprung und die wahre Beſchaffenheit des poetiſchen Wohlklanges beſſer unterſucht und ins Licht geſetzt, als Iſaac Voßius, in ſeinem Tractate de Poematum cantu & viribus Rhythmi, den er zu Oxfort im Theatro Sheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn auf der 2. Seite, daß die erſten griechiſchen Verſe, nach der meiſten Schriftſteller Meynung, keine Füſſe, und keinen Wohlklang gehabt, und folglich ganz rauh geweſen. Er führt den Quintilian zum Zeugen an, deſſen Worte man unten * ſehen wird. Und darauf fährt er fort, die Natur und den Urſprung des Sylbenmaaßes zu erklären. Er vertheidiget daſſelbe gegen ſeine Verächter, die ſich einbilden, es ſey angenehmer, wenn ein Vers wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortſchieße; wo er kein Hinderniß antrifft, als wenn er gleichſam Schrittweiſe, über ſo viel im Wege ſtehende Felſen ſprudeln müßte. Allein er zeigt aus einer Anmerkung Cicerons, daß diejenigen, die Natur des Schönen nicht verſtehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterſchied, und Abwechſelung gefallen könne. ** Doch weil wir unter unſern Deutſchen keinen Widerſpruch hierinn zu beſorgen haben, ſo halte ich mich hierbey nicht auf. Nur ſetzen wir hier voraus, daß das Gehör und die Ausſprache ſelbſt die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Sylben gleichviel Zeit brauchten. Dieſes mochte nun von dem Tone der Selbſtlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen; ſo merkte man doch, daß die eine Sylbe kurz, und die andre lang ausgeſprochen ward: daher ſie denn in kurze und lange eingetheilet wurden.

4. §.

ſenden Zeilen und Worte erzeuget worden; bis bald darauf auch die Füſſe erfunden ſind.

** Numerus in continuatione nullus eſt, diſtinctio & aequalium & ſaepe variorum interuallorum percuſſio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod interuallis diſtinguuntur, notare poſſumus, in amni praecipitante non poſſumus.

4. §. Der andere Grad des Wohlklangs entſtund wohl damals, als man bey dem Singen ſolcher aufs genaueſte abgezählten Zeilen, wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beſchaffenheit der dazu gehörigen Melodie, auch eine gewiſſe Abwechſelung ſolcher kurzer und langer Sylben gehörete. Dieſes bemerkten diejenigen am erſten, die das zärteſte Gehör hatten, und es unangenehm fanden, wenn auf eine Sylbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Sylbe hergegen, die man in der Ausſprache faſt nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieſes ſuchte man nun mit größter Sorgfalt zu vermeiden, und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern, und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde: ſo bald nämlich dieſes nicht war, ſo wollte es dieſem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzt. Wer da wiſſen will, wie ſeltſam dieſes klinget, der darf ſich nur von einem Franzoſen ein paar Liederchen vorſingen laſſen. Denn wer ſonſt ihres Singens nicht gewohnt iſt, der wird ihnen faſt keine Zeile verſtehen können, ob er ſie gleich ſonſt im Reden verſteht: und das kömmt daher, weil ihre Poeſie von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis, wie ich ſchon oben im I. Capitel dargethan habe. Da muß es nun nothwendig geſchehen, daß ein ganz kurzes E zuweilen ſehr lang ausgedehnet; eine ſehr lange Sylbe hingegen geſchwinde überhüpfet oder verſchlucket wird. Was das für eine Undeutlichkeit in der Ausſprache machet, das iſt nicht zu ſagen: man muß es aber ſelbſt hören, wenn man es recht völlig begreifen will.

5. §. Z. E. das bekannte Lied aus dem du Freny:

Un fou, qui veut faire l'habile,
Dit qu'en liſant il pretend tout ſavoir &c.

das kann nach der Melodie, die faſt allen Franzoſen bekannt iſt, nicht anders geſungen werden; als daß die letzte Sylbe von faire, die doch nach der richtigen Ausſprache ſo kurz, als möglich iſt, lang wird. Das Wort pretend aber, welches natür-

natürlich wie ein Jambus ausgeſprochen wird, ein Trochäus werden muß; weil die Muſik es ſo mit ſich bringt, daß auf die kurzen Sylben lange, und auf die langen Sylben kurze Noten treffen. Hat nun der Poet die Melodie vorher gewußt, ehe er ſein Lied gemacht, ſo hat er ein elendes Gehör gehabt, daß er dieſen häßlichen Uebelklang nicht gemerkt; oder er iſt ſo faul geweſen, daß er ſeine Redensarten nicht nach der Muſik richten wollen. Hat aber der Muſicus, zu einer ſchon fertigen Ode die Melodie geſetzt: ſo kann ich es ihm zwar zurechnen, daß er ſich nicht nach der erſten Strophe gerichtet, und den Sylben ihr Recht wiederfahren laſſen. Aber in allen übrigen Strophen hat er keine Schuld, weil die franzöſiſchen Poeten keine einzige Strophe, im Abſehen auf dieſen Wohlklang, der andern gleich machen. Ob nun dieſes der franzöſiſchen Nation, die ſich auf eine gewiſſe feine Zärtlichkeit ihrer Empfindungen ſoviel zu gute thut, zu Ehren gereicht, das laſſe ich unparteyiſche Kenner beurtheilen. Wenigſtens kann ſie ſich nicht rühmen, daß ſie ein ſolch empfindliches Ohr habe, als die alten Griechen, oder auch wir Deutſchen haben; denen ein ſolch barbariſches Singen, wider den Ton der Ausſprache rauh und unerträglich vorkömmt. Voſſius in dem angezogenen Tractate de Poematum Cantu hat dieſes auf der 37 und 38. S. in einem Exempel aus dem Horaz gewieſen. Er vergleicht die Ode;

Audiuere Lyce, Dii mea vota; Dii
Audiuere Lyce; fis ánus, & tamen
    Vis formoſa videri,
    Ludisque & bibis impudens. &c.

mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, darinn keine einzige Strophe mit der andern einerley Wohlklang hat; und davon ich nur die erſte herſetzen will:

Mes voeux ſont contens Iſabelle,
Oui les Dieux de leur grace ont contenté mes voeux;
Te voila vieille, & cependant tu veux
    Faire encore la belle.

So ſehr ich nun hierinn billige, was dieſer große Kunſtrichter von dieſer ungeſchaffenen Poeſie urtheilt; ſo ſehr muß ich mich beſchweren, daß er, da er doch ein Holländer war, und den beſſern Wohlklang der niederdeutſchen Verſe wußte, mit denen auch unſere hochdeutſchen Gedichte übereinkommen, dennoch alle heutigen Völker einer ſolchen barbariſchen Dichtkunſt beſchuldiget hat. *

6. §. Bey dem allen wollen die guten Franzoſen es nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe. Auch Rollin in ſeinem ſo berühmten Werke, das er von der Poeſie und andern freyen Künſten herausgegeben, geſteht zwar Italienern und Spaniern zu, daß ſie Verſe ohne Reime machen könnten: weil ſie nämlich noch etwas von der alten Art der lateiniſchen Sprache in ihren Mundarten beybehalten hätten, dadurch ſie geſchickt wären, einen gewiſſen harmoniſchen Klang in ihre Verſe zu bringen. Aber ſeinen Franzoſen, meynt er, ſey es nicht möglich, Verſe ohne Reime zu dulden; weil ſie lauter gleich lange Sylben in ihrer Sprache hätten, und keine Accente im Reden hören ließen. Ich glaube, man kann halb taub ſeyn, und doch den ehrlichen Rollin aus dem bloßen Gehöre widerlegen. Z. E. Die erſte Zeile aus des Boileau Ode auf die Eroberung Namurs:

– ˘ – ˘ – ˘ – ˘

Quelle docte & ſainte yvreſſe!

wird von allen Franzoſen als eine trochäiſche Zeile von vier Füſſen ausgeſprochen, eben ſo, wie die erſte Zeile aus Canitzens Ode auf ſeine Doris:

Soll ich meine Doris miſſen?

Nun

* Nec vero exiſtimandum, ex quo barbarus iſte ſonus inualuit, vno ſaltem hoc vitio foedatam fuiſſe poeticam: aliud quippe etiam longe maioris momenti malum artem hanc inuaſit: quod nempe ſublato rhythmo & carminum menſura, ſimul quoque ſublatus fuerit carminum cantus. Si latinos exceperis verſus, factos ad imitationem veterum, nulla in hoc noſtro ſaeculo in tota Europa ſcribantur Poemata, quae neruis & cantui commode poſſint aptari.

Nun verſuche mans, und verkehre entweder in der Ausſprache die Accente, in die jambiſche Art zu ſcandiren:

Quelle docte & ſainte yvreſſe.

Und frage einen Franzoſen, ob das recht ausgeſprochen ſey? oder man ſpreche alle Sylben gleich lang, das iſt, lauter Spondäen aus, folgender geſtalt:

Quelle | docte & | ſainte y | vreſſe.

ſo wird er entweder taub ſeyn, oder den Unterſcheid hören müſſen. Denn es kann in ſeinen Ohren unmöglich anders klingen, als wenn ich die canitziſche Zeile entweder ſo leſen wollte:

Soll ich meine Doris müſſen?

oder ſo:

Soll ich meine Doris müſſen?

7. §. Durch dieſe kleine Ausſchweifung will ich nur zeigen, wie nothwendig die alten griechiſchen Poeten auf die regelmäßige Vermiſchung langer und kurzer Sylben haben gerathen müſſen. Ihr Gehör ſagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheilten ſie, welche Sylbe ſich zum Anfange einer Zeile, bey einer gewiſſen Geſangweiſe beſſer ſchickte. Weiter brauchten ſie kein Geheimniß zu Erfindung ihrer mannigfaltigen Arten des Sylbenmaaßes. Die gemeinſte Ausſprache aller Leute gab es ihnen an die Hand, und wenn ſie ihre Verſe laſen, ſo geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion; nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen. Hätten ſie zum Exempel den erſten Vers Heſiodi,

Μουσαι πιερίηθεν, ἀοιδῆσι κλείουσαι

nach der Art unſerer heutigen Schulmeiſter ausgeſprochen: ſo hätten ſie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan;

und

und folglich auch im Leſen eines Verſes, kein Vergnügen empfinden können. Der Accent in dem andern Worte ſteht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz iſt, und ſollte vielmehr auf der folgenden η ſtehen. Jmgleichen ſteht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben ſo wenig hingehört. Das ε iſt hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zweyer kurzen Sylben, e und i, ausgeſprochen werden. Und dieſes giebt einen unumſtößlichen Beweis ab, daß die griechiſchen Accente, die der Proſodie zuwider laufen, nichts taugen.

8. §. Daß dieſes auch in der lateiniſchen Sprache gelte, kann ganz augenſcheinlich erwieſen werden. Unſre proſaiſche Ausſprache taugt nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht, ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es nach dem Zeugniſſe Cicerons hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebraucht hatte. * Nun ſage mir jemand, wie das möglich geweſen wäre, wenn nicht die lateiniſchen Sylben ihre Länge und Kürze, bloß nach der gewöhnlichen Ausſprache der Römer gehabt; davon alſo der Pöbel ſowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen können. Aber unſere lateiniſche Sprachmeiſter wollen gern in der Proſodie der Alten beſondere Geheimniſſe finden, und durch künſtliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unſerer verderbten Ausſprache des Lateins, die lange Sylben kurz, und kurze lang zu machen pflegt, thun ſie uns dadurch zwar gute Dienſte: wie wollen ſie es aber bewei=

wei=

* Denn nachdem er von dem Wohlklange überhaupt erſt geſagt: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo haec vulgus imperitorum in audiendo notet: cum in omni genere; tum in hoc ipſo, magna quaedam eſt vis incredibilisque naturae. So ſetzt er nach einer allgemeinen Anmerkung von den Urtheilen, die nach dem Geſchmacke allein gefället werden, hinzu: Itaque non ſolum verbis arte poſitis mouentur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paulum modo offenſum eſt, vt aut contractione breuius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

weiſen, daß auch Virgil eine Proſodie habe lernen müſſen? Es war alſo mit den alten Sprachen nicht anders beſchaffen, als mit den heutigen, die ein Sylbenmaaß in ihrer Poeſie haben; und faſt alle deutſcher Abkunft ſind. Ihre vornehmſte proſodiſche Regel war eben ſo, wie bey uns, dieſe: **Ein Poet richte ſich in der Scanſion nach der gemeinen Ausſprache.** Dieſes könnte noch weitläuftiger erwieſen und von etlichen kleinen Einwürfen befreyet werden, wenn ich eine lateiniſche Proſodie zu ſchreiben im Sinne hätte. Man leſe aber was Voſſius am angeführten Orte auf der 29. und 30. S. davon geſchrieben, ſo wird man völlig überzeuget werden.

9. §. Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebraucht worden, iſt zwar keine einzige, die ſich nicht auch in unſrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen ließen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben, die ſich in ungebundner Rede auf tauſendfältige Art durch einander miſchen laſſen. Was hindert es denn, daß wir dieſelben nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel ſollten abwechſeln können? Daß unſre Nachbarn dieſes nicht erkennen wollen, oder nicht gewahr werden, das gereicht uns zu keinem Nachtheile: vielmehr haben viele von unſern Dichtern und Kunſtrichtern hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Gesner, Clajus, von Birken, Heräus und Omeis ſichs angelegen ſeyn laſſen, die Möglichkeit vieler Arten des Sylbenmaaßes in unſrer Mutterſprache zu erweiſen, und allerley Exempel davon gegeben. Allein, daß ſie nicht Beyfall und Nachfolger gefunden, das kömmt meines Erachtens daher, weil die Harmonie der gar zu gekünſtelten Abwechſelungen der Füſſe nicht ſo leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateiniſchen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Verſen recht zu ſcandiren.

10. §. Man iſt alſo im Deutſchen vor Alters faſt bey den jambiſchen Verſen allein geblieben; weil die ſelbe unſrer Sprache am natürlichſten ſind. Die Artikel vor den Nennwör-

tern, und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter ſteigende Zeilen an die Hand: ſo vieler tauſend zuſammengeſetzter Wörter, davon unſre Sprache voll iſt, nicht zugedenken, die ordentlich von vorne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden, und alſo Jamben ausmachen. Z. E. Verſtand, Gemüth, Vernunft, Geduld, genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, geſtorben, verlangen, beſonders, entkräften, unmöglich, ausführlich, u. ſ. w. Daß nun dergleichen Verſe vor Alters in Deutſchland, entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloßen Gehöre gemachet worden, das habe ich bereits oben im erſten Capitel aus Luthers Liedern, ja aus Winsbeks Ermahnung an ſeinen Sohn erwieſen. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unſers Vaterlandes, z. E. im Ottfried, die Spuren davon.

11. §. Die trochäiſchen ſind zwar ſo ſehr nicht Mode geworden, doch unſrer Sprache eben ſo natürlich, als jene Gattung. D. Luther hat ſchon zu ſeiner Zeit den Lobgeſang Ambroſii: Nun komm der Heiden Heiland, durchgehends in dergleichen Art von Verſen überſetzt: welches zwar aus dieſem Anfange nicht erhellet, aber in dem ganzen Liede unleugbar iſt; wenn man nur etliche harte Stellen der damaligen rauhen Mundart nachſehen will. Z. E. iſt folgende Strophe ihm gut gerathen:

> **Der du biſt dem Vater gleich,**
> **Führ hinaus den Sieg im Fleiſch,**
> **Daß dein ewge Gotts-Gewalt,**
> **In uns das krank Fleiſch erhalt.**

So gar im Ottfried findet man unzählige trochäiſche Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, ſechs hintereinander: welches gewiß dem Poeten nicht ungefähr gekommen ſeyn kann; ſondern um des Wohlklanges halber, den er in dergleichen Verſen bemerket hat, mit Fleiß geſchehen ſeyn mag. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, dieſe Art des Sylbenmaaßes ſey unſrer Mutterſprache viel natürlicher, als die jambiſche. Sie berufen ſich auf die einfachen Nennwörter derſelben, die

gewiß entweder einſylbig ſind, und alſo in allen Abänderungen mit einer langen Sylbe anfangen, und mit einer kurzen endigen, als, von Haupt, Hand, Fuß, **Häupter, Hände, Füße,** oder zwey Sylben haben, wie z. E. **Glaube, Liebe, Hoffnung, Vater, Mutter,** und alſo auch faſt lauter Trochäen machen. Ja ſelbſt die Hauptwörter im Infinitiuo, gehören zu denen, die gleichfalls trochäiſch klingen; als, **leben, ſterben, eſſen, trinken** ꝛc. Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß trochäiſche Gedichte uns Deutſchen nicht ſchwerer fallen können, als jambiſche. Unſre Sprache hat faſt eben ſo viel lange als kurze Sylben, und da ſich dieſelben hier ſowohl, als in der jambiſchen Art, in gleicher Anzahl befinden müſſen: ſo läuft es auf eins hinaus, was man für Verſe machen will.

12. §. Das daktyliſche Sylbenmaaß iſt das dritte, das bey uns von Auguſt Buchnern eingeführet worden, der aber ſelbſt geſteht, daß er es nicht erfunden, ſondern ſchon bey den Alten angetroffen. Es erfordert, wie bekannt iſt, zweymal ſo viel kurze als lange Sylben, und iſt daher ſo leicht nicht, als die beyden obigen Gattungen. Wir finden auch daher vor Opitzen wohl nicht leicht eine ganz daktyliſche Strophe in unſern alten Poeten; ja auch nach ſeiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Chriſtian Weiſe und Günther ſind oft ſehr glücklich darinn geweſen; ſo, daß ihnen dieſe Art ganz ungezwungen und ohne Anſtoß gefloſſen. Man hat ſie aber mehrentheils nur zu kleinen Arien von einer oder zwey Strophen; ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambiſchen oder trochäiſchen Verſen gebraucht. Sie klingen an ſich ſelbſt ſehr luſtig und ſpringend, und ſind daher zur Abwechſelung in Cantaten, oder andern muſikaliſchen Stücken bisweilen ſehr bequem; zumal, wenn man gewiſſe heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch die Wahrheit zu ſagen, ſind ſie außer dieſen Fällen für unſere männliche Sprache ein wenig zu kindiſch, ob ſie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten ſehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten ſie dienen den Italienern, die ſich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache ſo viel einbilden, zu zeigen, daß

man bey uns eben ſowohl fließende und liebliche Sylben zuſammen bringen könne, die einem Sänger gleichſam von ſich ſelbſt über die Zunge weglaufen. Man müßte ſich aber alsdann mit Fleiß aller raſſelnden und rauſchenden Wörter enthalten; hergegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchſtaben, als b, d, f, l, m, n, w, anzubringen ſuchen, als welche einer Zeile eine große Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen. Wer Exempel verlanget, der kann ſie von allen Arten in Hübners poetiſchem Handbuche finden.

13. §. Die vierte Art der Verſe bey uns beſteht aus den amphibrachiſchen Füßen, wie ſchon Omeis in ſeiner Dichtkunſt angemerket hat. Ein Amphibrachis iſt, wie das Wort zeigt, ein dreyſylbigter Fuß, deſſen mittelſte Sylbe lang, beyde Ende aber kurz ſind. Wir habe eine Menge von Wörtern im Deutſchen, die von ſolcher Beſchaffenheit ſind. Z. E. **von Zeitwörtern:** erheben, verachten, gebähren, vernichten, **von Nennwörtern,** Geſunde, Betrübte, Gedanken, Gedichte; **von andern Wörtern,** derſelbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abſcheulich, ꝛc. Wenn nun ſolche Füſſe zuſammengeſetzt werden, ſo entſteht folgende Art von Verſen, die ich aus dem Menantes nehmen will:

◡ – ◡ | ◡ – ◡ | ◡ – ◡ | ◡ – ◡ |
Das laß ich | wohl bleiben, | daß ich mich | verliebe, |
Ich liebe | mich ſelber, | und ſchone | mein Geld, ꝛc. |

Günthers Ueberſetzung aus dem Secundus, iſt von eben der Art. Wie nun dieſe Versart ſehr wohl und luſtig klinget, ſo iſt ſie auch von unſern Dichtern in kleinen Arien und Oden, ſehr fleißig gebraucht worden. Nun weis ich zwar, daß einige Anleitungen zur deutſchen Poeſie, dieſe amphibrachiſche Art, mit zur daktyliſchen ſchlagen wollen; weil der Klang derſelben ſehr damit übereinkömmt. Allein, da ſie doch allemal geſtehen müſſen, daß hier vorne immer eine Sylbe zu viel iſt, die nicht zum daktyliſchen Verſe gehöret: ſo iſt es ja beſſer,

ein jedes Kind bey ſeinem Namen zu nennen. Denn außer daß man die Verwirrung dergeſtalt beſſer vermeidet, ſo gewinnt unſre Sprache und Dichtkunſt auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechiſchen und lateiniſchen, welches ihr in Anſehung der übrigen heutigen Sprachen allerdings einen Vorzug giebt. Jemehr wir nämlich die Füße und Verſe der Alten nachahmen können, deſtomehr Wohlklang und Harmonie hat unſre Sprache und Verskunſt aufzuweiſen.

14. §. Die fünfte Art der Füſſe, die unſere Sprache an die Hand giebt, ſind die anapäſtiſchen. Ein Anapäſt beſteht aus dreyen Sylben, davon die beyden erſten kurz, und die dritte lang iſt. An ſolchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht. Z. E. Potentat, Majeſtät, ungemein, überaus, allemal, ſintemal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. d. gl. Nun ſcheint es zwar, als ob die erſten Sylben dieſer Wörter auch lang ausgeſprochen werden könnten; wie ſie denn auch wirklich von den Poeten in jambiſchen und trochäiſchen Verſen lang gebraucht zu werden pflegen: allein dieſes zeiget nur, daß wir im Deutſchen eben ſowohl, als im lateiniſchen, Syllabas ancipites, Sylben von ungewiſſer Länge haben; die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapäſtiſcher Vers ſieht alſo im Deutſchen etwa ſo aus, wie Omeis das Exempel dazu giebt:

Gute Nacht, | gute Nacht | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
Ruhet ſanft, | ohne Furcht, | ohne Scheu, | ohne Pla | ge.

Dieſe Art iſt indeſſen etwas ſchwerer, als die vorhergehende, bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Sylben anzufangen. In der Mitte aber haben ſie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktyliſchen, oder amphibrachiſchen; weil ſie nicht mehr kurze Sylben erfordern, als dieſelben. Eben daher ſind auch in den gemeinen poetiſchen Anweiſungen dieſe anapäſtiſchen Verſe mit zu den daktyliſchen geſchlagen worden; die aber ein paar überflüſſige Sylben vor-

ne hätten. Allein, da ihre Scanſion ganz anders klingt, und vielmehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrückt, die dem daktyliſchen Wohlklange ganz entgegen ſteht: ſo thut man viel beſſer, daß man ſie ganz beſonders läßt, und auch dadurch den Reichthum unſrer Dichtkunſt vor der welſchen und franzöſiſchen behauptet.

15. §. In den bisherigen fünf Arten der poetiſchen Füſſe, habe ich an allen deutſchen Lehrern der Proſodie Vorgänger gehabt. Allein, da es meine Abſicht iſt, unſre Dichtkunſt auch im Abſehen auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat, und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener zu machen: ſo halte ich es für nöthig, zu zeigen, daß es uns Deutſchen auch an andern Arten der Füſſe nicht fehle, die bey den Alten mit ſo vielem Vortheile gebrauchet worden. Und wenn ich mit dieſer Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachſenden muntern Köpfen ein wenig das Ohr ſchärfe, auf den verſchiedenen Wohlklang der Sylben und Wörter acht zugeben, und, wenn es auch nur zur Luſt wäre, einige Verſuche damit zu machen: ſo ſoll mich die Arbeit nicht dauren. Es iſt eine Schande, daß unſre ſo großen Verfechter des Alterthums, die ſich für das Griechiſche und Lateiniſche bald todtſchlagen laſſen uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die ſie davon verfertigen, keinen Begriff von dem verſchiedenen Wohlklange der alten Gedichte, beybringen, der doch die Griechen und Römer faſt bezaubert hat. Und da unſere Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Sylben, geſchickt iſt, ſich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch dieſe ſo mannigfaltige Harmonie mehr und mehr zu nähern: ſo ſehe ich nicht, warum wir unſern Dichtern in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel ſtecken, und ihnen nicht vielmehr ein, Plus ultra, zuruffen ſollten.

16. §. Ich hebe alſo billig von den Spondäen an, als welche Art von Füſſen noch zu den zweyſylbigten gehöret. Ein Spondäus aber beſteht aus zwoen langen Sylben, und geht alſo auf eine recht gravitätiſche ernſthafte Art einher, ohne

wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Ernſtlich von der Sache zu reden, ſo hat dieſe ſpondäiſche Art nicht ſo viel Bewegung und Hitze in ſich, als die andern obbemeldten Füſſe, die auch aus kurzen Sylben beſtehen: ſondern ſie iſt gleichſam eine Abbildung einer recht ſtoiſchen Ruhe, und Gelaſſenheit. Sie geht, gleich einem Spanier, mit lauter majeſtätiſchen Schritten einher, und füllt das Ohr mit eitel vollklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutſchen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können: zumal unſre zuſammengeſetzten Wörter ſchicken ſich ſehr gut dazu. Z. E. Großmuth, Unmuth, Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkſtatt, Vortrab, Nachſicht, Sonntag, ꝛc. Ja auch dreyſylbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang ſind; als vorhaben, aufſtehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen, Großvater, ausnehmend, u. d. gl. Wollte man nun ganze Verſe aus lauter ſolchen Füſſen zuſammen ſetzen, ſo würde dieſes eben ſo traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz durchgehends aus lauter ſogenannten pas graues beſtünde. Es haben daher auch weder die Griechen noch die Lateiner, ganz ſpondäiſche Verſe gebraucht; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget: um dieſelben etwas ernſthafter und langſamer zu machen, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würden. Von den Jamben ſagt dieſes Horaz in ſeiner Dichtkunſt ausdrücklich:

Tardior vt paullo grauiorque veniret ad aures,
Spondaeos ſtabiles in iura paterna recepit.

Und wir ſelbſt pflegen, dieſes zu thun, wenn wir jambiſche Verſe machen, zumal im Anfange derſelben. Z. E. wenn Pietſch ſchreibt:

Held, ich umſchränke mich, dieß Blatt iſt viel zu klein ꝛc.

ſo iſt unſtreitig die erſte Sylbe, Held, eine lange Sylbe, und macht alſo mit dem Worte ich, welches hier lang gebraucht iſt, einen Spondäus; dieſer aber vertritt die Stelle eines Jambus.

17. §. So erlaubt uns nun dieſes, nach dem Beyſpiele der Alten iſt, und bleiben muß, ſo billig wäre es gleichwohl, daß man ſich künftig auch dieſer Erlaubniß nur mäßig bediente. Die Lateiner haben ſich hierinn das Maaß geſetzet, daß ſie in den ſechsfüßigen Jamben, ſich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen:

Commodus & patiens (iambus), non vt de ſede ſecunda
Cederet aut quarta ſocialiter.

Viele von unſern deutſchen Poeten haben dieſe Regel in ihren jambiſchen Verſen nicht beobachtet; und daher ſind ihre Verſe ſo ſteif und ſo rauh geworden, daß man ſie vor großer Härte, nicht leſen oder hören mag. Ja ſelbſt auf den erlaubten Stellen, iſt es nicht einmal rathſam, gar zu oft mit den Spondäen aufgezogen zu kommen. Unſre Sprache iſt bey weitem ſo gelinde nicht, als die lateiniſche war. Dieſe hatte ſo wenig Mitlauter in ihren Sylben, daß man einen ſechsfüßigen Vers aus lauter Jamben faſt im Augenblicke ausſprechen konnte. Man nahm, ſo zu reden, immer zwey Füſſe zugleich in den Mund, und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füſſe hätte; da es doch ſechſe waren.

Pes citus, vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit
Nomen iambeis, cum ſenos redderet ictus.

Weil nun im Deutſchen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu beſorgen iſt: ſo muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäßig brauchen, und ſich lieber auf reine Jamben befleißen, wenn man was liebliches ſchreiben will. Jemehr Spondäen ein Vers oder Gedichte von jambiſcher oder trochäiſcher Art hat, deſto härter und ungehobelter klingt er.

In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut *operae celeris nimium* curaque carentis,
Aut *ignoratae* premit *artis* crimine turpi.

18. §.

18. §. Ferner werden die Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktyliſchen Füſſe gemenget, und daraus entſteht die ſogenannte heroiſche, oder alexandriniſche Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateiniſchen Dichter kennen dieſelbe ohne mich ſchon: allein um der deutſchen Leſer willen muß ich ſie beſchreiben. Ein ſogenannter Hexameter beſteht aus ſechs Füſſen, da die erſten viere ohne Unterſchied ſpondäiſch, oder daktyliſch ſeyn können; der fünfte nur muß immer ein Daktylus, und der ſechſte immer ein Spondäus, oder höchſtens ein Trochäus ſeyn. Ein Exempel hat uns Luther in der Bibel gegeben:

– ◡◡ – – – – – – – ◡ ◡ – ◡

Und Iſa | ac ſcher | zet mit | ſeinem | Weibe Re | becca.

Daß man nun ſolche Verſe im Deutſchen machen könne, das hat ſchon beynahe vor zwey hundert Jahren Conrad Gesner eingeſehen. * Allein das Exempel, was er giebt, iſt ihm nicht ſonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Sylben nicht beobachtet hat. Er ſetzt das Vater unſer ſo:

O Va | ter un | ſer, der | du dein' | ewige Wohnung
Erhöhſt | in Him | meln, dein | Namen | werde ge | heiligt.

Wer ſieht aber nicht, daß er hier die beyden letzten Sylben von **Vater** und **unſer** lang gebrauchet hat; da ſie doch nach dem Urtheile aller Ohren kurz ausgeſprochen werden. Eben ſo iſt es ihm in **Namen** gegangen. Das Wort **erhöhſt**, hat er auch als einen Spondäus gebraucht, da es doch ein Jambus iſt: und bey ſolchen Unrichtigkeiten iſt es kein Wunder, daß ihm dieſe Art nicht hat klingen wollen; zugeſchweigen, daß die Sprache damals noch zu rauh war, und lange nicht einen ſolchen Ueberfluß geſchmeidiger Redensarten hatte, als itzo. Den Graeciſmus **in Himmeln** will ich nicht einmal erwähnen, der uns dieſe Probe noch häßlicher machet,

* Siehe die Vorrede zu Joſua Malers Diction. German. Latin. wo er alſo ſchreibt: Nos ad Latinorum Graecorumque imitationem numeroſa meditari carmina coepimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit. In Phaleucis vero melius.

weil er die Zeile ganz undeutſch machet. Wie aber, wenn man das Vater Unſer ſo überſetzte?

Hör uns, Vater und Herr, der du den Himmel bewohneſt,
Daß dein Name bey uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bey uns auf Erden erſcheine,
Und dein Wille von uns, eben ſo, als im Himmel geſchehe.
Gib auch das tägliche Brodt, und vergib uns die ſündlichen Schulden,
Wende Verſuchungen ab, und rett uns aus Gnaden, vom Uebel,
Denn dein iſt das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

19. Doch da dieſes heroiſche Sylbenmaaß ohn alle Reime deutſchen Ohren noch gar zu fremde geklungen, ſo ſind einige von unſern Dichtern auf die Vermiſchung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen; die ſie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen geſucht. Schon Sigmund von Birken ein Pegnitzſchäfer, hat in ſeiner Proſodie einen Verſuch damit gemacht, der ihm aber nicht ſonderlich gelungen iſt. Nächſt ihm hat Omeis in ſeiner Reim- und Dichtkunſt folgendes Exempel gegeben, welches nicht übel klinget:

Was ein menſchliches Herz, von innen und außen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt, künftig und itzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beyden geliebet,
Bis der Tod zugleich beyden das Leben verſagt.

Heräus iſt nicht minder glücklich in dieſer Art geweſen. Auf der 68. S. ſeiner Gedichte, ſteht ein Gedichte auf Carln den VI. welches ſo anhebt:

Mächtigſter Herrſcher der Welt, vom Himel die Fürſten zu richten,
Einig erwähleter Fürſt, unüberwindlicher Held:
Gönne der eifrigen Pflicht dieß nimmer geſehene Dichten,
Von nicht geſehenen Ruhm, welchen dein Adler erhält.
Zeuget der Friede den Krieg durch tapfre Beſchützung der Rechte ꝛc.

Hieraus ſieht man fürs erſte, daß Heräus, um dieſen neuen Verſuch beliebt zu machen, faſt lauter daktyliſche Füſſe gebraucht; hernach, daß er wie Omeis den Reim der Deutſchen beybehal-

behalten hat. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieſer Gattung des Sylbenmaaßes dergeſtalt nichts gewinnen. Daktyliſche Verſe hat man längſt gemacht; aber ſie klingen zu weich: die Spondäen müſſen ſie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu ſchaffen gemacht: in dieſer neuen müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal ungereimte Verſe zu machen. Wir wollen alſo noch eine Probe ſehen, die zwar eine Elegie iſt, aber nicht reimet. Es iſt eine Ueberſetzung des VI. Pſalms:

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem erſchrecklichen Zorne,
  Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sey mir, gnädig o Herr, denn ich bin ſchwach und erſchrocken:
  Heile mich, himmliſcher Arzt, meine Gebeine ſind ſchwach.
Herzlich erſchrocken iſt mir die kümmerlich ächzende Seele;
  Ach wie ſo lange, mein Gott, ach wie ſo lange biſt du?
Wende dich Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
  Hilf mir, ſo wahr du ein Gott voller Erbarmungen biſt.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
  O ſo erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde von Gram, und ſchwemme mein Bette bey Nachte,
  Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt.
Meine Geſtalt verfällt, vor Trauren und Kummer und Zagen;
  Denn von täglicher Angſt rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht. Gott höret mein Weinen,
  Ja, der Herr höret mein Flehn, höret mein ängſtlich Gebeth.
Schämt euch ihr Feinde, dabey; erſchreckt und kehrt euch zurücke!
  Werdet zu ſchanden, und flieht; weichet nur plötzlich von mir.

20. §. Ich weis wohl, daß dieſes manchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateiniſchen Vers Tibulls oder Ovids in dergleichen Sylbenmaaße, ohne alle Reime ſchön finden, iſt es in Wahrheit eine Schande; wenn ſie eben dieſen majeſtätiſchen Wohlklang, den ſie dort bewundern, nur im Deutſchen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrſamkeit, noch an Witz, noch an Stärke

in ſeiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben, und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrift, außer den Reimen, fähig iſt. Denn wie ein Milton in Engeland ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat ſchreiben können, welches itzt bey der ganzen Nation Beyfall findet; und wie in Italien der Cardinal Bentivoglio den ganzen Statius in ſolche reimloſe Verſe überſetzt hat: ſo wäre es ja auch im Deutſchen nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was neues in Schwang brächte. Ich bin verſichert, wenn uns nur Opitz etliche Exempel von dieſer Art gelaſſen hätte, man würde ihm ohne alles Bedenken häufig darinn gefolget ſeyn. Dieſen Mangel einigermaßen zu erſetzen, will ich noch folgende Probe von der heroiſchen Art herſetzen.

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und an Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O! was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erſchrack, und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur ihr raſenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken.
Prüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet!
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte,
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekeñen,
Daß ihr durch Klugheit u. Witz vor Barbarn den Vorzug gewoñen.

21. §. Doch auch die heroiſchen Verſe und Elegien ſind noch nicht alles, was wir im Deutſchen nachahmen können. Einige Meiſter unſrer Dichtkunſt, haben faſt alle oder doch die meiſten und beſten Arten, der griechiſchen und lateiniſchen Oden, im Deutſchen zu machen, verſucht: und ich darf mich nur auf meine Vorgänger berufen, wenn mein Anſehen zu klein iſt, die Möglichkeit davon zu zeigen. Zwar was die anakreontiſchen

ſchen anlanget, ſo ſind dieſelben ohne alle Schwierigkeit. Sie beſtehen nur aus jambiſchen, oder trochäiſchen kurzen Verſen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß ſie ſich nicht reimen dörfen, wie die unſrigen und ich habe ſelbſt in meinen Gedichten etliche Oden Anakreons, in eben der Versart die er gebraucht hat, in eben ſoviel Zeilen und Sylben überſetzt; worauf ich mich hier beziehen kann. Außer dieſen aber ſind uns ja auch die ſapphiſchen Verſe im Deutſchen ſchon bekannt. In dieſer Art beſteht jede Zeile, aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Dactylus, und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein Adoniſcher Vers angehänget, der nur einen Dactylus und Spondäus erfordert. Das Sylbenmaaß ſieht ſo aus.

— ◡	— —	— ◡ ◡	— ◡	— ◡
— ◡	— —	— ◡ ◡	— ◡	— ◡
— ◡	— —	— ◡ ◡	— ◡	— ◡
			— ◡ ◡	— —

Unter unſern Kirchengeſängen, iſt das Lied, Herzliebſter Jeſu, was haſtu verbrochen, nach dieſer Art gemachet; aber nicht überall getroffen. Clajus in ſeinem Leiden Jeſu, hat folgendes Exempel mit Reimen gegeben:

Welche | Regen- Wolke hat | dich ver | ſtecket?
Haſt du | Dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schweſter | ſilberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten | der Erde. |

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verſe weggelaſſen, und dieſe neugebackene Art dennoch ſapphiſche Verſe nennen, ja ſie für lieblicher ausgeben wollen. Allein, ich bleibe lieber bey der wahren ſapphiſchen Art, und glaube, wie eben dieſer Omeis anmerket, daß ſie ſich ſehr wohl würde hören laſſen, wenn ſie von einem geſchickten Tonkünſtler recht in die Muſik geſetzt, und abgeſungen würde. Ein ſchönes Exempel ſehe man in den Beluſtigungen, des Verſtandes und Witzes im I. Stücke, des I. B.

22. §. Hier ſieht ein jeder, daß es auch angeht, im Deutſchen adoniſche Verſe zu machen, die alle ſo ausſehen und klingen, wie die letzte Zeile in der ſapphiſchen Versart. Sie beſtehen nämlich aus einem Daktylus, und einem Spondäus, oder an der Stelle dieſes letztern, einem Trochäus und klingen in ſcherzhaften Sachen ſehr lieblich. Z. E.

Gereimte,

– ◡ ◡ – –
Artige Jugend,
Liebe die Tugend.
Lachen und Scherzen
Reize die Herzen
Nimmer, der Erden
Sclaven zu werden;
Nimmer zum Ziele
Lockender Spiele;
Nimmer zum Triebe
Schändlicher Liebe.
Wangen und Stirnen
Buhlender Dirnen,
Reizender Schönen
Gleichen Sirenen,
Welche mit Singen
Menſchen verſchlingen.

oder ungereimte.

Reizende Muſen!
Edle Göttinnen
Reizet doch immer
Alles auf Erden
Euch zu verehren.
Reizet und locket
Junge Gemüther
Liebliche Künſte,
Singen und Spielen,
Dichten und Reimen,
Fleißig zu lernen,
Eifrig zu üben,
Andre zu lehren,
Allen zu preiſen;
Und die Verderbniß
Rober Verächter
Stolz zu verachten.

23. §. Doch auch dabey bleibet es nicht. Unſre Dichtkunſt erſtreckt ſich auch auf die phaläciſche Versart, davon gleichfalls Omeis ſchon gehandelt hat. Dieſe hat fünf Füße, davon der erſte ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen ſind. Sie ſieht ſo aus:

| – – | – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡ | – ◡ |
Auf Ger | manien! | ſoll dein | alter | Schimmer,
Itzt ſo jämmerlich Dampf und Schatten leiden?
Soll dein Kaiſerthum, deutſcher Häuſer Zierde,
Aus Nachläßigkeit, dir entriſſen werden?
Und der Nachbarinn, die dich tödlich haſſet,
Ewigs Eigenthum, ſtetes Vorrecht heißen?
Aermſtes Oeſterreich! wie biſt du gefallen!
Hättſt du Gallien nicht ſo viel getrauet!

Die Verheißungen Ludwigs verſchmähet,
Frankreichs Herrſchbegier allezeit erwogen:
So würd itzo noch deine Wohlfahrt blühen.

Man nennt ſonſt dieſe Verſe, von der Anzahl der Sylben, auch Hendecaſyllaben; d. i. eilfſylbigte Verſe; und ſie hat ihre beſondre Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man ſie in Uebung bringen, und nach den beſten Muſtern der Alten einrichten wollte.

24. §. Auf eben dieſe Art würde man noch viele andre Versarten der Alten, z. E. choriambiſche und alcaiſche, nachmachen können: wenn es meine Abſicht wäre, eine deutſche Proſodie zu ſchreiben. Ich habe hier nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen wollen, in unſrer Sprache die beſten Arten des griechiſchen und lateiniſchen Sylbenmaaßes und Wohlklanges zu erreichen; die zwar von unſern Vorfahren ſchon eingeſehen worden, allein faſt wieder ins Vergeſſen gerathen iſt. Iſt man aber in dieſem Jahrhunderte in ſo vielen Stücken von den Vorurtheilen unſrer Vorfahren abgewichen, ſo zweifle ich nicht, daß es auch in dieſem Stücke noch wohl möglich ſeyn werde, unſrer Dichtkunſt eine mehrere Mannigfaltigkeit zu verſchaffen. Und geſetzt, daß alle dieſe Vorſchläge nur wenige Proben hervorbrächten, und gewiſſermaßen critiſche Speculationen blieben; ſo würden ſie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre Numerus, oder Wohlklang der alten rhythmiſchen Poeſie, nicht ſo gar mit den alten Sprachen verlohren gegangen, als wohl Voßius und einige andre ausländiſche Kunſtrichter, als Lami, Rollin, Rapin, u. ſ. w. vorgeben: daß er nicht, wenigſtens in unſrer Mutterſprache noch vorhanden wäre. Ich ſage damit nicht, daß man im Welſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, nicht eben das würde thun können. Nein, ich glaube feſt, daß es in allen Sprachen von der Welt angehen muß, wenn nur das Ohr der Dichter zart genug iſt, dieſen Wohlklang wahrzunehmen. Z. E. die erſten Verſe des Boileau aus der VII. Satire, würde ich ſo ſcandiren, wie es die Ausſprache mit ſich bringt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,

Und alſo würde er aus drey Jamben und zween Anapäſten beſtehen. Doch was geht mich die franzöſiſche Poeſie an? Sie mag ja durchaus kein Sylbenmaaß haben, und will mit Fleiß in der Barbarey bleiben: und Horaz ſchreibt:

Inuitum qui ſeruat, idem facit occidenti.

25. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes gienge doch insgeſammt nur auf die Abſchaffung der Reime los; allein das ſey ja ſchon, was die jambiſchen ungereimten Verſe anlanget, vielfältig verſuchet worden; da uns von Bergen, Miltons verlohrnes Paradies in deutſchen ungereimten Verſen geliefert, Veit Ludewig von Seckendorf aber, Lucans pharſaliſchen Krieg auf dieſe Art ins Deutſche überſetzt: allein man habe auch wohl aus der Erfahrung geſehen, daß dieſe Neuerung weder Beyfall noch Nachfolger gefunden. Ich antworte hierauf: der große Seckendorf iſt zwar ſonſt ein gelehrter Mann; aber in der Poeſie von der Stärke nicht geweſen, daß er dergleichen ungewöhnliche Sachen ins Werk richten können. Wer dieſes thun ſollte, der müßte ein Dichter von der erſten Größe und in allen andern Stücken unverbeſſerlich ſeyn. Allein dem ungeachtet glaube ich doch, daß er mehr würde ausgerichtet haben, wenn an ſeinen Verſen nichts mehr, als der Reim gefehlet hätte. Man ſehe aber nur folgende Probe davon an; ſo wird mans gewahr werden. Es mag gleich der Anfang des ganzen Gedichtes dazu dienen, davon wir im vorigen Capitel den Grundtext geleſen haben:

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beſchreiben wir, wie Unrecht recht bekommen,
Des ſtarken Volkes Hand voll Siegs in ſein Geweide
Verkehrt und aufgeſtellt zwey Blutsverwandte Heere,
Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Macht gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,
Da feindlich wider ſich geſtoßen Römerfahnen,
Auf Römerfahnen los, auch Adler widerſtunden,
Den Adler gleicher Art, auch Bürgerſpieße drehten
Sich wider Bürgerſpieß.

26. §. Hier ſieht man wohl, daß außer der großen Genauigkeit, womit er ſein Original ausgedrücket, auch ſonſt viel rauhes und hartes mit unterläuft, dadurch der Vers unangenehm geworden wäre; geſetzt, daß er die beſten Reime von der Welt gehabt hätte. Wenn alſo Lucans ungereimte Ueberſetzung nicht Beyfall gefunden, ſo folgt es deswegen nicht, daß kein ander Vers ohne Reime beliebt werden könnte. Ich wollte wetten, wenn Günther ſich an dieſe Arbeit einmal gewagt hätte: es würde ihm zehnmal beſſer gelungen ſeyn. Ich will eben dieſes Stück nach meiner Art, doch gleichfalls ohne Reime überſetzen, und hoffe, daß es weit beſſer klingen ſoll.

Ich ſinge von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit ſieggewohnter Fauſt, ſein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit geſammter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft;
Wo Rom mit Rom gekämpft, wo gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern widerſtanden!
Ihr Bürger! welche Wuth? wie raſet euer Schwerdt,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?

Ich habe auch ſonſt einmal einen Verſuch gethan, da ich eine Stelle aus einem griechiſchen Poeten zu überſetzen hatte, die ich gern aufs genaueſte ausdrücken wollte; welches in gereimten Verſen nicht ſo leicht angegangen wäre. Zur Probe will ich nur den Beſchluß derſelben aus dem I. Theile des Biedermanns auf der 167. S. anführen. Es iſt aber das Gebeth eines heidniſchen Poeten an den Jupiter.

Du gnadenreicher Zevs, du Herr der finſtern Wolken,
  Du ſtarker Donnergott, begab uns mit Verſtand!
Vertilg uns Sterblichen die Thorheit aus dem Herzen,
  Und lenke Sinn und Geiſt, wohin du ſelber willſt.
Vor allem lehr uns doch den weiſen Rath ermeſſen,
  Nach welchem dein Befehl die ganze Welt regiert:

Damit wir insgeſammt die großen Werke preiſen,
Die deine Macht gezeugt, ſo wie es uns geziemt.
Denn weder Sterblichen, noch den beglückten Göttern,
Wird je von deiner Hand was köſtlichers geſchenkt,
Als wenn ſie voller Luſt die Regeln loben mögen,
Darnach dieß Weltgebäu in ſchönſter Ordnung geht.

27. §. Doch ich will deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unſrer Poeſie abſchaffen ſolle. Sie erwecken dem Gehöre ja ſo viel Beluſtigung als das Sylbenmaaß und die Harmonie ſelbſt; zumal wenn ſie ungezwungener Weiſe kommen, und gleichſam von ſich ſelber fließen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Sylbenmaaßes gar wohl beyſammen ſtehen, wie unſre Poeten in unzählichen Exempeln ſattſam erwieſen haben. Meine Abſicht wäre zum höchſten, nur beyderley Arten der Verſe bey uns im Schwange zu ſehen, wie ſolches in Italien und Engelland geſchieht, wo es einem jeden frey ſteht, gereimte oder ungereimte Verſe zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon würde meines Erachtens vielfältig ſeyn. Fürs erſte würde man ſich gewöhnen, mehr auf das innere Weſen und auf die Sachen in Verſen zu ſehen, als itzo geſchieht; da der Klang der Reime, ſonderlich in kurzen Verſen, das Gehör ſo einnimmt, daß das elendeſte Zeug bey dem größten Theile der Leſer Beyfall findet, welches doch ganz kahl und mager ausſehen würde, wenn es ſich nicht reimete. Dergeſtalt würden ſich die ärgſten Stümper allezeit am eifrigſten nach dem Reime drängen, und ſich nie unterſtehen ungereimte Verſe zu machen; aus Furcht, daß man ohne dieſe Schellen ihre ſchlechte Gedanken gar zu leicht gewahr werden würde.

28. §. Hernach würde man bey uns leichter gute Ueberſetzungen der Alten machen können, als bisher geſchehen: Da das Joch der Reime die Schwierigkeiten bey dieſer Arbeit faſt unüberwindlich gemacht hat. Die Engelländer können daher alle griechiſche und römiſche Poeten in ihrer Sprache,

und zwar wiederum in Verſen leſen: da ſich die Franzoſen mit proſaiſchen Ueberſetzungen behelfen müſſen. Dieſe rauben nun den Originalien die Hälfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals ſo viel Feuer, Geiſt und Nachdruck haben kann, als die harmoniſche Schreibart der Poeten. Es iſt aber allerdings nützlich, wenn auch unſtudirte Leute und Frauenzimmer ſich eine Kenntniß der Alten in ihrer Mutterſprache zuwege bringen können. Wie wäre es z. E. wenn man einmal die Ilias Homers, in alexandriniſchen reimloſen Verſen folgendergeſtalt ins Deutſche brächte?

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechiſchen Heere verderblich u. ſchädlich geworden,
Und ſo viel Geiſter der Helden ins Reich des Pluto geſtürzet;
Aber ſie ſelbſt den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.
So geſchah Jupiters Rath: ſeit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt. Ach! was für erzürnete Götter
Haben dieß Paar zum Zorne gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiters und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt, und hatte die Peſt im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf. ꝛc.

29. §. Drittens würden wir auch in Schauſpielen bald glücklicher werden, als wir noch zur Zeit ſind. Tragödien und Comödien können und ſollen von rechtswegen in einer leichten Art von Verſen geſchrieben ſeyn; damit ſie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterſchieden, und doch einigermaaßen zierlicher, als der tägliche Umgang der Leute, ſeyn mögen. Wenn nun alle Perſonen mit gereimten Verſen auf die Schaubühne treten, und dieſelben herbethen, oder wohl gar herſingen, wie ungeſchickte Comödianten thun: wie kann das natürlich herauskommen? Oder wie kann es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſieht, und ihre ernſtliche Geſpräche höret? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohn Unterlaß, daß er nur in der Comödie ſey; welches er zuweilen gern vergeſſen wollte, um ein deſto größeres Vergnügen zu genießen. In dieſem Stücke haben die heutigen

tigen Engelländer auch vor den Franzoſen den Vorzug: indem ſie nach dem Exempel der Alten in ihren beſten Tragödien faſt lauter ungereimte Verſe brauchen; da hingegen dieſe lauter reimende Helden auf die Bühne ſtellen.

30. §. Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider; und geſtehe es gar gerne, daß ein wohlgemachter, und noch dazu gereimter Vers deſtomehr Anmuth habe. Es ſind aber bey uns Deutſchen ſowohl als bey den Franzoſen zweyerley Reime im Schwange, nämlich die einſylbigten männlichen, und die zweyſylbigten weiblichen. Dieſe vermiſchen wir mit einander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetiſchen Handbüchern nach der Länge gewieſen wird. Und eine ſolche Abwechſelung erweckt wiederum eine Art der Beluſtigung für die Ohren. Hergegen die Italiener bedienen ſich faſt lauter weiblicher Reime, ſo wie die Engelländer lauter männliche haben; die ſie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander miſchen. Bey uns würde das nicht klingen: denn z. E. zwiſchen zween gereimten weiblichen Verſen ſoll kein dritter ſtehen, der ſich mit ihnen nicht reimet; und mit männlichen iſt es eben ſo. Wenn wir miſchen wollen, ſo muß es dergeſtalt geſchehen, daß zwiſchen die zuſammengehörenden Reime männlicher Art, einer oder zweene von weiblicher Gattung zu ſtehen kommen. Drey Zeilen darzwiſchen zu ſchieben, iſt höchſtens in Recitativen erlaubt: anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime ſonſt gar verlieren würde. Wenn man ſie aber nicht mehr hören kann, ſo iſt es eben ſo viel, als ob ſie gar nicht mehr da wären.

31. §. Unſre Alten haben faſt lauter männliche Reime gemacht, wie in Hans Sachſen zu ſehen iſt. Aber in Ottfrieden finde ich doch auch überaus viel weibliche; alſo ſind wohl beyde gleich lange im Beſitze ihrer Rechte geweſen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind lauter männliche in unſrer Sprache zu hart; und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geſchwinde und ſcharfe Ausſprache, daher beißen ſie auch den Reimwörtern, die bey uns weiblich

lauten

lauten würden, den Schwanz ab, und machen alſo aus zweyſylbigten Reimen lauter einſylbigte. Die Italiener hingegen ſind zur Weichlichkeit gleichſam gebohren, und können alſo die beſtändige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten, als z. E. des Taſſo ſeinem, gar wohl leiden. Die erſte Strophe deſſelben ſoll zum Exempel dienen:

Canto l'arme pietoſe e l' Capitano,
Che'l gran ſepolcro libero di Chriſto;
Molto egli oprò col ſenno e con la mano,
Molto ſoffri nel glorioſo acquiſto:
E in van l'inferno ſ' oppoſe e in vano
S'armo d'Aſia, & di Libia il popol miſto,
Che favorillo il Cielo, e ſotto a i ſanti
Segni, riduſſe i ſuoi compagni erranti.

Es ſcheint, daß ſich die Pohlen nach ihnen hauptſächlich gerichtet haben müſſen: weil die poetiſche Ueberſetzung der Argenis bey ihnen gleichfalls keinen einzigen männlichen Reim hat.

32. §. Gemeiniglich reimen ſich bey uns nur zwey und zwey Verſe, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt ſind. Die Italiener hergegen reimen ſehr oft drey Zeilen auf einander, wie denn Taſſo z. E. ſein ganzes Heldengedichte durch, in jeder Strophe ſolches gethan, wie das Exempel im vorigen §. zeiget. Das macht aber, daß ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns ſo leicht nicht beſchweren könnnen. Bey uns hat zwar der Ueberſetzer des Taſſo ſeinem Originale in den dreyfachen Reimen nachfolgen wollen, aber keinen Anhang dadurch bekommen: vielleicht, weil ſonſt ſein befreytes Jeruſalem nicht Schönheiten genug gehabt, um ſich Beyfall zu erwerben. Z. E. Die erſte obige Strophe klingt auf deutſch ſo:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann ſing,
Der Chriſti werthes Grab gar ritterlich erſtritte,
Mit Hand und mit Verſtand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte.

Die Höll zu dämpfen ihn umſonſt ſich unterfing,
Die Heidenſchaft auf ihn umſonſt zuſammen ritte,
Dann ſeine Helden er, durchs Himmels Gunſt und Macht,
Bey alle Kreuzpanier zuſammen wieder bracht.

Die Engeländer binden ſich zwar an ſo was regelmäßiges nicht: aber ſie verwehren ſich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte, in langen Verſen, drey Zeilen auf einander zu reimen, ſo oft es ſich thun läßt: ja ſie bemerken auch dieſelben an der Seite allezeit durch ein beſonderes Verbindungszeichen. Z. E. Der Beſchluß zu Addiſons Cato hebt dergeſtalt an:

What odd fantaſtick Things we Women do!
Who woud not liſten when young Lovers woo?
What! die a Maid, yet have the Choice of Two!
Ladies are often cruel to their Coſt,
To give you Pain, themſelves they puniſh moſt.
Wows of virginity ſhou'd well be weigh'd,
Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
Woud you revenge ſuch raſh Reſolves - - you may
Be ſpightfull - - and believe the thing we ſay;
We hate you, when you're eaſily ſaid Nay.

33. §. Die Franzoſen pflegen, außer in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwey Zeilen auf einander zu reimen. In jenen nämlich müſſen die erſten acht Zeilen nur zweyerley Reime haben, ſo daß vier männliche und vier weibliche auf einander paſſen. Im Rondeau aber müſſen anfänglich erſt fünf, und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemiſcht werden, einerley Reim haben. Unſere Proſodiſten haben in allen ihren Anleitungen gewieſen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen: man ſieht aber nicht, daß ſie Liebhaber bey unſern Poeten finden. Es iſt ein entſetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu ſehr nach dieſem kindiſchen Schellenklange richten; und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran ſich nur kleine Geiſter beluſtigen. Dieſe können der Reime niemals

mals ſatt werden, und ich glaube, daß man bloß ihnen zu gefallen die ſeltſame Art von Verſen erdacht, die ſich vorn und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen, davon man in Menantes gal. Poeſie Exempel nachleſen kann. Ein verſtändiger Poet ſieht mit dem berühmten Ritter Temple,* dem Herrn Alay, als Urheber der ſeverambiſchen Hiſtorie, und dem Grafen Schaftesbury ** die Reime als einen Ueberreſt der barbariſchen Scythen, Gothen und Celten an; die wir lieber zu vermindern als zu vermehren Urſache hätten. Er reimet daher in ſeinen Poeſien ſo wenig, als es ſich thun läßt: und gönnet den Pegnitzſchäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen, dergleichen Exempel oben auf der 223. S. vorgekommen.

34. §. Außer dem Sylbenmaaße und den Reimen, trägt zum Wohlklange eines Verſes, der Abſchnitt in langen fünf- bis ſechsfüßigen Zeilen ſehr viel bey. Dieſes iſt gleichſam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Ausſprache ein wenig ſtille halten, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, neuen Athem ſchöpfen kann. Die Alten haben zu dieſem ihrem Abſchnitte in Verſen keine gewiſſe Stelle beſtimmet, indem ſie z. E. in Hexametern bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuße den Abſchnitt machen. Zum Beweiſe ſollen mir folgende Zeilen Lucans dienen, die zunächſt auf die oben angezogene Stelle folgen:

Nec coïere pares; | alter vergentibus annis
In ſenium, | longoque togae tranquillior vſu,
Dedidicit iam pace ducem, | famaeque petitor
Multa dare in vulgus, | totus popularibus auris
Impelli, | plauſuque ſui gaudere theatri.

Hier ſieht man wohl, daß in der andern und fünften Zeile der Abſchnitt in der Hälfte des andern Fuſſes, in der erſten und vierten, in der Hälfte des dritten, und in der dritten Zeile in der

* Oeuvres melées de la Poeſie.

** Characteriſtiks of Men, Manners and Times.

der Hälfte des vierten gemacht worden ſey. Im Virgil und Ovid findet man eben das, obwohl es nicht zu leugnen iſt, daß die mittlere Art viel gemeiner iſt, als die andern. Im Horaz aber, wenn er gleich in Hexametern ſchreibet, wird man dieſes Stück des Wohlklanges ſehr ſelten finden; ſo wenig hat er ſich daran gekehrt, ob ſeine Briefe oder Satyren angenehm ins Ohr fielen. Er ſchrieb nur Sermones; und glaubte, ſie müßten der täglichen Unterredung gleich kommen.

35. §. Wie nun dieſes für den Poeten überaus bequem iſt, und ſelbſt den Verſen eine angenehme Mannigfaltigkeit zuwege bringt: ſo haben ſich auch die Italiener und Engeländer an keine andre Regel binden wollen. Aus denen kurz vorhin angeführten Exempeln wird man ſolches zur Gnüge abnehmen können, ja zuweilen wird man gar keinen geſchickten Abſchnitt in einem Verſe finden können. Die Franzoſen hergegen, die Holländer und wir Deutſchen ſind darinn viel genauer gegangen. In den zehn und eilfſylbigten Verſen hat man nach der vierten Sylbe, und in alexandriniſchen nach der ſechſten, oder vielmehr gerade in der Hälfte den Abſchnitt zu machen beliebet, und ſich beſtändig daran gebunden. Denn was einige Stümper unter uns anlanget, die in einigen Gedichten ſich einer italieniſchen Freyheit anmaaßen, und ſonderlich in den fünffüßigen Verſen, den Abſchnitt bald nach der vierten, bald nach der ſechſten Sylbe, bald auch wohl gar nicht gemacht haben: ſo überläßt man dieſelbe ihrem Eigenſinne und dem Geſpötte der Schüler, die den Uebelklang ſolcher Zeilen ſogleich wahrnehmen. Es klingt noch einmal ſo gut, wenn man ſelbſt durch die Worte und den Sinn des Dichters, allezeit an einer gewiſſen Stelle, etwas inne zu halten, genöthiget wird; ohne daß der Verſtand zerriſſen werden, oder der Wortfügung zuviel geſchehen darf.

36. §. Es iſt daher ein Uebelſtand, wenn in der erſten Hälfte des Verſes ein Beywort an dem Abſchnitte ſteht, da indeſſen das Nennwort, welches dazu gehört, allererſt in der andern Hälfte folget. Z.E. wenn ich ſchriebe:

Die unvergleichlichen | Poeten unſer Zeiten rc.

Hier

Hier trennet der Abſchnitt ein paar Wörter und Begriffe, die zuſammen gehören, welches ſehr unangenehm fällt. Und gleichwohl iſt Beſſern ein ſolcher gedehnter Vers entfahren:

O unerbittliches Verhängniß meiner Jahre!

der gewiß nicht ein Haar beſſer iſt, als der obige. Aus gleicher Urſache hat mir folgender Vers eben dieſes Poeten niemals gefallen wollen:

Die Gott und ihrem Mann | getreueſte Calliſte ꝛc.

Hier iſt ebenfalls die erſte Hälfte des ſo langgeſtreckten Beywortes zur Calliſte durch den Abſchnitt getrennet worden; ſo, daß man mit Widerwillen daſelbſt ſtille halten muß, wo man noch nichts rechtes denken kann. Ganz beſondre Regeln kann man indeſſen von allen Fehlern, die hier begangen werden, nicht geben. Ein jeder muß nach ſeinem eigenen Gehöre ſich aus den Schriften der reineſten Poeten einen guten Geſchmack zuwege bringen, um ſelbſt zu entſcheiden, was wohl oder übel klinget.

37. §. Ich komme auf die Schlußpuncte ganzer Sätze, welche gewiß ſehr viel zum Wohlklange eines Gedichtes beytragen, wenn ſie auf bequeme Stellen fallen. Fürs erſte iſt es wohl gewiß, daß ein ſolcher Stillſtand ſich am beſten an das Ende ganzer Zeilen ſchickt. Z. E.

Mein Morgen iſt vorbey, die Kindheit meiner Tage:
Wie ich den hingebracht, das weis ich ſelber nicht.
Canitz.

Hier ſieht man wohl, daß beyde Zeilen einen völligen Verſtand in ſich ſchließen, und alſo am Ende einen Ruhepunkt erfordern. Das klingt nun, ſonderlich in dieſer Art von Verſen, wo männliche und weibliche Reime wechſelsweiſe ſtehen, und die wir Elegien nennen, überaus angenehm: woher es denn kömmt, daß auch die Alten, z. E. Ovidius, Tibullus, Propertius, dieſe Regel aufs genaueſte beobachtet haben. Wenn aber mein Poet fortfährt:

Mein Mittag iſt vorbey, der ohngefähr die Wage
Des matten Lebens hielt. Herr! geh nicht ins Gericht.

So hört wohl ein jeder, daß dieſes ſchon ſo anmuthig nicht klingt, weil der Stillſtand nicht am Ende der Zeile, ſondern in der Hälfte der folgenden erſt erfolget. Doch da hier mit der vierten Zeile gleichwohl der Verſtand ſich ſchließet, ſo geht dergleichen Kleinigkeit auch in Elegien noch hin. Das aber iſt unerträglich, wenn man aus der vierten Zeile, in dieſer Art verſchränkter Verſe, den Sinn noch bis in die fünfte zieht. Mir fällt kein Exempel davon bey, und ich mag nicht lange mit ſuchen zubringen: darum mag ſich ein jeder ſelbſt dergleichen anmerken, und ſein Gehör zu Rathe ziehen. Ich bin verſichert, daß nichts ſchöner klingt, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchſtens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verſtand in ſich ſchließen, und entweder einen Punct oder ein Colon am Ende leiden.

38. §. Ganz anders verhält ſichs im Deutſchen mit unſern heroiſchen Verſen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Exempel darf ich von einer ſo klaren Sache nicht anführen, denn man wird ſie auf allen Blättern der Poeten, ſonderlich aber im Horaz antreffen. Daher verwirft man heute zu Tage, was unſre Alten in dieſem Stücke ſich heraus genommen. Z. E. Lohenſtein in der Cleopatra Vtem Aufzuge Iſtem Auftritte, läßt die Königinn ſagen:

Waſcht ſieben Tag euch nicht. Umſchränkt die Todtenkiſte
Mit Eppich. Ziehet Säck anſtatt Damaſten an.

Und bald hernach in derſelben Scene ſagt Beliſar:

Serapens Tempel glänzt
Voll Feuer. Das Altar der Iſis iſt bekränzt
Mit Myrten. Und das Volk ꝛc.

Das klingt nun wohl freylich nicht ſchön, und man hat Urſache gehabt, in neuern Gedichten ſich vor ſolchen Freyheiten in acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch ſo genau nicht binden wollen, als die Franzoſen, welche niemals anderwo,

als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unſere beſten und reinſten Poeten haben ſichs niemals verbothen, den Verſtand in heroiſchen Verſen, bis an den Abſchnitt einer folgenden Zeile, zu ziehen. Ich will nur Amthorn und Günthern zum Beweiſe anführen, die gewiß in der Reinigkeit ohne Tadel ſind. Der erſte will in der Ueberſetzung aus Virgils Aeneis von den Muſen wiſſen:

Warum Junonens Zorn durch ihres Eifers Macht
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht,
In ſo gehäufte Noth? Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo, vor Wuth und Rache toben?

Und Günther, in dem Lobgedichte auf den König Auguſt, ſchreibt von der Geſchwindigkeit im Dichten:

Dieß kann Lucil, ich auch. Allein ich ſeh und weis,
Wie viel Verſtand und Witz, Geduld und Zeit und Fleiß
Ein tüchtig Werk begehrt, das Kluge lüſtern machen,
Der Lorbern würdig ſeyn, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben ſoll.

Wenn man ſich nun dieſer Freyheit mit Maaßen bedienet, dann kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel zwiſchen dem Zwange der Franzoſen, und der gar zu großen Freyheit der Italiener und Engeländer, die aber dadurch eine große Anmuth verlieren.

39. §. Was endlich im Deutſchen die Oden anlangt, ſo gehört fürs erſte dazu, daß ſich mit jeder Strophe der volle Verſtand ſchließe. Die alten Lateiner haben ſich daran auch nicht gebunden. In den meiſten Oden des Horaz hängen etliche Strophen ſo an einander, daß man an dem Ende der einen gar nicht ſtille ſtehen kann. Da möchte ich gerne wiſſen, wie das nach ihrer Muſik im Singen geklungen? Bey uns klingt es nicht, wie wir aus etlichen altfränkiſchen Kirchenliedern ſehen. Allein das iſt noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen haben, ſo kömmt auch wohl mehr, als ein Punct in derſelben vor; und da fragt ſichs, ob er überall ſtehen könne? Am Ende jeder Zeile zwar, kann es

niemand gewehrt werden, den Verſtand zu ſchließen: allein außer dem giebt es in jeder Art der Abwechſelung von Zeilen gewiſſe Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören, und wer ſie daſelbſt nicht macht, der ſündiget wider den Wohlklang. Doch das gehört eigentlich ins Capitel von Oden.

40. §. Dieß iſt nun das allgemeine, ſo ich vom Wohlklange der poetiſchen Schreibart überhaupt habe ſagen können. Beſondre Anmerkungen muß ſich ein jeder ſelbſt machen. Die gemeinen Regeln von der Proſodie und den Reimen habe ich hier nicht abhandeln wollen. Sie ſtehen in ſo viel hundert Handbüchern, und ich ſetze zum voraus, daß man ſich dieſelben bekannt gemacht hat, ehe man mein Buch leſen will. Ich habe nur den Grund von demjenigen anzeigen müſſen, was andere weitläuftiger vorgeſchrieben haben. Und alſo ſchließe ich mit dieſem Capitel den erſten Theil meiner Dichtkunſt, darinn ich nach einer hiſtoriſchen Einleitung im I. Capitel, den Poeten ſelbſt im II. und III. Capitel beſchrieben; im IV. das Weſen der Poeſie, d. i. die Nachahmung, und ſonderlich die Fabel erkläret, und im V. und VI. ihre vornehmſten Eigenſchaften gewieſen. In allen folgenden Capiteln habe ich die Mittel, wodurch die poetiſche Nachahmung geſchieht, nebſt ihrem rechten Gebrauche und Misbrauche angezeiget: d. i. Ich habe die poetiſche Schreibart, nach ihren Fehlern und Schönheiten entdecket. Das waren nun allgemeine Lehren: im folgenden Theile wollen wir die beſondern Gattungen der bey uns üblichen Gedichte vor die Hand nehmen.

Verſuch
einer
Critiſchen Dichtkunſt.
Anderer
Beſonderer Theil.

Das I. Capitel.

Von Oden, oder Liedern.

1. §.

Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben iſt erwieſen worden, daß die Muſik zur Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben. Die erſten Dichter haben lauter muſikaliſche Verſe gemacht, und dieſelben den Leuten vorgeſungen. Die Alten haben ihre Geſetze geſungen, und Ariſtoteles meynet gar, daß dieſelben darum νομοι genennt worden, weil die Strophen der Lieder ſo hießen, darinn ſie vor Alters abgeſungen worden. Die Geſchichte und Thaten der Helden wurden auch ſchon vor Erfindung der Schriften in Liedern aufbehalten. Alles was vor dem Cadmus, von Milet und dem Pherecydes von Scyros in Griechenland gemacht worden, das waren Lieder, und Geſänge. Auch in der Odyſſee finden wir, daß Phemius den Liebhabern der Penelope ein Lied von der ſchweren Rückfahrt der Helden vor Troja ſinget. Agamemnon hat ſeiner Gemahlinn einen Sänger zu Hauſe gelaſſen, ſie in ſeiner Abweſenheit zu beluſtigen und zu erbauen. Menelas giebt im IV. B. ein Feſt, wobey man ſinget und tanzet. Im VIII. B. ſingt Demodokus bey den Pheaciern, von der Liebe des Mars und der Venus. Im XII. ſingen die Sirenen. Im XXI. ſang Phemius, von den Liebhabern der Penelope gezwungen, abermal. Anderer Tiſch- und Trinklieder zu

geſchwei-

geſchweigen, davon de la Nauze in den Memoires de l'Acad. des belles Lettres. Tom. XIII. p. 501. u. f. nachzuſehen iſt. Die Lieder ſind alſo die älteſte Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denſelben den Anfang machen.

2. §. Weil ein Lied muß geſungen werden können, ſo gehört eine Melodie dazu: und weil der Text und die Muſik ſich zu einander ſchicken ſollen, ſo muß ſich eins nach dem andern richten. Es verſteht ſich aber leicht, daß ſich zuweilen die Poeſie nach der Singweiſe; zuweilen aber die Singweiſe nach der Poeſie bequemen wird, nachdem entweder jenes oder dieſes am erſten fertig geweſen iſt. Zwar die alten Poeten, weil ſie zugleich auch Sänger waren, und weder in einem noch in dem andern Stücke gar zu viel Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreife ganz neue Lieder geſungen haben, davon vorher weder die Melodie, noch der Text bekannt geweſen. Sie nahmen es weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaße ſo genau; und konnten auch leicht ſo viel Töne dazu finden, daß es einem Geſange ähnlich wurde. Ich habe ſelbſt einen alten Meiſterſanger, der ein Sänger und Poet zugleich ſeyn wollte, in großen Geſellſchaften, zur Luſt, auf jeden insbeſondere, ein ganz neues Lied ſingen hören. Er dichtete und componirte alſo aus dem Stegreiſe; wie man theils aus den Knittelverſen, theils aus der Melodie leicht hören konnte. So kann und muß man ſich denn auch die älteſten Poeten einbilden. Ihre Texte waren ſo ungebunden, als ihre Melodien; und wenn wir in Kirchen den Lobgeſang Mariä, die Litaney, oder das Lied Simeons ſingen; ſo können wir uns leicht vorſtellen, wie ſolches mag geklungen haben.

3. §. Doch von dieſen erſten Liedern iſt hier nicht mehr die Frage. Man hat ſie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen, und theils die Texte, theils die Melodien gebeſſert. Man erfand gewiſſe Geſangweiſen, die ſehr ſchön ins Gehör fielen, und bemühte ſich, dieſelben nicht wieder zu vergeſſen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr

Einfälle und Gedanken ausdrücken, ſo hub er ſeine Melodie von vorne wieder an: und weil ſeine Verſe ſich auch darnach richten mußten, ſo entſtund abermal eine Strophe, die der erſten ungefähr ähnlich war. Und damit fuhr man ſo lange fort, bis das Lied lang genug ſchien, oder bis der Dichter nichts mehr zu ſagen hatte. Anakreon ſcheint indeſſen von Strophen oder abgetheilten Verſen ſeiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle ſeine Liederchen gehen in einem fort, bis ſie zum Ende ſind, und man könnte ſie alſo nach unſrer Art eher Arien, als Oden nennen. Z. E. Die IV. Anakreontiſche Ode. Auf ſich ſelbſt.

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern,
Will ich liegen und eins trinken.
Amor ſoll mit nackter Schulter,
Und halb aufgeſchlagnem Kleide,
Mich aufs artigſte bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft ſo ſchnell als unſer Leben:
Und da bleibt von unſern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts den Grabſtein ſalben,
Und den ſchnöden Wuſt der Grüfte?
Salbt mich ſelber, weil ich lebe,
Krönet mich mit friſchen Roſen;
Ruft mir her die ſchönſte Freundinn!
Amor! eh ich von hier ſcheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

4. §. Die erſten Melodien werden meines Erachtens nur auf eine Zeile gelanget haben, und in der andern hat man ſie ſchon wiederholen müſſen. Hernach hat man ſie etwa auf zween Verſe verlängert: und dabey werden ſonderlich unſere Vorfahren, die eine gereimte Poeſie liebten, geblieben ſeyn; weil wir ſonſt keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten alſo einen Vers, darauf ſie eine Melodie hatten; alsdann huben ſie

dieſelbe von neuen wieder an. Die Griechen, ob ſie gleich anfänglich auch nicht künſtlicher geweſen, wurden doch allmählich beſſere Sänger und Spielleute, und erfunden alſo beſſere Melodien, die ſich auf vier, fünf, ſechs, auch nach Gelegenheit, auf mehr Zeilen erſtreckten: wie man aus ihren Poeten ſieht. Dadurch wurden auch die poetiſchen Strophen länger, die ſie denn unter ſich einander gleich machten; weil man am Ende der einen, die Melodie wieder von Anfange anheben mußte. Das Wort ςροφη zeigt ſolches zur Gnüge, weil es von ςρεφειν, oder vom Umkehren ſeinen Urſprung hat, und alſo eine **Wiederkehr** bedeutet. Wenn man es alſo einen Vers heißt, ſo iſt es eben ſo viel; weil verſus von vertere hergeleitet wird. Ich weis wohl, daß man andere Erklärungen von dieſem lateiniſchen Worte giebt: z. E. Weil man oft was ändern, verkehren oder verſetzen müßte, wenn man Verſe macht, oder weil man den Griffel, womit die Alten ſchrieben, oft umkehren müſſen, um in den Wachstafeln, darauf man ſchrieb, etwas auszulöſchen: Saepe ſtilum vertas etc. Allein das ſind Wortſpiele. Beſſer iſt es noch, wenn man ſagt, das Umkehren im Schreiben am Ende einer Zeile, habe dieſen lateiniſchen Namen zuwege gebracht: denn wir finden bey den Alten, daß ſie auch die Zeilen proſaiſcher Schriften Verſe genennet haben. Das läuft aber mit dem obigen auf eins hinaus. Die homeriſchen Zeilen ſind Verſe, in dieſem Verſtande; und ſind es auch nach meinem Sinne: weil man alle Zeilen nach einer und derſelben Melodie geſungen, und alſo dieſelbe Geſangweiſe immer von neuem wieder angefangen hat.

5. §. Die Strophen einer Ode, oder wie unſere Alten nach Art der Griechen ſagten, die **Geſetze** derſelben, müſſen alſo auch, bey unſerer heutigen künſtlichen Muſik, eine gewiſſe Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten; wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Melodie ſollen ſingen laſſen. So habens die Griechen und Römer gemacht, und ſo machens auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindariſchen Oden machen hier eine Ausnahme. Die beyden erſten Verſe derſelben,

ςροφη und αντιςροφη, die wir den Satz und Gegenſatz nennen, ſind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte ſchickt ſich nicht mehr dazu. Folglich ſchließe ich daraus, daß man dazu zweyerley Melodien geſungen habe, eine zu anfangs zweymal, die andere zum Beſchluſſe nur einmal; welches gewiß ſo übel nicht klingen kann. Exempel ſolcher Oden kann man in Opitzen und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit ſind ſie ganz aus der Uebung gekommen, weil ſie außer der Muſik keinen Nutzen haben. Ich will aber ein eigenes herſetzen.

Strophe, oder Satz.

Edler Pindar! deine Lieder
Füllen noch den Helikon;
Und der kühnen Seiten Ton
Schallt noch um den Pindus wieder.
Doch wer kann in tiefen Sträuchen,
Wo nur Pan um Mitternacht,
Bey den wilden Faunen wacht,
Deinen hohen Geiſt erreichen!

Antiſtrophe, Gegenſatz.

Flaccus ſelber muß bekennen;
Deinen Spuren nachzugehn,
Seyn ein freches Unterſtehn,
Ein verwegnes Stück zu nennen.
Traut der Römer ſeinen Schwingen,
Schon ſo wenig Kräfte zu:
O! wer ſingt denn ſo, wie du?
O! was wird es mir gelingen?

Epodos, Schlußſatz.

So ſpiel ich denn in ſtillen Gründen
Mein ſanft und blödes Haberrohr;
Und will mir in der Hirten Chor
Nur Epheu um die Schläfe winden.
Wenn ich kein Pindar werden kann;
So ſing und ſpiel ich wie Sylvan.

6. §. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemacht werden, oder auch von zweenen Chören gegen einander, als ein Geſpräche geſungen werden ſollen, dergleichen in Herrn Gräfens Sammlungen etliche anzutreffen ſind: ſo kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechſeln, ſie nach zwo verſchiedenen Melodien in die Muſik ſetzen, und von zween Chören Muſikanten wechſelsweiſe, abſingen laſſen. Amthor hat auf der 187. und 188. Seite ſeiner Gedichte ein ſolches Exempel gegeben, und man ſingt auch an gewiſſen Orten das Lied; **Nun laßt uns den Leib begraben;** auf die Art, daß, nach Endigung einer jeden Strophe, ein Sänger, im Namen des Seligverſtorbenen, einen Vers von dem Liede: **Gehabt euch wohl, ihr meine Freund;** darzwiſchen ſingt. Wie nun dieſes ſehr angenehm klinget, alſo wundert michs, daß man nicht mehr ſolche Wechſeloden, wie man ſie nennen könnte, ſo wohl in geiſtlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Zum wenigſten habe ich meine lange Jubelode, die auf der 85. S. meiner Gedichte ſteht, in zweyerley Arten der Strophen verfertiget: und wenn ſelbige alſo geſungen werden ſollte; ſo müßten zwo Melodien auf die zwo erſten Strophen geſetzt werden. Dieſes iſt auch bey ſolchen langen Liedern um deſto rathſamer, weil durch die Abwechſelungen zwoer Melodien eine größere Mannigfaltigkeit in den Geſang gebracht, und der Ekel alſo vermieden werden kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und derſelben Weiſe, leicht entſtehen könnte.

7. §. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verſtand nicht allemal zu ſchließen, wie man aus Horazens Ode ſehen kann. Bey uns aber hat mans mit gutem Grunde eingeführt, und es klingt gewiß noch einmal ſo gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erſt in der folgenden Strophe ſuchen müßte. Ja man bemüht ſich, auch den Schluß jedes Verſes allezeit nachdrücklich und ſinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatiſche Spitzfündigkeit darinn ſtecken müßte: ſondern darum, daß die letzte Zeile nicht kalt und matt abfalle,

und

und alſo das vorhergehende Feuer gleichſam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schluſſe der Strophen ſehr ſelten gut, wenn die letzte Zeile für ſich einen Satz macht, der mit der vorhergehenden, wenigen, oder gar keinen Zuſammenhang hat. Es iſt allezeit beſſer, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen hübſch in einem hinter einander fortrollen, daß man im Leſen nicht eher ſtille halten oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Z. E. Wenn Canitz in der Ode auf ſeine Doris ſinget:

Soll ich meine Doris miſſen?
Hat ſie mir der Tod entriſſen?
 Oder bringt die Phantaſey
 Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden!
 Meine Doris deckt ein Grab.
Reiß, Verhängniß! meinen Stunden
 Ungeſäumt den Faden ab.

So ſieht man wohl, daß der Schluß deswegen ſo ſchön klappt, weil die zwo letzten Zeilen in einem Stücke fortlaufen. Doch muß man hiervon eine Ausnahme machen: denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Als z. E.

 Ein Jüngling, deſſen hoher Geiſt
Aus Augen Mund und Weſen lachte,
Der oft das Alter ſtutzig machte,
 Das ſonſt der Jugend Lehrer heißt:
Der unſrer Welt zu Nutz gebohren,
 Der Seinen Zier und Freude war,
 Betritt die ſchwarze Todenbaar:
Gewiß, das heißt zu viel verlohren!

Amthor.

8. §. Was ſonſt die andern Schlußpuncte in der Mitte einer Strophe anlangt, ſo muß man darinn einen beſondern Wohlklang beobachten. In den beyden angeführten Exempeln achtzeiligter Strophen mußte nothwendig an der vierten Zeile ein Punct ſtehen; und es würde ſehr übel geklungen haben, wenn man den Sinn bis auf die fünfte Zeile gezogen

 hätte.

hätte. Wäre aber die Verſchränkung der Reime dergeſtalt geweſen, als in folgender Strophe von ſechs Zeilen:

Auf! ihr klugen Pierinnen,
Laſſet uns ein Lied beginnen,
  Einem Helden, der euch liebt;
Der bey ſeinen ſchönen Flüſſen,
Welche ſich hierum ergießen,
  Uns auch eine Stelle giebt.

Opitz.

So hätte nach der dritten Zeile der Verſtand vollkommen ſeyn müſſen, und ſo auch in andern Arten allezeit anders. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe geweſen, ſo muß ſie in allen andern ſeyn: damit ſich die Geſangweiſe der erſten auch darauf ſchicke; und mit einer Hälfte der Melodie, auch der ganze, oder halbe Verſtand ſchließe. Dieſe Regel iſt von unſern älteſten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. Opitz, Flemming, Dach, Gryph u. a. m. ſchließen den Verſtand in den Strophen ihrer Oden zwar oftmals recht; aber auch vielmals unrecht. Neukirch hat dieſes faſt zuerſt wahrgenommen, und in dieſem Stücke einen beſſern Wohlklang eingeführt; welchem denn Günther glücklich gefolget iſt. Man ſehe in den Hoffmannsw. Gedichten die Exempel des erſten nach, und nehme auch von Neuern die Oden der D. G. dazu.

9. §. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge ſeyn. Man kann allerley Vermiſchungen von drey, vier, fünf, ja ſechsfüßigen Verſen in der erſten Strophe machen, und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob ſie wohl klingen. Daraus entſtehen nur unzählige Gattungen der Oden, die doch dem Sylbenmaaße nach, nur entweder jambiſch oder trochäiſch ſind. Z. E. Opitz hat folgende Art:

Ihr ſchwarzen Augen ihr, und du o ſchwarzes Haar
Der friſchen Flavien, die vor mein Herze war,
  Auf die ich pflag zu richten,
   Mehr als ein Weiſer ſoll,
  Mein Schreiben, Thun und Dichten,
   Gehabt euch ewig wohl!

Doch

Doch ich müßte etliche Schocke herſetzen, wenn ich nur die beſten wählen wollte. In Weidners Ueberſetzung von Horazens Oden, kann man unzählige Gattungen finden, und ſich die beſten davon wählen. Ja auch im hübneriſchen Handbuche kann man ſich zur Noth eine Menge möglicher Veränderungen von trochäiſchen und jambiſchen Strophen bekannt machen. In meinen Gedichten wird man gleichfalls an den größern Heldenoden auf den Kaiſer, den hochſeligen König in Pohlen, auf des itzigen Königs Maj. imgleichen auf den Prinzen Eugen, und auf das Jubelfeſt, eben dergleichen Arten antreffen. Doch könnten auch nach dem Muſter der Griechen und Lateiner, ſapphiſche, phaläciſche, alkaiſche und chorijambiſche Oden, gemacht und geſungen werden; wie ich in dem letzten Capitel des I. Theils dieſer Dichtkunſt gewieſen habe.

10. §. Die Materien, die in Oden vorkommen können, ſind faſt unzählich, obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebraucht worden ſind. Dieſer erſten Erfindung zufolge, würde man alſo nur traurige, luſtige und verliebte Lieder machen müſſen. Aber nach der Zeit hat man ſich daran nicht gebunden; ſondern kein Bedenken getragen, alle mögliche Arten von Gedanken in Oden zu ſetzen. Zwar Horazens Regel nach, würden nur wenige Claſſen darinnen vorkommen.

Muſa dedit fidibus Diuos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Aber ſeine Exempel zeigen, daß er es dabey nicht hat bewenden laſſen; indem er wohl ſo gar Briefe in Form der Oden geſchrieben, ja Satiren, Geſpräche und Lehrgedichte darinn abgefaßt, Fabeln erzählt, ſich ſelbſt in einen Schwan verwandelt, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unſern alten Poeten wird man alle dieſe Arten auch antreffen, wie die Exempel am Ende dieſes Capitels zeigen werden. Doch wenn man die Natur der Sachen anſieht,

ſieht, ſo iſt es wohl am beſten, wenn man ſich von der erſten Erfindung ſo wenig entfernt als möglich iſt, und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe darinn herrſchen läßt. Doch begreift ein jeder, daß man das Lob, ſowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten; und die Liebe, ſowohl bey eigener als fremder Leidenſchaft, d. i. bey Hochzeiten beſingen könne.

11. §. Daraus iſt nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müſſe. Nach ihren verſchiedenen Gattungen muß ſich dieſelbe auch ändern. Die Loboden müſſen in der pathetiſchen und feurigen, die lehrreichen in der ſcharfſinnigen, die luſtigen und traurigen, theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemacht werden. Die Urſache ſieht man leicht. In der erſten Art beherrſcht die Bewunderung und Erſtaunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrößert, lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrückungen zeuget; lauter edle Gleichniſſe, reiche Beſchreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz, alle Schönheiten zuſammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieſes iſt denn die ſogenannte Begeiſterung, das berühmte Göttliche, ſo in den Oden ſtecken ſoll, weswegen Pindar ſo bewundert worden. Um nun von dieſem ſo beruffenen pindariſchen Weſen, unſern Deutſchen einen Begriff zu machen, will ich eine obgleich proſaiſche Ueberſetzung, aus dem Pindar herſetzen; und alſo vielen falſchen Begriffen vorbeugen, die ſich einige davon machen. Es iſt die IV. olympiſche, die er auf den Pſaumis den Camariner gemacht, als er den Sieg im Wettlaufe mit den Wagen davon getragen hatte. Sie lautet ſo:

Höchſter Gott! der du vom oberſten Himmel her, deine Donner gleich unermüdeten Roſſen in den Lüften fliegen läſſeſt; die Stunden, dieſe dir unterthänigen Göttinnen, deren Pflicht es iſt, die Jahreszeiten nach und nach herbeyzuführen, und die heute die prächtigen piſaniſchen Schauſpiele erneuert haben, die dir geweihet ſind, ſchicken mich mit der Leyer in der Hand zu dir, großer Jupiter, daß ich mit Liedern, die ſich in ihre Töne miſchen, die

Pracht

Pracht dieſer Spiele, und den Ruhm eines Freundes beſingen ſoll, der im Wettlaufe mit den Roſſen den Preis davon getragen hat. Es iſt billig, und die Tugend ſelbſt heiſcht es von uns, bey dem Glücke unſrer Freunde, unſer Vergnügen zu bezeugen. Nimm alſo, du Sohn Saturns, der du auf dem Aetna, dem Schauplatze deiner Siege über den Stolz des hundertköpfigten Typhons triumphireſt, den du mit deinem Blitze zerſchmettert haſt, und der unter der Laſt dieſes berühmten Berges ſeufzet; nimm dieſen Geſang, der dir zum Dankopfer gebracht wird, gnädig an, indem er den Verdienſten einen ewigen Glanz ertheilen ſoll.

Er kömmt ſchon, auf dem ſieghaften Wagen, Pſaumis kömmt, den du ſelbſt begnadiget haſt. Dieſer mit piſaniſchen Oelzweigen gekrönte Ueberwinder, eilet ſchon durch ſeine Gegenwart, ſeinem Vaterlande einen neuen Glanz zu verſchaffen. Großer Gott, ſey allen ſeinen übrigen Wünſchen eben ſo geneigt: denn ich lobe ihn mit Rechte; da er zwar mit allen Tugenden geziert, doch ſonderlich durch die edle Neigung berühmt iſt, muthige Hengſte zu erziehen, zu erhalten und abzurichten; da er freygebig und gaſtfrey im höchſten Grade iſt, und eine aufrichtige Liebe zur Stille und Ruhe ſeines Vaterlandes beſitzt; die ihm von den reinen und weiſen Gebothen einer glücklichen Auferziehung eingeflößet worden. Ich ſage nichts, als was wahr und bekannt iſt. Weg! aus den Lobſprüchen des Pſaumis, mit allem, was der Lügen gleicht: nur durch gewiſſe und wiederhohlte Thaten, nur durch die Proben ſelbſt, muß man von den Sterblichen urtheilen.

Die Proben verwandelten vormals die Verachtung und die Spottreden der Weiber zu Lemnos, über die weißen Haare des Clymenus, in lauter Verwunderung. Als Sieger auf der Rennbahn, wo man in voller Rüſtung läuft, ſprach er zur Hypſipyle, indem er ſich näherte, die Krone von ihrer Hand zu nehmen: du ſiehſt wohl, wie ſtark ich im Laufen bin; die Kraft meines Arms und meine Herzhaftigkeit gleichen der Behendigkeit meiner Schenkel. Urtheile nicht mehr nach der Farbe weißer Haare, die oft den jüngſten und ſtärkſten vor der Zeit wachſen.

12. §. Hier ſieht man nun die pindariſche Art zu denken, die von den Alten für ſo unnachahmlich gehalten worden. Sie beſchäfftiget ſich freylich mit lauter erhabenen Sachen, mit dem Jupiter und ſeinem Feſte; mit dem Siege, den er über die Rieſen erfochten; mit der Strafe Typhons, unter dem Berge Aetna; mit der Geſchicklichkeit des Siegers, in

Erziehung und Abrichtung der Pferde; mit den übrigen Tugenden deſſelben, die der Poet billiger Weiſe höher ſchätzet, als den Sieg ſelbſt; den er mehr für eine Gabe Gottes, als für ein Werk des Siegers ausgiebt. Man ſieht hier ferner die Ehrlichkeit des Dichters, da er nichts loben will, als was die Wahrheit bezeuget, und was durch Proben erweislich iſt. Dieſes erläutert er zum Beſchluſſe mit einem Beyſpiele aus den Geſchichten. Nun bleibt er zwar die Anwendung ſchuldig: allein, vielleicht iſt dieſelbe damals leichter zu machen geweſen, als wir denken; und es kann wohl ſeyn, daß auch dieſer Ueberwinder vor ſeinem Siege, nicht für voll angeſehen worden. Hat der Poet nun dieſes auf eine klügliche Art zu verſtehen gegeben, ohne es ausdrücklich zu ſagen: ſo ſieht man auch ſeine Geſchicklichkeit im loben, die allen Lobdichtern anzupreiſen iſt. Ueberhaupt könnte man aus dieſem Muſter viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Ich will nur der folgenden erwähnen. I. Lobe an deinem Helden keine Dinge, dafür er ſelbſt nichts kann: zum Exempel, ſein Geſchlechte, ſein Vaterland, ſeine Leibesgeſtalt, ſeine Jugend ꝛc. von allen dieſen Stücken ſagt Pindarus nichts. II. Schäme dich nicht, das Gute, das deinem Helden wiederfährt, Gott ſelber zuzuſchreiben: dieſes thut Pindarus; ohngeachtet ſein Sieger auch viel Theil an dem erkämpften Preiſe hatte. III. Lobe an deinen Helden das, was ganz auf ſie ankömmt, nämlich die Tugenden, die ein Werk des menſchlichen Willens ſind. IV. Halte dich bey keiner Beſchreibung von Kleinigkeiten auf; z. E. von Pferden, von Wagen, und andern ſolchen Lapalien, darauf kleine Geiſter ſo leicht verfallen, die aber Pindar gar übergeht. V. Male deinen Helden nicht als eine Geburt deiner Einbildungskraft, ſondern lobe nur das an ihm, deſſen Wahrheit, durch augenſcheinliche Proben bewieſen werden kann ꝛc. Wer ſo lobt, den will ich einen pindariſchen Dichter nennen.

13. §. Nun weis ich zwar, daß man zu den pindariſchen Oden, eine ſehr kühne und erhabene Schreibart zu rechnen

pflegt;

pflegt; die einige nicht beſſer zu erreichen wiſſen, als wenn ſie recht dunkel, abgebrochen, und verſtümmelt deutſch ſchreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten betrifft, ſo werden wir dieſelben in folgenden Oden unſrer deutſchen Poeten ziemlich pindariſch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verſtümmeln der Sprache betrifft, ſo iſt es leicht zu begreifen: daß Pindarus durch grammatiſche Schnitzer nicht zum Gegenſtande der Bewunderung geworden, ſondern durch edle Gedanken; die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln beſtehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen Pindar in Deutſchland gehabt, ſo kann doch ſo gar viel eben nicht gefehlt haben. Wenigſtens haben Flemming, Gryph, und Amthor kein übles Geſchicke dazu gehabt. Unſer Günther hat wohl in dieſer Art von Oden ein Meiſterſtück auf den Prinzen Eugen gemacht: wenn er ſich nur nicht ſo tief herunter gelaſſen hätte, als er vorhin hoch geſtiegen war; da er auch Nachbars Hanns in einer Dorfſchenke, zum Vorwurfe ſeiner Gedanken genommen. Im Franzöſiſchen iſt Rouſſeau glücklich darinn, wie auch aus der Ode auf die Weltbezwinger, die Amthor überſetzt hat, ſchon zu ſehen iſt. Des la Grange drey philippiſche Oden, auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich, ſind zwar in einem ganz widrigen Affecte geſchrieben; aber eben ſo feurig, und ſo zu reden raſend, als eine von den obigen. Und das iſt kein Wunder. Er hat es vermuthlich in ſeinem Schimpfen und Schelten ernſtlicher gemeynet, als andere, die im Loben aus dem Schmeicheln ein Handwerk machen. In geiſtlichen Oden iſt Simon Dach dieſer Schreibart ſehr mächtig geweſen, und inſonderheit iſt das Lied: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht; für ein vollkommenes Meiſterſtück anzuſehen. Auch Andreas Gryphius, hat in ſeiner langen Ode auf den Kirchhof, mehr als eine Probe der pathetiſchen Schreibart gegeben, die ſehr zu loben iſt. Zur Probe will ich ein paar Strophen herſetzen:

Wie

Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich ſteh? rauſcht ihr o Linden?
Wie reißt die Erd auf ihren Schlund,
Und läßt die Wurzel ſich entbinden?
Hör ich das Raſſeln dürrer Bein?
Hör ich ein heiſcher menſchlich Brauſen?
Hör ich der Suden holes Sauſen?
Wälzt ihr euch ab, ihr ſchweren Stein? ꝛc.

Hilf Gott! die Särger ſpringen auf!
Ich ſchau die Körper ſich bewegen.
Der längſt erblaßten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Reſt zu regen.
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren
O Schauſpiel! das mir heiße Zähren,
Aus den erſtarrten Augen dringt!

14. §. Die luſtigen Lieder, die beym Trunke oder ſonſt zum Scherze ſtatt finden, müſſen ſo wohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen in der natürlichen Schreibart gemacht werden, die nicht mehr ſo edel, feurig und verwegen klinget; ſondern mit wenigern Zierrathen zufrieden iſt. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichſam in einem halben Rauſche, kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will, wie Pietſch in einem Trinkliede gethan hat, welches im VII. B. der Beyträge ſteht. Zum Exempel der luſtigen kann Günthers Tabakslied dienen, nebſt verſchiedenen, die in Flemmings und Opitzens Gedichten vorkommen. Z. E. im erſten Buche der poet. W. des letztern, ſteht eine an Nüßlern, und da kömmt folgende Strophe vor:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
  Waſſer hab ich nicht vonnöthen:
Nun es gilt dir, Bruder mein!
  Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit ſoll laſſen hinter ſich.

In dieſer Schreibart läßt ſich auch bey Hochzeiten und andern frölichen Veranlaſſungen, bequem ein Gedichte verfertigen.

gen. Von zärtlichen oder traurigen Liedern habe ich ſchon oben Canitzens Klagode gelobt, und itzo will ich noch Beſſers Ode auf denſelben Todesfall, und als er vierzig Jahre alt war, hinzuſetzen. In geiſtlichen Geſängen müſſen die Bußlieder und andre, wo ein trauriges Weſen herrſchet, ſo abgefaſſet werden, wie Dach, Riſt, Gerhard und Franke; von neuern aber Neumann und Rambach uns die Muſter gewieſen haben.

15. §. Endlich die ſinnreiche Schreibart kann in moraliſchen Oden ſtatt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Günthers Ode auf Graf Sporken, imgleichen Andr. Gryphii über den Gottesacker, und viele in Amthors Gedichten ſind hierinn unvergleichlich. In Canitzens geiſtlichen Gedichten ſind auch einige treffliche Muſter davon. In dem Liede: Herr, ich denk an jene Zeit; hat Mylius ein Meiſterſtück einer ſinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewieſen; dergleichen auch Simon Dach vom Tode und von der Ewigkeit ſehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geiſtliche Lieder beyſammen finden: ſo nehme man M. Gottſchaldts Univerſalgeſangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moraliſchen, luſtigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beyſammen zu haben: ſo ſchaffe man ſich diejenige Sammlung an, die Herr Gräfe neulich im großen Formate, mit neugeſetzten ſehr ſchönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht geſtellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrſchet. Dieſes unterſcheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umſchweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, ſo zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; ſie verſetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles ſchmeckt nach einer Begeiſterung der Muſen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon ſehen will, der darf nur die

Oden

Oden der deutſchen Geſellſchaft nachſchlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur iſt noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müſſe. Dieſes ſieht einer Geſchichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man ſich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftſchlüſſen, die einem Weltweiſen beſſer anſtehen, als einem Dichter; der gleichſam Orakelſprüche vorbringt, die er nicht beweiſen darf, weil ſie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, denn, weil, darum, daher, hernach, u. d. gl. eine Ode ſehr ſchlecht; und man pflegt zu ſagen, daß eine ſchöne Unordnung in der Ode die Probe der höchſten Kunſt ſey. Boileau ſchreibt:

Chez elle un beau deſordre & un effet de l'art.

17. §. Anſtatt der Exempel, die ich in den vorigen Ausgaben von meiner eigenen Arbeit gegeben habe, ſetze ich itzo lauter Meiſterſtücke unſrer alten Dichter, Opitzens, Flemmings, Dachs, Tſchernings und Neukirchs her. Ich halte dieſelben nicht nur alleſammt für ſtärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehört, als alles, was wir heute zu Tage ſchreiben; ſondern hoffe auch, daß ich durch die geſunde Hitze dieſer Muſter, unſre angehende Dichter auf die rechte Spur helfen, und ſie von dem finſtern Geſchmacke gewiſſer heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachſchnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun geſtehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verſe, unſre Alten nicht ganz unverbeſſerlich ſind. Allein wer die Regeln unſrer heutigen Proſodie, und die reine Wortfügung der beſten Dichter kennet, der wird ſich ſchon in acht zu nehmen wiſſen, daß er mit dem Guten der Alten nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beſchluſſe will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componiſten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen ſich gleich gut ſingen laſſen. Diejenigen Oden klingen noch einmal ſo

ſchön, die am Ende mit einem männlichen Reime ſchließen, als die andern, die ſich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfiſchen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen ſich in der Muſik viel beſſer hören laſſen, die mit einer langen Sylbe ſchließen: ſo rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

* *

Opitz, auf die Reiſe des Fürſten zu Lignitz, ins hirſchberger Bad.

O du Quell der Heilſamkeit!
Du berühmter Arzt der Glieder!
Wir vertrauen dir nun wieder
Troſt und Hoffnung dieſer Zeit.
Schau, es giebt itzt unſer Land
Dir ſein Haupt in deine Hand.

Kommt ihr Nymphen ſäumet nicht!
Kommt entgegen hergegangen,
Eilet, freudig zu empfangen,
Aller Fürſten Zier und Licht.
Ehret ſeine Göttlichkeit;
Weil ihr ſelber göttlich ſeyd.

Laßt den ſüßen Weſt hier ſeyn,
Laßt den Zacken reicher fließen,
Springt auf! Lilien, Narciſſen,
Füllet euren Körben ein.
Streut den Weg mit Roſen voll,
Wo mein Phöbus gehen ſoll.

Rieſenberg, erfreue dich!
Dein begrüntes Baumgewölbe,
Die Gebährerinn der Elbe,
Neige vor dem Prinzen ſich.
Steht zu Dienſten allzumal,
Wieſen, Felder, Wald, und Thal.

Aber du, du werther Held,
Den die Schaar der Muſen liebet,
Dem ſie einen Namen giebet,
Den nicht Zeit noch Sterben fällt,
Denke, was du itzund thuſt:
Nimm zwar Waſſer, doch mehr Luſt.

Hier ſoll gar kein Kummer ſeyn;
Hier verſchiebt man große Sachen.
Ruhe, Gnüge, Scherzen, Lachen,
Steige frölich mit dir ein.
Fürſten ſind auch Sorg und Wahn,
Wie die Menſchen unterthan.

Ihr Gemüth empört ſich nicht,
Wenn das Glücke ſie beſcheinet;
Thut nie kläglich, ſeufzt und weinet,
Wann der Sturm den Maſt zerbricht;
Bleibet immer unbewegt,
Wird nicht anders, als es pflegt.

Fleuch zu ſuchen gar zu weit,
Was ſich morgen zu wird tragen;
Nimm das Beſte von den Tagen,
Die der Himmel dir verleiht.
Unſer Weſen hat ſein Ziel,
Sorge wenig, oder viel.

* *

Opitz, auf das herzogliche holſteiniſche Beylager.

Sonne! deren ſchönſtes Licht
Nunmehr Eis und Schnee bethauet,
Und des Winters Härte bricht;
Haſt du jemals angeſchauet,
Daß was edlers vor der Zeit,
Seine Freyheit hat verfreyt?

Vaterland! bekenne mir,
Sage mir von ganzem Herzen,
Hoffeſt du nicht auch von hier
Eine Stillung derer Schmerzen,
Welche dich bisher gekränkt,
Und dir deinen Muth geſenkt?

Nun, der Höchſte ſey gelobt!
Aber ihr, ihr wilden Waffen,
Wie ergrimmt ihr habt getobt,
Dennoch ſollt ihr itzt entſchlafen.
Solche Heirath kann allein
Nicht nur eine Heirath ſeyn.

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen ſüßen Bitterkeiten
Welche nichts bezwingen ſoll,
Weiche dieſes Gift der Zeiten;
Dieſes Gift, das nur zu viel,
Herz und Haupt durchdringen will.

Grün auch du, du werthes Paar!
Das ſich nun zuſammen giebet.
Nymphe! was ſonſt Hoffnung war,
Wird itzt in der That geliebet.
Held, des Landes Licht und Schein,
Will dein Licht alleine ſeyn.

Dieſe neue Galathee
Wird dir Leut und Land erquicken,
Wird dir deine Cimberſee,
Mit den Stralen überblicken;
Mit den Stralen, deren Zier,
Wie Diana, glänzt herfür.

Sey getroſt, o Vaterland!
O du himmliſches Gewölbe!
Seegne dieſes Friedenspfand,
Lauf, und eile doch, du Elbe;
Zeig es deinem Holſtein an,
Daß es auch ſich freuen kann.

Singet frölich, Wild und Wald,
Singe, was ſich regt auf Erden;
Kind und Aeltern, Jung und Alt,
Singet: Es wird beſſer werden!
Singt: Der Lenz verjüngt das Feld,
Und der Rautenſtrauch die Welt.

* *

Opitz, auf das Mettichiſche und Dohnaiſche Beylager.

Erato, mir werden itzt
Wie vor dieſem, meine Sinnen
Zwar nicht mehr von dir erhitzt;
Hippokrene will nicht rinnen:
Und das Feſt der Schönen Braut
Wird ohn Hochzeitlied geſchaut.

Doch, was nützet mein Geſang?
Weil das groſze Rund der Erden
Seine Stimm und Freudenklang
Läßt ein Brautgerichte werden;
Weil ihr Lied ſich hören läßt,
Bis durch Nord, Süd, Oſt und Weſt.

Feld und Wieſen ſind erfreut,
Echo ruffet in den Wäldern.
Die gewünſchte Frühlingszeit
Läßt ſich ſehn auf allen Feldern,
Und der kühle Thau der Luft
Netzt der ſchwangern Erden Kluft.

Es erquickt ſich und erwarmt,
Durch die Kraft der güldnen Sonne,
Was die reiche See bearmt.
Das Geflügel iſt in Wonne;
Lobt, ſo gut es immer mag,
Fräulein, deinen Hochzeittag.

Die Vermehrerinn der Welt,
Venus, ſpringt in leichten Tänzen,
Sammt den Nymphen um das Feld;
Die, geziert mit grünen Kränzen,
Stimmen, jede wie ſie kann,
Ein erfreutes Brautlied an.

Komm, du ſchönes Abendlicht!
Das der Lieb Erfüllung giebet,
Nachtſtern, komm, und ſäume nicht!
Wer mit rechter Treue liebet,
Dem wird länger nur ein Tag,
Als ein Jahr ſonſt währen mag.

Edles Nachtlicht, komm! Es kömmt!
Luna läßt ihr Silber blinken,
Der Geſtirne Feuer glimmt,
Hymen und Cupido winken;
Sie begehren dich herfür,
Du, noch itzt der Fräulein Zier.

Menſchgöttinn! nicht ſäume dich,
Dein halb du, dein Troſt auf Erden,
Bringt zu dir ſich ganz mit ſich;
Schau, ein Weinſtock muß vor werden,
An dem Ulmbaum aufgeführt,
Eh man reiche Trauben ſpürt.

Nun ſie kömmt, die edle Braut!
Caſtors Schweſter muß ihr weichen;
Rom hat ſchöners nichts geſchaut,
Mentors Bild hat nichts dergleichen.
Und Apelles hätt erkannt
Die Gebrechen ſeiner Hand.

Werthes Paar! vermengt die Brunſt,
Liebt und gebet, gebt und liebet,
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Die euch zwey zuſammen giebet.
Der gezierten Braut Geſtalt,
Sey bald fruchtbar, langſam alt.

* *

Opitz, auf eine bürgerliche Hochzeit.

Und wer iſt dieß Licht der Jugend?
Wer doch iſt ſie, die ſich hier
Läßt begleiten, von der Tugend
Minder nicht, als ihrer Zier?
Wie die ſchöne Röthe zeigt,
Die ihr in das Antlitz ſteigt.

Iſt es nicht dein neues Leben,
Die Erquickung deiner Brunſt?
Welche dir wird übergeben,
Von des milden Himmels Gunſt;
Deſſen Spruch kein Witz noch Wahn
Herr Flandrin, verrücken kann.

Ja! ſie iſt es, deine Wonne,
Die ſo lieblich zu dir geht;
Als Aurora, vor der Sonne,
Aus der bleichen Nacht, entſteht:
Bruder! aus der bleichen Nacht,
Die dein Kind doch ſchamroth macht.

Schaue, wie ſie ſich entfärbet!
Wie die Mahlerinn, die Zucht,
Was kein Bräutigam recht erbet,
Auf den vollen Wangen ſucht;
Der nicht ſolche Tugend freyt,
Als das Glücke dir verleiht.

Hier nun ſieheſt du die Schranken,
Dieſes Ziel, nach welchem dir
Stehen muß Herz und Gedanken,
Unverwandt und für und für.
Hier ſoll einig und allein
Deine Ruh und Sorge ſeyn.

Solche Liebe fällt und weichet,
Die nicht angeleget iſt;
Eine Seele, die dir gleichet,
Haſt du aber dir erkieſt.
Die durch Urtheil und Verſtand
Ihren Sinn auf dich gewandt.

Soll ſie viel von Liebe ſagen?
Nein! die Augen reden dir,
Die ſie nieder hat geſchlagen
Mit ſo angenehmer Zier;
Und verheißen eine Luſt,
Die dir mehr, als ihr, bewußt.

Schönes Kind! du mußt dich geben.
Wo ſchon Geiſt und Herze wohnt,
Iſts nicht Zeit, zu widerſtreben;
Weiter wird da nicht geſchont.
Soll nicht zartes Fleiſch und Bein
Seines Geiſtes Meiſter ſeyn?

Dieſe Blüthe, dieſe Gaben,
Deines ſchönen Leibes Pracht,
Und die ſich erwieſen haben,
Deines Liebſten Muth und Macht,
Die erfordern, was ich wohl
Denken mehr, als ſagen ſoll.

Ruhet dann, jedoch erweget,
Liebes Paar, es ſey die Nacht,
Eh es morgen ſieben ſchläget,
Nicht zum Schnarchen nur gemacht.
Zwey, die müſſen Wache ſeyn:
Schlafen kann man wohl allein.

* *

Opitz, auf den Tod eines Kindes.

So, wie ein edler Leue
Sich mit gerechter Reue
Sehnt nach der jungen Zucht;
Die man ihm aufgefangen,
Indem er iſt gegangen,
Und Speiſe hat geſucht.

Sein' Augen ſtehn voll Thränen,
Der Schaum läuft von den Zähnen,
Die Mähne ſteigt empor.
Er ſucht, er ruft, er brüllet,
Daß Lybien erſchüllet,
Und ſich entſetzt davor.

So rühren ſich die Schmerzen,
In deinem Vater Herzen
Imgleichen, mein Flandrin!
Der Freuden Hoffnung ſchwindet,
Indem man nicht mehr findet,
Was nun iſt ganz dahin.

Ein trauriger Willkommen!
Der Tod hat weggenommen
Ein großes Theil der Luſt;
Der Luſt, die ſolchen Sinnen,
Wie Aeltern haben können,
Nur einig iſt bewußt.

Wo iſt die ſchöne Weiſe?
Wann, nach des Vaters Reiſe
Ein armes liebes Kind,
Kömmt auf dich zugeriſſen,
Und will die Augen küſſen,
Die ſeine Pfleger ſind?

Wo iſt das treue Lachen?
Der Will, ein Wort zu machen,
Das noch gelähmet iſt?
Das angenehme Zanken,
Die Kindheit der Gedanken,
Die Obſt für Gold erkieſt?
  Der Troſt, ihn zu erziehen,
So, daß er möchte fliehen,
Was Aeltern Kummer macht.
Daß ſeine ganze Jugend,
Erlernte Witz und Tugend,
Liegt nun in tiefer Nacht.
  Der Tod hat keine Ohren.
Die Hoffnung iſt verlohren;
Doch auch die Furcht, mit ihr
Noch Zeiten zu erleben,
Die der, in der wir ſchweben,
An Jammer gienge für.
  Er wird nicht täglich hören
Ein armes Land zerſtören,
Durchplündern Feld und Stadt;
Wird nimmer dörfen fliehen,
Und aus dem Hauſe ziehen,
Das er gebauet hat.
  Er wird nicht dörfen ſchauen,
Der Höfe mißlich Trauen,
Den ſteten Wankelmuth.
Nicht ſehn, wie beydes Glücke,
Dieß Angſt hat, jenes Tücke,
Und nur ein falſches Gut.
  Uns allen iſt gegeben
Zum Lauf ein kurzes Leben;
Zum Kummer gar zu lang.
Dem iſt es ja zu gönnen,
Der ſelig kann entrinnen,
Durch einen ſchnellen Gang.

So hört denn auf zu klagen!
Ein Kind, das nicht darf tragen,
Ihr Aeltern, was uns kränkt,
Darf nicht derſelben Zähren,
Wann Gott euch wird begehren,
Die ihr ihm itzo ſchenkt.

* *

Flemming, auf das Weyhnachtsfeſt.

Thaue doch, o Himmel, thaue!
Brecht, ihr Wolken, regnet her!
Daß man den Gerechten ſchaue
Deſſen nun, nicht ohn Beſchwer,
Die betrübte Welt ſo lange
Sich verſieht, und ihr macht bange.

Ja es treufelt; ja es thauet!
Der geſunde Regen fällt,
Schauet hin, ihr Menſchen, ſchauet!
Dort, dort liegt das Heil der Welt.
Dieß Kind iſt der Thau, der Regen,
Der die Erde ſoll bewegen.

Deucht michs? oder iſts im Weſen?
Wie das Land ſchon weit und breit,
Von der Unart iſt geneſen,
Durch die fromme Feuchtigkeit?
Wie ſo Thal, als Feld und Höhen
Schon in ſchönerm Schmucke gehen?

Sey, gewünſchte Nacht, gegrüſſet!
Da der keuſchen Jungfer Mund
Einen jungen Sohn geküſſet,
Eh ſie ihn recht ſehen kunnt.
Einen Sohn, den ſie mit Rechte
Auch wohl Vater heißen möchte.

Unſer Himmel iſt im Stalle;
Recht ſo! Hirte Sybojus,
Daß du mit der Pfeifen Schalle
Ihm verehreſt einen Gruß.
Bey der Engel lauten Chören
Läſſeſt du dich billig hören.

Fleuch, gemalter Weſt, und ſtreue
Aus dem Blumenhimmel, Klee;
Daß die Luft Narciſſen ſchneye
Liljen für den weißen Schnee.
Daß das Kind, als in der Wiege,
Und in hellen Windeln liege.

Ihr, ihr eingeſtalten Thiere,
Haucht ihm warmen Athem zu;
Daß es keine Kälte rühre:
Stört es nicht aus ſeiner Ruh.
Jungfrau Mutter, denk indeſſen,
Daß du Amme ſeyſt, und weſſen?

O ihr hochbelobten Krippen!
Unſers Heilands Schirm und Raſt.
Und, o Stall! daß du nicht Lippen
Daß du doch nicht Zungen haſt!
Daß du ſelber könnteſt ſingen
Von den wunderſamen Dingen.

Kleiner Gaſt, doch auch zugleiche,
Großer Wirth der weiten Welt!
Gib doch künftig unſerm Reiche
Daß es ſich zufrieden ſtellt.
Daß doch mit dem alten Jahre,
Hin, auch alle Plage fahre.

Segne künftig unſre Linden
Unſre halbgeſtorbne Stadt.
Daß ſich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat.
Reinige die faulen Lüfte,
Die ſo ſchwanger ſeyn von Gifte.

* *

Flemmings Dankode nach der Schlacht bey Lützen, in welcher Guſtav Adolph blieb.

Billig iſts, daß wir uns freuen
Und mit lautem Jauchzen ſchreyen:
Lob ſey Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeiget,
Daß er immer für uns wacht.

Zweymal kamen ſie gezogen;
Zweymal ſind ſie auch zerflogen,
Nicht ohn mächtigen Verluſt.
Schreyt, ihr Jungen! ruft, ihr Alten!
Zweymal hat, das Feld behalten,
Gott, und unſer Held Auguſt.

Held Auguſt, du kühner Krieger!
Du biſt der beglückte Sieger,
Vor, und in, und nach dem Fall.
Auf was Arten, auf was Weiſen,
Soll man deine Thaten preiſen
Hier und da, und überall?

Held! du kameſt her von weiten,
Daß du für uns möchteſt ſtreiten;
Held, du kameſt; Held, du ſtrittſt;
Held, du ſiegteſt auch im Sterben;
Held, wie können wir verderben,
Weil du itzt noch vor uns trittſt?

Deine Ruthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke,
Rufft aus, was nur ruffen kann.
Die bezwungnen Ströme brauſen,
Die verbundnen Lüfte ſauſen
Was du, Helfer! haſt gethan.

Edle

Edle Fürſtinn unſrer Flüſſe,
Mach dich auf die naſſen Füſſe,
Eile, laufe Nacht und Tag!
Meld es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wiederſchällen,
Wie der Feind vor dir erſchrak.

Die erblaſſeten Illyrer
Wichen mit ſammt ihrem Führer
Hinter ſich, und fielen hin:
Wie vor Jovens Donnerkeilen,
Wie vor Herkuls heilgen Seulen,
Die man nicht ſoll überziehn.

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der verſchuff ein ſolch Getümmel,
Ein ſolch Schrecken in den Feind;
Daß der ſchändlich mußte fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen
Und zu plündern war gemeynt.

Seyd nun froh, ihr frommen Bürger!
Er iſt todt, der wilde Würger!
Er iſt todt, und ihr ſeyd frey!
Ihr und wir, und alle ſagen,
Daß ſich Gott für uns geſchlagen,
Daß die Ehre ſeine ſey.

Iſt ſchon unſer Heiland blieben;
Gott hat einen ſchon verſchrieben,
Der ihn rächen kann und ſoll.
Ihn, und uns, und alle Frommen:
Kömmt er? ja; er iſt ſchon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!

❀ ❀ ❀

Flem=

* *

Flemming, die Eitelkeit der Neigungen.

Hier iſt nichts den finſtre Nacht,
Blinde Schatten, ſchwarze Hölen,
Wo die eingeſperrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht.
O die dreymal armen Seelen,
Die ſich alſo müſſen quälen!

Wer iſt jener den du ſiehſt?
Iſts nicht der, der nächtlich ſorgend,
Täglich traurend, allzeit borgend,
Arm bey großem Reichthum iſt?
Mich erbarmt der armen Seelen,
Die ſich ſo in ihm muß quälen!

Dieſer ſucht ſein höchſtes Gut,
In der Koſt der braunen Trauben;
Kriecht mit Rock und mit der Schauben,
Thut, was Blut nimmt und den Muth.
Es iſt leichtlich zu gedenken,
Wie die Seele dieß muß kränken.

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrendünſte,
Und die leichten Hofegünſte;
Machen auf den Schein ſo ſchwer.
Stünd es nur bey ſeiner Seelen;
Sie würd ihm was beſſers wählen.

Was iſt Plato? Was Porphyr?
Kleobulus, Periander,
Simonides, Ariſtander,
Und der Große von Stagyr?
Heiden ſind ſie; taub an Ohren,
Blind an Augen, große Thoren.

Siebt

Giebt mir nun die Nacht den Tag?
Kein Stern kann ſich ſelber malen;
Phöbe ſelbſt borgt ihre Stralen,
Und verleiht ſie, weil ſie mag.
Sie und ihr Volk muß erblinden,
Steigt ihr Bruder von den Inden.

Eitel iſts, und ohne Frucht,
Was ihr Eiteln! ohne Früchte,
Von früh an, bis unter Lichte,
In den falſchen Büchern ſucht.
Nur daß ihr in Redenkriegen,
Hinterliſtig ob mögt ſiegen.

Mein Gott! was verträgt man nicht,
Frieret, ſchwitzet, faſtet, wachet,
Leidet, daß ein andrer lachet,
Dem es an Vernunft gebricht;
Bis man etwas angewohnet,
Das doch endlich wenig lohnet.

Soll mir denn ein blaſſes Blatt
So bezaubern Farb und Sinnen?
Soll ich Schönheit heißen können,
Was viel Runzeln macht, und hat?
Und mir durch die Peſt der Schriften
Laſſen Seel und Mark vergiften?

Weisheit iſt nicht, wie man denkt,
Eine Kunſt, die bald zu lernen:
Weisheit kömmt her aus den Sternen,
Sie iſts, die der Himmel ſchenkt:
Und in ſolche Seelen ſenket,
Die ſich erſt zu ihm gelenket.

Vater! der du aller biſt,
Doch, um ſo viel mehr der Deinen,
Laß dein hohes Licht mir ſcheinen,
Scheide Wahrheit von der Liſt!
So wird aller Weiſen Wiſſen,
Meiner Einfalt weichen müſſen.

Flem-

* *

Flemming, auf eine Hochzeit.

Schöne Nacht! gewünſchte Schatten!
Kommt doch! kommet doch zu ſtatten
Eilt doch, eilet doch anher!
Ja ihr eilet; ja ihr kommet!
Nun iſt hier, was beyden frommet,
Nun iſt hin, was war Beſchwer.

Gebt uns Kräuter aus Idumen,
Gebt uns junge Safranblumen,
Himmelsſchlüſſel, Rosmarin;
Daß wir ſie den lieben zweyen,
Den geliebten beyden Treuen,
Auf das Lager ſtreuen hin.

Dieſes, dieſes ſind die Stunden,
Da ihr alles habt empfunden,
Werthes Paar, was ihr begehrt.
Was in ſechsmal vierzehn Tagen,
Euch geweſen ſüße Plagen,
Hat euch eine Nacht gewährt.

Nämlich itzund muß man freyen,
Da man alles ſich verneuen,
Und wie Hochzeitmachen, ſieht.
Da nun in erwärmter Erden,
Alle Sachen rege werden,
Wie bey Buhlern auch geſchieht.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht! ſeht! wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen ſchaut!

Sie

Sie ſchaut nach dem lieben Freyer,
Der uns bringt ein neues Heuer,
Der ſich ihr ſchon anvertraut,
Und in ihre Glieder dringet.
Unſer Bräutgam wird verjünget,
In der Schooß der ſchönen Braut.

Gleiches Paar! doch nicht an Jahren,
Ihr laßt uns auch itzt erfahren,
Daß auch ungleich gleiche ſey.
Doch, wer fraget nach den Jahren?
Was ſich ſoll, daß muß ſich paaren;
Lieb iſt hier, wie allzeit, frey.

Wenn ſich ein Paar Liebe küſſen,
Und mit halbgemachten Biſſen,
Mund mit Munde lieblich klingt;
Daß die küſſenden Corallen,
Etwas laſſen widerſchallen,
Das den Sternen ähnlich klingt.

Da verlaufen ſich die Seelen,
In die unerforſchten Hölen,
Und verwirren ſich in ſich.
In den Zimmetſüßen Kehlen,
Da geſchiehet das Vermählen,
Das uns wundert ewiglich.

Zwo vermengte Lüfte machen,
Einen Geiſt, der große Sachen,
Doch mit kleinem Halle ſagt.
Sachen, die nur ihr erſinnet,
Und doch keinem ſagen könnet,
Der euch um dieſelben fragt.

In demſelben lieben Leben,
Werdet ihr nichts wiſſen eben,
Stets bey euch, ſtets von euch weit;
Ob ihr ſchlafend, oder wachend,
Ob ihr weinend oder lachend,
Oder aus euch ſelbſten ſeyd?

Die geſtirnten Himmelsſcheiben,
Wollen gleichſam ſtehen bleiben,
Ueber euch und eurer Zier,
Tauſend, tauſend kleine Wächter,
Treiben ein ſehr laut Gelächter,
Euch zu Ehren, für und für.

Geht, Verliebte! theilt die Flammen,
Der euch itzund giebt zuſammen,
Fördre eurer Liebe Lauf.
Des verſuchten Himmels Segen,
Wird mit euch ſich niederlegen,
Schlafen, wachen, ſtehen auf.

Wann der weit geprieſne Garten
Keiner Blumen mehr wird warten,
Wann das Pomeranzenhaus,
Grau, von Froſt und Schnee, wird ſtehen;
Dann ſoll eine Blum aufgehen,
Und mit Freuden blühen aus.

* *

Dach, auf den Geburtstag des Churfürſten zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms.

Itzund prangt mein Seytenwerk,
Weiße Seide hälts bezogen;
Alle Zier in Königsberg
Weichet meinem güldnen Bogen.
Reicher Schmuck und güldnes Band,
Hat umwunden meine Hand.

Hört o Spree! und Oder! mich,
Hör du Elbe! mich von weiten,
Und du Rheinſtrom ſonderlich,
Hör die Anmuth meiner Seyten.
Was in Cleve ſich eräugt,
Werde meinem Spiel geneigt.

Wo

Wo die Lieb und Zier der Welt,
Unſer Churfürſt und ſein Leben,
Die mir Fug zu ſingen geben,
Sie, Luiſe, ſich enthält.
Daß ich dieſen theuren Tag
Wie gebührt, begehen mag.

Wenn der Morgenröthe Gut,
Und der Reichthum aller Erden,
Könnte durch des Preegels Fluth,
In mein Haus geſpület werden;
Wär es mir ſo theuer nicht,
Als dieß ſchöne Tageslicht.

Ich bekenn, es durch den Wind
Meiner Seufzer, durch die Zähren
Welche heiß von Andacht ſind,
Und dem Himmel Dank gewähren:
Dieſen Tagſchein ſetz ich nach,
Dem, der mir die Mutter brach.

Schöne Sonne, laß dich aus,
Mit der beſten Luft im Lenzen;
Mal uns blau des Himmels Haus,
Laß dein Feuer heiter glänzen;
Und ſchlag um die ganze Welt
Deiner Stralen güldnes Zelt.

Und ſo lang du Licht und Pracht,
Führſt auf deinem güldnen Wagen,
Nimm uns dieſen Tag in acht;
Laß ihn Luſt und Anmuth tragen:
Daß in ihm durchaus kein Weh
Sey, zu Lande, noch zur See.

Daß alsdann die Götter ſich
Häufig auf die Erde finden;
Daß ſich alles inniglich,
Mög in Liebe feſt verbinden,
Und erwünſchte Gnüg und Ruh
Sich zu allen Menſchen thu.

Denn der Churfürſt, unſer Heil,
Ward vor zwey und dreyßig Jahren,
Uns, den Seinigen, zu Theil.
Was durch ihn uns widerfahren,
Was an Heil uns itzt behagt,
Ward uns damals zugeſagt.
Wie, wenn Caſtors Stern entſteht,
Schiffer Herz und Leben faſſen;
Wie die helle Morgenröth,
Uns das Wetter ſchön will laſſen:
Alſo ſchlug uns dieſen Stand,
Schon ſein Urſprung in die Hand.
O des Guten! welches wir
Seit Gott ihn geſchenkt, empfunden;
Was ein jeder kennt an Zier,
Was er zählt für gute Stunden;
Seine Luſt, ſein Glückesſchein,
Giebt uns Gott durch ihn allein.
Daß den Bauren um das Feld
Ihre Hoffnung nicht kann fehlen,
Daß ihr Vieh ſich trächtig hält,
Daß ſie große Heerden zählen,
Daß ſie frey ſind von Beſchwer,
Schaffen einig Gott und Er.
Er, der Länder Schutz und Kron,
Iſt uns alle Gnüg und Güte;
Er erhält den Helikon,
Und die Kunſt, in ihrer Blüthe.
Ihm gebührt der Dank und Preis,
Aller Tugend, die man weis.
Ach! wer weis an welchem Ort
Wir im Elend möchten ſchweben!
Zwiſchen Drangſal, Raub, und Mord;
Hätt uns Gott nicht ihn gegeben.
Was war vor der Zeit Athen,
Eh der Held kam von Trözen?

Um Corinth her überall,
Dorſte ſich kein Menſch beweiſen;
Niemand konnte dazumal,
Sicher durch den Iſthmus reiſen:
Theſeus ſetzt in guten Stand,
Faſt das ganze Griechenland.

Sollt ich nun nicht hoch erfreut
Dieſen werthen Tag begehen?
Auf! wer ſeine gute Zeit
Glück und Wohlfahrt kann geſtehen;
Heb itzt, als im vollen Chor,
Herz und Sinn zu Gott empor.

Vater! ſprech er, welches Land
Deiner Gunſt ſoll fähig werden;
Das erhält aus deiner Hand
Fürſten, die ein Licht der Erden,
Die durch Lieb und Unſchuld rein,
Und nach deinem Herzen ſeyn.

Du ertheilſt uns einen Held,
Der von Gaben ſo erleſen,
Daß die alte güldne Welt,
Sein kaum wäre werth geweſen.
Und du haſt ihn manches Jahr
Auch geſichert vor Gefahr.

Nimm dich ſein auch ferner an,
Laß ihn ſtark und frölich leben.
Was ein Menſch nicht bitten kann
Noch verſtehn, weiſt du zu geben.
Hilf durch Saamen, wie zuvor
Dieſes große Haus empor.

Bild uns unſre Noth recht ein,
Die uns würde ſonſt betreten;
Daß wir flehen insgemein,
Dir mit Thränen und Gebethen:
Bis du wendeſt dieſe Laſt,
Und uns Gott, erhöret haſt.

Auf die Andacht, wer nur kann
Irgends gute Luſt erfinden,
Nehme ſie erfreulich an,
Und laß alle Sorgen ſchwinden:
Die durch ſüſſen Freudenwein
Ueberwältigt müſſen ſeyn.

Preußen wird nicht hinten ſtehn,
Unſer Pillau wird vor allen,
Die Geſchütze laſſen gehn,
Daß die Nahrung ſoll erſchallen;
Und die ferne Galathee
Soll erſchrecken auf der See.

Laß, o Churfürſt, unſre Ruh!
Gnädigſt dir, mein Herz belieben.
Was ich hier aus Andacht thu,
Was ich Gutes je geſchrieben;
Wann es deine Gnad erhält,
So beſitz ich alle Welt.

* *

Sim. Dach, auf die Lesbia.

Lesbia, mein Leben
Hat ſich mir ergeben
In gewünſchter Pflicht.
Ich will bey ihr ſtehen,
Bis ich werde gehen,
Hier aus dieſem Licht.
Was für Leid
Ich jederzeit,
Um ſie hab ertragen müſſen,
Will ich itzt beſchließen.

Die gewünſchten Freuden,
Die ſie für mein Leiden,
Mir ertheilen will.

Soll

Soll kein Leid beſchweren,
Ja ſie ſollen währen,
Ohne Maaß und Ziel.
Ihre Zier
Will ewig mir,
Sich in allen Liebesfällen,
Zu Gebothe ſtellen.

Alle Pracht und Prangen,
Ihrer ſüßen Wangen,
Ihr Corallenmund,
Ihre zarten Hände,
Ihrer Armen Bände,
Sind mir nun vergunnt.
Ehe muß
Ein Ueberfluß,
Als ein Mangel in den Sachen
Mich verdroſſen machen.

Sind im Obſt viel Kerne,
Wie am Himmel Sterne;
Wirft der Nord viel Schnee;
Sind viel rauhe Wellen,
Wann die Winde bellen,
Auf der wüſten See:
Mehr ſind Küß,
Ich weis gewiß,
Die ſie mir, zum Liebeszeichen,
Wird mit Willen reichen.

Sollt ich ſolchermaßen,
Mich gereuen laſſen,
Meine Sorg und Pein?
Wer auf ſein Verdrießen,
Dieſes kann genießen,
Kann nicht elend ſeyn.

Elend kann
Nicht ſeyn der Mann,
Den ſein Kind, auf alles Leiden,
Lohnt mit ſolchen Freuden.

* *

Dach, auf die tugendhafte Lydia.

Auf! ihr meine güldnen Seyten!
Raffet meinen Geiſt von hier;
Lydia will neben mir,
Ueber Luft und Himmel ſchreiten,
Iſt durch meiner Sinnen Macht,
Auf ein ewig Lob bedacht.

Sie erkennt, daß Pracht und Jugend,
Wie ein Dampf verrauchen muß:
Darum ſtellt ſie ihren Fuß,
Auf die Bahn ſtandhafter Tugend;
Will durch ihrer Gaben Schein,
Immer jung und reizend ſeyn.

Schau! ich reiße mich von hinnen,
Sey beſeelt, du meine Hand!
Fleuch du feuriger Verſtand,
Ueber des Geſtirnes Zinnen!
Suche da hinauf zu gehn,
Wo dieß ſchöne Menſch ſoll ſtehn.

Ihre ſonnenrothen Wangen,
Ihrer Augen güldnes Licht,
Und ihr himmelrund Geſicht,
Soll hier neue Pracht erlangen;
Pracht, die ewig nicht verblüht,
Und nicht Herbſt noch Winter ſieht.

Freue dich, du Preis der Schönen!
Hier ſoll deiner Gaben Schaar
Sich vor aller Zeit Gefahr,
Mit der Ewigkeit bekrönen.
Keine feindliche Gewalt,
Soll dir rauben die Geſtalt.

Die-

Dieſes was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phöbus ſelber auf;
Daß es von der Zeiten Lauf,
Ewig unbetaſtet bleibe;
Legt es bey, wo Glut und Wind,
Erd und See verbannet ſind.

Starke Wälle, Thurm und Mauren,
Fallen mit den Jahren ein.
Erzt und Eiſen, Stahl und Stein
Können vor der Zeit nicht dauren;
Aber deine Pracht und Zier
Lydia, bleibt für und für.

* *

Sim. Dach, auf eine Hochzeit.

Herr, den Amors ſtrenge Macht,
Auch nun unter ſich gebracht,
Wie ich es vernommen.
Und das Schreiben von der Zier
Deiner Braut, iſt frölich mir,
Zu Geſichte kommen.

Gern zwar reizt ich meinen Sinn,
Wie ich dann erſuchet bin,
Dir ein Lied zu ſchreiben.
Schleſien das macht mich ſcheu,
Daß mein rauhes Gansgeſchrey,
Wohl daheim mag bleiben.

Vor den Schwänen die es hegt,
Wenn ſich hier ein Coler regt,
Dort ein Tſcherning ſinget,
Auf der Warnen Helikon;
Alſo ſchön, daß auch davon
Breslau widerklinget.

Werd ich nicht durch den geſchweigt
Deſſen Grab uns Danzig zeigt?
Der zwar ſelbſt von hinnen;
Aber ſeiner Lieder Klang
Schallet noch, und muß zu Dank
Ewigs Lob gewinnen.

Was anitzt der Deutſche ſpielt,
Wo es Geiſt und Leben fühlt,
Dankt ers ihm vor allen.
Pflag man nicht vor dieſer Zeit,
Ohn Geſetz und Richtigkeit
Dießfalls blind zu wallen?

Hat vor Zeiten, Griechenland,
Deinen Sinn, Homer! erkannt,
Wegen ſeiner Gaben;
So, daß ſieben Städte ſich
Zankten, jede wollte dich
Gern gebohren haben.

Was verdient wohl Opitz nicht?
Deutſchland hat durch ſein Gedicht
Wahrlich viel gewonnen!
Zieh ich mich, den ſchlechtſten an;
Bloß durch ihn hab ich ein Mann
Erſt zu ſeyn begonnen.

Meinen Geiſt hat er gerührt,
Erſt mich an das Licht geführt,
Und mir Brod gegeben.
Schrieb ich römiſch als Virgil;
Wüßt ich hier durch ſolch ein Spiel
Keinen Scherf zu heben.

Wo ſind hundert andre mehr,
Die imgleichen Brod und Ehr,
Ihm nur ſchuldig halten?
Leut, um die ſich Fama regt,
Sie auf ihren Flügeln trägt,
Daß ſie nie erkalten.

Als

Als ſie Schleſien gebiehrt,
Eine Mutter, die ſich ziert
Mit gelehrten Söhnen;
Welche ſie auch wiederum,
So mit Ehren als mit Ruhm,
Der nicht ſtirbet, krönen.

Dieſe werden gern, Herr Schmeiß,
Deine Hochzeit, auf Geheiß
Wahrer Treu, bedienen.
Nähme mich nicht Krankheit mit,
Wär ich durch ein beſſer Lied
Auch vielleicht erſchienen.

* *

Sim. Dach, an den Damon.

Damon, wo hinfort dich Preußen,
Und voraus des Pregels Rand,
Wegläßt in dein Vaterland,
Will ich nicht Chaſmindo heißen!
Was dich hier gefangen hält,
Iſt dir mehr als alle Welt.

Seit daß du in Philoſetten
So verliebt geweſen biſt,
Seit daß ſie dir günſtig iſt,
Liegt dein Herz gleich an der Ketten.
An der Ketten liegt dein Herz,
Die auch weich macht Stahl und Erz.

Leute die in Eiſen liegen,
Aus verdammter Tyranney,
Werden oft noch los und frey;
Vögel hoffen zu entfliegen:
Die in Liebesbanden ſtehn,
Wünſchen nimmer zu entgehn.

Stimm nur deine Seyten wieder.
Du biſt hier und bleibſt auch ſchon!
Und verhoffe daß dein Ton
Mag beſeelen unſre Lieder;
Die ohn dich, o Phöbus Kind!
Warlich ſonder Leben ſind.

Ach mit was für ſchönen Dingen,
Ach! mit was für Frölichkeit,
Hoffen wir die liebe Zeit,
So es Gott will, zuzubringen!
Wann voraus der Froſt erliegt
Und der Lenz die Herrſchaft kriegt.

Wann wir auf begrünter Heyden,
Hingeſtreckt ins feuchte Gras,
An den Bächen, die wie Glas
Vor ſich rauſchen, ſollen weiden,
Wann die Lerch und Nachtigall,
Wird anſingen Berg und Thal.

Celadon, vor deſſen Singen
Meine Geige ſich entfärbt,
Der ſein Spiel von dem ererbt,
Der den Acheron kann zwingen,
Geht mit ſeiner Kunſt voran,
Dann ſing ich ſo gut ich kann.

Mein Berintho wird mir ſagen,
Wo mir etwa Fleiß gebricht,
Und durch ſeinen Unterricht
Eine gute Röth abjagen.
Mein Berintho, der mich trieb,
Daß ich dieſes Lied auch ſchrieb.

Alſo wollen wir genießen
Unſers Lebens, weil es währt;
Und obſchon der Geiſt entfährt,
Augen und Gehör ſich ſchließen;
Werden wir doch, wie ich meyn,
Um ein gut Theil übrig ſeyn,

Unſrer

Unſrer Freundſchaft, unſrer Seyten,
Wird, ob Gott will, noch gedacht;
Sollte man uns zu der Nacht
Auch um morgen ſchon begleiten.
Denn der edlen Dichter Geiſt,
Lebt im Tod erſt allermeiſt.

Damon, auf! und laß uns leben!
Laß uns auf den Koth der Welt,
Der von uns ein Urtheil fällt,
Was nicht taugt, nicht ſo viel geben!
Muthig ſeyn, und recht gethan,
Bricht durch allen Neid die Bahn.

Dieß nur will ich einig bitten,
Daß mir künftig frey mag ſtehn,
Bey dir aus und ein zu gehn,
Nach der alten Freundſchaft Sitten.
Ach! wie wohl iſt meinem Sinn,
Wann ich, Damon, bey dir bin!

Andre mögen von dir halten,
Von dir reden dieß und das:
Ich begehre durch dieß Glas,
So ich trinke, zu erkalten;
Wo mein Herz mit Trug und Liſt
Gegen dich verfälſchet iſt.

* *

Tſcherning, auf eine Hochzeit.

Schöner Frühling! deine Macht
Hat den Feind der bunten Auen,
Wieder in die Flucht gebracht.
Daß wir itzund ſchwanger ſchauen
Aller Erdenglieder Zier,
Schöner Frühling! kömmt von dir.

O du

O du Jahrmarkt aller Luſt!
Berge, Wieſen, Thal und Felder,
Nähren ſich von deiner Bruſt.
Die belaubten Trauerwälder
Kriegen Ohren und Geſicht,
Und der Bober eiſet nicht.

Zephyrus beſeelt das Land,
Das Geflügel ſchnäbelt wieder,
Tritt in ſeinen Freyerſtand,
Stimmet ſchöne Buhlerlieder.
Und bereitet für die Ruh,
Seinen Bräuten Bette zu,

Flora ſtickt ihr Purpurkleid
Mit den Veilchen und Narciſſen,
Selbſt die Götter ſind erfreut,
Vieh und Wild iſt ausgeriſſen;
Vieh und Wild, das auch die Frucht
Der entzündten Liebe ſucht.

Gras und Kräuter ſind verliebt,
Sammt den ſtummen Waſſerſchaaren.
Schaut, wie alles ſich ergiebt,
Und die Liebe weis zu paaren!
Steine fühlen Liebeskraft,
Denn ſie halten Schwägerſchaft.

Steckt im Menſchen lauter Froſt?
Mag ihn keine Luſt nicht rühren?
Weil die ſüſſe Liebeskoſt
Thiere, Kräuter, Steine ſpüren?
Wollen wir denn härter ſeyn,
Als ein harter Kieſelſtein?

Soll der Zeiten Tyranney,
Soll der Krieg euch Kummer geben?
Ob es beſſer freyen ſey?
Oder unbeweibt zu leben?
Kümmerniß und Einſamkeit
Die verbeſſern keine Zeit!

Billig

Billig nehmt ihr, werthes Paar,
Das der Himmel hat verbunden,
Eurer Jahre Blůthe war,
Wechſelt mit der Liebe Stunden.
Luft und Erde ſchreyt, Glůck zu!
Liebet und genießt der Ruh!

Freundinn, du ergiebeſt dich
Einem, der an Kunſt und Tugend
Steigt ſo hoch, als eben ſich,
In der Frůhlingszeit der Jugend,
Sein erwachter Sternengeiſt
Von der Eitelkeit entreißt.

Du, mein Neubart, ſey gewehrt!
Nimm, womit die Braut noch pranget;
Was ein großer Theil begehrt,
Wird von deiner Gunſt erlanget.
Billig kriegſt du ſolchen Lohn,
O du treuer Muſenſohn!

Liebet nun, ihr Liebſten, liebt!
Pflanzet, bauet in dem Mayen,
Wie er euch die Lehre giebt:
Auf den Herbſt ſoll euch erfreuen,
Seyd nur fleißig! ſolche Frucht,
Die man in der Wiege ſucht.

* *

Neukirch, auf die Krönung Friedrichs des I. des Königes in Preußen.

Welt geprieſener Homer,
Deſſen Kunſt mit dir verſchwunden!
Warum warſt du doch ſo ſehr
An Achillens Zeit gebunden?

Heute

Heute ſollteſt du lebend ſeyn,
Da die ungeſtimmten Flöten,
So viel hungriger Poeten,
Faſt auf allen Gaſſen ſchreyn;
Und dennoch mit ihrem Singen,
Kaum ein hartes Lied erzwingen.
O wie kömmt es? (dünket mich
Würdeſt du für Eifer fragen)
Da die muntern Brennen ſich
Durch die halbe Welt geſchlagen;
Da der Barbar ſich geſcheut;
Da die Römer, da die Griechen,
Ihrer ſtrengen Fauſt gewichen;
Daß doch dieſe tapfre Zeit,
Die ſich ja noch nie verloren,
Keinen Dichter hat gebohren?
Mich empfing ein ſolches Land,
Wo die Helden Menſchen waren;
Gleichwohl wußt ich mit Verſtand
Sie den Göttern beyzupaaren.
Hätt ich in der Mark gelebt,
Wo man mehr von einem Helden,
Als von Göttern weis zu melden;
Ach, wo hätt ich hingeſtrebt!
Ach was hätten unſre Zungen,
Nicht für Thaten abgeſungen!
Ja, Homer, du klageſt recht.
Denn da Macht und Hoheit ſteigen,
Iſt die Poeſie zu ſchlecht,
Und kann nichts, als Schüler zeigen.
Friedrich pflanzt ein Königreich;
Wir vergeſſen unſer Reimen:
Oder wo wir ja was träumen,
Iſts kaum ſeiner Jugend gleich;
Weil er längſt vorbeygegangen,
Wo wir denken anzufangen.

Doch

Doch, du konnteſt mehr als wir;
Du ſchriebſt tauſend ſchöne Lügen.
Deine Helden mußten dir
Wie, und wann du wollteſt, ſiegen.
Friedrich aber glaubt es nicht.
Er geht fort und läßt uns ſitzen.
Was fragt er, wie viel wir ſchwitzen,
Und wieviel uns Zeit gebricht?
Was wir ganze Jahre dichten,
Kann er einen Tag verrichten.

Eh man einen Vers erzwingt,
Weis er Schlöſſer aufzubauen.
Eh man ſeine Chur beſingt,
Läßt er ſich als König ſchauen.
Würde, Glück und Macht und Ruh,
Sind bey ihm vereinte Sachen.
Was ſonſt Kriege pflegt zu machen,
Fällt ihm von ſich ſelber zu.
Was viel mit Geſchenken heben,
Hat ihm Gott und Recht gegeben.

Andre erben ihren Thron,
Er wollt ihn vorher verdienen:
Darum hat ſein Weſen ſchon
Längſt uns königlich geſchienen.
Was er nicht im Titel war,
War er doch in aller Herzen;
Denn wir wünſchten es mit Schmerzen,
Und es ſpricht ein jeder klar:
Daß er, was itzund geſchehen
Lange ſchon vorher geſehen.

Pyrrhus hatte tauſend Müh,
Wie er möchte Land gewinnen:
Unſer Friedrich hat noch nie,
Dörfen auf Gewinnſte ſinnen.

Ganze

Ganze Völker ſuchen ihn,
Und man ſieht viel Nationen,
Unter ſeinem Schutze wohnen;
Die er doch durch kein Bemühn,
Die er doch in wenig Stunden,
Bloß durch Wohlthun überwunden.

O ihr Muſen! wachet auf!
Friedrich duldet kein Verweilen.
Fördert euren ſpäten Lauf
Um ihm ſchneller nachzueilen.
Nun er Preußens König heißt,
Wird er auch bald Thaten üben,
Die uns Maro ſchon beſchrieben,
Aber auch in Fabeln ſchleußt.
Uns wird Mühe gnug verbleiben,
Wenn wir nur die Wahrheit ſchreiben.

Vormals pflegte, wie bewußt,
Kaiſern dieß gewünſcht zu werden:
Herrſche weiter als Auguſt,
Beſſer als Trajan auf Erden!
Zeit und Wunſch verändern ſich,
Und man wird hinkünftig ſagen:
Wer will Kron und Zepter tragen,
Herrſche ſo wie Friederich!
Himmel! laß es, wie wir flehen,
Unſerm König wohl ergehen!

* *

Das II. Capitel.

Von Cantaten.

1. §.

Die Cantaten ſind eine neue Erfindung der Italiener, davon die Alten nichts gewußt haben: es hat aber gleichergeſtalt die Muſik Gelegenheit dazu gegeben, und ſie ſind anſtatt der Oden eingeführet worden. Weil nämlich in Liedern von einerley Strophen auch dieſelbe Melodie beybehalten werden mußte: ſo ward man gewahr, daß ſich dieſelbe nicht zu allen Verſen gleich gut ſchickte. Der erſte Vers einer Ode war z. E. traurig, und gegen das Ende legte ſich dieſer Affect, ja veränderte ſich wohl gar in eine Freude. Hatte ſich nun die Geſangweiſe zum Anfange gut geſchickt: ſo ſchickte ſie ſich zum Ausgange deſto ſchlechter. Denn wie klingt es, wenn ein luſtiger Text nach einer traurigen Melodie geſungen wird. War aber die Muſik weder traurig noch luſtig; ſo ſchickte ſie ſich weder zum Anfange noch zum Ende recht: weil ſie keins von beyden in der gehörigen Schönheit vorſtellete, und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten dieſem Fehler zwar abhelfen können, wenn ſie in einem Liede nur einen Affect von Anfang bis zum Ende hätten herrſchen laſſen, wie es auch billig ſeyn ſollte. Allein, da ſie es nicht thaten; ſo gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr ſo gar einträchtig zu machen, keine ſolche ähnliche Strophen mehr zu beobachten; ſondern Zeilen von ungleicher Länge, auf eine ungebundene Art durch einander laufen zu laſſen, und alsdann die Muſik durchgehends, nach dem Inhalte des Gedichtes, zu bequemen. Dadurch hoffte man jenen Uebelſtand der Oden gewiß zu vermeiden, und jede Zeile eines ſolchen Geſanges, dem darinn herrſchenden Affecte gemäß, auszudrü-

cken; jedem Worte nach ſeinem rechten Sinne den gehörigen Ton und Nachdruck geben zu können.

2. §. Die Sache war nicht ſchwer ins Werk zu richten: Denn die Poeten bekamen mehr Freyheit, und die Componiſten fanden tauſendfache Gelegenheit, ihre Künſte und muſikaliſche Einfälle recht hören zu laſſen. Sie bemüheten ſich auch nunmehro, faſt alle Sylben eines ſolchen Liedes, durch die Verſchiedenheit des Klanges, auszudrücken, und alle mögliche Abwechſelungen darinn zu verſuchen. Sie giengen aber allmählich gar zu weit darinnen. Es war ihnen nicht mehr genug, daß ſie eine Redensart auf einerley Art in die Muſik ſetzten. Sie trauten ſich ſelber ſo viel nicht zu, daß ſie gleich die beſte Art der Töne gefunden hätten: darum wiederholten ſie manches Wort zwey, zehn, auch wohl zwanzig male, und zwar immer mit neuen Veränderungen. Sonderlich hielten ſie ſich bey gewiſſen Stellen verbunden, ſolches zu thun, wo ſich ihre Kunſtgriffe recht anbringen ließen. Wo nur die geringſte Spur eines Affects, oder ſonſt eine Stelle vorkam, die ſich einigermaßen durch das Singen und Spielen nachahmen ließ: da machten ſie ſich rechtſchaffen luſtig, und hielten ſich oft bey einer Zeile länger auf, als man vorhin bey ganzen Oden gethan hatte. Jemehr die Muſik dabey gewann, deſto mehr verlohr die Poeſie dabey. Bekam das Ohr dabey viel zu hören, ſo hatte der Verſtand deſto weniger dabey zu gedenken. Doch, da nicht alle Zeilen in einem ſolchen Gedichte bequem fielen, ihre Schnörkel anzubringen: ſo ließen ſie dieſelben nur ſo oben hin wegſingen, ja faſt ohne alle Begleitung der Inſtrumente gleichſam herbethen; damit ſich alſo Sänger und Spielleute indeſſen, zu der nächſtfolgenden künſtlichern Stelle deſto beſſer vorbereiten könnten. Dieſen letztern gab man den Namen der **Arien**, oder Melodien; jene aber, die mehr geredet, als geſungen wurden, nannte man **Recitative**. Wenn aber eine mittlere Art vorfiel, die man weder ſo bunt und zierlich, als die Arien ſingen; noch ſo kaltſinnig, als die Recitative wollte herleſen laſſen, ſo ward dieſelbe ein **Arioſo** genennet.

3. §.

3. §. Wie die gemeinſten Arten der Lieder durchgehends von einem und demſelben Sänger abgeſungen werden, wenn nämlich nur eine Perſon darinn redet: ſo müſſen auch wohl Cantaten, darinn kein Geſpräche vieler Perſonen vorkömmt, nur von einer Stimme geſungen werden; es wäre denn, daß ein Baß, oder alle übrige Stimmen, den Diſcant deſto angenehmer zu machen, ſich durch und durch zugleich hören ließen, wie in Liedern, die man choraliter ſinget, zu geſchehen pflegt. Allein hier müßte es auch wahrſcheinlich ſeyn, daß der Text als ein Tutti, wie es die Welſchen nennen; von vielen zugleich geſungen werden könnte: widrigenfalls wäre es ungereimt. Wie nun dieſe Regel von guten Componiſten allemal beobachtet worden: alſo hat man ſie auch vielmals aus den Augen geſetzt. Um die Mannigfaltigkeit vieler Stimmen in einer Cantate hören zu laſſen, läßt man einen Vers, ein einzig Lied, das eigentlich nur eine Perſon ſingen ſollte, von drey, vier, fünf Sängern, die einander ablöſen, abſingen: gerade, als wenn aus einem Halſe alle die verſchiedenen Stimmen kommen könnten. Ich tadle hiermit die Componiſten nicht, die uns gern durch vielerley Annehmlichkeit zugleich beluſtigen wollen. Sie ſollten aber nur zu Duetten, das iſt, zu Cantaten, von zwey Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, zwo Stimmen; zu dreyen, welches denn ein Trio heißt, drey Sänger u. ſ. w. nehmen, und alſo die Wahrſcheinlichkeit beobachten. Sie ſollten auch einer Mannsperſon, die ſingend aufgeführet wird, eine männliche Baß- und Tenorſtimme geben, z. E. dem Neide, dem Zorne, dem Stolze, den vier Jahrszeiten u. d. gl. den Alt und Diſcant aber für weibliche Perſonen, z. E. der Liebe, der Schönheit, der Tugend, der Vernunft, der Gottesfurcht, u. d. gl. behalten. Allein, wie oft dawider verſtoßen wird, darf ich nicht erwähnen; denn es liegt allenthalben am Tage.

4. §. Sowohl von Arien, als Recitativen, haben uns viele, als zum Exempel Menantes in ſeiner theatraliſch n Poeſie, imgleichen in der galanten Poeſie, die er nur ans Licht geſtellet; eine Menge von Regeln gegeben, und wer weis,

was für Geheimniſſe daraus gemacht, die niemand verſtünde, als der ein großer Kenner der Muſik wäre. Alle laufen da hinaus, daß der Poet ein Sklave des Componiſten ſeyn, und nicht denken oder ſagen müſſe, wie oder was er wolle; ſondern ſo, daß der Muſikus ſeine Einfälle dabey recht könne hören laſſen. Dahin gehöret unter andern hauptſächlich die Regel: daß man die erſten Zeilen der Arien mit ſolchen Worten anfüllen müſſe, dabey ſich der Componiſt eine halbe Stunde aufhalten könne; wenn er irgend das Lachen, Weinen, Jauchzen, Aechzen, Klagen, Heulen, Zittern, Fliehen, Eilen, Raſen, Poltern, oder ſonſt ein Wort von dergleichen Art auszudrücken ſucht. Dahin gehört ferner, daß man die erſten Zeilen einer Arie, ſo viel möglich iſt, ſo einrichten müſſe, daß ſie am Ende derſelben wiederholet werden können, und alſo eine Art von Ringelreimen daraus entſtehe. Dahin gehörts endlich, daß die Recitative, theils aus kurzen Zeilen beſtehen, theils an ſich ſelbſt ſehr kurz ſeyn ſollen; damit man von dem ſchläfrigen Weſen derſelben nicht gar zu ſehr verdrüßlich gemacht werde, u. d. m. Alle dieſe Regeln haben die Herren Componiſten den Poeten vorgeſchrieben, und dieſe haben ſich dieſelbe, ich weis nicht, warum? vorſchreiben laſſen, ja ſie wohl gar angebethet. Allein, wie wäre es, wenn ein Poet ſeinem Componiſten auch einmal, nach Anleitung der Vernunft ſagte, wie man ſeine Cantaten ſetzen ſollte: es möchte nun dieſes mit den Regeln und Exempeln ihrer ſo großen, aber oft ſehr unnatürlichen italieniſchen Meiſter, übereinkommen oder nicht?

5. §. Wenn man die Cantaten, als eine Art von Liedern oder Oden anſieht, davon ich im vorigen die Regel gegeben habe; wie man ſie denn anſehen muß: ſo verſteht ſichs von ſich ſelbſt, daß ſie nicht aus kaltſinnigem, ſchläfrigem und ſchlechtem Zeuge beſtehen müſſen. Sie müſſen einen gewiſſen Affect ausdrücken, oder voll erhabener und feuriger Gedanken, prächtiger oder zärtlicher Ausdrückungen ſeyn; kurz, ſie müſſen einen ſolchen Inhalt haben, der dem Componiſten Gelegenheit zu guten Einfällen geben wird. Der Poet muß

ſich

ſich freylich auch bemühen, das munterſte, ſinnreichſte und beweglichſte in die Arien, das übrige aber, nämlich Erzählungen, Vernunftſchlüſſe, Sittenlehren, u. d. gl. ins Recitativ zu bringen. Er wird nach Beſchaffenheit der Sachen auch mehr als eine Perſon darinn redend aufführen; damit der Wechſel vieler Stimmen deſtomehr Mannigfaltigkeit in dem Geſange hervorbringe. Er muß freylich auch ſeine Recitative nicht ganze Seiten lang machen, ſondern bald wieder was muntres und ſcharfſinniges mit einzumiſchen bemühet ſeyn, welches eine Arie, oder doch ein Arioſo abgeben kann. Alles dieſes lehrt einen Poeten die geſunde Vernunft, nebſt den Regeln der Dichtkunſt; und man darf, ſolches zu wiſſen, eben ſelbſt kein Muſikmeiſter ſeyn. Man darf höchſtens nur einige Cantaten mit Aufmerkſamkeit gehöret, oder die dazu gehörigen Noten durchgeſehen haben: ſo wird man ſchon bemerken, was gut oder übel klinget; wiewohl man oftmals den ſchönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen ſchlechter Componiſten, alle ſeine Kraft verliert; indeſſen, daß ſie ſich bey ſchlechtern Stellen aufhalten.

6. §. Allein man wird es auch von ſeinem Componiſten mit Grunde fordern, daß er nicht, durch eine verſchwendete muſikaliſche Kunſt das Werk der Poeſie unſichtbar mache, oder ſo verſtecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieſes geſchieht hauptſächlich, wenn ſie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile, halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter ſo zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß, und endlich von den Zuhörern, ſeiner unendlichen Triller wegen, nicht verſtanden werden kann. Ferner kann ein Poet fordern, daß er eine gewiſſe Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte, und nicht die erſte Hälfte gar zu künſtlich, die andre aber gar zu ſchlecht wegſetze; daß er endlich die Recitative nicht ſo gar ſchläfrig herbethen laſſe, als ob ſie gleichſam keines muſikaliſchen Zierrathes, keiner Begleitung von Inſtrumenten werth wären. Alle dieſe Regeln ſind in der Natur ſo wohl gegründet; daß ich nicht wüßte, wie man ihrer hätte verfehlen können: wenn es

es den Italienern voriger Zeiten nicht mehrentheils ſchwer gefallen wäre, das natürlich Schöne vor dem gekünſtelten zu empfinden, und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein es giebt unter unſern deutſchen Componiſten ſchon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geſchmack wieder auf das wahre und natürlich Schöne in der Muſik gerathen ſind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte.

7. §. Ich kann hier den berühmten Herrn Capellmeiſter Hurlebuſch nennen, der unſerm Vaterlande gewiß Ehre machet. Dieſer hat in ſehr vielen Proben gewieſen, daß meine Forderungen in der Muſik keine Chimären eines Menſchen ſind, der was unmögliches, oder ungereimtes begehret. Unter andern ſchönen Sachen, die mir von ihm vorgekommen, kann ich die Cantate, Tu parti Idolo mio, da me tu parti &c. anführen, darinn ſelbiger in allen Stücken meinem Verlangen ein Gnügen gethan hat. Er hat ſich darinn aller der Fehler enthalten, die bey andern Componiſten ſo gemein ſind. Die Wiederholungen ſind ſparſam, nämlich nicht über dreymal; die Recitative ſind voller Melodie, und es iſt kein einziges Wort darinn gezerret; ſondern alles wird hintereinander verſtändlich weggeſungen. Eben dahin rechne ich ſeine Cantate, Tu parti amato Tirſi, o Dio! imgleichen eine andere: Mira quel augellin, come vezzoſo, &c. ferner die: Con dolce aurate ſtrale &c. Endlich die Deh! ſen dolce tormento &c. Alle dieſe, und viele andere mehr, ſind von eben der Art, und ſo beſchaffen, wie ich ſie oft gewünſchet, aber nirgends gefunden hatte, ehe mir ſeine Sachen bekannt geworden. Doch muß ich noch zu deſto mehrerer Gewißheit ſeines guten Geſchmacks auch die Cantate rühmen, die er mit Inſtrumenten geſetzt, und eben auf die Art, als die obigen, eingerichtet hat. Sie hebt an: Filli, pieta tu nieghi &c.

8. §. Eben dergleichen kann ich auch von dem berühmten Händel rühmen. Seine Cantata, Sarei troppo felice, s'io poteſſi dar legge &c. iſt eben ſowohl nach den obigen Regeln geſetzet, als die vorigen: und in ſeiner Lucretia iſt er ge-

wiß in wenigen Stücken davon abgewichen. Auch Herr Graun, der itzo in der berliniſchen Capelle die Ehre der deutſchen Muſik auf einen ſo hohen Gipfel bringet, daß wir allen Ausländern damit trotzen können; ſo, wie wir ſie bisher mit unſerm ſächſiſchen Capellmeiſter Haſſe, neidiſch gemacht haben, hat an der Cantate, Bella, ti laſcio, o Dio! &c. ein ſolches Meiſterſtück gemacht, wenn ich das einzige Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Muſik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, deſſen ſchon im vorigen Capitel gedacht worden, ſeiner überaus angenehmen und natürlichen Compoſition halber, loben, die er in verſchiedenen Cantaten, und auch an meinem Orpheus erwieſen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unſre deutſchen Componiſten, ſich ſo gern an italieniſche Texte halten. Wie? Iſt es denn ihre eigene Mutterſprache nicht werth, daß ſie in eine ſchöne Muſik geſetzt wird? Und ſoll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverſtändliche Sylben, von Sängern, die insgemein kein italieniſch können, verſtümmeln, als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verſtehen, die völlige Stärke des Componiſten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will?

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobt habe, ſo wird mir auch frey ſtehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts iſt mir lächerlicher, als wenn ich gewiſſe italieniſche Cantaten unter die Noten geſetzt ſehe, oder ſingen höre. Sind ſie etwa verliebt, ſo wird der Sänger gewiß vor Liebe ſterben wollen: und der Componiſt wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, ſo zermartern und zerſtümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, ſagt man, das iſt eben ſchön. Der Muſikus drückt dadurch aus, wie ſehr ſich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es ſtirbt. Gut! es zeigt aber auch an, daß es demſelben noch kein Ernſt mit dem ſterben ſey; wenn es ſich mit ſo viel künſtlichen muſikaliſchen Schnörkeln bemüht, ſeine Worte auf die Folterbank zu ſpannen. Wie es in dieſem Affecte geht, ſo geht es mit allen andern. Ja, bey ſo

vielen andern Wörtern macht man eben ſolche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran ſich oft die beſte Caſtratenkehle müde ſinget. Z. E. in einer gewiſſen Cantate, die Heinichen geſetzt hat, und ſo anfängt: La dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft eine Arie vorkömmt, da ſind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, ſo künſtlich mit ſteigenden und fallenden Tönen geſetzt, und ſo vielfältig verändert, daß der Sänger zum wenigſten ſechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort abſingen kann. Das ſoll aber den Flug der Vögel in der Luft vorſtellen, der nämlich auch bald ſteiget, bald fällt. Wie natürlich aber es herauskömmt, das laſſe ich einen jeden ſelbſt urtheilen, der es ſingen höret, und den Text verſteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunſt in den meiſten italieniſchen Muſiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret, der Verſtand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewiſſer nachdrücklicher Wörter, ſo wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern ſolches nur angeht. Beydes iſt nicht nur erlaubt, ſondern auch ſchön; wenn es nur mäßig geſchieht. Man wiederhole aber nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelſtand hätte wiederholen können. Das Singen iſt doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Leſen eines Verſes, welches alſo der Natur und dem Inhalte deſſelben gemäß ſeyn muß. Nun aber würde wohl kein Menſch, der mir einen Vers vorläſe, geſetzt, daß der größte Affect darinn ſteckte, denſelben mehr als zwey, höchſtens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er alſo auch nicht hinter einander geſungen werden, wenn es mich rühren, und alſo natürlich herauskommen ſoll. Ein guter Leſer eines Gedichtes wird freylich das Weinen kläglich, das Lachen luſtig u. ſ. f. ein jedes Wort nach ſeiner Bedeutung, mit einer guten Stimme auszuſprechen wiſſen; ſich aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in acht nehmen. So muß es

ein

ein Muſikus auch machen, und ſich vor allen Ausſchweifungen hüten, die ſeinen Geſang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich iſt, unähnlich machen könnten. Man leſe hier nach, was der critiſche Muſikus, der in Hamburg herausgekommen, für vernünftige Regeln davon vorgeſchrieben hat.

11. §. Eine Cantate muß ſich ordentlicher Weiſe mit einer Arie anheben und ſchließen; damit ſie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen guten Eindruck mache: doch findet man im italieniſchen viele, die gleich von Anfang ein Recitativ haben. Die kürzeſten darunter, haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte; und beſtehen alſo nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien, und zwey Recitative, und die längſten ſollen nicht mehr als vier oder fünf Arien haben. Dieſe können nun jambiſch, trochäiſch oder daktyliſch ſeyn, nachdem es der Poet für gut befindet: das Recitativ aber anders als jambiſch zu machen, das iſt nicht gewöhnlich. Nur merke ſich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe; auch nicht kurze und lange Zeilen durcheinander menge, wenn er dem Componiſten gefallen will. Selbſt die Zeilen im Recitativ an Länge ſehr ungleich, d. i. etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das iſt nicht angenehm. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben ſo viel, als gar keine zu machen: und man thäte nach dem Muſter der Welſchen beſſer, ſie gar nicht zu reimen; aber deſto beſſer zu ſcandiren, welches die Italiener faſt gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen, und männliche mit männlichen Reimen zu vermiſchen, das klingt auch nicht gut; ob es gleich viele thun. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht beſtimmen: aber je kürzer es fällt, und je kürzer die Perioden darinnen ſind, deſto beſſer iſt es; weil es insgemein ſo ſchlecht geſetzt wird, daß man es bald überdrüßig werden muß.

12. §. Wenn man anſtatt des Recitativs entweder bibliſche Sprüche, auch wohl Verſe aus geiſtlichen Liedern zwi-

ſchen die Arien ſetzet, ſo heißt man ein ſolch Stück ein Oratorium: welches ohne Zweifel vom Bethen den Namen hat, weil dergleichen geiſtliche Gedichte zu Kirchenſtücken gebraucht werden. Redet ein Paar mit einander, ſo nennen es die Muſici ein **Duetto**; kommen drey Perſonen in der Poeſie, und folglich im Geſange drey Stimmen vor, ſo nennet man es ein Trio. Redeten aber noch mehrere mit einander, ſo, daß es auch deſto länger würde, ſo müßte es eine **Serenata** heißen, und könnte zu fürſtlichen Tafel- und Abendmuſiken, imgleichen bey großen muſikaliſchen Concerten gebraucht werden. Käme aber außer den Unterredungen auch eine Handlung darinne vor, die ſich von lebendigen Perſonen ordentlich ſpielen oder aufführen ließe; ſo könnte es ein **Drama** heißen.

13. §. Denn auch hier muß man merken, daß es epiſche und dramatiſche Cantaten, Serenaten, oder wie mans nennen will, geben könne. Wenn der Poet ſelbſt darinn redet, ſo iſt es epiſch verfaſſet, obgleich hier und da auch andere Perſonen redend eingeführet werden. Ein ſchönes Exempel giebt des Herrn von Hagedorn Fabel: **Vom ſchweren Dienſt der Eitelkeit** ꝛc. die Herr Secr. Gräfe auf eine ganz neue aber unvergleichliche Art geſetzt hat. Läßt aber der Poet durchgehends andere Perſonen reden und handeln, ſo, daß er ſelbſt nichts darzwiſchen ſagt, ſondern ſo zu reden, unſichtbar iſt: ſo entſteht ein kleines theatraliſches Stück daraus, welches von dem griechiſchen δρᾶν, handeln, thun, ein **Drama** genennt wird. Singen nun die auftretenden Perſonen ihre Rollen ab; ſo iſt ein ſolch Drama gleichſam eine kleine Oper oder Operette, die etwa ſo lange als ein Aufzug einer großen Oper dauret, und nach Gelegenheit drey, vier oder fünf Auftritte hat. Wie die innere Einrichtung eines ſolchen dramatiſchen Stückes ſeyn müſſe, das läßt ſich erſt in dem Capitel von theatraliſchen Spielen zeigen. Denn ungeachtet ſolche Dramata ſelten auf die Schaubühne kommen, ſondern nur mehrentheils in Zimmern geſungen werden; ohne daß die Sänger in gehörigem Habite erſcheinen, und wirklich das vorſtellen, was ſie ſingen: ſo müſſen ſie doch aufs genaueſte

ſo eingerichtet werden, daß ſie geſpielet werden könnten. Wie viele Poeten es in dieſem Stücke verſehen, wenn ſie weder die Einigkeit der Zeit, noch der Handlung, noch des Ortes beobachten, das lehrt die Erfahrung: zu geſchweigen, daß ſie oft ſolche Sachen hineinbringen, die ſich gar nicht würden vorſtellen laſſen.

14. §. Anſtatt meiner Exempel, hätte ich gern aus unſern alten Dichtern, welche hergeſetzet. Allein, in dem vorigen Jahrhunderte, hat man von dieſer Art beynahe nichts gewußt; weil Dichter und Poeten ſich an Oden begnüget haben. In dem itzigen Jahrhunderte, hat man zwar Cantaten genug gemacht, und gedrucket, aber faſt immer auf beſondere Perſonen und Gelegenheiten, die unſern Componiſten zu nichts gedienet haben; außer was etwa geiſtliche Kirchenſtücke geweſen ſind. So hat man z. E. die Paßion auf verſchiedene Art geſetzt, darunter aber Pietſchens Ausdrücke viel zu ſchwülſtig und hochtrabend ſind, als daß ſie ſich zur Muſik ſchickten. Wie es nun bey dieſem Mangel an deutſchen, moraliſchen und verliebten Cantaten zu wünſchen iſt, daß Dichter, die eine natürliche, fließende und bewegliche Schreibart in ihrer Gewalt haben, ſich der Muſik zu gut, auf dieſe Art der Gedichte mehr als bisher legen mögen: alſo habe ich mich genöthiget geſehen, zu der menantiſchen galanten Poeſie meine Zuflucht zu nehmen, darinn verſchiedene gute Stücke von dieſer Art vorkommen; die es auch wohl werth wären, daß ſie von guten Componiſten geſetzt, und von guten Stimmen, in Concerten und andern Geſellſchaften abgeſungen würden. Dieſes würde uns wenigſtens von dem unverſtändlichen Geheule, italieniſcher Texte befreyen, die von den meiſten deutſchen Sängern, eben weil ſie kein Welſch können, ſo zermartert werden, daß auch diejenigen Zuhörer, die italieniſch können, keine Sylbe davon verſtehen. Es würde auch bey deutſchen Texten eine affectuöſere Art zu ſingen bey uns aufkommen, wenn der Sänger ſelbſt wüßte, was er ſinget. Denn wie will er den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverſtandene Sylben hergurgelt, oder abzwitſchert?

* *

Moraliſche Cantaten, aus Menantes galanten Poeſien.

I. Cantate.

Hoffnung, ſüßer Troſt des Lebens,
Der den bittern Schmerz verſüßt.
Alle Sorgen ſind vergebens;
Aber wo noch Hoffnung iſt,
Ach! da muß auch Wermuthwein
Süßer noch, als Nectar ſeyn.

So geht es auf der Welt!
Wo alles ſchlecht genug beſtellt.
Wir ſehn nicht lauter helle Tage,
Ein jeder hat faſt ſeine Plage.
Doch, weil die Hoffnung ihre Blicke,
Auch mitten in der Nacht,
Betrübten Herzen ſchenkt;
So lacht der Troſt, daß uns das falſche Glücke
Nicht übermäßig kränkt.

Unverhofft
Trägt ſichs zu,
Daß die angenehmſte Ruh
Aus der Unruh und Verdruß
Uns gewünſcht, entſprießen muß.
Denn das Glücke wechſelt oft,
Unverhofft.

Drum laſſe man den Muth nicht fallen.
Ein feſter Muth
Iſt unſer beſtes Gut.
Ein Fels, ein Thurm,
An dem muß aller Sturm
In Widerwärtigkeit zurücke prallen;
Drum laſſe man den Muth nicht fallen.

Wer verzaget, giebt ſich bloß,
Daß ihn auch der ſchwächſte Stoß
Stürzen kann.
Blöde ſeyn, iſt Weiberart;
Doch, wer keine Kräfte ſpart,
Iſt ein Mann.

Wohlan!
So ſteh ich, als ein Mann,
Wenn alle Wetter krachen.
Die Hoffnung wird mir doch den Himmel heiter machen.

Laß es donnern, laß es wettern,
Laß das Unglück raſend ſeyn.
Nichts ſoll meinen Troſt zerſchmettern,
Hoffnung läßt mich ſicher ein.
So mag es denn hageln, ſo mag es nur blitzen:
Ich hoffe durch Hoffnung in Ruhe zu ſitzen.

* *

II. Cantate.

Verdammter Neid!
Was hab ich dir gethan?
Daß ich zu keiner Zeit
In meiner Einfalt bleiben,
Und für mich leben kann?
Verdammter Neid!
Was hab ich dir gethan?

Du mußt dich an mir reiben,
Und darfſt dich nicht entblöden,
Mir alles Böſe nachzureden?
Wenn ich die Hände gleich in Unſchuld täglich waſche;
So klebt dir doch noch mancher Makel dran,
Der dir in deinen Augen,
Die Galle rege machen kann.
Du Spinne! mußt auch Gift aus Roſen ſaugen?

Doch

Doch immerhin! ich will mich wenig kränken!
Weil doch
Dich dein verteufelt Gift,
Zu eigner Pein, am allermeiſten trifft.
Der Himmel wird mir noch
Gewünſchte Ruh und ſichern Frieden ſchenken.

Unſchuld muß doch immer leiden,
Und von Läſtrern laſſen neiden;
Doch ſie iſt ſich ſelbſt ein Troſt.
Wenn ein Neider ſich erboßt,
Und die falſchen Zungen ſtechen,
Wird ſie ſelbſt der Himmel rächen.

* *

III. Cantate.

Sanftmuth, Langmuth, Freundlichkeit,
Sind die Waffen
Die uns auf den ärgſten Streit
Sieg und Frieden können ſchaffen.
Welcher dieſen Küraß trägt,
Dem wird recht der Heldentitel
Von der Tugend beygelegt.

Es geht nicht immer frölich zu.
Oft tritt uns einer auf den Fuß,
Man muß
Den Schmerz verbeiſſen.
Tritt er uns auf die Schuh,
So laß es gut und unempfunden heißen.
Zwar mancher macht ein Wetter draus,
Und ſinnt auf Kugeln, Schwerdt und Pfeile:
Doch endlich treffen ihn noch ſelber Donnerkeile.

Bliz

Bliz und Schwerdt in Händen tragen,
Und damit den Feind nicht ſchlagen,
Iſt ein Werk, das göttlich heißt.
Wenn ein Menſch ſich ſo erweiſt,
Ach dem wird mit Lorberkronen
Der Himmel die Großmuth auf ewig belohnen.

Wohl dem, der alles kann zum Beſten kehren!
Der kleinſte Regen wird dem größten Feuer wehren.
Kein muntres Roß läßt ſich mit Schlägen zwingen,
Mit Streicheln wird mans eh zu rechte bringen,
Auf Eßig giebt man Oel,
Und Waſſer unter ſtarken Wein.
So müſſen auch auf harte Worte
Gelinde Reden ſeyn.
Die Sanftmuth kann auch Honigkuchen
In eines Löwen Rachen ſuchen.

Hart auf hart thut niemals gut,
Auf den dichten Marmorſtein
Müſſen ſtumpfe Sägen ſeyn,
Bis er von einander fällt.
So machts die politiſche Welt.

Das

* *

Das III. Capitel.

Von Idyllen, Eklogen oder Schäfergedichten.

1. §.

Man kann gewiſſermaßen ſagen, daß dieſe Gattung von Gedichten die alleräalteſte ſey. Denn ob ich wohl in dem Capitel von Oden, im Abſehen auf dieſelben eben das behauptet habe: ſo widerſpreche ich mir doch nicht, wenn ich ſage, daß die allererſten Lieder, Schäferlieder oder Hirtengedichte geweſen. Die erſten Einwohner der Welt nährten ſich bloß von der Viehzucht. Der Ackerbau, die Jagd, der Fiſchfang und das Weinpflanzen ſind viel ſpäter erfunden und in Schwang gebracht worden. Die Kaufmannſchaft und alle andere Künſte ſind noch viel jünger. Da nun die Erfindung der Poeſie mit den erſten Menſchen gleich alt iſt; ſo ſind die erſten Poeten, oder Liederdichter, Schäfer oder Hirten geweſen. Ohne Zweifel haben ſie ihre Geſänge nach ihrem Character und nach ihrer Lebensart eingerichtet: folglich ſind ihre Gedichte Schäfergedichte geweſen.

2. §. Ich will damit nicht behaupten, daß die älteſten Gedichte, die wir haben, Schäfergedichte wären. Nein, was wir vom Theokritus, Bion und Moſchus in dieſer Art haben, das iſt ſehr neu. Die allererſten Poeſien ſind nicht bis auf unſre Zeiten gekommen: ja ſie haben nicht können ſo lange erhalten werden; weil ſie niemals aufgeſchrieben worden. Was nur im Gedächtniſſe behalten und mündlich fortgepflanzet wird, das kann gar zu leicht verlohren gehen. Daß aber vor Theokrits Zeiten wirklich Schäfergedichte müſſen gemacht worden ſeyn, das kann aus ſeinen eigenen Idyllen erwieſen werden. Er beruft ſich immer auf die arkadiſchen Hirten, als auf gute Poeten, die ihre Muſik vom Pan gefaſ-

ſet hätten. Es müſſen doch alſo unter den damaligen Schäfern mancherley Lieder im Schwange geweſen ſeyn, die zum Theile ſehr alt geweſen ſeyn mögen. Haben ſie ſo ſchön und ſo zierlich nicht ausgeſehen, als des Theokritus ſeine, ſo iſt es kein Wunder. Die Natur allein war ihre Lehrmeiſterinn geweſen, und die Kunſt mochte noch keinen Theil daran gehabt haben. Theokritus hat beydes zu vereinigen geſucht, und alſo ſeine Vorgänger weit übertroffen.

3. §. Will man nun wiſſen, worinn das rechte Weſen eines guten Schäfergedichtes beſteht; ſo kann ich kürzlich ſagen: in der Nachahmung des unſchuldigen, ruhigen und ungekünſtelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden. Poetiſch würde ich ſagen, es ſey eine Abſchilderung des güldenen Weltalters; auf chriſtliche Art zu reden aber: eine Vorſtellung des Standes der Unſchuld, oder doch wenigſtens der patriarchaliſchen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieſer Beſchreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu ſchönen Beſchreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens ſich hier einem Poeten zeiget. Denn die Wahrheit zu ſagen, der heutige Schäferſtand, zumal in unſerm Vaterlande, iſt derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abſchildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unſre Landleute ſind mehrentheils armſelige, gedrückte und geplagte Leute. Sie ſind ſelten die Beſitzer ihrer Heerden, und wenn ſie es gleich ſind: ſo werden ihnen doch ſo viel Steuren und Abgaben auferlegt, daß ſie bey aller ihrer ſauren Arbeit kaum ihr Brodt haben. Zudem herrſchen unter ihnen ſchon ſo viel Laſter, daß man ſie nicht mehr als Muſter der Tugend aufführen kann. Es müſſen ganz andre Schäfer ſeyn, die ein Poet abſchildern, und deren Lebensart er in ſeinen Gedichten nachahmen ſoll. Laßt uns dieſelben etwas näher betrachten.

4. §. Man ſtelle ſich die Welt in ihrer erſten Unſchuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürſten weis, wohnet in einem warmen und fetten Lande,

welches an allem einen Ueberfluß hat, und nicht nur Gras, Kräuter und Bäume, ſondern auch die ſchönſten Früchte von ſich ſelbſt hervorbringet. Von ſchwerer Arbeit weis man daſelbſt eben ſo wenig, als von Drangſalen und Kriegen. Ein jeder Hausvater iſt ſein eigener König und Herr; ſeine Kinder und Knechte ſind ſeine Unterthanen, ſeine Nachbaren ſind ſeine Bundesgenoſſen und Freunde; ſeine Heerden ſind ſein Reichthum, und zu Feinden hat er ſonſt niemanden, als die wilden Thiere, die ſeinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte, oder wohl gar ein Strohdach, iſt ihm ein Pallaſt, ein grüner Luſtwald ſein Garten, eine kühle Höhle ſein Keller, eine Lauberhütte ſein Sommerhaus: Pelz und Wolle und ein Strohhut ſind ſeine Kleidung; Milch und Käſe ſind ſeine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte ſeine Leckerbiſſen; ein hölzerner Becher, eine Flaſche, ein Schäferſtab und ſeine Hirtentaſche ſein ganzer Hausrath. Sein Hund iſt ſein Wächter, eine Blume ſein Schmuck und ſeine Erquickung, die Muſik ſein beſter Zeitvertreib.

5. §. Im Abſehen auf den Verſtand, ſind dieſe glückſelige Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künſte, ſie flechten ſchöne Körbe und künſtliche Hüte, ſie ſchelen bunte Stäbe, ſie ſchnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaſchen und Becher, ſie winden Blumenkränze, und pflanzen Bäume. Gelehrt ſind ſie zwar nicht: doch wiſſen ſie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren, von einigen alten Geſchichten; und aus dem Unterrichte der klügſten unter ihnen, von einigen Geheimniſſen der Natur, von dem Laufe der Geſtirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewiſſen Einfalt, zu reden. Sie haben einen gewiſſen natürlichen Witz, aber keine gekünſtelte Scharfſinnigkeit. Sie machen Vernunftſchlüſſe, aber von metaphyſiſchen Abſonderungen wiſſen ſie nichts. Sie halten ſich allezeit an das, was ſie empfinden, und ihre Unterredungen handeln von dem, was geſchieht, was ſie geſehen oder gehöret haben. Daher lieben ſie die Erzählungen, und vertiefen ſich nach Art einfältiger

Leute zuweilen in beſondern Umſtänden, und ſolchen Kleinigkeiten, die nicht eben ſo nöthig zu wiſſen wären.

6. §. Ihren Willen anlangend, haben ſie zwar, als Menſchen, Affecten; aber keine unordentliche und ausſchweifende Begierden, dadurch ſie einander beleidigen könnten. Der Geiz und Ehrgeiz verleitet ſie zu keiner Ungerechtigkeit; und man weis bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu ſagen. Ihre Streitigkeiten beſtehen darinn, daß ſie im Singen oder Spielen, oder in andern Künſten, einander überlegen ſeyn wollen: und dieſe werden allezeit durch einen unparteyiſchen Schiedsmann, den beyde Parteyen zum Richter erwählen, entſchieden. Sie ſcherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reißen: denn die Ehrbarkeit iſt bey ihnen zu Hauſe. Ihr Handel beſteht im Tauſchen, und ob ſie wohl zuweilen durch eine kleine Liſt einander hintergehen, ſo geſchicht es doch nur zur Kurzweil: denn der Betrug iſt ihnen ſo abſcheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang iſt von aller Grobheit ſo weit, als von allen Complimenten und von der Falſchheit, entfernet. Sie ſind offenherzig, aber beſcheiden; freygebig, aber nicht verſchwenderiſch; ſparſam aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht ſtolz. Endlich ſind ſie auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt.

7. §. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieſes eine beſondere Beſchreibung verdient. Dieſer Affect herrſchet am meiſten unter ihnen, aber auf eine unſchuldige Weiſe. Er iſt die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muße auf den Fluren und bey ihren Heerden, läßt ihnen Zeit genug, zu verliebten Gedanken und Unterredungen; aber ihre Einfalt verbeut ihnen, alle gar zu künſtliche Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenſchaften machen ſie liebenswürdig, und ihre Liebeserklärungen geſchehen mehr durch ſchamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geſchenke beſtehen aus Blumen und Früchten, jungen Lämmern und ſchönen Hunden, künſtlichen Hüten, Bechern und Stäben. Sie putzen

ſich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weis. Sie ſind eiferſichtig und empfindlich; aber auch leicht zu beſänftigen. Sie beklagen ſich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken ſich aber deswegen nicht auf. Sie ſind ſehr treu in ihrer Liebe, und man weis bey ihnen von keinem größern Laſter, als von der Unbeſtändigkeit. Ihre Nebenbuhler ſuchen ſie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unſchuldige Schäferliebe muß von allen Laſtern frey ſeyn, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen haben.

8. §. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der dieſen Character der Schäfer recht erweget, geſtehen wird, daß Schäfergedichte, die auf dieſen Fuß verfertiget worden, eine beſondere Anmuth haben müſſen. Denn ich habe ihren Abriß mit Bedacht in der größten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denſelben völlig beobachtet hat. Theokritus hat ſeine Schäfer zuweilen ſehr grob und plump abgeſchildert; das iſt, wie ſie etwa zu ſeiner Zeit waren, nicht wie ſie hätten ſeyn ſollen: zuweilen aber machte er ſie gar zu ſinnreich. Sie zanken ſich bisweilen auf eine recht bäuriſche Art, und kriegen einander faſt darüber bey den Köpfen. Sie beſchuldigen einander des Diebſtahls und noch wohl ärgerer Laſter, die unter den Griechen und Römern im Schwange waren, ſich aber für unſere feinern poetiſchen Schäfer nicht ſchicken. Man ſehe des Herrn von Fontenelle Diſcurs, von Schäfergedichten, der bey meiner Ueberſetzung ſeiner Geſpräche von mehr als einer Welt befindlich iſt: wo man auch vom Bion und Moſchus eine gründliche Beurtheilung antreffen wird.

9. §. Virgil, der ſich den Theokritus in ſeinen Eklogen zum Muſter genommen, hat zwar ſeine Schäfer viel artiger gemacht, als jener; doch aber nicht allezeit die rechte Art der Schäfer erreichet. Sie ſind nicht alle ſo tugendhaft und unſchuldig, als ſie ſeyn ſollten; wie davon der Vers

Nouimus et qui te, transuerſa tuentibus hircis etc.

zeugen

zeugen kann. Zuweilen giebt ſein Haberrohr einen gar zu hohen Ton, wenn er z. E. die ſicilianiſchen Muſen des Theokritus anrufft, dem Pollio zu Ehren etwas erhabeners anzuſtimmen. Er forderte, wie ſchon gedacht worden, etwas Unmögliches von ihnen: denn ſie können auf ihrer Flöte keinen Trompetenklang erzwingen. Gleichwohl prophezeiht er nicht anders, als die cumäiſche Sybille, von künftigen Zeiten. In der ſechſten Ekloge läßt ers ſich vom Phöbus erſt ſagen: Es ſchicke ſich für Schäfer nicht, von Königen und Helden zu ſingen:

> Cum canerem Reges et proelia, Cynthius aurem
> Vellit et admonuit: Paſtorem, Tityre, pingues
> Paſcere oportet oues.

Gleichwohl läßt er ſeinen Silenus, da er ein paar Knaben, nebſt der ſchönen Najade, Aegle, vom Schlafe aufgewecket, die ganze epikuriſche Lehre vom Urſprunge der Welt herſingen, welches ihm ſo wenig anſtund, als von Kriegen und Helden Lieder zu machen. Es herrſcht auch in der ganzen Ekloge eine ſolche Verwirrung der Sachen und Zeiten, daß man nicht weis, wo man iſt. Nach den philoſophiſchen Meynungen Epikurs, kömmt die Fabel von der Paſiphae und den Schweſtern Phaetons, die gar nicht dahin gehörete. Mitten darunter ſteht Cornelius Gallus, der zu Virgils Zeiten lebte; und darauf kömmt wiederum die Fabel von der Scylla und Charybdis, imgleichen von der Philomele. Alles das ſingt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, daß er vorigen Tag einen Rauſch gehabt. Es könnte, wie Fontenelle ſcherzet, nach dem itztbeſchriebenen Innhalte ſeines Geſanges, leicht ſeyn, daß er etwas zu frühe aufgewecket worden.

10. §. Unter den neuen Poeten, die lateiniſche Schäfergedichte gemacht haben, iſt Calpurnius, Nemeſianus, Vida und Baptiſta Mantuanus zu merken. Sie ſind eben nicht gänzlich zu verachten, und ohngeachtet ſie an Schönheit der Verſe dem Virgil weichen müſſen, ſo haben ſie doch zuweilen hübſche Erfindungen. Sie fehlen aber auch zuweilen ſehr

grob, wie denn der letztere z. E. ſeine Schäfer einmal, als ein Paar Carmeliter aufführet, deren einer der ſtrengen, der andere der gelindern Ordensregel zugethan iſt. Er läßt ſie ſo heftig mit einander ſtreiten, daß der Richter, dazu er den Bembus macht, ihnen die Stäbe wegnimmt. Ob es nun wahrſcheinlich ſey, daß die Schäfer wie Mönche ſprechen? das iſt leicht zu ſehen. Viel ärger aber macht ers in einer andern Stelle, wo der Schäfer gar einen Epikurer vorſtellt, der weder Himmel noch Hölle glaubt. Der Poet will dieſes entſchuldigen, und ſagt, Amyntas habe ſich lange in der Stadt aufgehalten. Herr Fontenelle will dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen; und in der That iſt es anſtößig, ſeine Schäfer als gottloſe Leute aufzuführen.

11. §. Sannazar hat es verſuchen wollen, ob man nicht Fiſchereklogen machen könne. Er hat den Theokritus zum Vorgänger, der auch einmal dergleichen gethan hat. Zwey Fiſcher ſchlafen in einer Strohhütte am Ufer beyſammen, und der eine weckt in der Nacht den andern auf, und erzählt ihm ſeinen Traum, darinn es ihm vorgekommen war, als ob er einen goldenen Fiſch gefangen hätte. Allein die Fiſcherarbeit iſt viel zu beſchwerlich, gegen das ruhige und glückſelige Leben, das wir uns im Schäferſtande vorſtellen. Die See iſt bey weitem ſo angenehm nicht, als eine ſchöne Aue: und die Schnecken oder Auſtern geben ſolche beliebte Geſchenke nicht ab, als Blumen und Früchte. Es würde nicht beſſer herauskommen, wenn man anſtatt der Schäfer, Bergleute, in Gedichten nachahmen wollte, wie einige Poeten bey uns verſuchet haben. Dieſe Lebensart iſt gleichfalls viel zu rauh, und die Arbeit zu ſauer, als daß man viel Vergnügen dabey haben könnte. Zu dem ſchickt ſich das Gold und Silber zu dem güldenen Weltalter nicht. Noch beſſer würden ſich die Winzer zu ſolchen Vorſtellungen brauchen laſſen; als deren Arbeit ſo beſchwerlich nicht iſt, und mehr angenehme Gegenſtände hat, als die vorige. Es käme auf den Verſuch eines guten Dichters an, der dieſe Lebensart kennete.

12. §. Unter den Italienern haben Taſſo, Guarini, Bonarelli und Marino, ſich mit Schäfergedichten hervorgethan: Aber alle mit einander haben ihre Hirten viel zu ſcharfſinnig gemacht. Taſſo, der noch am leidlichſten iſt, hat dennoch in ſeinem Amyntas die Sylvia gar zu künſtlich denken laſſen. Sie hat ſich mit Blumen geſchmücket, und da ſie ſich in einem Brunnen ſpiegelt, ſagt ſie zu ihnen: ſie trage dieſelben, nicht ſowohl ſich ſelbſt dadurch zu putzen, ſondern vielmehr ſie, durch ihre eigene Schönheit, zu beſchämen. Bouhours hat dieſe Stelle mit gutem Rechte verworfen: aber gegen andere italieniſche Künſteleyen und Spitzfündigkeiten ihrer Schäfer, iſt das noch nichts zu rechnen. Guarini läßt z. E. in ſeinem treuen Schäfer, eine Schäferinn, mitten in der Heftigkeit ihrer Liebe, auf eine ſehr philoſophiſche Art, die Götter zur Rede ſetzen: warum ſie uns doch durch ſo ſcharfe Geſetze eingeſchränket; zu gleicher Zeit aber dem Menſchen ſolche unüberwindliche Begierden gegeben? Wer hätte dergleichen tiefes Nachſinnen bey einer Schäferinn geſuchet?

13. §. Unter den Franzoſen haben Marot, Ronſard, Segrais und Fontenelle ſich mit Schäfergedichten bekannt gemacht. Der erſte iſt abgeſchmackt; der andre aber hat gemeiniglich hohe Materien in ſeine Eklogen gebracht, indem er fürſtlichen Perſonen nur Schäfernamen giebt. Heinrich I. heißt Henriot, Carl der IX. Carlin, und Catharine von Medicis Catin. Ja, er läßt einmal die Schäferinn Margot das Lob des Turnebus, Budeus und Vatablus anſtimmen, der größten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten; von welchen ſeine Schäferinn billig nichts hätte wiſſen ſollen. Das beſte iſt, daß er ſelbſt geſteht, er habe ſeine Eklogen nicht nach Regeln gemacht. Segrais hat eben das im Abſehen auf ſeine Schreibart geſtanden, welche er hier und da zu künſtlich und gleißend für Schäfer gemacht; ſonſt aber doch gewieſen hat, daß er auch ihren wahren Character wohl treffen könne.

14. §. Herr Fontenelle, dem ich dieſe Anmerkungen mehrentheils abborge, geſteht auch von ſich ſelbſt, daß er ſeine Schäfergedichte eher gemacht, als er ſich um die Regeln der-

ſelben bekümmert gehabt. Er bekennet aber bey der Unbeſtändigkeit des Geſchmackes ſeiner Zeiten: es ſey beſſer, ſich an die Regeln zu halten, und den wahrhaften Begriffen von einer Sache zu folgen. In der That hat er ſeine Schäfer zu ſcharfſinnigen Pariſern gemacht. Sie ſind oft ſo ſinnreich, als Herr Fontenelle ſelbſt, und einige neuere Critici haben nicht unrecht, wenn ſie es ihm vorrücken, daß er ſeine Hirten eine Metaphyſik über Liebesſachen gelehret habe. Vielleicht hat er auch, bloß in der Abſicht, dieſen Fehler zu entſchuldigen, geſagt: Die Schäfer der Eklogen müßten gleichſam ſeidene Kleider haben, die nur ſchäfermäßig geſchnitten wären. Sonſt ſehe ich aus ſeiner vernünftigen Critik über andre, daß er in dieſer Art von Gedichten unverbeſſerlich würde geworden ſeyn; wenn er ſich nicht eher an dieſe Arbeit gemacht hätte, bis er ſich die wahre Natur derſelben beſſer bekannt gemacht gehabt. Wir haben einen ausführlichen Tractat davon im Franzöſiſchen, den der Abt Geneſt geſchrieben, und den man bey Fenelons Gedanken von der Redekunſt und Poeſie 1717. zu Amſterdam gedruckt hat; welchen ich hier nachzuleſen anrathen will.

15. §. Unter den Engelländern haben ſich ſonderlich Philips und Spenzer in dieſer Art von Gedichten gewieſen. Richard Steele macht in ſeinem Guardian ſehr viel von ihnen, und hält ſie allein für würdig, dem Theokritus und Virgil an die Seite geſetzt zu werden. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht dieſer gelehrte Scribent eine gute Einſicht in die Eigenſchaften dieſer Gedichte erwieſen habe. Sein 28ſtes, 30ſtes und 32ſtes Blatt des I. Theils, handeln ausführlich davon, und ſonderlich iſt das letzte merkwürdig, wo er alle ſeine Gedanken von Schäfergedichten, in einer Fabel von dem Schäfer Damon und ſeiner Tochter Amaryllis vorgetragen hat. Ich will einen Auszug davon hieherſetzen: weil dieſe allegoriſche Vorſtellung die wahre Natur der Schäfergedichte, und alle Fehler, die man darinn begehen kann, ſehr lebhaft vorſtellet. Allein, wem die Eigenliebe der engliſchen Nation gegen ſich ſelbſt bekannt iſt, der wird leicht ſchließen können, was davon zu halten ſey,

daß

daß er nur ſeine Landsleute für würdige Nachfolger der Alten ausgiebt: So lautet indeſſen ſeine Fabel.

Schäfergedichte,
über die Natur der Schäfergedichte.

Vorzeiten lebte in einem angenehmen Thale Arkadiens, ein reicher Mann, mit Namen Menalkas, der vom Gott Pan herſtammen wollte, und daher ſehr ſtrenge auf die Regeln des Schäferlebens hielt, ſo, wie es im güldenen Weltalter geweſen war. Er hatte eine einzige Tochter, die Amaryllis hieß. Sie war ein Mägdchen von bezaubernder Schönheit, und ungezwungener Stellung; nur, da ſie auf dem Lande erzogen war, ſo war ſie überaus ſchamhaft. Ihre Stimme war überaus ſanft, hatte aber auch etwas dorfmäßiges in ihrem Tone; welches gleichwohl allen, die ſie hörten, eine neue Anmuth zu ſeyn ſchien. War ſie gleich in ihrem Umgange überhaupt ſehr geſellig, ſo bezeigte ſie ſich doch gegen ihre häufigen Liebhaber ſo ſchüchtern, daß viele, aus Verdruß über ihre vergebliche Mühe, ſie verließen, und ihre Liebe andern zuwandten, wo ſie beſſer aufgenommen wurden. Menalkas war indeſſen nicht nur entſchloſſen, einen Schwiegerſohn zu wählen, der die Gewohnheiten des Hauſes unverletzlich beybehalten ſollte; ſondern hatte auch einen Abend, als er im Felde geweſen, eine Pfeiſe von alter Art, von einem Waldgotte bekommen: mit dem ausdrücklichen Befehle, ſeine Tochter niemanden zu geben, der nicht eben ſo darauf ſpielen könnte, als er darauf ſpielen gehöret.

Als die Zeit der Verheirathung herbeygekommen war, machte er ſeinen Entſchluß bekannt, dadurch er die benachbarte Jugend einlud, einen Verſuch auf dieſem Inſtrumente zu thun; mit dem Verſprechen: daß der Ueberwinder ſeine Tochter bekommen ſollte, unter der Bedingung, daß die Ueberwundenen ſich einer willkührlichen Strafe unterwerfen ſollten. Wer ſich nun dadurch nicht abſchrecken ließ, ſondern eine hohe Meynung von ſeinen Vorzügen hatte, der erſchien an dem beſtimmten Tage, in einem Aufzuge und Putze, der ſeinem Kopfe gemäß war.

Der Kampfplatz war eine blumigte Wieſe, durch welche ein heller Bach mit krummen Wendungen hin und her murmelte. Die Schäfer machten einen großen Kreis, um die kämpfenden Liebhaber: und auf einer Stelle darinn, ſaß auf einer kleinen Raſenbank, unter einem Schwiebogen von blühendem Roſendorn, und Königskerzen, der Vater des Mägdchens und zu ſeiner Rechten die Schöne ſelbſt, mit Roſen und Lilien gekränzet. Sie hatte einen weiten Rock von ſchlechtem grünem Zeuge an, und hielt den Schäferſtab in einer, die wunderliche Pfeife aber in der andern Hand.

Der erſte, der ſich ihr näherte, war ein angenehmer und artig erzogener Jüngling, der ſich aber reicher gekleidet hatte, als es in Arkadien jemals erhöret worden. Er hatte einen Carmoſinfarbnen Rock an, der zwar nach Schäferart gemacht, aber ſo ſehr geſticket, und mit Edelgeſteinen beſetzt war, daß die Zuſchauer von dem Glanze geblendet, vor allen Zierrathen, den Schnitt des Kleides nicht gewahr wurden. Sein Haupt war mit einem Federhute bedecket, und ſein Schäferſtab glänzte von Golde und Silber. Er trat auf eine ſehr höfliche Art zu der Schönen, und ſprach: **Madame, ſie brauchen keinen Spiegel, ſich auf heute zu putzen; ſie können ihre Schönheit ſchon aus der Menge ihrer Eroberungen ſehen.** * Amaryllis hatte eine ſo artige Schmeicheley noch niemals gehört; daher wußte ſie ihm nichts zu antworten, ſondern gab ihm die Pfeife hin. Er ſetzte dieſelbe an den Mund, und hub an, mit ſo vielen Bebungen, Läufen und Trillern zu ſpielen, daß die Schäfer und Schäferinnen, die ſich paarweiſe zum Tanze geſtellet hatten, ſeinem Liede nicht folgen konnten; weil ſie zu ſolchen ordentlichen und abgemeſſenen Schritten, als er erforderte, niemals angeführet waren. Menalkas befahl, ihm ſeine köſtlichen Kleider auszuziehen, ihn in ein dunkelbraun Gewand zu kleiden, und ihn auf Jahr und Tag ins Thal zu den Schafen zu ſchicken.

Der andere, der da erſchien, ſah ganz anders aus. Er hatte einen Rock von rauchen Ziegenfellen an. Sein Haar war verwirrt,

* Fontenelle.

verwirrt, ſein Bart ungeputzt; von Perſon war er grob, von Sitten tölpiſch. Er trat ganz frech zu der Nymphe, und ſagte: **Er hätte ſeine Lämmer geherzet, und ſeine jungen Böckchen geküßt; er hoffete aber eine zu küſſen, die viel ſanfter wäre.** * Die Schöne erröthete vor Schamhaftigkeit und Verdruß, und that einen Seufzer wider ihn, als ſie ihm die Pfeiſe hingab. Er riß ſie ihr aus der Hand, konnte aber ſchwerlich einen Ton zuwege bringen; ſein Klang war ſo rauh und kreiſchend, daß alle Schäfer riefen: Er verſtünde keine Muſik. So fort ward ihm befohlen, in die felſichten Theile Arkadiens zu gehen, und die Ziegen zu hüten, auch Lebenslang keine Pfeife mehr anzurühren.

Der dritte der ſich näherte, kam in ſehr engen und unbequemen Kleidern, ſo, daß er nicht ohne Mühe einherzutreten ſchien. Er trat zu der Schäferinn mit tiefſinnigen Blicken, und ſprach nach einem kurzen Stillſchweigen; **Göttliche Amaryllis, ihr tragt eure Roſen, nicht eure Schönheit zu vermehren, ſondern dieſelben zu beſchämen.** ** Da ſie nun nicht verſtund, was er damit haben wollte, ſo überreichte ſie ihm ſtillſchweigend das Inſtrument. Sein Spielen war ſo verworren, und gekünſtelt, daß die Schäfer ſtockſtill ſtunden, und ganz erſtarrt und erſtaunt waren. Er entſchuldigte ſich damit, daß dieß die vollkommenſte Muſik von dem größten Tonkünſtler aus Heſperien wäre. Menalkas trug mit ihm, als einem Fremden ein Mitleiden, und übergab ihn einem alten Schäfer, dem er befahl, ihm bequeme Kleider zu ſchaffen, und ihn deutlich reden zu lehren.

Der vierte, der hinzutrat, war der junge Amyntas, der ſchönſte von allen arcadiſchen Schäfern, den auch Amaryllis ſchon heimlich liebte. Er trug dieſen Tag dieſelbe Farbe, als die Schäferinn, nach der er ſeufzete. Er trat zwar mit ungezwungenen, doch blöden Schritten zu ihr. Als er ihr näher kam, erröthete ſie, und als ſie ihm die gefährliche Pfeife gab, ſo zitterten ſie beyde, aber keiner konnte ein Wort ſprechen. Nachdem er endlich zu den Göttern geſeufzet, ſo blies er in ſolchen

* Theokritus, ** Taſſo.

chen wohlklingenden Tönen, daß, ob ſie gleich etwas wild und unregelmäßig waren, ſie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fingen ſo gleich an zu tanzen, und die Alten bezeugten, daß ſie oftmals bey Nacht dergleichen Muſik gehöret hatten, die, wie ſie glaubten, von irgend einem Feldgotte gemacht worden. Der ehrliche alte Mann ſprang von ſeinem Sitze auf, und gab ihm, nachdem er ihn umarmet, ſeine Tochter, bey allgemeinem Freudengeſchrey.

Mitten in dieſer Freude, wurden ſie durch eine wunderbare Erſcheinung erſchreckt. Ein Mann in einem blauen Mantel, deſſen Haupt mit Binſen und Riedgras gekrönt war, ſprang mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, und einen Korb auf dem Rücken. Ein magerer armſeliger Kerl, in naſſen Kleidern, trug einige Auſtern vor ihm her. Auf die Frage, von wannen er käme, und wer er wäre? ſprach er: er käme, die Amaryllis, von den Gefilden an das Seeufer zu bitten. Sein Vermögen beſtünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. **Biſt du mit den Najaden bekannt: ſo gehe auch wieder hin zu ihnen!** ſprach Menalkas zu ihm. Die Schäfer rafften ihn ſogleich, als einen Feind Arkadiens auf, und ſchmiſſen ihn in den Fluß, wo er untergieng, und niemals wieder zum Vorſcheine kam.

Amyntas und Amaryllis führten ein langes und glückſeliges Leben, und beherrſchten die arkadiſchen Thäler. Ihre Nachkommen ſind ſehr alt geworden; und haben in 2000 Jahren nur viere derſelben gehabt. Ihr erſter Erbe hieß Theokritus, der ſeine Herrſchaft dem Virgil überließ. Dieſem folgte ſein Sohn Spencer; und Spencern folgte ſein älteſter Sohn Philipps.

16. §. Unter uns Deutſchen hat ſich zuerſt Opitz in etlichen Schäferliedern gewieſen, ja er hat auch des Engelländers Philipſens Arkadia, welche Valentin von Hirſchberg zuerſt deutſch überſetzt hatte, von neuem heraus gegeben, und die Gedichte darinn in deutſche Verſe gebracht. Er hat unter andern in dem IVten Buche ſeiner poetiſchen Wälder ſeinen

Begriff

Begriff von der Schäferpoeſie ſehr fein ausgedrückt, wo er beweiſen will, daß die Poeterey unſterblich ſey. Es heißt:

Cupido führet mich in eine grüne Wüſten,
Da der Poeten Volk, weit von Begier und Lüſten,
Vorzeiten hat gelebt, wie noch die erſte Welt
Nichts von den Städten wußt, und wohnte um das Feld.
Die Nymphen werden mir den Lorberkranz aufſetzen,
Mit meinen Verſen wird ſich Erato ergetzen:
So weit die grüne Luſt und hohen Wälder gehn,
So weit wird mein Gedicht an allen Bäumen ſtehn.
Ihr Oerter voller Freud, du Aufenthalt der Hirten!
Ihr Bäch, ihr Ahornbäum, ihr Quell, ihr zarten Myrten!
Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Blumen und ihr Stein,
Ihr Wohnhaus voller Ruh, bey euch wünſch ich zu ſeyn. ꝛc.

Unter ſeinen Oden iſt gleich die erſte eine Schäferode auf ſeine Galathee. Die andre auf Phyllis, und die dritte auf eben dieſelbe ſind eben ſo ſchön, und man kann ſich ſelbige zum Muſtern dienen laſſen. Auch in ſeiner Schäferey von der Nymphe Hercinie, kommen einige feine Stücke von ſeiner Arbeit vor, die hieher gehören. Simon Dach hat auch dergleichen mit gutem Fortgange verſuchet, wie ich in Kindermanns deutſchem Poeten etliche Proben von ihm finde, und davon die eine meinem Capitel von Oden angehänget iſt.

17. §. Flemming hat zwar hin und wieder in ſeinen Oden gewieſen, daß er die Schönheiten des Landlebens vortrefflich beſchreiben könne. Doch hat er kein eigentlich ſogenanntes Schäfergedichte gemacht. Schoch hergegen hat in ſeinem Blumengarten durch ſeine Hirtenlieder viel Ehre eingelegt, obgleich die Verſe zuweilen etwas hart ſind. Es ſind aber in der That auch nur Lieder, und keine in langen Verſen abgefaßte Gedichte, wie Virgils ſeine. Es kommen auch zuweilen Sachen darinn vor, die für Schäfer nicht ehrbar genug klingen. Bisweilen aber geräth es ihm auch ſehr gut. Z. E. auf der eilften Seite ſteht eins: Wie kannſt du mich doch, edle Phyllis, lieben? welches ganz ungemein iſt. Ein Paar

Strophen

Strophen können zur Probe dienen. Der Schäfer redet ſeine Geliebte an:

Du aber biſt der Ausbund unſrer Matten,
 Du, Schöne! biſt an allen Schätzen reich:
Der Himmel wünſcht mit dir ſich zu begatten,
 Die Sonne wird vor deinen Augen bleich.
Du nennſt dich her vom hohen Schäferſtande,
Und haſt dazu den beſten Sitz im Lande.

Dein Vieh muß dir in vollen Eitern ſtehen,
 Der Heerde Mann, der große Ziegenbock,
Der täglich pflegt der Heerde vorzugehen,
 Der ſchält nach Luſt den pappelweiden Stock.
Der Klee, auf dem die müden Lämmer tiſchen,
Macht, daß voll Milch faſt alle Gelten giſchen.

Gleichwie der Thau, aus ſeinen naſſen Wolken,
 Sich bey der Nacht in unſre Saaten geußt,
So weiß biſt du, wenn du das Vieh gemolken,
 Wenn du es haſt mit Futter abgeſpeiſt.
Die Auen die, und alle deine Triften
Die werden dir ein ewig Weſen ſtiften.

Such einen dir aus unſern meißner Hirten,
 Such einen dir, der nett, polit und reich,
An meiner ſtatt, der dich recht kann bewirthen,
 Such einen dir, der dir an Mitteln gleich.
Die braune Fauſt darf ſich ja nicht erkühnen,
Dich ſchönes Kind, nach Würden zu bedienen.

Doch ſag ich dieß, die Wahrheit nicht zu ſchonen:
 Ich bin zwar nur ein ſchlechter Bauerknecht,
Doch frömmer noch, als die in Städten wohnen,
 Bin ohne falſch, und fein gerecht und ſchlecht.
Ich kann nicht hoch die hohen Worte treiben,
Doch mag man mir in meiner Einfalt gläuben. ꝛc. ꝛc.

18. §. Doch dieſe alle haben noch keine ſolche Eklogen verfertiget, als wovon wir bisher gehandelt haben. Hier kann ich alſo keinen beſſern nennen, als Neukirchen, der uns etliche ſchöne Proben davon in den hofmannswaldauiſchen Gedichten gegeben

ben hat, und alſo unſer deutſcher Theokrit zu heißen, verdient. Die erſte ſteht im erſten Theile auf der 52. Seite, und heißt Sylvia, und iſt durchgehends ſchön, nur ein Paar Stellen ſind nicht eben zu billigen. Der erſte Gedanke iſt für einen Schäfer gar zu romanhaftig:

Ja, wenn ich endlich dich
Im Felde nirgends ſeh, ſo übereil ich mich,
Und denk: Iſt nun ihr Geiſt gen Himmel gar geſtiegen,
Und kann ſie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora ſeyn?

Die andre Stelle iſt nicht nach den Sitten der Schäfer eingerichtet: Denn er will ſeiner Sylvia einen bürgerlichen Haarputz ſchenken.

Ach! ſtolze Sylvia, laß deinen Zorn ſich wenden:
Ich will dir, wo du willſt, auch wohl Geſchenke ſenden;
Nicht etwa, die der Wald und unſer Garten hegt,
Nicht, die das reife Feld uns in die Scheuren legt:
Nein, ſondern einen Putz, mit Puder überſchlagen,
Wie in der Stadt itzund die Bürgertöchter tragen.

Was ſollte die Schäferinn mit einem ſolchen Puderputze machen? Würde ſie denſelben aufzuſetzen wiſſen? Oder würde ſie es für gut finden, ſich auf dem ganzen Dorfe zum Gelächter zu machen? Ein hübſches Lamm, ein ſchönes Körbchen, ein bunter Stab, oder ein künſtlicher Strohhut, wären beſſere Geſchenke für dieſe Schäferinn geweſen. Endlich die dritte iſt wider die Tugend ſelbſt. Denn Thyrſis will ſich das Leben nehmen.

Doch, wo du auch hierdurch nicht zu bewegen biſt,
So weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt;
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke:
Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Ein ſolch ſtrafbares Verfahren ſteht keinem Schäfer an: und Sylvia würde ihm aus gerechtem Eifer, über ein ſo unvernünftiges Bedrohen, gewiß bloß deswegen ihre Liebe verſagen müſſen. Weit beſſer iſt ihm das auf den vermeynten

Tod dieſer Sylvia gerathen, welches auf der 69. Seite deſſelben Theils zu finden iſt. Man wird es am Ende dieſes Capitels finden.

19. §. Auf dem 75. Blatte ſteht eines andern unbekannten Poeten Geſpräche zweyer Verliebten, welches auch ſeiner Abſicht nach ein Schäfergedichte bedeuten ſoll. Dieſes iſt aber ſo abgeſchmackt und garſtig, daß es nichts weniger, als dieſen Namen führen kann. Hergegen ſind im VI. Theile dieſer Gedichte auf der 78. und 85. Seite von C. H. noch ein Paar, die mir ſehr gut gefallen, weil eine gewiſſe Einfalt und Unſchuld darinn herrſchet, die mit keiner Grobheit vermenget iſt. Z. E. auf der 79. S. ſteht ein kleiner Umſtand ſehr natürlich beſchrieben.

Ich glaub, es hatte mirs der Pan ſo eingegeben,
Der Pan, der Hirten Gott, der für der Schäfer Leben,
Als wie für ſeines ſorgt: damit ich, Saladin,
Dir möchte dieſen Dorn aus deinem Fuße ziehn.
Da ſtund ein Eichenbaum mit ſehr gekrümmten Zweigen,
(Ich dächt, ich wollt ihn dir noch dieſe Stunde zeigen,
Es war ein junger Baum, ſonſt gleich und ziemlich breit,
Und auf der Rinde noch mit Mooſe nicht beſtreut,)
Da ſah ich ꝛc.

Imgleichen kömmt auf der 82. Seite eine ſehr artige Stelle, die wohl werth iſt, daß ich ſie anmerke.

Zudem gefallen mir auch hier die Schäferhütten,
Der Hirten Lebensart, der Schäferinnen Sitten
Faſt im geringſten nicht: Und wärſt du nicht bey mir,
Ich glaub, ich wäre ſchon vorlängſten nicht mehr hier.
Es giebt gar kahle Trift am Ufer dieſer Elbe,
Die Schäferinen ſind auch mehrentheils ſehr gelbe
Und etwas baurenſtolz: Sie bilden ſich was ein,
Und meynen Wunder! was ſie für Geſichter ſeyn.
Zudem ſo giebt es hier auch naſenweiſe Hirten,
Die ſoll nun unſer Eins bey Tag und Nacht bewirthen:
Die tadeln oftermals auch unſrer Flöte Klang,
Doch klinget ihr Geſchrey, ſo wie ein Froſchgeſang.
Nächſt ließ ein ſolcher Mann ein Lied bey mir beſtellen,
Ich macht es; da wollt er ein kluges Urtheil fällen,

Und

Und ſprach: Das Lied gefällt mir im geringſten nicht;
Es iſt nicht hoch genug, nicht prächtig eingericht.
Darüber mußt ich nun wohl recht von Herzen lachen,
Daß ſich der Corydon ſo mauſig wollte machen.
Der doch ſo viel davon, als jener Bock verſteht,
Der forne vor der Heerd aus Stolz und Hoffart geht.
Es iſt in dieſer Flur nun leider dahin kommen,
Wenn man nicht ihren Sinn in Obacht hat genommen,
Und Marmor, Purpur, Gold und Sonn hinein gebracht,
So wirds aus Unverſtand von ihnen ausgelacht.

20. §. Innerlich kann man die Eklogen in epiſche und dramatiſche eintheilen. In jenen redet der Poet ſelbſt durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführen kann. In dramatiſchen redet der Poet gar nichts, ſondern ſtellet nur das Geſpräch und die Handlungen andrer Schäfer und Hirten vor. Beyde Arten können größer und kleiner gemacht werden. Ein großes epiſches Schäfergedichte iſt z. E. des Longus Hiſtorie von Daphnis und Chloe, davon ich im erſten Theile des Biedermanns einen kurzen Auszug gegeben habe, imgleichen des Herrn von Urfe Aſträa, Philipps Arkadia, die ſchöne Schäferinn Juliana, ꝛc. wiewohl das letzte nichts taugt. Von großen dramatiſchen Schäfergedichten die man auch Paſtorale nennt, ſind des Taſſo Amyntas, des Guarini treuer Schäfer, des Corneille ſchwärmender Schäfer, den A. Gryphius deutſch überſetzt hat, und des Herrn Fontenelle Endimion bekannt, welches letztere ich bey den Geſprächen von mehr als einer Welt, überſetzt habe. Im Deutſchen haben wir Dünnehaupts gedrückten und erquickten Jacob, der in den Beyträgen zur crit. Hiſt. der deutſchen Sprache beurtheilet worden. Des A. Gryphius Zwiſchenſpiel, welches er in das verliebte Geſpenſte eingerücket hat, iſt mehr ein Bauerſtück, als ein Schäferſpiel zu nennen; zumal, da es in der heutigen Bauerſprache geſchrieben iſt, und ſehr plump klingt. Die Regeln von beyden Arten kommen in den Capiteln von Heldengedichten und theatraliſchen Poeſien vor. Hier handeln wir nur von den kleinen Schäfergedichten, die wir Idyllen und Eklogen zu nennen pflegen; und da

finden wir im Virgil ſowohl epiſche als dramatiſche Muſter, die wir nachahmen können.

21. §. Wir habens oben geſagt, daß die Schäfer nichts von Königen und Fürſten wiſſen ſollen. Dieſes iſt aber nur von ihnen ſelbſt zu verſtehen, nicht von benachbarten Ländern. Denn man kann ſich einbilden, daß noch ein Ueberreſt der alten Unſchuld in einer gewiſſen glückſeligen Landſchaft geblieben; nachdem man ſonſt ſchon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Geſetze gegeben, und dadurch der einreißenden Bosheit zu ſteuren geſucht. Da müſſen aber die Schäfer von einem ſolchen republikaniſchen, oder monarchiſchen Zuſtande eines Landes, allezeit mit einiger Verabſcheuung reden, und ihre güldene Freyheit allem Prachte der Städte weit vorziehen. So hat es Neukirch in dem Schäfergedichte auf den Herzog zu Coburg gemacht, das man am Ende des Capitels findet. Da es aber angeht, auch allegoriſche Eklogen zu machen: ſo kann man freylich auch unſere Könige und Fürſten in Schäfergedichte bringen. Virgil hat ſolches in ſeiner erſten Ekloge gethan, wo er von Auguſts Freygebigkeit gegen den Schäfer Tityrus handelt. Er redet daſelbſt durchgehends von dem Kaiſer, als von einem Gotte: weil er wohl ſah, daß ſich der Name eines Fürſten für Schäfer nicht ſchickte. Allein ich wollte lieber, daß er dieſe ſo hochgetriebene Schmeicheley vermieden, und den Kaiſer als den reichſten, klügſten und anſehnlichſten Schäfer in der ganzen Gegend beſchrieben hätte, wie es gleichfalls Neukirch in einem ſolchen Gedichte auf den König in Preußen gemacht, das man auch am Ende ſehen wird. Dieſes würde eine weit angenehmere Abbildung von demſelben gemacht haben: und wir haben um deſto mehr Urſache, unſere Regenten unter ſolchen Bildern vorzuſtellen, da ſie ſelbſt in der Schrift als Hirten ihres Volks beſchrieben werden.

22. §. Wegen der Namen in Schäfergedichten fragt ſichs, ob man die alten griechiſchen brauchen, oder ſeinen Hirten heutige Namen, die auf dem Lande gewöhnlich ſind, geben ſolle? Richard Steele iſt der letzten Meynung zugethan, und er

glaubt

glaubt gar, man müſſe die Schäfergedichte in einer bäuriſchen Mundart machen: ſo wie Theokritus ſich im Griechiſchen des doriſchen Dialekts bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden als in den heutigen. Dieſe würden zu verſtehen geben, daß man von itzigen Bauren, wie wir ſie auf unſern Dörfern haben, reden wolle; welche gewiß zu poetiſchen Eklogen zu grob ſind. Jene hergegen zeigen ſo gleich an, daß man von ganz andern Schäfern, als die heutigen ſind, reden wolle. Mit der doriſchen Mundart war es auch ein ganz anders, als mit unſrer heutigen Bauerſprache. Jene hatte ihre gewiſſe Regeln, und herrſchte in einem großen Theile von Griechenland, ſowohl in Städten als auf dem Lande. Unſre Bauerſprache aber iſt auf allen Dörfern anders. Selbſt die Niederſächſiſche ſchicket ſich nicht dazu, da ſie ſelbſt in Städten ſich alle zwey oder drey Meilen ändert, und alſo zu keiner Gewißheit zu bringen iſt. Man leſe nur in der Poeſie der Niederſachſen, die plattdeutſchen Gedichte, die bald holſteiniſch, bald braunſchweigiſch, bald hannöveriſch reden; dagegen Laurenberg meklenburgiſch ſchreibt, und Caſpar Abel wieder anders dichtet. Wer indeſſen nur ſeines Ortes Beyfall erwerben wollte, der könnte es auch in ſeiner beſondern Mundart verſuchen. Wer ganz Deutſchland gefallen will, der muß bey der hochdeutſchen Sprache bleiben; doch ſo, daß allezeit etwas dorfähnliches und einfältiges mit unterlaufe.

23. §. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich ſeyn. Ihre Zierrathe müſſen nicht weit geſucht ſeyn, ſondern ſehr natürlich herauskommen. Die Gleichniſſe müſſen nicht gar zu oft vorkommen, obwohl Virgil ſie ſehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter ſtehen den Schäfern viel beſſer an. Man bedienet ſich darinn der ſechsfüßigen jambiſchen Verſe mit ungetrennten Reimen, wie Neukirch gethan: wiewohl ich mich durch das Exempel einiger Neuern auch einmal verleiten laſſen, ein Paar in der Poeſie der Faulen zu verfertigen, ich meyne in madrigaliſchen oder recitativiſchen Verſen. Das erſte iſt allezeit beſſer: doch wollte ich eben

nicht wehren, daß nicht ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Ode von etlichen Strophen darzwiſchen ſingen: oder wohl gar eine Elegie anſtimmen könnte, um ſein Betrübniß worüber auszudrücken. Ein Exempel von einem ſchönen Schäferliede giebt Beſſers Eleonora die Betrübte ꝛc. ab, ja ich habe auch dergleichen eins ſingen hören: Ob ich gleich ein Schäfer bin ꝛc. welches mir ſehr wohl gefallen hat. Nun will ich etliche Proben von Neukirchs Arbeit herſetzen, zuvor aber des Boileau Regeln davon, wiewohl überſetzt mittheilen.

Wie eine Schäferinn am ſchönſten Feſttage, ihr Haupt nicht mit ſtolzen Rubinen putzet, und ohne den Glanz der Diamanten mit dem Golde zu vermiſchen, ihre beſten Zierrathe auf dem nächſten Felde pflücket: ſo muß auch eine ſchöne Idylle von lieblichem Anſehen, von niedriger Schreibart, und ohne alle Pracht glänzend ſeyn. Ihr natürlich einfältiger Ausdruck, hat nichts pralendes an ſich, und liebet den Stolz kühner Verſe nicht. Ihre Gelindigkeit muß nur ſchmeicheln, kützeln und erwecken; aber niemals mit neugemachten Wörtern das Ohr erſchrecken.

Allein ſehr oft pflegt ein Reimenſchmidt, der in dieſer Schreibart nicht fortkann, Flöte und Schalmey aus Verdruß wegzuwerfen, und in ſeiner unbeſonnenen Hitze, auf eine thörichte Pracht zu gerathen. Mitten in der Ekloge ſtößt er in die Trompete; Pan erſchrickt vor dieſem Tone, und flieht in ſein Schilf; und die ſcheugewordenen Nymphen, verſtecken ſich unterm Waſſer.

Jener andere hingegen, deſſen Sprache niederträchtig iſt, läßt ſeine Schäfer ſprechen, wie man auf dem Dorfe ſpricht. Seine groben und pöbelhaften Verſe, die nichts von Anmuth wiſſen, küſſen immer die Erde, und kriechen jämmerlich einher. Man ſollte denken, daß Ronſard ſelber noch auf ſeinen bäuriſchen Pfeifen, ſeine gothiſchen Lieder hertrillerte, und ohne Klang und Ohr zu fragen, den Lycidas in Petern, und die Phillis in Greten verwandelte. Zwiſchen dieſen beyden Abwegen, iſt die Mittelſtraße ſchwer. Folge, wenn du ſie finden willſt, dem Theokrit und Virgil.

Schäfer=

* *

Schäfergedichte.

B. Neukirch, auf die Sylvia.

Der arme Thirſis lag nächſt unter einer Eichen,
Bey Quellen, die an Glanz dem hellen Silber gleichen,
Und dachte lange Zeit dem herben Ungemach,
Und den Verkehrungen in ſeiner Liebe nach.
Doch endlich löſte ſich die Stimme ſeiner Zungen,
Er ſang, daß Berg und Thal von dieſen Worten klungen:
Ach! ſtrenge Sylvia! warum verachtſt du mich?
Die Sonne brennt, und wirft die Stralen unter ſich,
Luft, Feld und Erde brennt, die kühlen Ströme brennen,
Von Flammen, die auch ſchon die jungen Lämmer kennen;
Dein Thirſis aber fühlt viel mehr als alle Pein,
Und du alleine nur willſt Schnee und Kälte ſeyn?
So bald ich neulich dich, (du wirſt es noch wohl wiſſen)
Mit aufgeſchürztem Rock und halb entblößten Füſſen,
Als eine Jägerinn durch Wald und Büſche ziehn,
Und jene Hindinn ſah vor deinen Waffen fliehn;
So dacht ich bey mir ſelbſt: Was fleuchſt du vor den Wunden,
O Hindinn, die du doch in ſolchen Händen funden?
Und gleich den Augenblick entbrannte Blut und Herz,
Ich fühlt, ich weis nicht was für einen Seelenſchmerz;
Die Mutter aber ſprach: es wäre Brunſt und Liebe!
Was ſollt ich Aermſter thun daß ich verſchonet bliebe?
Ich riß den engen Rock bis auf den Gürtel auf,
Ließ meine Schafe ſtehn, und ſprang in vollem Lauf
Dir auf dem Fuße nach: allein du warfſt die Hände
Und deinen weißen Schleyr (o gar zu ſtrengen Hände!
O allzuharter Schleyr!) vor Mund und Brüſte für,
Und floheſt ärger noch als Wild und Hirſch vor mir.
Drauf ſtund ich ganz erſtarrt, gleich wie die matten Tauben,
Wenn ihnen Pfeil und Blitz den ſüßen Buhlen rauben;

Und rief wohl tauſendmal dir deinen Namen nach:
Gleich legte ſich der Wind und wehte ganz gemach.
Du aber liefſt mir nach, indem ich rief, zum Poſſen,
Und hatteſt Ohr und Herz, wie deine Bruſt, verſchloſſen.
Wer hilft mir Aermſten nun in meiner ſchweren Pein?
Ich laufe Hügel an, ich ſteig ins Thal hinein;
Doch, Thal und Hügel hört mein Weinen und mein Klagen,
Ja, Echo will mich gar mit Wiederhällen plagen,
Und iſt zugleich betrübt. Jedoch ich wünſch allein,
Verliebt, und auch allein bey mir betrübt zu ſeyn;
Sonſt möchte, wenn allhier ſich falſch und wahr geſellten,
Die Nymphe meinen Schmerz auch für erdichtet ſchelten.
Wiewohl es iſt umſonſt, mein Weinen und mein Schmerz:
Denn du, o Nymphe, treibſt mit allen beyden Scherz.
So ſehr verachten mich nicht Phillis und die Dore:
Denn Phillis band mich nächſt mit einem Haberrohre,
Das ihr Corallenmund mit Freuden oft geküßt;
Und Dore hat mich gar erſt heute noch gegrüßt.
Allein, nicht Phillis Mund, nicht Dorens Purpurwangen,
Sind mächtig, ſo wie du, mein treues Herz zu fangen.
Der Wald wird Zeuge ſeyn! die Oder, und der Strand,
Und jener Erlenbaum, auf deſſen Rindenwand
Ich unſre Namen nächſt mit Thränen angeſchrieben.
Ich hab es ſelbſt geſehn, wie ihre Schrift beklieben:
Des Abends ſtunden ſie noch weit und unvermengt,
Des Morgens waren ſie wie Ketten eingeſchränkt.
Dreymal hab ich mit Luſt dieß Wunderwerk geleſen,
Und dreymal bin ich faſt vor Küſſen todt geweſen.
O Küſſe! die nach Thau = = =. Was aber hilft es mich?
Die Namen ſind vereint, die Leiber ſcheiden ſich!
Der helle Lucifer bringt ſchon den dritten Morgen;
Und dennoch ſieht man mich nicht für die Schafe ſorgen.
Die Ziegen haben noch kein friſches Gras geſchmeckt,
Die jungen Böcke nur die dürre Bruſt geleckt.
Ich ſelber habe noch vom Weine nichts genoſſen,
Kein Stücke Brod geſehn, kein Auge zugeſchloſſen:

Denn ohne dich, vergeht mir alle Schäferluſt,
Und ohne dich, iſt mir auch kein Geſchmack bewußt.
Doch, gönnſt du einmal nur uns einen ſüßen Morgen;
So will ich wiederum für meine Schafe ſorgen.
Die Ziegen ſollen fort, und in die Weide gehn,
Die Eiter voller Milch, die Böcke trunken ſtehn.
Ich ſelber aber will den Bachus wieder grüßen,
Nach friſchem Brode ſehn, und neuer Ruh genießen.
Und ſtürbe gleich mein Vieh, mein väterliches Gut,
Und aller Wieſen Wuchs, durch Brand und Waſſerfluth;
So will ich, wann ſie mich nur deiner nicht berauben,
Mich dennoch in der Welt am allerreichſten glauben.
 Wenn der beperlte Thau des Morgens niederfällt,
Und ſich das erſte Licht der Sonnen eingeſtellt,
Schau ich den Tropfen zu, indem ſie ſich verbinden,
Ob ich dein Bildniß kann in ihren Farben finden.
Ich ſeh zwar vielerley; nichts aber iſt wie du:
Das Gold ſchließt ſeinen Glanz vor deinen Haaren zu;
Der Reif muß deiner Haut, die Stirne, Liljen weichen;
Den Wangen iſt kein Blut noch friſche Milch zu gleichen;
Der Mund beſchämt Rubin, die Zähne Helfenbein;
Die Augen, Phöbus Licht, und aller Sterne Schein.
Vom andern weis ich nicht, wie einem muß geſchehen:
Weil ich es, Schönſte! nur kann in Gedanken ſehen.
Wenn denn Aurorens Schooß die Roſen aufgethan;
So ſchau ich ihre Pracht mit ſtarren Augen an,
Und ſuche, deinen Mund in ihren Purpurſtralen:
Doch bleib ich zweifelhaft, was ſchwerer ſey zu malen;
Du, oder aber ſie? Ja wenn ich endlich dich
Im Felde nirgend ſeh; ſo übereil ich mich,
Und denk: Iſt nun ihr Geiſt in Himmel ſchon geſtiegen?
Und kann ſie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora ſeyn?
So denk ich; trifft es gleich nicht mit der Wahrheit ein.
 Ach Sylvia! du wirſt nicht ewig ſo verbleiben!
Der Tod kann ſeine Luſt mit Blum und Schönheit treiben.

Und endlich möchtſt du wohl im Alter in dich gehn;
Ich aber weis itzt nicht die Schmerzen auszuſtehn.
Schau! Bachus liebt den Wein. Weil Bachus Wein wird lieben,
Soll ſich dein Thirſis auch in ſteten Flammen üben.
Je mehr du vor ihm fliehſt, je weiter folgt er nach;
Denn dir zu ſchlecht zu ſeyn, iſt warlich keine Schmach!
Ja ſollte gleich die Zeit die Reizung dir verderben,
Und ſollte dein Geſicht wie deine Jahre ſterben:
So ſoll mir, Schönſte, doch noch deiner Roſen Schein,
Und deiner Glieder Schnee ſtets vor den Augen ſeyn.
Ach, ſtolze Sylvia! laß deinen Zorn ſich wenden!
Ich will dir, wo du willſt, auch wohl Geſchenke ſenden.
Nicht etwa, die der Wald und unſer Garten trägt;
Nicht, die das reife Feld uns in die Scheuren legt.
Nein, ſondern einen Putz mit Puder überſchlagen,
So, wie ihn in der Stadt die Bürgertöchter tragen;
Und einen bunten Korb, den neulich erſt Serran
Mit großer Kunſt gemacht. Serran, der kluge Mann!
Der Hirten größte Luſt, der Zierrath unſers Landes,
Der alle Bürger ſo an Gaben des Verſtandes,
Gleichwie die Nachtigall die Raben, übertrifft;
Der mich zuerſt gelehrt, wer dieſe Welt geſtift?
Woher ihr roher Teig und ihre Form gekommen?
Wie Städte ſich gemehrt und wieder abgenommen?
Was Sonn und Sterne ſeyn, und wie ihr Licht die Welt
Durch ſeinen ſteten Lauf in der Bewegung hält?
Der ſag ich, alles mir, nur dieſes nicht, gezeiget;
Wie man, o Sylvia! dein ſteinern Herze beuget.
Doch wenn auch hierdurch du nicht zu bewegen biſt;
So weis ich Armer nicht was weiter übrig iſt,
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke.
Vielleicht liebſt du mich todt; weil ich dich lebend kränke.
Schreib aber auf mein Grab nur noch, zu guter Nacht!
Allhier hat Sylvia den Thirſis umgebracht.

❁ ❁ ❁

* *

Ueber den vermeynten Tod der Sylvia.
B. Neukirch.

Der weit erſchollne Tod der ſchönen Sylvia,
Der nur der Meynung nach, nicht in der That, geſchah,
Gieng ihrem Seladon ſo ungemein zu Herzen:
Daß er das Feld verließ, und voll entbrannter Schmerzen
In eine Wüſte lief, allwo er lange Zeit
Vor vielen Seufzern ſchwieg; bald aber weit und breit
(Nachdem ein Thränenguß die erſte Regung ſtillte.
Die ausgeſpannte Luft mit dieſen Klagen füllte.
Betrübter Seladon! was haſt du doch erlebt?
Dein Liebesfaden ward mit Weh und Angſt gewebt,
Mit Schmerzen wird er nun auch wieder abgeſchnitten.
Du haſt ſehr viel gehofft, noch aber mehr erlitten.
Ein Tag ſchloß deinen Geiſt in ſchwere Ketten ein;
Itzt heißt ein andrer dich, frey, aber elend ſeyn.
O Himmel, Erd, und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!
Mich dünkt, ich kann annoch den Ort im Traume ſehn,
Wo unſer erſter Blick, wo unſer Kuß geſchehn.
Hier hat das liebe Kind mir Blumen abgepflücket;
Dort hab ich ihren Mund mit ſüſſer Milch erquicket.
Hier ſang, hier ſpielte ſie, dort weinte ſie vor Leid,
Und küßte, da ſie ſchied, mich, voller Traurigkeit.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!
Die Sterne ſtralen ſehr; noch ſchärfer Cynthia;
Doch lange nicht ſo ſchön, als meine Sylvia.
Vor ihrem Munde muß Aurora ſelbſt erbleichen,
Narciſſus durfte ſich nicht ihren Wangen gleichen.
Ihr Hals und ihre Bruſt war Schnee und Helfenbein,
Ihr ſüſſes Augenlicht ein ſteter Sonnenſchein,
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!

Wann ich mein Morgenbrod mit Salz und Thränen aß,
So fiel ſie neben mir in das bethaute Gras,
Und ſang, als wollte ſie die ganze Welt bewegen.
Die Winde mußten ſich auf ihre Seufzer legen.
Die Blitze ſtunden ſtill; und Phöbus trat die Bahn
So oft er ſie erſah, mit vollen Freuden an.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft mir die Liebſte wieder!

Ihr Quellen, die ihr mich mit Waſſer oft getränkt,
Ihr wißt, wie ſehr ich mich durch Lieben abgekränkt;
Doch wollt ich gerne noch mein ganzes Blut hingeben,
Könnt ich bey Sylvien nur arm und elend leben,
Ich ließe Hof und Haus und alle Schafe ſtehn
Und wollte, wär es noth, nach Brodte betteln gehn.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!

Ach! (ſprach das arme Kind beym Scheiden für und für)
Mein liebſter Seladon! das Herze ſaget mir,
Du wirſt mich heute wohl zum letztenmale ſehen.
So wie ſie mir geſagt, ſo iſt es auch geſchehen!
Ein Tag und eine Nacht begräbet mich und ſie:
Sie, todt, und ohne Schmerz; mich, lebend, voller Müh
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!

Ihr Götter, ſagt mir nur, liegt ſie in eurem Schooß?
So bitt ich ſie vielleicht durch meine Seufzer los.
Hat ſie der Schwefelgrund der feuerlichten Höllen;
So löſch ich ihre Glut mit meinen Thränenquellen.
Und hat ſie endlich gar Neptunens tiefes Haus;
So zehr ich ſeinen Strom durch meine Flammen, aus.
O Himmel, Erd und Luft, erhöret meine Lieder!
Schafft meine Sylvia! ſchafft meine Liebſte wieder!

Jedoch es iſt umſonſt; betrübter Seladon!
Der Himmel höret nicht mehr deiner Lippen Ton.
Der Wald erzittert zwar vor deinen ſchweren Klagen;
Doch will er, was du fragſt, nicht mehr zurücke ſagen.

Brand, Waſſer, Erd und Luft befördern deinen Tod,
Und jeder Augenblick mehrt deine Sterbensnoth.
Was ſinnſt du weiter denn auf ungereimte Lieder?
Du kömmſt zu Sylvien; ſie kömmt zu dir nicht wieder.

* *

Auf den Geburtstag ſeiner Hochfürſtl. Durchl. Herzog Albrechts zu Sachſen-Coburg, ꝛc.

B. N.

Ihr müden Schafe! geht, genießet eurer Ruh!
Und ſchließt die Augen dort an jenem Berge zu,
Wo Coburgs reicher Pan auf den begrünten Auen
Uns neulich unverhofft ließ ſeine Lämmer ſchauen!
Du aber, großer Fürſt! nimm meine Lieder an!
Denn ob ich Aermſter gleich nichts hohes ſingen kann,
Und etwa nicht mein Rohr und meine Weidenflöte
So majeſtätiſch klingt, als deine Feldtrompete:
So weis ich dennoch wohl, daß dir die Schäferey
Und unſer Hirtenſpiel nicht ganz zuwider ſey:
Sonſt hätteſt du, o Mars! nicht noch vor wenig Tagen
Dein tapfer Kriegeszelt bey Hürden aufgeſchlagen.
Es ſind fünf Wochen um, daß ich die Kühnheit nahm,
Und aus der Brennen Land in dieſe Grenzen kam.
Das erſte, was ich ſah, und ewig will gedenken,
War, daß du Woll und Vieh ließt deiner Fürſtinn ſchenken.
Ach! dacht ich bey mir ſelbſt: Iſt hier noch güldne Zeit,
Da Mars die halbe Welt mit Kugeln überſtreut?
Da ſich ein deutſcher Mann nicht mehr in Deutſchland kennet;
Ein Kind den Vater nicht in ſeiner Sprache nennet;
Die Speiſe nach Paris der Wein nach Welſchland ſchmeckt;
Und oft ein ganzer Kram in einem Kleide ſteckt?
Weis Coburg noch allein nicht von den fetten Tagen,
Die ſo viel Reiche mehr, als Peſt und Krieg, geſchlagen?
Die dir, o Hannibal! den Degen ſtumpf gemacht:
Das aufgeblähte Rom durch Rom zu Fall gebracht:

Und unſer Vaterland bis auf das Blut ausſaugen?
So dacht ich, und belief die Gegend mit den Augen.
Ich ſah bald Feld und Hof, bald Kirch und Schulen an;
Doch alles was ich ſah, war klug und wohl gethan.
Denn Albrechts hoher Witz erſchien in allen Ständen,
So artig, daß ich nichts ſah ohne Noth verſchwenden;
Und gleichwohl alles fand, was Fürſten zugehört.
Die Mauren waren noch durch keinen Feind verſehrt:
Die Bürger wußten mir nichts widriges zu ſagen,
Als was bey theurer Zeit die ganze Welt muß klagen.
Mit kurzem: Ich erfuhr, daß Glück und Frölichkeit
Die Roſen nicht allein in Feldern ausgeſtreut:
Und daß man eben ſo, wie in den kühlen Gründen,
Bey Hofe Schäfer kann und wahre Tugend finden.

Und wahrlich, wo ein Land nach Wunſche ſoll gedeyn,
So muß ſein Oberherr ein halber Schäfer ſeyn;
Und ja ſo wohl, als wir, bey angebrochnem Morgen,
Nach ſeinem Amte ſehn, und für die Heerde ſorgen.
Wir leben zwar für uns; doch mehr für unſer Vieh:
Wir eſſen unſer Brod zwar freudig; doch mit Müh:
Und wachen, wenn wir uns gleich halb zu Bette legen:
So muß ein kluger Fürſt auch noch die Flügel regen,
Wenn ſich die ganze Welt in tiefen Schlaf begräbt.
Wer ihm alleine nur, und nicht dem Staate lebt,
Iſt keiner Krone werth. Denn ſich wohl zu regieren,
Iſt zwar ſehr große Kunſt; doch größre, andre führen:
Die größte, beydes thun. Und es iſt ganz gemein,
Daß der, dem jeder dient, muß vielen dienſtbar ſeyn.
Der Lohn für unſre Müh iſt ſüſſe Milch und Wolle:
Wir wiſſen, daß man nichts zu ſehr beſchweren ſolle,
Und ziehn den Schaafen nicht gleich Haut und Leder ab:
Ein Fürſt lebt freylich nicht durch einen bloßen Stab,
Und muß, wofern er ſoll die Länder recht beſchützen,
Nicht wie der Pöbel gehn, und in dem Winkel ſitzen.
Allein er muß auch nicht das Recht in Macht verdrehn,
Und mehr auf falſche Pracht, als wahre Nothdurft ſehn:

Denn jeder Bauer, der durch ſeine Laſt verdirbet,
Iſt Zeuge, daß er ſchon an ſeinem Glücke ſtirbet.
Wir armen Schäfer ſind mit Weid und Vieh vergnügt:
Wir forſchen nicht, wie groß der Nachbarn Wieſe liegt;
Wie weit ihr Acker grenzt; wieviel ſie Lämmer zählen;
Und wie wir endlich gar uns möchten reicher ſtehlen.
Was iſt doch ſchändlicher, als wenn ein großer Fürſt,
Gleichwie ein Tiegerthier, nach fremden Blute dürſt;
Sich durch Betrug und Liſt in fette Länder ſpielet;
Mit Alexandern faſt die halbe Welt durchwühlet,
Und hundert tauſend Mann für eine Feſtung giebt?
Wenn er die Ehrſucht mehr, als ſein Gewiſſen, liebt;
Mit Eid und Schwüren ſcherzt, das Völkerrecht verlachet;
Schon wieder Krieg anhebt, indem er Friede machet;
Und meynt, er habe mehr, als Scipio, gethan,
Wenn er zwey Wörter mehr zum Titel flicken kann?
Die wahre Herrſchungskunſt beſteht in keinen Meilen,
Man kann ein großes Land gar leicht ins Kleine theilen;
Der aber iſt ein Held, der durch Vernunft und Fleiß
Das, was ihm Gott geſchenkt, wohl zu erhalten weis,
So artig findet man in Schäfern abgeriſſen,
Was ein gekröntes Haupt ſoll auf dem Throne wiſſen.
Allein wer, großer Fürſt! weis, was durch dich geſchehn,
Und was du täglich thuſt, darf keinen Schäfer ſehn:
Denn alles, was man wünſcht, daß andre lernen möchten,
Das haſt du ſchon gethan. Du ſieheſt nach den Rechten;
Du gehſt die Kammer durch, und wendeſt den Verſtand,
Wenn der und jener ſchläft, oft ſelber an das Land:
Du läßt eh etwas dir, als deinen Bürgern fehlen;
Du ſtreiteſt wider die, ſo fremde Länder ſtehlen;
Und man begreifet kaum, indem man dich betracht,
Was dich, erlauchter hat, Fried oder Krieg? gemacht.
Erlaube mir demnach, die Seufzer abzuſingen,
Die heute, kluger Fürſt! dir deine Schäfer bringen:

Ihr milden Himmel, ſchauet!
Wie unſer Feld ſich bauet
Und wieder Früchte bringt!
Hört, wie die Lämmer ſchreyen,
Wie ſich die Schaafe freyen.
Wie unſre Flöte klingt!

Dieß alles kann erweiſen,
Daß uns das Mördereiſen
Des Krieges nicht berührt:
Und daß, wenn andre wüten,
Man unter Albrechts Hütten
Ein ſtilles Leben führt.

Ihr Himmel! ſeyd geprieſen,
Daß ihr an uns erwieſen.
Was wir doch nicht verdient:
Schaut aber auch zurücke,
Und ſchafft, daß Albrechts Glücke
Wie unſre Wieſen grünt!

Sein Witz und ſeine Sorgen
Gebähren alle Morgen,
Uns neuen Frühlingsſchein:
Drum laßt ihn ewig leben!
Wo nicht, ſo ſchafft uns Reben,
Die wie der Vater ſeyn.

* *

Schäfergedanken bey einer Jagd Sr. Königlichen Majeſtät in Preußen.

B. N.

Damötas. Corydon.

Damötas ſetzte ſich, und warf die müden Glieder,
Und ſeinen Hirtenſtock bey einer Buche nieder,
Und endlich hub er an: Was meynſt du, Corydon?
Was will dieß Waldgeſchrey und dieſer helle Ton?
Iſt etwan Sylvius heut auf die Jagd gezogen?
Der große Sylvius, von deſſen Arm' und Bogen
Ein jeder Schäfer ſpricht?

Cory-

Corydon.

So iſt es: Feld und Wald
Sind frölich, daß einmal ſein holes Erz erſchallt.
Wir ſelber freuen uns. Warum? darf man nicht fragen:
Wer uns ergetzen will, mag nur das Wild verjagen.

Damötas.

O armer Corydon! Du kennſt die Helden nicht:
Das iſt das g'ringſte nur, was Sylvius verricht.
Geht nur in jene Stadt! da hört man andre Thaten.
Europens Glücke baun, zu Deutſchlands Wohlfahrt rathen,
Und dennoch auch zugleich auf Schäferhütten ſehn:
Iſt mehr, als du gedenkſt; Wie leicht kann es geſchehn,
Daß man das Wild verſcheucht? Allein den Feind zertheilen,
Und bald von hie, bald da, der Noth entgegen eilen;
Sind Dinge, die man zwar von Helden hoffen muß:
Doch thut ſie keiner ſo, wie unſer Sylvius.

Corydon.

Wie unſer Sylvius? Es iſt mir unverborgen.
Mein treuer Dorylas erzehlt mir alle Morgen,
Was man bey Hofe ſagt. Ich hör es zitternd an,
Und denke, wenn ein Held allein ſo viel gethan,
Wo wird doch endlich noch der Kreis der Erden bleiben?
Pan, ſorge für mein Vieh, hilf meine Lämmer treiben!
Du aber, mein Damöt, nimm deine Feldſchalmey,
Und ſtimme, wie du pflegſt, itzt meinen Liedern bey.
So ſtark als Aloen vor Anemonen blühen;
So weit iſt unſer Held den Helden vorzuziehen.
Die meiſten drücken nur; er aber ſchützt die Welt:
Sie ſuchen mit Gewalt, was ihm zu Fuße fällt,
Und in die Arme läuft. Ihr Hirten! ſtimmt die Flöten!
Wer ſolche Helden ſingt, hat vieler Kunſt von nöthen.

Damötas.

So weit der kleine Bär vom Süderpole weicht;
So weit geht auch der Ruhm, den Sylvius erreicht.

Viel heiſſen Könige, und ſind der Diener Sklaven;
Er führt das Ruder ſelbſt, und ſchifft die falſchen Hafen
Mit großer Kunſt vorbey. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unſern Held beſingt, muß mehr als irrdiſch ſeyn.

Corydon.

Wenn meine Heerde ſchläft, und wir zur Ruh gegangen,
So hat ſchon Sylvius zu wachen angefangen.
Die Zeit, in der ich ſpiel' und ohne Sorgen bin,
Die bringt er voller Müh für unſer Wohlſeyn hin,
Und machet ſie zu Gold. Ihr Hirten! ſtimmt die Flöten!
Wer ſolche Helden ſingt, hat vieler Kunſt vonnöthen.

Damötas.

Wenn meine Heerde wacht, und uns der Hunger quält,
So hat ſchon Sylvius den Vorrath abgezählt,
Und ſpeiſet mich und ſie. Sonſt hört man ſich beſchweren,
Daß Fürſten anderwärts der Bürger Blut verzehren;
Hier gehts auch Fremden wohl. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unſern Held beſingt, muß mehr als irrdiſch ſeyn.

Corydon.

So lange nicht ein Wolf aus Liebe Lämmer zeuget:
So lange nicht der Klee Cypreſſen überſteiget;
So lange ſoll mein Rohr den Sylvius erhöhn:
So lange ſoll ſein Lob auf allen Fichten ſtehn.
Er hat es längſt verdient. Ihr Hirten! ſtimmt die Flöten!
Wer ſolche Helden ſingt, hat vieler Kunſt vonnöthen.

Damötas.

So lange noch der Thau die matten Felder tränkt;
So lange ſich die Spree nach ihrer Havel lenkt;
So ſoll auch Sylvius auf meinen Lippen ſchweben:
So ſoll ſein großer Ruhm in unſern Liedern leben.
Jedoch ſie ſind zu ſchlecht. Ihr Hirten! haltet ein!
Wer unſern Held beſingt, muß mehr als irrdiſch ſeyn.

* *

Das IV. Capitel.

Von Elegien, das iſt, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie iſt eins von den vornehmſten Gedichten der alten Griechen und Römer geweſen, und verdient alſo wohl eine beſondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz ſo merkwürdig vor, daß er ſich in ſeiner Dichtkunſt gar ſorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

> Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
> Grammatici certant, et adhuc ſub iudice lis eſt.

Er nennt ſie in dieſer Stelle exiguos, das iſt ſo viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonſt wird ſie auch humilis, triſtis, querula u. ſ. w. genennet, welches alles uns den innern Character derſelben, ſattſam zu verſtehen giebt. Sie ſoll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefaſſet werden, einen traurigen Inhalt haben, und faſt aus lauter Klagen beſtehen. Die Exempel der Alten bekräftigen dieſen Begriff, und wir mögen entweder den Kallimachus, Ovidius, Tibullus, Propertius, oder ſonſt jemanden vornehmen; ſo werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in ſich faſſen. Des andern Libri Triſtium z. E. beſtehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageſchreiben abgelaſſen; und der beyden letztern Gedichte, ſind faſt allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefaſſet.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieſer alten Regel der Elegien in etwas abgewichen ſey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefaſſet habe.

Verſibus impariter iunctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Wir können dahin die ſcherzhaften und verliebten Gedichte rechnen, die vielmals von luſtigem Inhalte ſind, und doch gar geſchicklich in dieſer Art von Verſen abgefaſſet worden. Die Urſache davon iſt wohl dieſe, weil eben die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart, die ſich zu jenen ſchicket, auch hier von rechtswegen ſtatt findet. Denn bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig, mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Stelzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminkte Schreibart würde hier durch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrift habe, als das Herz. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer. Das macht, die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen, und ein ſolcher Poet erregt zuweilen gar ganz widrige Leidenſchaften.

3. §. Aus der letzt angeführten horaziſchen Stelle ſehen wir aber auch, was für Verſe zu einer Elegie gehören. Der Poet nennet ſie impariter iunctos, ungleich zuſammengeſetzte, oder abgewechſelte Verſe von zweyerley Gattung. Dieſes ſind nun theils die langen alexandriniſchen, theils die kürzern fünffüßigen Verſe der Griechen und Lateiner, davon wir oben ſchon im XII. Capitel des I. Theils, etliche Exempel in deutſcher Sprache gegeben haben. Z. E. Tibullus ſchreibt an den Meſſalla, im I. Buche in der I. Elegie:

Te bellare decet terra, Meſſalla, marique,
 Vt domum hoſtiles perferas exuuias:
Me retinent vinctum formoſae vincla puellae,
 Et ſedeo duras ianitor ante fores.
Non ego laudari cupio, mea Delia! tecum,
 Dum modo ſim, quaeſo, ſegnis inerſque vocer.

So ſehen nun alle lateiniſche Elegien aus, und ich wundre mich daher, warum Franzoſen und Engelländer ſich nicht bemühet

můhet haben, dieſem Muſter zu folgen. Dieſe machen auch zwar Elegien, dem Namen und Inhalte, aber nicht der åuſßerlichen Geſtalt nach. So iſt zum E. Desportes einer ihrer alten Dichter, der zu Heinrichs des III. Zeiten gelebt hat, für einen Meiſter in Elegien ausgegeben worden: aber er brauchet beſtåndig die langen zwölf- und drenzehnſylbigten Verſe, mit ungetrennten Reimen dazu: welche der Elegie gar nicht åhnlich ſehen. Weit beſſer hat Opitz bey uns gethan, da er uns in ſeinen poetiſchen Wåldern Muſter gewieſen, in was für Verſen wir Deutſchen Elegien machen könnten, die den lateiniſchen, wo nicht ganz gleich, doch einigermaßen åhnlich wåren. Z. E.

Elegie.

Indem die Sonne ſich hat in das Meer begeben,
Und das geſtirnte Haupt der Nacht heraußer bricht;
Sind Menſchen, Vieh und Wild, wie gleichſam ohne Leben,
Der Mond beſcheinet uns auch kaum mit halbem Licht.
Ich, ob ſchon alles ſchlåft, muß unaufhörlich wachen,
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh.
Iſt ſchon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So thu ich doch vor Lieb und Angſt kein Auge zu.
Auch dich, Aſterie, hat ganz der Schlaf erfüllet ꝛc.

4. §. Eben dergleichen verliebte Gedichte mehr, ſtehen in dieſem IV. B. ſ. poet. Wålder, kurz vor dem angeführten, da er zwar den Namen der Elegie nicht ausdrücklich darüber geſchrieben, aber doch alles, was dazu gehöret, beobachtet hat. Sie fangen an: Die Sonn hat ihre Reiſ' ꝛc. Die Pein, mit der ich mich ꝛc. Werd ich die Zeit wohl ſehn ꝛc. Und damit uns gar kein Zweifel übrig bleiben möchte: ſo hat er uns auch zeigen wollen, daß man die lateiniſchen Elegien in dieſer Art von Verſen deutſch überſetzen müſſe, wenn er uns die XVII. aus dem erſten Buche des Properz, an Cynthien zur Probe gegeben hat. Sie hebt lateiniſch ſo an:

Haec certe deſerta loca, et taciturna querenti,
Et vacuum Zephyri poſſidet aura nemus.

Hic licet occultos proferre impune dolores,
Si modo ſola queant ſaxa tenere fidem. &c.

Und er hat ſie ſo deutſch gegeben.

Auf dieſer wüſten Stätt', in dieſer ſtillen Heide,
Da niemand innen wohnt, als nur der Weſtenwind;
Da kann ich ungeſcheut genug thun meinem Leide,
Wo auch die Steine nur ſtill und verſchwiegen ſind.

Daß nun dieſer Vater unſrer Poeſie, in Ermangelung des rechten Sylbenmaßes der lateiniſchen Elegien hierinn wohl gewählet habe, iſt leicht zu erachten. Die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen macht hauptſächlich, daß die Elegie ſo traurig und beweglich klingt. Hergegen wann zween Verſe von gleicher Länge aufeinander folgen, da klingt es zu geſetzt und herzhaft, der Inhalt ſey ſo zärtlich als er wolle. Und dieß iſt der Fehler franzöſiſcher Elegien.

5. §. Dieſem Vorgänger ſind ſeine erſten und beſten Schüler getreulich gefolget. So hat z. E. Flemming auf der 99. S. des II. B. ſeiner poet. Wälder eine Elegie an ſein Vaterland geſchrieben, und theils den innern Character, theils die äußere Geſtalt derſelben ſehr wohl beobachtet. Ich will nur etwas aus dem Schluſſe zur Probe anführen, daraus man ſich ein Muſter ſeines zärtlichen aber ſchamhaften Ausdruckes in Liebesſachen nehmen kann:

Zwar es geſtattet mir das caſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn:
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch aſiſche Siren.
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht ſo häßlich bin:
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können;
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Cupido wird durch nichts als Stetigkeit vergnügt;
Was den zu laben ſcheint, das macht ihm nur Betrüben,
Der allzeit alles hat, und dennoch nie was kriegt.

Ja ſtürbe mirs denn ab, ſo hoff ichs zu erleben,
Daß, wenn ich dieſen Lauf zu Ende hab gebracht,
Ich dir den erſten Kuß, o Landsmännin! will geben;
Was ferner kann geſchehn, das laß ich ungedacht.

Auf eben die Art hat er auch das Klagſchreiben im Namen Germaniens an ihre Söhne, das iſt, die Churfürſten und Stände von Deutſchland abgefaſſet, welches auf der 113. S. in eben dem Buche zu finden iſt. Was könnte ich nicht von Dachen und Tſcherningen für Exempel anführen, die ebenfalls dieſen Spuren gefolget ſind, und den guten Geſchmack der Alten beybehalten haben.

6. §. Zuerſt iſt, meines Erachtens, Hofmannswaldau davon abgewichen, nachdem er ſich durch die neuern Italiener von dem wahren und natürlichen auf das gleißendeund gekünſtelte verleiten laſſen. Seine Heldenbriefe hat er freylich ihrer äußerlichen Geſtalt nach, als Elegien eingerichtet, und iſt alſo darinn dem Ovidius gefolget: allein die innere Art dieſer Gedichte hat er faſt niemals erreichet. An ſtatt der Zärtlichkeit, die in dieſer Gattung herrſchen ſoll, giebt er uns lauter ſpitzfindige Einfälle. In eine ängſtliche Klage miſchet er eine unendliche Menge von Gleichniſſen. Anſtatt herzrührender Figuren, ſpeiſet er uns mit hochtrabenden Metaphoren. Seine verliebte Seufzer ſind voller Beleſenheit, und wenn ich poetiſch reden darf; ſo ſind die Trauerkleider ſeiner Elegien allezeit mit Gold und Silber verbrämet, ihre Schleyer mit Edelgeſteinen gezieret, und zwiſchen ihren Thränen müſſen lauter Perlen fließen. Wir wollen nur einige Stellen zum Beweiſe deſſen anſehen. Die Briefe Eginhards und Emmä ſind ihm unter allen andern noch am beſten gerathen; doch aber ſind ſie von ſeinem Flittergolde nicht ganz und gar befreyet. Bald anfangs **ſtreicht ſeine ſteife Zuverſicht allen** Kummer hin, und darum meynt er, er ſey ſchon **der Sonnen gleich.** Bald darauf geſteht er, daß ſein **Kieſelſtein zu Diamanten wolle**, und dieſes zu rechtfertigen, ſagt er von der Liebe:

Sie bindet Gold an Stahl, und Garn zu weißer Seide,
Macht, daß ein Neſſelſtrauch die edle Roſe ſucht;
Zu Perlen legt ſie Glas, zu Kohlen legt ſie Kreide,
Und pfropft auf wilden Baum oft eine ſüße Frucht.

7. §. Und wie künſtlich und ſinnreich iſt nicht ſeine Liebe in dem Schluſſe des Schreibens? Er will zwar ſeinen Brief, doch nicht die Hoffnung ſchließen: er beneidet ihn faſt, weil er glücklicher iſt, als er ſelbſt. Er küßt endlich ſo wohl den Brief, als die Prinzeßinn; zwar jenen mit den Lippen, und ſie in Gedanken. Sollte da nicht Emma geglaubt haben, daß dieſe ausgekünſtelte Gegenſätze und Gedankenſpiele aus einem recht verliebten Herzen herkämen? Allein ſie war eben ſo künſtlich im Denken und Schreiben, als ihr Liebhaber: nicht anders, als ob ſie Hofmannswaldaus Schülerinn in der Poeſie geweſen wäre. Sie will ihm zeigen, wie böſe ſie von rechtswegen ſeyn könnte und ſollte, und was für einen harten Verweis ſie ihm würde gegeben haben. Und wie ſchmählt ſie denn? Sie ſagt: Wer Purpur fleckicht mache, der falle dem Tode anheim; für ſolche Weſpen, als Eginhard wäre, ſey ihr Honigſeim nicht. Kaiſerkronen wären nicht für ſeinen Garten: er ſolle des Kaiſers Briefe, nicht aber ſein Kind berühren. Es müſſe was höhers ſeyn, ſo hier das Siegel brechen ſolle. Das Wachs ſchmelze an der Sonne; und des Königs Farbe könne nicht mit Ruß gemiſcht werden. Eginhard habe mehr Dinte als Blut für den Kaiſer vergoſſen u. ſ. w. Wer hat nun jemals einen ſo metaphoriſchen Zorn in der Natur geſehen? Wer hat eine keuſche Prinzeßinn, die Emma hier vorſtellen will, ſolche Zweydeutigkeiten reden hören, als hier der Vers vom Siegelbrechen iſt? Doch es iſt eine hofmannswaldauiſche Emma, die da redet; und die ſich hernach, ohne alle Schamhaftigkeit, ſo verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben ſollte. Im Schluſſe wünſcht ſie noch, der Himmel ſolle in ihre Flammen blaſen, und deſſen Gunſt ſolle ihnen Zibeth und Biſam zuwehen. Zuletzt aber, will ſie ihm

ihm gleichfalls zeigen, daß ſie auch mit einer ſpitzfündigen Antitheſis ihr Schreiben endigen könne, indem ſie ſetzt:

Mein Brieſlein ſchlieſ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlaſſe es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieſer Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr ſolche verſchwendete Scharfſinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich leſe man die Schreiben Abälards und Heloiſen, und erwege, was ſelbige für unzüchtige Wortſpiele und Zweydeutigkeiten in ſich enthalten, die ſich ein ehrbares Gemüthe zu leſen ſchämet: ſo wird man geſtehen, es ſchicke ſich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts beſſer, als was Canitz von den verliebten Poeten überhaupt ſchreibt.

Ein andrer von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukelpoſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird mit Müh und Angſt in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſeyn.
Des Aetna Feuerkluft muß ſeiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Corydon gebückt zu ihren Füſſen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabſchrift richten.

9. §. Daß ſich indeſſen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andre Poeten haben verblenden laſſen, das braucht keines Beweiſes. Man darf nur Zieglers und Lehms bibliſche Heldenliebe nachſchlagen, ſo wird man ſehen, daß ſie ihren Meiſter nicht nur erreichet, ſondern oft übertroffen haben. Am-

thor iſt auch in dieſer Art ſo glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu ſehr an, ſo, daß er ſich nicht herunter laſſen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorſtellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie anſehen, die er auf den Tod ſeiner erſten Ehgattin geſchrieben, die gewiß das unnatürlichſte Klagegedichte iſt, ſo ich geleſen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne ſchon ſo viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wiſſen kann.
Die Tugend heißt mich noch auf friſchen Roſen gehen,
Da mir der Himmel ſchon Cypreſſenblätter ſtreut:
Und mein verſcheuchter Geiſt darf kaum gen Himmel ſehen;
Weil jede Wolke mir mit neuem Wetter dreut.
Doch, tobt nur immerhin! Schlagt los, ihr Donnerkeile!
Brecht! brechet! ſpritzet Glut und Schwefelflammen aus!
Verdoppelt Blitz mit Blitz, und ſchießet Pfeil auf Pfeile,
Ja leget, ſoll es ſeyn, mich ſelbſt in Staub und Graus.
Mein Scheitel bebt nicht mehr bey Stürmen und Gewittern,
Man kennet keine Noth, der ich nicht ſchon gewohnt;
Was den geſetzten Muth noch etwa kann erſchüttern,
Iſt, daß der letzte Stoß noch meines Herzens ſchont.
Ach! war es nicht genug, erboßte Sternenblicke,
Daß meiner Jugend Kraft ſchon an zu ſterben fieng?
Daß meine Lebensuhr, getrieben vom Geſchicke,
Schon bey der Morgenzeit zum Abend abwärts gieng?
Reißt eure Tyranney mir auch den Baum von hinnen,
Der meinem ſiechen Leib noch etwas Schatten gab?
Sag an, getheiltes Herz, was wirſt du nun beginnen?
Befeucht dein halber Theil doch ſchon das finſtre Grab. ꝛc.

Sind das nicht ampullae und ſesquipedalia verba, ſo weis ich in der That keine zu finden. Der Poet hat ſein Gedichte Liebesthränen genennet; aber mich dünkt, es ſind ſolche, davon Canitz geſchrieben:

Geußt

Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

Und aus dieſen Exempeln der Schreibart, die ſich für die Elegie nicht ſchicken, wird man leicht urtheilen, was man für eine Behutſamkeit dabey zu gebrauchen habe.

10. §. Wegen des äußern habe ich nur noch zu erinnern, daß man ſich bemühen müſſe, ſo viel möglich, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verſtand zu geben; oder doch wenigſtens in zweyen, denſelben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieſes zuweilen nicht angehen, ſo muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn ſich die Rede erſt in der fünften Zeile endiget, wie man aus folgendem Exempel Johann Frankens, wird abnehmen können. Es ſteht auf der 41. S. ſeiner Trauergedichte.

So haſt du auch nunmehr, du Wonn und Zier der Deinen,
Du edle Jahninn, du, du Rahel unſrer Zeit,
Du, als um deren Tod viel fromme Herzen weinen,
So haſt du auch nunmehr itzt dieſer Eitelkeit
Jüngſt gute Nacht geſagt.

Wie leicht hätte der Poet dieſen Uebelſtand vermeiden können, wenn er anſtatt der vierten Zeile, dieſe

So eilſt du auch nunmehr aus dieſer Eitelkeit!

hätte ſetzen, und die fünfte Zeile mit einem neuen Satze anfangen wollen? Jedoch nein, auch damit wäre es noch nicht ausgerichtet geweſen. Es hätte ſich auch der Verſtand in der andern Zeile bereits einigermaßen ſchließen müſſen. Die langweiligen Sätze ſchicken ſich hier gar nicht her; und wenn es möglich wäre, jeder Zeile einen vollen Sinn zu geben, ſo wäre es in Elegien am beſten.

11. §. Zum Beſchluſſe merke ich an, daß man die Elegien nicht nur mit weiblichen, ſondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann ſie bey uns hauptſächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen; ſodann aber

aber bey Hochzeiten, wo gemeiniglich was verliebtes und zärtliches mit unterläuft, brauchen. Lobgedichte aber und Satiren, oder andere ernſthafte Briefe darinn zu ſchreiben, das iſt ungereimt: obgleich zuweilen große Leute ſolches gethan haben. Canitzens Harpax zum Exempel, würde noch einmal ſo ſchön klingen, wenn er in ungetrennten Reimen beſchrieben wäre. Hergegen hat er ein Schreiben an einen guten Freund als eine Elegie gemacht, welches zum Muſter dienen ſoll. Ich ſetze wiederum des Boileau Regeln von dieſer Materie hieher, und füge endlich einige Proben unſrer beſten Poeten hinzu:

Mit einer etwas höhern Sprache, (ſchreibt er in ſeiner Dichtkunſt,) die doch aber nicht verwegen iſt, weis die klagende Elegie, in langen Trauerkleidern, mit zerſtreueten Haaren, unter einem Sarge zu ſeufzen. Sie malet die Freude und Betrübniß der Liebenden; ſie ſchmeichelt, drohet, reizet und beſänftiget eine Geliebte. Allein, um dieſen glücklichen Eigenſinn recht wohl auszudrücken, iſt es nicht genug, daß man ein Dichter ſey, man muß auch verliebt ſeyn.

Ich haſſe die eiteln Dichter, deren gezwungene Muſe mich mit einem allezeit kalten und erſtorbenem Feuer ergetzen will; die ſich aus Kunſt betrübet, und ſich mit geſättigten Sinnen, nur des Reimens wegen, zu einem erhitzten Liebhaber aufwirft. Ihre ſchönſten Entzückungen ſind nichts als leere Wortfügungen. Sie kann gar nichts, als ſich beſtändig mit Ketten ſchleppen, ihre Marter verehren, ihre Gefangenſchaft ſegnen, und die Leidenſchaften wider die Vernunft zu Felde liegen laſſen. Es war ja vorzeiten ein ſolcher lächerlicher Ton nicht, in welchem die Liebe einem Tibullus die Verſe vorſagte; oder mit welchem Ovidius die ſüſſen Töne ſtimmte, und die reizenden Lehren ſeiner Kunſt aufſchrieb. Das Herz allein muß in der Elegie reden.

✡ ✡ ✡

Opitz,

* *

Opitz, Vom Abweſen ſeiner Liebſten.

Werd ich die Zeit wohl ſehn, daß doch der Tag anbreche,
Darinnen ich mein Lieb noch endlich ſchauen ſoll;
Ihr Stunden! lauft doch fort, fliegt weg als Waſſerbäche:
Weil ihr ſo langſam ſeyd, ſo bin ich traurensvoll.
Auf, Morgenröh, auf, auf, ſpann' an des Phöbus Pferde
Und ſprich, er ſolle fort, es ſey ſchon ziemlich ſpat,
Daß er betrogen werd', und nahe ſich der Erde:
Ach Thetis laß ihn gehn den langen Sommergrad.
Du, Monde, kannſt du dich denn alſo wohl verweilen?
Wie lange ſäet doch der Morpheus Schlafkraut aus?
Sieh' ob du nicht vermagſt die Sonne zu ereilen,
Und einzukommen noch in ihr vergüldtes Haus.
Ich muß noch manche Stund' in Sorg' und Kummer ſchweben,
Muß noch in Angſt und Noth verbringen lange Zeit,
Eh' als der Tag anbricht darinnen mich mein Leben
Beſcheine durch das Licht der hohen Freundlichkeit.
Und warum hab' ich doch in mein Gemüth empfangen
Ihr unerhörte Zier und Tugend ganz und gar?
Mein Herze ſeufzet ſtets, und brennet mit Verlangen,
Und macht mir einen Tag noch länger als ein Jahr.
Als mich das ſchnöde Glück aus ihrer Hand geriſſen,
Hat es zugleich auch mich geriſſen ganz von mir:
Ich muß mein Herze nun mit Thränen ſtets begießen;
Ich bin nicht bey mir ſelbſt wann ich nicht bin bey ihr.
Ach ſollt' ich ſehen nur ihr göttliches Geſichte!
Wie ſelig wären mir Gedanken, Muth und Sinn!
Ein einzger Augenblick von ihrem hellen Lichte,
Der faſt die Sternen trotzt, legt alles Trauren hin,
Ach käme doch die Zeit der hochgewünſchten Freuden,
Daß ich erblickte nur den wunderbaren Schein!
Wenn aber ich' von ihr mich werde müſſen ſcheiden,
Da wünſch' ich weiter dann im Leben nicht zu ſeyn.

Opi=

* *

Opitzens Elegie.

Indem die Sonne ſich hat in das Meer begeben,
Und das geſtirnte Haupt der Nacht herauſſer bricht,
Sind Menſchen Vieh und Wild wie gleichſam ohne Leben,
Der Monde ſcheinet auch gar kaum mit halbem Licht.
Ich; ob ſchon alles ſchlåft, muß ohn Aufhören wachen
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh:
Iſt ſchon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So bring ich doch vor Lieb und Angſt kein Auge zu.
Auch dich, Aſterie, hat ganz der Schlaf umringet,
Der Tages Arbeitſurth, des Todes Ebenbild;
Da mir der Zåhren Bach aus beyden Augen dringet,
Biſt du mit ſanfter Ruh auf deinem Bett' erfůllt.
Wie wann ſich Delia hat in den Wald verborgen,
Wird durch den Schlaf erwiſcht, und fållt ins grůne Gras;
Und wie die Nymphen auch ſich legen gegen Morgen,
Nachdem der Nachttanz ſie gemacht hat můd und laß.
Sie ruhen ſicherlich bey einem friſchen Bronnen,
Die Båume halten auf der Morgenrôthe Licht;
Daß ſie nicht alſobald erwachen von der Sonnen
Deckt ſie der dicke Wald: Pan aber ſchlåfet nicht.
Er geht, er ruffet ſchreyt mit ſehnlichem Verlangen,
Daß ſeine Stimm erklingt durch Bůſche, Berg und Thal,
Und ſie ſind ſånftiglich mit ſůßem Traum umfangen,
Dem Pan antwortet nur der bloße Wiederſchall.
Du auch, mein Leben, ſchlåfſt; ich muß in Nôthen wallen,
Du biſt in guter Ruh, ich wache fůr und fůr,
Bis mich der letzte Tod wird endlich ůberfallen,
Auf den ich ſehnlich wart allhier bey deiner Thůr.

* *

Flemmings Elegie, an ſein Vaterland.

Ach! daß ich mich einmal doch wieder ſollt' erfriſchen
 An deiner reichen Luſt, du edler Muldenfluß!
Da du ſo ſanfte gehſt in bergichten Gebüſchen,
 Da, da mein Hartenſtein mir both den erſten Kuß.
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
 Aus deinem ſüſſen Schooß, ſo fällt mirs doch noch ein,
Wie oft ich luſtig hab in deiner Fluth geſchwommen,
 Mir träumet immer noch, als ſollt ich um dich ſeyn.
Itzt wollt ich mir erſt Luſt und dir Ergetzung ſchaffen,
 Indem ich nach der Kunſt, die mich und dich erhebt,
Ein unerhörtes Lied, nicht von Gradivus Waffen,
 Vor dem du nun, Gott Lob! itzund haſt ausgebebt:
Ein Lied von ſtiller Ruh, und ſanftem Leben ſpielte,
 Wie unſer Maro itzt bey ſeinem Bober thut,
Ein Lied, das Himmel hätt, und etwas ſolches fühlte,
 Das nach der Gottheit ſchmeckt, und rege Muth und Blut.
Als ich denn pflag zu thun vor ſieben halben Jahren,
 (Wo iſt ſie itzund nun die liebe ſchöne Zeit!)
Da ich ſo helle ſang bey Philyrenens Paaren,
 Daß ſich mein Ton erſchwung bis an die Ewigkeit.
Ich ſang der Deutſchen Ruhm und ihrer theuren Prinzen,
 Bis Mars mich da trieb aus, der Unhold aller Kunſt.
Da macht ich mich belobt bey vielerley Provinzen,
 Daß Lief= und Rußland auch mir bothen ihre Gunſt.
Rubellen, die ich pflag mehr als mich ſelbſt zu lieben,
 Rubellen, von Geſtalt und Sitten hoch benamt,
Dieſelbe hatte mir die Peſt auch aufgerieben.
 Doch hat ſich ihre Frucht in mir ſehr reich beſaamt.
Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
 Zevs itzt auch würde noch, fieng mich mit ihrer Zier.
Nach dieſer ward mir hold die lange Roxolane;
 Ach! aber, ach! wie weit bin ich von beyden hier!

Zwar es verſtattet mir das Kaſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch aſiſche Siren,
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd, und nicht zu häßlich bin.
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können,
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo, und auf der Flucht nur lieben.
Cupido wird durch nichts, als Stetigkeit vergnügt.
Was den zu laben ſcheint, das macht ihm nur betrüben,
Der allzeit alles hat, und niemals nichts doch kriegt.
Ja ſtürbe mirs denn ab, ſo hoff ichs zu erleben,
Daß wenn ich dieſen Lauf zu Ende hab gebracht,
Ich dir den erſten Kuß, o Landsmannin! will geben,
Was ferner kann geſchehn, das laß ich ungedacht.

* *

Flemmings Schreiben, der vertriebenen Frauen Germanien, an ihre Söhne, oder die Churfürſten, Fürſten und Stände in Deutſchland.

Ihr meine Kinder ihr, wo ihr mich doch könnt kennen,
Wo euch der Mutter Nam erhitzet euren Sinn;
Ihr Söhne, wo ihr noch mich könnet Mutter nennen,
So nehmt von meiner Hand dieß kurze Büchlein hin.
Nehmt hin den Mutterbrief, den ich, wo ſeine Wellen
Mit Sturme wirfet aus mein deutſcher Ocean,
So weit von eurer Stadt, in tiefſten Unglücksfällen,
Aus Zwange meiner Noth und Harms, an euch gethan.
Da ſeht mein Elend ab! Ich wollt und ſollte ſchreiben,
Doch hatt ich gleichwohl nicht, was Dint und Feder iſt.
Ich mußt ein ſchwarzes Kloß in meine Thränen reiben.
Die Feder war ein Rohr. Dieß iſt mein Schreibgerüſt.

Ich konnte kümmerlich von einer Buche ſchälen
 Die zache Rinde weg; und dieß iſt mein Pappier.
Ich ſatzte mich alsbald zu einer lichten Hölen:
 Mein Schreibpult war das Knie, ſolch Armſeyn iſt bey mir.
Hier muß ich arme Frau von meinen ſchönen Sitzen,
 Von meinem großen Reich und Völkern ausgejagt,
Zu äußerſt meines Lands, bey kaltem Winde ſchwitzen,
 Hier muß ich klagen ſelbſt; wo ich will ſeyn beklagt.
Ich habe mir gebaut von ausgedorrtem Schilfe
 Ein, ach! wie ſchlechtes Haus, in dem ich wohnhaft bin.
Dieß muß mir Armen ſeyn für Regen eine Hülfe:
 Kömmt denn ein ſchwacher Wind, der bläſt es gar dahin.
Ich leb in ſteter Furcht. Hier ſchläget mich das Schrecken,
 Dort ängſtet mich ein Wild. Ich muß alleine ſeyn;
Von Zofen unbedient, kann ich mich nährlich decken
 Mit dem geflickten Rock: hin iſt mein erſter Schein.
Der Wald der muß mich itzt mit rohen Wurzeln nähren,
 Mir iſt das naſſe Moos an ſtatt Zitronenſaft.
Ich ſchöpfe mit der Hand, dem Durſte nur zu wehren,
 Das trübe Waſſer auf: dieß ſoll mir geben Kraft.
Die Glieder werden welk, das Fleiſch iſt abgeſchwunden;
 Die Sorge macht mich alt, eh' es noch Zeit iſt doch.
Es ekelt mir vor mir, der Runzeln ſchlaffe Wunden
 Verſtellen meine Haut. Die Schwindſucht frißt mich noch.
Die Stirne ſchrumpelt aus; die tiefen Schläfe grauen;
 Die Augen fallen ein; die Zähne ſtehen los.
Ach, ach, ich Schöneſte der allerſchönſten Frauen,
 Wie bin ich ſo verjagt, ſo ungeſtalt, ſo blos?
Ich königliches Kind, wie bin ich ſo gefallen!
 Die ich die Zärtſte war in meiner Schweſtern Schaar,
Da ich die * zwölfte bin. Ich, die ich ſonſt vor allen
 Der Muter höchſte Luſt, die allerliebſte war.
Die ich ſo mächtig war, die ſonſt kein König zwunge,
 Die manchen Kaiſer ich von meinen Grenzen ſtieß;

Ich

* So viel ſind Reiche in Europa.

Ich ward nur mehr behertzt, je mehr man auf mich drunge;
Das war mir eine Luſt, wenn man zu Felde bließ.
Ihr Römer wart mir nichts! ich war mit nichts zu beugen;
Geſchenke ſchlug ich aus, die mir der Kaiſer both.
Ihr Feind', ihr müſſet ſelbſt beſtändig von mir zeugen,
Daß ich durch Hinderniß bin nie gemachet roth.
Ich zwar bin nur ein Weib, doch war ich ſo beherzet,
Als wohl kein Mann nicht iſt: Denn außer der Geſtalt,
War ſonſten weibiſch nichts. Wenn man zu Felde ſcherzet,
Hielt' ich mich, wie man weis, und ſiegte mannigfalt.
Rom, und ihr Julius, der doch zu Sklaven machte
Ihm alles Volk und Land, die büßten öfters ein,
Als ich ſie unter mich durch meine Mannheit brachte:
Doch wollte Varus noch ein beßrer Ritter ſeyn.
Er rächte Cajus Spott; er zog mit viel Verlangen
Auf meinen Bogen zu. Ich furchte mich nicht ſehr,
Ich ſchickt Arminius, der nahm den Prinz gefangen,
Und triebe vor ſich her ſein dreygedoppelt Heer.
Der güldnen Freyheit Lieb' und deutſches Lob zu mehren,
Das war mein ſteter Zweck, drauf zielt ich jeder Friſt.
Drum hatt ich ſolche Furcht: das gilt mir auch zu Ehren,
Daß meine deutſche Treu' ein Sprüchwort worden iſt.
Was hilfts mich aber nun, nun mich ſo hart geſtürzet
Durch einen jähen Fall das leichte Glückesrad?
Mein himmelbreites Lob wird nunmehr ſo verkürzet,
Daß auch der Feinde Volk ein Beyleid mit mir hat.
Ich konnte länger nicht in meinen Schlöſſern bleiben.
Wie konnt ich ferner hin das Elend ſchauen an?
Wie mir mein freyes Volk die fremden Herrſcher treiben,
Wie vor mir täglich weint mein armer Unterthan.
Itzt kam der Schleſier und wollte Hülfe haben,
Itzt mein vertriebner Sachß'; itzt klagte mir ihr Leid
Die gar entblößte Mark. Sie kamen ſich zu laben
Mit ſtiller Ruh' an mir, da mich doch friſt der Streit.
Ach wie viel Bäche ſind ſo blutroth hingeſchoſſen,
Wie manches Kriegers Blut färbt manchen großen Fluß!

Wie hat ihr grünes Kleid die Erde ſo begoſſen,
Daß mancher Acker noch beſudelt weinen muß.
Die Erde war nicht gnug, die Todten zu verſenken,
Sie ſprach ſo gar die Fluth um ihren Beyſtand an.
Die Mulde weis es wohl, wenn ſie es kann gedenken,
Wie viel ſie ihr verſchluckt. Wie manchen, manchen Mann
Soff unſre Saal hinein! wie manchen gab ſie wieder,
Weil ſie ſchon war zu ſatt. Dieß iſt noch Kinderſpiel.
Wie manche ſchöne Stadt reißt hier die Glut darnieder,
Es raucht noch mancher Ort, der erſt ins Feuer fiel.
Der ſcheue Bauersmann darf ſich nicht laſſen blicken,
Verläſſet Dorf und Haus, und läufet gar davon.
Es ſtehen ungehegt der Felder breite Rücken,
Die Aecker liegen brach, ſind ganz verwildert ſchon.
Da vormals friſche Luſt, da grüne Gärten waren,
Da der und jener Ort voll bunter Roſen ſtund,
Iſt itzt ein wilder Stock ſelbſt von ſich aufgefahren;
Der Dörner ſcharfer Neid reißt alle Zier in Grund.
So geht es meiner Welt. Ich bin zu dieſem Ende,
Ich arme Königinn, vom Himmel längſt verſehn.
Wohin ich, müde Frau, die matten Augen wende.
Da ich ſeh meinen Tod. Es iſt um mich geſchehn!
Das Zeichen iſt nicht gut, indem ich bin gebohren,
Weil Volk und Reich, und ich auf eins zu Trümmern gehn,
Es hat die Götterzunft zuſammen ſich verſchworen,
Daß ich in ſolcher Angſt ſo ſoll verlaſſen ſtehn.
Es war ein böſer Fall, als von dem falſchen Stiere
Die Mutter ward geraubt. (Und, wie ſie oft erzählt;
War ſie gleich mit mir ſchwer.) Daher ich, wie ich ſpüre,
Bin, eh ich ward gebohrn, zum Räuberpreis erwählt.
Hier ſtößt, dort hält man mich. Bald werd ich da gezupfet.
Ich bin der meinen Spiel. Gleich wie der Wolf das Schaf,
Der Geyer ein jung Huhn und Taube grimmig rupfet,
So fleiſchet mich die Welt. Ich bin in ſteter Straf,
Und doch ohn alle Schuld, ich wußte nichts vom dienen,
Als ich noch meine war; itzt bin ich mehr, als Magd.

Ich muß zu meinem Leid auch einen mir verſühnen,
Der mich nicht Mutter heißt, der mich ohn Ende plagt:
So vieler Herren Grimm, ſo viel Uneinigkeiten,
Die tödten vollends mich, indem ich röchle ſchon.
Es iſt kein trauen mehr: mich ſchmerzt auf allen Seiten
Der dreygeſpaltne Riß in der Religion.
Wie wird mich armes Weib man gnug beweinen können?
Mich, die ſo manches Kreuz und Noth betroffen hat;
Mich, der ſo mancher Stoß die weyland friſchen Sinnen
So gar verzagt gemacht; mich, die ich bin ſo matt?
Wie ofte hab ich nur verwaiſet werden müſſen
Durch Peſt und Sterbensnoth: da vielmahl eine Nacht
Der böſen Seuchen Gift von mir hat hingeriſſen,
Gar manchen nützen Mann, und auf die Bahre bracht.
So bin ich mir durch das, was Hungersnoth genommen,
Und eingeäſchert hat, bey weitem mehr nicht gleich.
Ich bin um Haab und Gut, und allen Vorrath kommen,
Ich bin an weiter nichts, als nur am Mangel, reich.
Ich dacht, es wäre nun das Unglück überſtanden,
Ich hofft auf Sonnenſchein nach ſolcher rauhen Luft
So ſtößt mir, Gott erbarms! das größte noch zu handen,
Das mich in Harniſch jagt, und zu den Waffen rufft.
Da ſoll und muß ich dran, mich mit dem Feinde ſchlagen.
Und wollte, wollte Gott! es wäre nur der Feind,
Den ich noch nie geſcheut: ſo muß allein ich klagen,
Daß ich an dieſe ſoll, die meine Kinder ſeynd.
Ich muß mich arme Frau noch ſelbſt zum Stabe bringen,
Und ſelbſt mein Scherge ſeyn, das nie kein Feind gethan.
Ich ſelbſt, und durch mich ſelbſt, muß mich an Eiſen zwingen,
Und nur an meinen Hals die Koppeln legen an.
Nicht einig wollen ſeyn, das kann mich ſo beſchämen.
Und wer nicht gläuben will, daß dieß die Zwietracht kann,
Und daß noch ſelbſt die Welt ſo werd ihr Ende nehmen:
Der komm, und ſehe dich! du armes Rom, nur an.
Das Glück iſt mir ſo feind, daß mirs auch könnte gönnen,
Daß ich bis ans Gewölk und an die Sternen kam;

Auf daß es mich mit Fug hat tief gnug ſtürzen können,
Und zuſehn, wie ich da mein elend Ende nahm.
Ich bin der Götter Spiel und Kurzweil, ihr Behagen,
Und luſtiger Ballon, den immer Himmel an
Bald die, bald jene Fauſt, bald hin und her geſchlagen,
Bis er wird athemlos, und nicht mehr ſteigen kann.
So hat die hohe Rach es über mich verhangen.
Den Zepter giebet Gott, und nimmt ihn, wenn er will.
Iſt nicht ſogar Athen auch endlich untergangen?
Wer weis nicht, daß durch Krieg das ſchöne Troja fiel,
Auch Syrien wird noch ſich zu erinnern wiſſen,
Wie auch das Perſien, und ſtolze Griechenland,
Wie vielmal Kron und Reich zu ihres Feindes Füſſen
Sie haben hingelegt, der ſie hat umgerannt.
Vielleicht wird nun die Reu und das Verhängniß kommen
Auf unſer krankes Reich. Denn auch, was groß kann ſeyn,
Wie ich bisher geſagt, hat allzeit abgenommen,
Und iſt durch ſeine Laſt auf ſich gefallen ein.
Dieß Unglück ahnt mir auch. Mein Zepter muß ſich beugen,
Die Kräfte nehmen ab, das Mark iſt ganz dahin.
Ich muß, ich muß mich ſchon zum Untergange neigen,
Und tröſten, daß ich auch ſonſt hoch geweſen bin.
Geweſen, und nicht ſeyn, das lehrt mich Speiſe leſen,
Mich reicherzogne Frau, wie ſonſt ein wildes Thier.
Wär ich ſo ewig auch, als mächtig, nur geweſen,
So wäre mir noch wohl! ſo läg ich nicht allhier.
So muſte Babels Herr auch ſeine Sitze meiden,
Und in der Wüſteney zu früh und Abendszeit,
Wie ander wildes Vieh, im Wald und Graſe weiden,
Und war ſein weites Reich dort in der Einſamkeit.
In dieſer wüſten Welt ſtimm ich auf tauſend Weiſen
Mein kläglich Weinen an, hier kann ich ſeyn allein;
Hier muß ich auf und ab durch wild Geſträuche reiſen,
Hier kann ich heulen gnug, hier kann ich elend ſeyn.
Ach, ich bin ſo veracht, ja auch dem leichten Haſen
Sitz ich zu Hohn allhier. Die Elſter ſpottet mein,

Will ich mich ſetzen denn auf einen dürren Raſen,
So weicht der wilde Baum, und zeucht den Schatten ein.
Ja freylich iſts ein Troſt, wenn einer in dem Weinen
Beweiner um ſich hat: ich lern es itzt an mir.
Wer weinet aber doch um mich? Jch ſehe keinen.
Ach! ach! von aller Welt ſteh ich verlaſſen hier;
Ja, auch vom Himmel ſelbſt. Doch läßt ſich noch erweichen
Der Menſchenfreund, Delphin, wenn ich am Ufer klag:
Er ſchwimmet zu mir zu, giebt manches Trauerzeichen,
Und wartet bey mir aus ſo manchen ganzen Tag.
Wie auch das Federvolk, das ſtets iſt vorn und hinden
Um mich verlaßnes Weib. Hier wird kein Vogel ſeyn,
Der nicht ſingt, was ich wein. Jch hab an allen Linden
Mein Leid mit eigner Hand bisher geſchnitten ein.
Wie war ich freudenreich, als ich noch ſtund im Glücke,
Jtzt will mir ſelbſten nicht die Mutter ſpringen bey.
Der Schweſtern ganze Zunft tritt von mir ab zurücke:
Es jammert keine nicht mein kläglich Angſtgeſchrey.
Ja, Böhmen, Böhmen ſelbſt, die hat die erſten Funken
Auf mich, die Nachbarinn, unſchweſterlich geſpeyt:
Von ſo viel Jahren her bin ich in Brand geſunken,
Und niemand löſcht ihn mir; ich brenne noch zur Zeit.
Ach! warum war ich reich? ach! warum war ich ſchöne?
Ach! warum buhlte doch ſo mancher Fürſt um mich?
Jch bin zu Falle bracht: ob ich mich gleich nun ſehne
Nach meiner Mutter Troſt, ſo ſtößt ſie mich von ſich.
Und, warum gabſt du mir, Europä, Königs Ehren,
Da mir mein Königreich nicht ſollte länger ſtehn?
Ach ich, ich kranke Frau! wer wird mein Seufzen hören?
Wer ſpringt mir Armen bey, eh ich muß gar vergehn?
Hätt ich doch Friedrichen und meinen Moritz wieder,
Die mich ſo wohl geſchützt. Ach *Hector, wärſt du hier!
Und mein **Achilles, du, und ihr, ihr andern Glieder,
Durch welche mir mein Lob wird blühen für und für.

Und

* Albertus, Herzog zu Sachſen. ** Albertus, aus Brandenburg.

Und ihr, was macht ihr denn, ihr herzgeliebten Erben,
 Die ich mit ſolcher Müh an dieſes Licht gebracht?
Was thut, was macht ihr denn? könnt ihr denn ſehn ſo quälen
 Die, die euch Söhne heißt? was ſchlaft ihr Tag und Nacht?
Durch den Gott bitt ich euch, der mir mein Recht beſcheret,
 Euch bitt ich durch mein Reich, das ſtets geweſen frey!
Durch mein natürlich Recht, da ihr mich Mutter ehret,
 Durch unſern Landesbrauch und alte deutſche Treu,
An der hat niemals uns ein Fremdling falſch befunden,
 Laßt mich, ein Landeskind itzt ſpüren dieſe Treu:
Ach, ſpringt der Mutter bey! Ich lieg in letzten Stunden,
 Ich rufe noch einmal: Ach ſpringt der Mutter bey!
Und warum wollt ihr nicht? Ich hab euch ja gegeben
 Nicht minder, als vorhin, ein wohlbeherztes Herz.
Aus Sachſen ſind ihr viel, die noch im Lobe ſchweben,
 Die mir ſo manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preiſen,
 Wie auch die ſchöne Pfalz, von wegen ihrer Treu;
An Heſſen hab ich Troſt; die tapfern Thaten weiſen,
 Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig ſey.
Das friſche Meklenburg, das weitbelobte Baden,
 Das theure Würtenberg, ſind alten Lobes voll.
Ach, folgt den Ahnen nach! wo euch der Mutter Schaden,
 Wo eurer Freyheit Tod euch leid ſeyn kann und ſoll.
Ach Meine! ſeht doch an die ſtarken Niederländer,
 Ihr obwohl kleines Land beſchämt die ganze Welt:
Sie führen Thaten aus durch ihrer Bündniß Bänder,
 Die über Hoffen ſind. Der Spanier der fällt,
Muß laſſen Schiff und Schätz. Es brechen ſolche Mauren,
 Die manchen Feind verhöhnt, durch ihre kluge Macht.
Die Bürger freuen ſich an ſtatt, daß andre trauren,
 Daß ſie ein ſolcher Prinz in ſein Gebiethe bracht.
Auf euch, allein auf euch, muß ſich mein Hoffen ſteifen,
 Ihr meine liebſten Söhn, ihr ſeyd ihr Grund und Stein.
Ihr deutſchen Herzen müßt der Deutſchen Wohlfahrt greifen
 Selbſt unter ihren Arm, ſoll ſie erhalten ſeyn.

Ja ſoll für meinem End ich noch zum Porte länden,
Und meine Kinder ſehn, ſo müßt ihr alle ſtehn
Mit Räuch und Opferwerk, und aufgehabnen Händen,
Und eurer Seufzer Brunſt von Herzen laſſen gehn.
Schreyt Gott und Himmel an. Klagt auch von meinetwegen
Mein großes Herzeleid dem hohen Ferdinand;
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beſchützen ſoll mich, Zepter, Kron und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dieß bey ihm gedenken,
Wie ich ohn alle Schuld erſterb in ſolcher Pein,
Er woll ihm doch durch euch das Herze laſſen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter, gnädig ſeyn.
Nun dieſe Klageſchrift hab ich zu eignen Händen
Euch, o ihr liebſten Söhn, und meiner Zierde Zier,
Aus meiner Wüſteney und Drängniß müſſen ſenden,
Ihr wollet ja durchſehn, was ich begehre hier.
Viel hundert Mutterküß auf dieſer Büchnen Rinden,
Mit Thränen wohl genetzt, die werdt ihr, als ein Pfand
Der mütterlichen Treu und feſten Hoffnung finden,
Ob euch ſchon meine Fauſt was deuchtet unbekannt.
Die Zährenbach, die ich hierüber ausgegoſſen,
Die ließe mir nicht zu der Sätze Zierlichkeit:
So iſt die Schrift auch ſelbſt zuſammen ganz gefloſſen,
Daß man kein Ordnung ſieht, vor großer Angſt und Leid.
Was die mir vorgeſagt, das hab ich nachgeſchrieben,
Ohn aller Worte Wahl, die billig ſeyn ſonſt ſoll.
Viel iſt mir auch vor Schmerz und Grämen außen blieben,
Daß ich es nicht geſetzt. Doch werdet ihr gar wohl
Mein übermaßtes Leid und Noth hieraus verſtehen,
Drum bitt ich, ihr wollt doch, wo man noch helfen kann,
Euch mein und eure Noth zu Herzen laſſen gehen,
Und euch der Sachen ſelbſt aufs beſte nehmen an.
Helft! Helft! und laßt mich ja nicht hier zu Tode hoffen,
Es muß kein Säumniß ſeyn, ihr müßt beyſammen ſtehn!
Soll ich nicht in der Angſt, die mich ſo ſehr getroffen,
Und nieder hat gedruckt, zu Grund und Scheitern gehn!

Ich hoff hier unterdeß den Ausgang meiner Sachen,
Die Hoffnung iſt mein Troſt und Kummerwenderinn:
Die wird mein Elend auch in etwas leichter machen,
Die ich doch ſonſten nichts als lauter Elend bin.

* *

Canitz, Glückwunſch-Schreiben
an ſeinen Herzens-Freund,
Herrn
Euſebius von Brand,
Als ſolcher den 18 September 1695. zum wirklichen geheimen Staats-Rathe erkläret ward.

Vergönne mir mein Freund, daß ich dir etwas ſtifte,
Das länger dauren ſoll, als Erz und Marmelſtein;
Mich freut dein Wohlergehn, drum fahr ich durch die Klüfte,
Die zwiſchen mir und dir nunmehr befeſtigt ſeyn.
Du wirſt des Fürſten Rath im allerhöchſten Orden,
Da dieſer Name ſich bey mir im Schatten weiſt,
Und biſt im rechten Ernſt, zur Excellenz geworden,
Da mich mein Bauer kaum; Geſtrenger Junker! heißt.
Getroſt! ein gleicher Blick wird auch auf dieſe Zeilen
Und meine Niedrigkeit von deinem Gipfel gehn;
Als du dich nicht geſchämt, den Briefen zu ertheilen,
Die dir, von Wort zu Wort, noch im Gedächtniß ſtehn.
Du haſt dich nimmer nicht, noch andre, ſo vergeſſen,
Daß man Veränderung an dir befürchten kann;
Noch, nach der Aemter Maaß, die Freundſchaft abgemeſſen,
Du ſahſt die Redlichkeit, und nicht den Purpur, an.
So iſt ein jeder froh, daß Friedrich dich erhoben,
Daß endlich dich das Glück erwiſchet bey der Hand,
Und, gleichſam mit Gewalt, auf einen Ort geſchoben,
Den dir Verdienſt und Wunſch ſchon lange zuerkannt.

Dann mit der Muttermilch haſt du den Trieb geſogen,
Den deines Bruders Zucht vollkommener gemacht;
Des Bruders, deſſen Lob Europa durchgeflogen,
Der euren Siebenſtern zum Vorſchein hat gebracht.
Wie rühmlich du die Zeit auf Schulen angeleget,
Das gab uns zu verſtehn das tiefgelehrte Blatt,
Dadurch Arminius ward in der Gruft beweget,
So bald der muntre Brand nur auf den Lehrſtuhl trat;
Hernach nahmſt du den Weg nach weitentlegnen Orten,
Und ludeſt da dein Schiff mit ſolchem Zeuge voll,
Das dir den Grund gelegt zu einer Ehrenpforten,
An der die ſpäte Welt dein Denkmaal leſen ſoll.
Die Seine mit der Thems zuſammt der Norden Kronen,
Die ſahen ſo entzückt dich edlen Märker an,
Als der, ſo erſt geſehn, daß Moskau die Melonen,
So gut und beſſer noch, als Welſchland, zeugen kann.
Bald wurdeſt du entdeckt von Friedrich Wilhelms Blicken,
Du hörteſt ſein Geheiß, das eine Prüfung war,
Wie du zu ſeinem Dienſt dich künftig würdeſt ſchicken,
Und legſt ein Meiſterſtück, an ſtatt der Probe, dar.
Sarmatien zürnt noch, weil jenen Hauptrebellen
Dein Arm aus ſeinem Schutz und ſeinem Schooße riß,
Nachdem du ihm gewußt ſo künſtlich nachzuſtellen,
Daß er als wie ein Hecht, an deine Darge biß.
Es würde ſich mein Kiel auf halbem Weg ermüden,
Wenn er mit gleichem Schritt verfolgte deinen Lauf;
Wie du ihn fortgeſetzt in Waffen und im Frieden,
Das alles zeichnen ſchon die Tagebücher auf.
Uns iſt ja deine Müh und Wachen unverborgen,
Als du ein Kriegesheer genährt mit Ueberfluß;
Und wie du für die Pracht des Fürſten konnteſt ſorgen,
Bezeigt dein Marſchallsſtab bey jenem Friedensſchluß.
Zuletzt haſt du den Staat zwo theurer Prinzeßinnen,
Von vielen Jahren her zu deinem Ruhm geführt;
Davon die erſte ſchon der Sternen hohe Zinnen,
Die andre noch die Welt, als wie ein Wunder, ziert.

Dein

Dein Churfürſt, welchem ſie der Himmel auserleſen,
Stellt dich zum Oberhaupt bey ihrem Hofe vor,
Der einem Helikon ſo lange gleich geweſen,
Als du Apollo warſt in unſerm Muſenchor.
Weil auch die holde Schaar noch deiner Hut vertrauet,
Dazu ſo viel Geduld als viel Verſtand gehört:
So haſt du ſie mit Lehr' und Leben ſo erbauet,
Daß auch kein Fehltritt nie dein hohes Amt entehrt.
Der Argus konnte dort nicht eine Kuh bewachen,
Als ihm des Kupplers Lied die hundert Augen ſchloß,
Hier aber konnte nichts dein Aufſehn irre machen,
Dir war auch eine Zahl von zwölfen nicht zu groß.
Ihr Schönen, laſſet euch dieß Gleichniß nicht verdrießen,
Ein Anblick ſolcher Kuh hat Herzen angeſteckt;
Es warf ſich ſolcher Kuh ein Jupiter zu Füſſen,
Es lag in ſolcher Kuh ein himmliſch Bild verdeckt.
Doch wird auch dieſer Kreis dir mit der Zeit zu enge;
Der Landesvater ſinnt auf deiner Tugend Lohn,
Und rufft dich, mit Bedacht, aus ſeiner Diener Menge;
Du ſollſt mit weiſem Rath nun ſtützen ſeinen Thron.
Mit was Beſcheidenheit ſehn wir dein Antlitz glänzen,
Als man dir den Beruf zur neuen Würde bringt?
Und wie ſchallt dieſe Poſt ſo bald durch fremde Grenzen,
Weil Namurs Uebergab zu gleicher Zeit erklingt.
Zu Cotbus höret man halb undeutſch von dir ſprechen:
Hihr Leute wißth hir wol, was hunſer Optmann iſt?
Und dieſes Wendenvolk hälts für ein Amtsverbrechen,
Wann es an deiner Schrift nicht Hand und Siegel küßt.
Doch das Vergnügen bleibt nicht nur bey den Barbaren;
Wie als geheimen Rath dein Gustgen dich umfaßt,
Mag ein Geheimniß ſeyn, das du allein erfahren,
Auch wie du dein Geſchlecht durch dich erbauet haſt.
Mehr als ein großes Land bejauchzet dein Erhöhen,
Inſonderheit die Mark hat Urſach ſtolz zu ſeyn;
Und ſchnitzt zu Hermensdorf an den berühmten Seen,
Was du geworden biſt, in allen Eichen ein.

Die wohlgetroffne Wahl hat allen deinen Freunden
Ein unverhofftes Feſt der Freude zugericht;
Wobey der blaſſe Neid ſich ſchämt, dich anzufeinden,
Und keinen Neſſelſtrauch in deine Kränze flicht.
Indeſſen glaube mir, daß, da ich dieſes dichte,
Ein ungewohnter Zug mir ſelber mich entreißt,
Der, nach Prophetenart, dir ewiges Gerüchte
Ein hohes Alterthum und ſtetes Glück verheißt.
Ich ſeh, als im Geſicht, was andre von dir hoffen,
Da die Gelegenheit dich zu was ſeltnem treibt;
Dir ſteht ein neues Feld zu neuen Thaten offen,
Dran mancher Puffendorf ſich noch zu Tode ſchreibt.

* *

Das V. Capitel.

Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen.

1. §.

So gut andere Leute in ungebundner Rede an einander ſchreiben können; ſo leicht kann ein Poet ſolches in gebundner Schreibart thun. Wie es aber dort eine beſondre Kunſt iſt, ein ſchönes Schreiben abzufaſſen: ſo iſt es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetiſchen Brief zu machen; ja in gewiſſer Abſicht iſt dieſes noch ſchwerer. In proſaiſchen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umſchweiſe in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man ſchreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeſchäfften, die ſonſt niemand wiſſen mag oder ſoll, als den ſie angehen. In der Poeſie aber würde es lächerlich ſeyn, ſolche Briefe zu ſchreiben. Sie müſſen allezeit gewiſſe Materien betreffen, die allerley Leſern nützlich und angenehm ſeyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; ſondern gehen gerade zu: daher es denn auch kömmt, daß man in Verſen alle Titel und Ehrenworte der vornehmſten Perſonen zu vermeiden pflegt. Die Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß ſie, in den Anreden an die vornehmſten Leute, ſich, nach alter Art, das edle Du vorbehalten haben, welches die proſaiſchen Scribenten gar nicht mehr brauchen dörfen.

2. §. Die alten Römer und Griechen haben uns ſehr ſchöne Muſter ſolcher Briefe hinterlaſſen. Einen guten Theil davon haben wir ſchon im vorigen Capitel, unter den Elegien betrachtet: es iſt aber noch eine andere Art übrig, die eine beſondere Abhandlung verdient. Dort herrſchte, nach dem Character der Elegie, ein zärtliches und trauriges Weſen;

ſen: hier iſt der Innhalt geruhig und ernſthaft, zuweilen ſcherzhaft, auch wohl moraliſch und ſatiriſch. Wie nun in jener Art Ovidius ſonderlich ein Meiſter geweſen, ſo haben wir in dieſer Gattung den Horaz zum Muſter. Unter den Franzoſen iſt Boileau unvergleichlich darinnen. Wer des Franzöſiſchen nicht mächtig iſt, kann meine Ueberſetzung von dem Schreiben deſſelben an den König, in meinen von Herrn M. Schwaben ans Licht geſtellten Gedichten nachleſen, auch Neukirchs Arbeit dargegen halten, die in den Hofmannswaldauiſchen Gedichten befindlich iſt, und alsdann ſehen, wem es beſſer gelungen iſt. Unter unſern Landsleuten, hat Opitz uns den Weg in poetiſchen Briefen gebahnet. Sonderlich haben mir allezeit die an Zinkgräfen, und Nüßlern, nebſt verſchiedenen andern gefallen. Flemming iſt nicht minder glücklich darinn geweſen: auch Tſcherning, nebſt Franken haben ſich mit gutem Fortgange auf dieſe Art gelegt. Doch Caniz, Neukirch und Günther behalten wohl vor allen den Preis. Ihre Briefe ſind den beſten römiſchen und franzöſiſchen oft gleich zu ſchätzen, ja zuweilen gar vorzuziehen. Und nach den Exempeln dieſer großen Meiſter, will ich die Regeln dieſer Art von Gedichten abzufaſſen bemüht ſeyn.

3. §. Horaz hat in ſeinen Briefen durchgehends, die alexandriniſchen Verſe gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemiſchet. Die Urſache mag wohl dieſe geweſen ſeyn, weil man ſich in Elegien gar zu ſehr binden muß. Der Verſtand muß ſich daſelbſt allezeit bey der andern Zeile ſchließen, damit der Wohlklang nicht gehindert werde: Horaz aber liebte die Freyheit in ſeinen Briefen, wie auch ihr Character ſolches erforderte. Er nahm daher lieber die alexandriniſchen Verſe dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verſtand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinauszuziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieſes Sylbenmaaß auch eingeführet; ſo dörften wir dem Römer nur hierinn nachfolgen: nun aber müſſen wir uns nach unſerer Art eine Gattung von Verſen nehmen, da uns eben der Vortheil

zu ſtatten kömmt. Das ſind nun die ſogenannten heroiſchen Verſe, nämlich die ſechsfüßigen jambiſchen, mit ungetrennten Reimen. Boileau hat ſich derſelben auch bedient, und unſre Poeten haben ſie einhällig dazu angewandt. Z. E. Opitz ſchreibt an den Kaiſer Ferdinand:

Du Zier und Troſt der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienſte werden,
O großer Ferdinand, nächſt allem, was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Muſen Schaar, die deutſchen Pierinnen,
Kniet frölich vor dir hin, und ſagt mit freyen Sinnen:
Daß ſie, o Luſt der Welt, hinfort beſtehen kann,
Der fremden Sprachen Trutz, das haſt du auch gethan. ꝛc.

4. §. Nach ihrem Inhalte kann man dieſe Briefe in ernſthafte, luſtige und ſatiriſche abtheilen. Die erſtern finden ſtatt, wenn man an höhere, oder doch an ſolche Perſonen ſchreibt, denen man einige Ehrerbiethung ſchuldig iſt. Imgleichen laſſen ſie ſich bey Trauerfällen, als Leichengedichte, an die Leidtragenden richten; denen man gewiß in ſolchem Falle nichts Scherzhaftes ſagen würde, wenn ſie gleich unſere vertrauteſten Freunde wären. Sie ſind alſo hauptſächlich entweder Lob- oder Trauerſchreiben; es wäre denn, daß ſie ganz moraliſch abgefaßt wären, da ſie aber mehrentheils auf die Satire zu verfallen pflegen. Ein ſolcher lobender Brief iſt der obige von Opitzen, nebſt vielen andern von dieſem Poeten. Einen traurigen will ich aus Flemmings IIItem Buche der Poetiſchen Wälder anführen, der an einen Wittwer, nach dem Ableben ſeiner Ehegattinn abgelaſſen iſt, , und ſich ſo anhebt:

Wenn, Edler, unſer Geiſt auch mit dem Leibe ſtürbe,
Und wenn er ſich verſchleißt, die Seele mit verdürbe,
So wär es zweymal recht, daß ihr, und wer euch ehrt,
Als den es billig kränkt, was Leid euch widerfährt,
Bey dieſer böſen Poſt euch zweymal mehr betrübtet.
Sie, ach! ſie iſt dahin, die ihr ſo innig liebtet,
Das treue fromme Weib! Sie, ach! ſie iſt vorbey,
Was iſt es, das man hat, das mehr zu klagen ſey?

Eben dergleichen wird man in Tſchernings Frühling auf der 85. S. antreffen. Ich will aber aus dieſem Poeten eins von der dritten, moraliſchen Gattung, zur Probe geben: wiewohl dasjenige, was Flemming an den Olearius geſchrieben, und auf der 93. Seite ſeines II. B. ſteht, ganz fürtrefflich iſt. Es ſteht auf der 345. S. und iſt an Röteln, ein Breßlauiſches Rathsglied, abgelaſſen:

Ich habe niemals recht des Phöbus Brunn berühret,
Noch einen Traum dabey, dem Wunſche nach, geſpüret,
Wie oft ich bis anher den Helikon bemüht,
Der Muſen Vaterland, aus Eifer auf ein Lied,
Das leſenswürdig ſey. Mein Sinn war, nach der Reihen,
Die Gaben, die ihr führt, Herr Rötel auszuſchreyen,
Als Herold mit der Fauſt. ꝛc.

Wenn ich aber dieſe Exempel anführe, ſo thue ichs nicht deswegen, als ob ſie ſo rar wären; ſondern bloß zu zeigen, daß unſere erſten Poeten ſchon eben dieſe Begriffe davon gehabt haben. In Canitzen und Günthern ſtehen ſehr viele von eben der Gattung, die auch ohne dieß in jedermanns Händen ſind.

5. §. Die andre Art ſolcher Briefe, das waren die luſtigen oder ſcherzhaften, und davon giebt es eben ſo viel Exempel in unſern Poeten, als von den obigen. Sie werden ſonderlich unter vertrauten Freunden, bey Hochzeiten, auch in andern Glückwünſchen bey frölichen Zufällen, gar häufig gebraucht. Exempel mag ich nicht anführen, theils, weil ſie überall vorkommen, theils weil dem einen oft etwas ſcherzhaft oder luſtig zu ſeyn bedünket, welches dem andern ganz gleichgültig vorkömmt. Wie ſich aber das Scherzen nur unter ſeines gleichen ſchickt; ſo ſieht man wohl, daß dieſe Art von Briefen ſich an Standesperſonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen laſſen. Ja, weil auch Scherz und Scherz ſehr unterſchieden iſt; ſo muß man ſich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden: Gute Einfälle dörfen deswegen

keine Unfläthereyen ſeyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Ekel verurſachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigne Witz und Geiſt des Poeten bringen ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Materien und Umſtände es veranlaſſen. Wer luſtige Bücher lieſt, und aufgeweckter Leute Geſellſchaften beſucht, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit, bald geſchickt werden, bey gegebener Gelegenheit, einen luſtigen Einfall nach dem andern anzubringen. Davon ſchreibt Rachel in ſeiner oft angezogenen Satire, der Poet genannt:

Wahr iſts, daß Phöbus Volk faſt luſtig iſt von Herzen,
Und meiſtentheils geſcheidt, doch höflich auch im Scherzen.
Bevorab, wo ſie nur in etwas ſind getränkt,
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus ſchenkt.
Da wiſſen ſie bald eins und andres vorzubringen,
Zur angenehmen Luſt, jedoch von ſolchen Dingen,
Die nicht verdrüßlich ſind. Iſt da der rechte Mann,
Sie hängen ihm wohl eins, jedoch nur höflich an.
Ihr Stich der blutet nicht. So, hab ich wohl geleſen,
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann ſeyn geweſen;
So war auch Buchanan, Minervens liebſtes Kind,
Dem weder Römer, Griech noch Deutſcher abgewinnt;
So war der Venuſin, den ſelbſt Auguſtus ehrte,
Der nach des Pindars Kunſt, die Römer ſpielen lehrte,
Zum Lachen, wie gebohrn, im Scherzen ausgeübt,
Wie ſein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt. ꝛc.

6. §. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die ſatiriſche. Dieſe recht abzuhandeln und zu erklären, das gehört eigentlich ins folgende Capitel, wo davon ausführlich gehandelt werden ſoll. In der That ſind viele Satiren der Alten und neuern Poeten nichts, als Briefe; und viele Briefe derſelben nichts als Satiren. Wir wollen hier zum voraus ſetzen, daß man ſchon von der ſatiriſchen Schreibart einen klaren Begriff habe, wie er denn leicht von den obigen Gattungen zu unterſcheiden iſt. Sie ſpotten entweder über

die

die Thorheiten der Welt; und alsdann kömmt ſie der luſtigen Schreibart nahe: oder ſie eifert und zürnet auf die einreißenden Laſter; und alsdann wird ſie der ernſthaften moraliſchen ähnlich, nur daß ſie mehr Galle und Lebhaftigkeit bey ſich führet. Des Horaz Briefe ſind faſt alle von der Art, und Boileau iſt ihm, wie allenthalben, alſo auch darinn gefolget. Opitz, Canitz und Günther ſind ebenfalls in ihren Briefen ſehr beißend und ſcharf; wie ein jeder ſelbſt leicht wird wahrnehmen können. Ich bemerke nur, daß dieſe ſatiriſche Schreibart ſich ſo gar an die Großen der Welt brauchen läßt. Horaz hat an den Kaiſer Auguſt, Boileau an Ludewig den Großen, Neukirch an Friedrich den Weiſen, und Günther an den König Auguſt die ſchärfſten Stellen mit einfließen laſſen. Dieſer letztere bedient ſich einmal der Worte:

Sieh, Herr! wie wenig ich der Thoren ſchonen kann,
Ich greife ſie ſo gar vor deinen Augen an ꝛc.

Und in des Boileau Briefe an den franzöſiſchen König, ſteht unter andern folgende Stelle:

Grand Roi, c'eſt mon defaut, je ne ſaurois flatter,
Je ne ſai point au Ciel placer un ridicule;
D'un Nain faire un Atlas, ou d'un Lache un Hercule.

7. §. Dieſe Art von Briefen nun läßt ſich bey allerley Gelegenheiten brauchen: denn wo findet man nicht Anlaß, über die Sitten der Menſchen ſeine Gedanken auszuſchütten? Bey Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen; ja ſo gar bey Leichengedichten, laſſen ſich oft ſatiriſche Briefe ſchreiben, oder doch dergleichen Stellen einmiſchen. Wenn auch ſolches nur mit der gehörigen Behutſamkeit und Beſcheidenheit gegen den, an welchen man ſchreibt, geſchieht: ſo hat ein jeder ſolche Briefe lieber, als leere Umſchweiſe von unendlichen Wünſchen oder Wortgeprängen, die in der That nichts heißen. Einen ſchönen Brief von der Art hat Günther an den Herrn von Nickiſch geſchrieben; und von Neukirchen

fällt

fällt mir das Schreiben, an einen Herrn von Stoſch, bey Gelegenheit eines neuerbauten Pallaſts, ein. Beyde können Anfängern zu Muſtern dienen, wiewohl beyde noch mehrere von der Art verfertiget haben.

8. §. Fraget man überhaupt nach den äußerlichen Eigenſchaften eines ſolchen Briefes: ſo iſt erſtlich dieſes zu merken, daß er im Anfange denjenigen anreden muß, an den er gerichtet iſt: Es ſey nun, daß es gleich in der erſten Zeile geſchieht, oder doch bald hernach kömmet. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glanz bewegt ꝛc.

Dieſes iſt, ſo zu reden, das eigentliche Merkmaal eines Briefes von dieſer Art: denn was iſt ein Brief überhaupt anders, als eine geſchriebene Anrede an einen Abweſenden? In der Mitte kann dieſelbe zuweilen wiederholt werden; doch allemal ohne große Titel, als die nur die Zeilen füllen und nichts ſagen. **Großmächtigſter Monarch**, heißt nichts mehr, als **König**: Und **durchlauchter Fürſt und Herr**, bedeutet nur eben ſo viel, als: **mein Prinz**, **mein Herzog**, oder ſchlecht weg, **Herr**. Doch wollte ich bey dieſem letztern Worte wohl rathen, es nicht auf einen jeden Dorfedelmann zu verſchwenden; geſchweige denn, bey bürgerlichen Perſonen zu brauchen. Es ſteckt ſo was großes darinn, daß es billig nur regierenden Häuptern zukommen kann, die viel zu befehlen haben. Dieſe Anmerkung iſt nöthig, da es allmählig einreißen will, einem jeden halbigten Patron, der oft keinen Diener zu beherrſchen hat, ein ſo prächtiges **Herr** zuzuruffen. Am Schluſſe der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, ſondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verſe hineinzukünſteln, das iſt was kindiſches, ohngeachtet es einige neuere haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, iſt noch abgeſchmackter; denn das Muſter dazu hat Hans Sachs gegeben, der kein Gedicht anders, als damit zu beſchließen pflegt.

9. §. An eine beſondere künſtliche Diſpoſition bindet ſich ein Poet in ſeinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weiſiſchen Handgriffe per Antecedens und Conſequens nöthig haben. Die Vernunft weis ihm ſchon, ohne ſolche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes ſeyn: und die Einfälle hängen gemeiniglich ſo am beſten zuſammen, wie ſie hinter einander entſtanden ſind. Meynt man aber Schülern, durch Regeln, die Verfertigung ſolcher Briefe zu erleichtern, ſo kann man es zwar geſchehen laſſen: nur glaube man nicht, daß ſolche ſchwache Geiſter, die noch gegängelt werden müſſen, etwas beſonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß ſich mit proſaiſchen Briefen behelfen.

10. §. Die Schreibart der Briefe iſt nicht allemal gleich. In lobenden kann ſie prächtig, ſcharfſinnig und pathetiſch, aber doch nicht ſchwülſtig ſeyn. Hier pflegt es Amthor leicht zu verſehen; wie dieſes ſein Gedichte an Friedrich den III. König in Dännemark zeigen kann. Aber ein Muſter von einer vernünftigen Hoheit der Schreibart giebt hier Neukirch in ſeinen Schreiben an den König, Friedrich den I. Hier herrſchen lauter geſunde Gedanken, die durch keine Schminke des Ausdrucks überfirnißt worden. Auch Heräus hat dieſe Schreibart wohl erreicht: ob er ſie gleich mehrentheils in andern Arten der Gedichte angebracht hat. Doch kann ich nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit dieſes großen Mannes eigene Worte, von der erhabenen Schreibart hier anzupreiſen, die ich lieber ſchon im I. Theile, wo ausdrücklich davon die Rede war, angebracht hätte. Sie ſtehn in der Vorrede zu ſeinen Werken, auf der 27. Seite, und können dienen, die neuen Kunſtrichter, die uns die Hoheit in Worten lehren wollen, vollends zu beſchämen. Auch Pietſch iſt in dieſer Schreibart vortrefflich geweſen. In luſtigen Briefen iſt ſie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten verſehen, die aus Begierde, natürlich zu ſchreiben,

ben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebraucht haben: und ſelbſt Günther iſt hier oftmals zu tadeln, daß er ſich bis in die tiefſte Niedrigkeit herab gelaſſen hat. In ſatiriſchen Briefen muß ſie feurig und ſcharfſinnig, größtentheils aber natürlich ſeyn. Denn das iſt zu merken, daß ſelten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrſchet. Die Veränderung der Sachen und Gedanken fordert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der beſten Poeten überall finden wird.

11. §. Schlüßlich erinnere ich noch, daß man nicht nur in eigenem, oder anderer lebendiger Leute Namen; ſondern auch im Namen gewiſſer eingebildeter oder fabelhafter Perſonen, Briefe an jemanden ſchreiben könne. Dieſes giebt nun einem Poeten viel ſchöne Erfindungen an die Hand, und iſt eine Quelle vortrefflicher Gedanken. Man laſſe z. E. die Wahrheit an jemanden ein Schreiben abfaſſen, dergleichen im I. Stücke der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes eins vorkömmt; oder man ſchreibe im Namen der Vernunft, der Weltweisheit, der Tugend, der Freyheit, oder andrer ſolcher allegoriſchen Perſonen: ſo wird man ſehen, zu was für ſchönen Einfällen dieſes Anleitung geben wird. Nur muß man freylich allemal die Wahrſcheinlichkeit beobachten, und ſeine Perſonen nichts ſagen laſſen, als was ſich für ihren Character ſchicket. So hat Neukirch die Aurora an den König in Preußen ſchreiben laſſen, und ein rechtes Meiſterſtück daran gemacht. Ja, man kann durch die Proſopopöie auch lebloſen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewiſſen Abſichten dienlich ſeyn könnte. Nun folgen etliche Exempel von unſern alten Poeten.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Opitz, an Seine Kaiſerliche Majeſtät.

Du Zier und Troſt der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienſte werden,
O großer Ferdinand, nechſt allem was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Muſen Schaar, die deutſchen Pierinnen,
Kniet frölich vor dir hin, und ſagt mit freyen Sinnen:
Daß ſie, o Luſt der Welt, hinfort beſtehen kann
Der fremden Sprachen Trutz, das haſt du auch gethan.
Es fällt dir nicht allein in deine Gnadenarmen
Was du mit Waffen wohl, mehr beugeſt mit Erbarmen,
Mit Lieb' und Gütigkeit: auch ſelbſt die Zungen gar
Empfinden ſolche Kraft, und werden itzt gewahr,
Daß ſich zu deiner Zeit dieß alles laſſe zwingen,
Was außer Zaume lief; daß dir ſich muß verjüngen
Der Alten Thaten Lob; daß deiner Macht, o Held,
Zu Dienſte ſtehen muß der Lauf der ganzen Welt,

Die Seyne ſcheuet dich; du haſt den Stolz der Elbe,
Den Rhein und Poo geſchreckt. Das heilige Gewölbe
Der Sternen ſieht beſtürzt die Wunderthaten an:
Du haſt des Glückes Gunſt dir gleichſam unterthan
Mit aller Pflicht gemacht. Eh als dein Volk iſt kommen,
Hat oft dein Name ſchon die Oerter eingenommen.
Unüberwindlich heiſt ein Kaiſer für und für,
Du Halbgott biſt es auch; der Himmel krieget dir.

Warum nun, (ach daß wir es bald erfahren können!)
Dein Deutſchland ſeine Ruh wird wieder lieb gewinnen,
Wird treulich einig ſeyn; ſoll dein gerechtes Schwerdt
Dann werden Donau ab auf jenem zugekehrt,
Der itzt durch unſern Krieg faſt ſitzend hat gewonnen:
Sein Monden und Panier wird weichen deiner Sonnen;
Die Conſtantinerſtadt, du neuer Conſtantin,
Wird von ſich thun ihr Joch, und lernen wie vorhin

Der

Der Chriſten Erbſchaft ſeyn. Olympus, wie vor Zeiten,
Und Oſſa ſollen ſehn, ein ſolches Volk beſtreiten,
Das außer Tugend lebt. Ich ſpüre gleich vor mir
Das Wiehern und Geſchrey, der hellen Waffen Zier,
Der ſtrengen Ritter Heer, die ihre Zelte pflanzen
Hin an den Helleſpont, und auf die Türkenlanzen
Mit vollen Sporen gehn. O daß der ſchöne Tag,
Daß doch die güldne Zeit mit Freuden kommen mag!
Wann dir dein greiſes Haar hernach bekränzt ſoll ſtehen,
Mit Palmen hergebracht vom heil'gen Idumeen,
Das frey gefochten iſt? Dann wird man nach der Zeit
Beyſammen wohnhaft ſeyn in ſtiller Einigkeit,
Wird Pflug und Friedenszeug nur ſchmieden aus den Waffen,
Wird ſicher und getroſt im Felde können ſchlafen,
Daß dir ſtets grünen ſoll; wird ſagen: zwar wie ſehr
Der Kaiſer Kaiſer iſt, ſo iſt er Vater mehr.

* *

Opitz, an Herrn Carl Annibal Burggrafen zu Dohna.

Genug, o Held, genug! wie lange willſt du reiſen
Faſt Tag und Nacht, durch Hitz' und Froſt, durch Eis u. Eiſen?
Wann nimmſt du deine Ruh? Iſt denn von Wiegen an,
Vom Lenzen deiner Zeit, noch nicht genug gethan?
Seit daß der Himmel dich der Erden hat gegeben
Als ſeiner Güte Pfand. Du fiengſt kaum an zu leben,
Da ließeſt du alsbald mit vollen Stralen aus
Die Gaben der Natur, die euer werthes Haus
Wie Erb und eigen hat. Du biſt ſtracks nachgegangen,
Des Vaters Löblichkeit, der nichts hat angefangen
Was zu vergeſſen iſt. Das Paleſtiner Land,
Des wahren Lebens Grab, hat ſeinen hohen Stand,
Viel höher noch geführt. Durch ſo viel wilde Heiden
Hat er den Ort geſucht, wo der hat wollen leiden,

Der uns nicht leiden läßt. Er hat ſich hingemacht
Auf Sina Gottes Berg, und ſeines Schildes Pracht
Daſelbſt noch mehr geziert; iſt zu dem Ritterorden
Der Rad und Degen führt mit Ruhm' erkohren worden.
Der Pohle hat in ihm den Kaiſer ſelbſt geehrt,
Und ſeiner Rede Macht beſtürzet angehört.
Der große Moſcowit hat ſeine prächtgen Ohren
Hin gegen ihm geneigt, und in ſein Wort geſchworen.
Dem biſt du nun gefolgt, als wie ein junges Pferd,
Von adelicher Schlacht, das bald hinaus begehrt
In friſche freye Luft; will nicht beſchloſſen liegen,
Springt, wiehert, ſchnaubt und ſchäumt, läßt ſeine Haare fliegen
Um beyde Schultern her, und zeigt ſchon damals an
Wie ſchnell es werde ſeyn, wann ihm die Ritterbahn
Wird ſollen nach der Zeit den Dank im Rennen geben.
Man ſahe nicht um dich die faule Wolluſt ſchweben,
Die Mörderinn der Zeit, der Jugend ärgſte Peſt,
So guten Samen nie zur Blüte kommen läßt.
Du haſt es dir für Spott und Schande nicht geſchätzet,
Den Büchern hold zu ſeyn; haſt deinen Sinn ergetzet
Mit dem worüber oft ein Aeltern=edler lacht;
Doch das den Edlen ziert, und einen edel macht,
Der ſonſt nicht edel iſt: dann Schilde ſind das minſte
Von dem was Tugend heißt. Du haſt der Muſen Künſte
Aus ihrem Grund' erlernt, ſo gar genau und wohl
Als mancher der den Bauch damit ernähren ſoll,
Und ſeine Lebenszeit ſonſt nichts als dieſes treiben?
Wer iſt wie du beredt? Wer kann ſo zierlich ſchreiben?
Dein Römiſch kömmt der Zeit des großen Cäſars zu;
Der minſte Theil von uns verſteht es ſo wie du.
Dieß war dein Tockenwerk, dein Kinderſpiel und Scherzen,
Bis daß was anders dir in deinem großen Herzen
Und im Geſichte lag. Du wußteſt daß die Welt,
Was Nereus weit und breit in ſeinen Armen hält,
So um das Erdreich gehn, weit von der Sonnen Wiegen,
Bis wo nach Mitternacht die finſtern Länder liegen,

Der Tugend Schranken ſey. Den Zweck, dieß lange Ziel
Hat die Natur geſteckt dem, der nicht faulen will,
In ſeiner Mutter Schooß, und hinterm Ofen alten.
So ließ der Theſeus ſich ſein Trezen auch nicht halten,
Achilles Pelion, und Ajax Salamin:
Ein Geiſt, der Ehre ſucht, muß etwas weiter ziehn,
Als, wo der Grenzſtein liegt. Drum biſt du ausgeriſſen
Als wie ein junger Löw, im Fall er an den Füſſen
Die Klauen wachſen ſieht, und um den Hals die Mähn,
Die Zähn im Maule merkt; er will nun ferner gehn
Aus ſeiner Hölen Loch, in der er iſt erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er kümmerlich erſt itzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit ſeinen Federn ſpielt:
Er macht ſich in die Luft, und ſchwingt mit freyem Zügel
Bis zum Gewölke hin, die wenig ſtarken Flügel.
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So ſtürzet er herab, und ſetzt den Enten nach,
Die großen Schreckens voll ſich vor ihm untertauchen.
Wie jener, der gewünſcht, er möchte nur ſehn rauchen
Die Schorſtein' Ithace: ſo haſt du manches Land,
Sein' Art und Eigenſchaft, viel Stadt' und Leut erkannt;
Haſt nicht nur überhin die Mauren angeſchauet,
Als wie am Nilusſtrand' ein Hund thut, der nicht trauet,
Säuft ſchnell' und macht ſich fort. Was Frankreich gutes hat,
Der Sitten Meiſterinn; was ſeine ſchöne Stadt
Paris, der Erden Zier, die Mutter aller Tugend
Und Klugheit, weis und kann; das haſt du deiner Jugend
Gemein und recht gemacht. Franzöſiſch ſteht dir an,
Als wie das Deutſche mir; dem ich die erſte Bahn
Zur Poeſie gezeigt, die nicht bald ein wird gehen.
Ein Welſcher muß vor dir imgleichen ſchamroth ſtehen,
Muß weichen, kömmt er ſchon vom alten Sena her;
Du redeſt beſſer noch und reiner, weder er.
Rom hat dich nicht erkannt vor ſeinen eignen Söhnen,
Und dein Neapolis die Tochter der Sirenen.

Dich hat auch ſtreiten ſehn die ſchwarze Barbarey:
So daß man wiſſen mag wie nichts zu ferne ſey,
Dem Menſchen der auf Ruhm, auf Lob und Ehren gehet,
Der wie der Himmel ſelbſt kein mal nicht ſtille ſtehet,
Und meidet Müſſiggang, den alle Tugend haßt.
Daſelbſt haſt du den Feind zu Waſſer angefaßt,
Und kräftig ihm gezeigt, daß in Europens Landen
Ein Volk ſo deutſch redt ſey, das Africa beſtanden,
Von welchem Theil es will, und mit ihm fechten kann.
Nachdem dein hoher Sinn nun hatte ganz gethan
Was in der Fremde dient, und heimwärts wareſt kommen,
Wie haſt du da gelebt? was haſt du vorgenommen?
Haſt du der Welt gezeigt, daß deiner Reiſen Zeit
Auf nichts beſtanden ſey, als bloß auf Eitelkeit,
Auf Künſten ohne Kunſt? biſt müßig ſitzen blieben,
Und haſt die faule Luſt dir laſſen ſtets belieben,
Im Schatten falſcher Raſt? O nein! dein Heldenſinn,
Der keine Mühe ſcheut, trug dich nach Hofe hin,
Zum Kaiſer, welchem du nur einig wollteſt dienen.
Hier hat dein Glanz, du Licht der Zeiten, mehr geſchienen,
Als wann ſich Heſperus macht an des Himmels Dach,
Und zeucht der Sternen Heer ihm ſämmtlich hinten nach.
Was dich bedünket hat, iſt recht und wohl gerathen,
Und was du haſt gemacht, das gleicht ſich mit den Thaten,
Der Helden, derer Lob in unſern Büchern ſteht,
Und ſchwerlich mit der Welt auch ſelbſten untergeht,
Die ſterblich iſt, wie wir. Der Ausſchlag dieſer Zeiten
Sieht dich an, als weil du kanſt Chur und Fürſten leiten
Auf deines Kaiſers Theil, und dich zu lieben pflegt
Der ſo des Reiches Schwerdt, und der das Zepter trägt,
Der Fürſten edles Paar. Mit der gelehrten Zungen
Hat itzt dein Adler faſt die Herzen mehr gezwungen
Als mit der Waffen Kraft; er ſchickt dich hin und her,
Und legt mit deiner Luſt die müde Landbeſchwer,
Dir, andrer Atlas, auf. Wann du im Schlafe liegeſt,
Und nur ein wenig Ruh von deiner Arbeit kriegeſt,

Die für uns alle wacht, ſo wird dein edler Muth
Doch nie nicht eingeſchläft, der mehr im Scherze thut,
Als wann ein andrer ſchwitzt nach vielerley Geſchäfften.
Wormit erquickſt du dann die fortmehr müden Kräften?
Mit Krieg und rauer Schlacht: alſo machſt du dich frey
Von deines Kummers Laſt. Der Landsknecht ihr Geſchrey,
Der Küraß' heller Glanz, das Donnern der Cartaunen,
Der kühnen Fahnen Flug, die Stimme der Poſaunen,
Der Pferde grimmer Schaum, dieß, dieß iſt deine Luſt,
Dein' Unmuthwenderinn, die itzt dich macht bewußt;
So weit ſich das Geſchrey vom unſerm Krieg erſtrecket,
Der vielen Helden Ruhm, und Faulen Schmach erwecket,
Die ihnen folgen muß. Hat erſtlich dich genährt
Der große Jupiter: ſo giebt dir Mars das Schwerdt,
Das dich noch höher hebt. Ich ſollte weiter ſagen
Von deiner Tugend Zier; ich müßte Sorge tragen,
Es ſey mein armes Schiff, das übrig weit nicht her,
Zu gar ſehr leicht und ſchwach, auf deiner Gaben Meer.
Ich bin kein Hofmann nicht, ich kann nicht Rauch verkaufen,
Nicht küſſen fremde Knie, nicht unterthänig laufen
Nach Gunſt, die gläſern iſt: mein Weſen, Gut und Zier
Iſt Luſt zur Wiſſenſchaft, iſt Feder und Papier.
Dieß ſey dir ganz geſchenkt, an ſtatt der vielen Gnaden,
Mit welchen du mich haſt bisher ſo ſehr beladen:
Daß ich, ohn daß mein Herz iſt treuer Dienſte voll,
Undankbar leben muß, und auch ſo ſterben ſoll.
Du hebſt mich über mich, du willſt mich ganz befreyen
Von deiner Waffen Laſt; willſt mich den Muſen leihen,
Die meine Freude ſind, und mir in ihrer Schooß
Entbinden meinen Geiſt, der nachmals frey und los
In tauſend Bücher geht: du läſſeſt mich mir machen
Ein Neſt der ſtillen Ruh, aus dem ich kann verlachen,
Kann werfen unter mich Neid, Hochmuth, Geld und Welt;
Kan ſchaffen, was nach Gott und dir mir ſelbſt gefällt.
Nun Clio windet dir für dieß den Kranz der Ehren,
Den keines Regens Macht noch Hagel kann verſehren,

Der auch im Winter grünt; ſie ſchreibt dich dahin an,
Wo dich ein jeder Menſch von ferne leſen kann,
Und immer leſen wird. Viel große Männer haben
Die Welt mit Sieg erfüllt, doch liegen ſie begraben,
Und ihre Thaten auch, in einer langen Nacht:
Weil kein Gelehrter ſie nicht hat bekannt gemacht
Durch eine weiſe Fauſt. Du aber wirſt bekleiben
Mit unverlöſchter Zier, ſo lange man nur ſchreiben
Und Thaten merken kann; wirſt ſtehen jederzeit
Geſchrieben in das Buch der greiſen Ewigkeit.
Hier wird man mit Begier und großer Wolluſt leſen,
O ritterlicher Held! dich, und dein ganzes Weſen,
Das nichts vom Tode weis: dieß laß die Hoffnung ſeyn
Von meiner Dankbarkeit, als welch ich nur allein
Anitzt verſprechen kann; an ſtatt der Gnad und Güte,
Damit du mich erhälſt. Ein herrliches Gemüthe
Wird von den Sterblichen und auch von Gott geliebt,
Und thut weit mehr, als der, ſo viel, und fälſchlich giebt.

* *

Opitz, an Zinckgräfen.

Recht alſo, liebſter Freund; du läſſeſt dich die Zeiten,
Die Sitten, dieſen Grimm der Kriege nicht beſtreiten:
Und da das Vaterland Verfolgung leiden muß,
Bringſt du es wiederum durch Schreiben auf den Fuß;
Sagſt was dieß edle Volk für ſchöne Geiſter trage,
Suchſt nach ihr kluges Wort auf eine kluge Frage:
Daß künftig keiner nicht, wie etwa Welſchland thut,
Sich überreden darf, daß gar zu kaltes Blut
Bey unſern Knochen ſey, und etwa ein Geſtirne
Vom neuen Zembla her uns härte das Gehirne,
Damit es weiter nicht gedenke, als es ſieht.
Mars, wüte wie du kannſt, die güldne Sprache blüht
Bey deinem Eiſen auf. Ich weis viel edle Sinnen,
(Dich Zinckgräf, ſonderlich) die beſſer ſchreiben können,

Als Länder die bisher ihr Volk hinausgeſandt,
Zu fechten wider uns: dem wohl die deutſche Hand
Wo Gott will und die Zeit, den Lohn ſoll wieder geben.
Du höreſt niemals auf beherzt zu widerſtreben,
Der wilden Barbarey, und läſſeſt ungefragt
Was dieſer oder der für Vortheil von uns ſagt,
Dem ein gelehrtes Buch ein Dorn iſt in den Augen.
Soll mir der Harm das Blut aus allen Adern ſaugen,
Wann mancher Eſelskopf, der nichts verſteht noch kennt,
Und alle Tugend haßt, mich den Poeten nennt,
Und ſchimpft mich, wie er meynt? Ich wollte, daß ichs wäre;
Weil ich nun nicht ſeyn kann, was ich zu ſeyn begehre,
So kränkt mich's, daß ich nicht des Lobes würdig bin,
Das jemand mir zum Spott gedenket anzuziehn.
Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn: wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut daß ihm kaum einer
Von ihnen außen bleibt; wer die gemeine Bahn,
Nicht zu verlaſſen weis, iſt zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es iſt ja zu beſorgen,
Weil allbereit bey uns faſt alle neue Morgen
Ein neuer Dichter wächſt, daß dieſe Schreibeſucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht,
Verjagen als zuvor. Es ſagt mirs kein Prophete,
Hier ſeh ichs zu Paris, da Ronſard nicht Poete
Mehr heißet, wie vorhin; da Bellay betteln geht,
Da Bartas unklar iſt, da Marot nicht verſteht,
Was recht Franzöſiſch ſey; da Jodel, da Baif
Nicht alſo reine ſind, wie itzt der neue Griff,
Und Hofemuſter will. Heißt dieſes nicht, entlaufen
Dem Waſſer, wo es quillt, und aus der Pfütze ſaufen?
Wer nie geſegelt hat, will nicht beym Ruder ſeyn,
Wer keinen Arzt abgiebt, der giebt auch keinem ein,

Wer nicht zu ſpielen weis, der läßt den Ball doch liegen,
Er nimmt den Degen nicht, wer nicht vermeynt zu ſiegen:
Hier ſchreibt, wer Hände hat. Weis einer ſonſt nichts mehr,
Es muß der Deutſche her, der ſäuft ihm gar zu ſehr;
Iſt nüchtern nicht ein Narr. Wird endlich doch der Menge
Der Reime ſchon die Pfalz, der weite Bau zu enge!
Es ſind von ſolcher Laſt die beyden Brücken ſchwer:
Der große Heinrich ſelbſt ſieht zornig überher,
Und denkt, ſoll dieſer Schwarm noch mehr im Schwange gehen:
So werd ich länger kaum darzwiſchen ſicher ſtehen.
Du Auszug der Natur! du Stadt, der Erden Licht!
Der Weisheit Säugerinn! ich meine gänzlich nicht
Die hochberühmte Schaar, die an der Seyne Strande
Ihr die gelehrte Welt macht mit der Weisheit Pfande
Zu einer Schuldnerinn; die theils zwar ſelber ſchreibt,
Und theils auch ämſig ſchaut, daß nichts dahinden bleibt
Von Büchern, die vorher im Finſtern mit den Schaben
Und Motten Krieg geführt, und nie geſehen haben
Von tauſend Jahren her, den angenehmen Tag.
Ich halte mir es hoch, daß ich mich letzen mag
Mit ihrer Gegenwart. Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir, und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom Bavius und Mävius iſt blieben:
Der Venuſiner Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinckgräf, auch den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt das Finſterniß beſiegen,
Das deutſcher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen eine Statt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er: die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Opitz,

* *

Opitz, an Johann Seußius, Churfürſtlichen Sächßiſchen Secretär.

In dieſer ſchweren Zeit, in dieſem großen Brande,
Der Leut und Städte frißt, der meinem Vaterlande,
Dem armen Vaterland! itzt auch ſein Theil erſt giebt,
Und mich, (wie denket ihr, die ich ſo ſehr geliebt,
Ihr Muſen, meine Luſt?) mich in das Lager führet,
Darein den Eurigen zu gehn, ſonſt nicht gebühret:
Was ſchaff ich, weil das Volk in fremden Häuſern ſitzt,
Und mit nichts Gutesthun die güldne Zeit vernützt?
Wie kann ich brünſtig ſeyn, ein Weibesvolk zu lieben?
Da tauſend Schmerzen mir den kranken Muth betrüben,
Und ädern meinen Geiſt. Ach Herz, ach wende mich
Von dem, was andern iſt, und wirf weit unter dich
Ein unglückhaftes Glück, ein Gut ohn alle Güte,
Ein Werk, durch deſſen Nutz ſich abnützt das Gemüthe,
Das Leib und Sinnen ſchwächt, das uns zu Alten macht,
Eh, als die Jugend noch recht halb iſt weggebracht,
Die ſtinkend arge Luſt, wenn ihre ſchnöde Früchte,
Am beſten wohl uns thun, macht laß, und wird zu nichte;
Die füllt bald und verbringt mit Ekel ihren Lauf,
Und ehe ſie recht kömmt, ſo hört ſie wieder auf.
O Liebe! ſey mir gram! Soll ich mich aber letzen,
Durch leichtes Kartenſpiel? ſoll ich Ducaten ſetzen,
Die von dem Blute roth, und bleich von Thränen ſind?
Wohl dieſem! welcher nicht verſpielet noch gewinnt,
Was Armer Hände Schweiß ſo ſauer muß erwerben.
Wer alſo reicher wird, ſoll endlich Hungers ſterben,
Sein Samen betteln gehn; das ungerechte Geld
Soll freſſen das gerecht, und führen aus der Welt.
Wozu dient dann der Wein? der Gläſerkrieg? das Sauſen?
Der ungekaufte Rauſch? Wie, wann der Feinde Hauſen,
Von welchen uns gar kaum dieß kleine Waſſer trennt,
Das ſo viel Päſſe hat, käm auf uns zu gerennt,

Mit

Mit ſeiner ſtärkern Kraft, und hieb uns trunken nieder?
Wacht auf, ihr Augen! wacht! das Leben kömmt nicht wieder,
Iſts einmal ſchon hinweg. Durch freche Sicherheit
Der Unſrigen gewinnt das Gegentheil die Zeit,
Und auch den Sieg dazu. Die wir mit ſtolzer Naſen
Verſpotten, meynt ihr wohl, ſind ſie gehelmte Haſen,
Und kommen Ferſengeld zu geben in den Krieg?
Ein Feind, den man verlacht, der hat ſchon halben Sieg.
Wacht auf! ſie ſchlafen nicht. Was ſoll denn ich nun machen?
Ich will der falſchen Welt mit leichten Verſen lachen,
Ein deutſcher Juvenal. Ich will die Eitelkeit
Des Volkes, daß nun lebt, die Sitten dieſer Zeit,
So ganz verderbet ſind, der künftigen vermelden.
Wir ſingen von der Treu beherzter werther Helden
Die mehr ihr Vaterland als ihre Haut geliebt,
Und mit Beſtändigkeit ſich haben ausgeübt,
Die itzt höchſtnöthig iſt. Werd' ich gleich müſſen bleiben,
Durch Mittel, die Gott weis: ſo wird doch das bekleiben
Was meine Feder zeigt. Ein Geiſt den Phöbus liebt,
Dem Jupiter die Luſt und Art zu ſchreiben giebt,
Kann mit der grauen Welt als um die Wette leben.
Mein Opitz! ſorge nicht, wie ſehr ſie widerſtreben
Die Feinde deiner Ruh: du ſollſt in Ehren ſtehn,
Wenn ihr Gedächtniß wird mit ihnen untergehn.
Hüll in dich ſelbſt dich ein! ſey du dir dein Gewiſſen,
Ein Zeuge, der nicht treugt: tritt alles das mit Füſſen,
Was gut heißt, und nicht iſt; lauf ferner auf der Bahn,
Wie bis anher geſchehn, die niemand finden kann,
Als der, ſo Weisheit liebt; der des Gemüthes Gaben
So oft er ſoll und will, kann in Bereitſchaft haben.
Der ſchreibt ein ſolches Buch, das nach dem Himmel ſchmeckt,
Und bleibet, wenn man uns mit friſchem Sande deckt.

So thut dein Seußius, der Vater der Poeten,
Der Muſen liebſter Sohn. Er ſchaut den Kriegesnöthen,
Den Zeiten, die itzt ſind, mit freyen Sinnen zu,
Und findet in ſich ſelbſt des Lebens wahre Ruh,

Die am Gemüthe liegt; verhöhnt des Glückes Scherzen,
Friſcht auf ſein greiſes Haar mit einem jungen Herzen,
Das alte Weisheit trägt; hemmt ſeiner Jahre Flucht,
Mit der gelehrten Hand; pflanzt Bäume, derer Frucht
Ein andre Zeit nach uns ergetzen ſoll und ſpeiſen.
Wird ſolches nicht ſein Buch, ſein edles Buch erweiſen?
Das nunmehr brechen will den Traum der finſtern Nacht?
Apollo freuet ſich, die ſchnelle Fama wacht,
Und will das ſchöne Werk auf ihrem lichten Wagen,
Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen,
Vom hellen Morgen an. Ihr Helden! denen hier
Ihr Lob geprieſen wird, erkennet eure Zier!
Lacht eure Gräber aus. Ihr deutſchen Pierinnen,
Mein allererſter Ruhm, ſchaut was für hohe Sinnen
Um euch bemühet ſind; ſeyd ſicher nach der Zeit,
Ihr ſteht wann alles fällt, ihr bleibt in Ewigkeit;
Wo Kunſt und Menſchenwitz nur ewig ſteht und bleibet.
Doch ja, was Seußius uns giebet, das bekleibet,
Und überlebt die Welt; dieweil es Gott erhebt,
Und den der Tod iſt lobt, und den lehrt, der noch lebt.

* *

Neukirchs Schreiben der Aurora, an Seine Königliche Majeſtät in Preußen, Friedrich I.

Ich ſchreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, was faſt ein jeder ſagt:
Ach zürne nicht zu früh! Denn unſers Geiſtes Triebe
Sind zwar voll Eiferſucht, allein auch voller Liebe.
Es iſt nichts Grauſames womit du uns beſchwerſt:
Wir klagen, daß du dich für andre ſelbſt verzehrſt,
Daß du ein König biſt, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgeſtanden.
Die Hirten ſind erſtaunt, die Muſen ſchämen ſich:
Denn beyde finden ſchon, ſo bald ſie wachen, dich.

Mein Phöbus, der dir doch ſo herzlich wünſcht zu dienen,
Iſt ſelber, wie du weiſt, ſtets viel zu ſpät erſchienen;
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an,
Daß ich der Wolken Flor nicht eher abgethan.
Was Phöbus an mir ſtraft, geb ich mit gleichem Blicke,
Der Ordnung dieſer Welt, und der Natur, zurücke.
Was, ſprech ich oftermals, nutzt mir der Flügelſchein,
Wenn Helden flüchtiger, als Licht und Flügel, ſeyn?
Allein was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Iſt dieß; ich möchte doch nicht ihr Geſetze ſtören.
Ach! wenn denn die Natur ſo ſtark gebunden iſt,
Wenn ſie ihr eignes Thun nach alten Regeln mißt:
Wie kömmt es denn, o Held, daß du ſie überſteigeſt,
Und dich, zu gleicher Zeit, als Herr und Diener zeigeſt?
Iſt es denn nicht genug, daß du dein Haus erhöht,
Daß dein geübtes Heer ſchon an der Spitze ſteht;
Daß du bey Tage pflegſt an Heil und Recht zu denken,
Mußt du dem Reiche denn auch noch die Nächte ſchenken?
Muſt du der letzte ſtets, der fremde Sorgen trägt,
Und auch der erſte ſeyn, der ſich im Bette regt?
Weil ſich mein naſſes Haupt noch in der See verweilet,
Haſt du dem Hofe ſchon Befehl und Rath ertheilet.
Tret' ich denn in die Höh, ſo ſeh ich mit Verdruß,
Wie ich den Deinigen mit Schimpfe dienen muß.
Das Licht iſt, ſprechen ſie, nicht in Aurorens Wangen:
Wenn unſer König wacht, kömmt auch der Tag gegangen.
Jedoch, ſo hurtig ſie dein muntres Auge macht,
So ſind ſie doch bisher, nicht ehr, als du, erwacht.
Sie laſſen dir die Müh, und ſchlafen ohne Sorgen:
So lange du nicht rufſt, ſo iſt es noch nicht Morgen.
Der treue Wartenberg, der doch, nach aller Sinn,
Dir eben dieſes iſt, was ich der Sonne bin,
Klagt ſelbſt, wenn er ſein Amt zu thun ſich vorgenommen,
Daß du ihm oftermals, o Held! zuvor gekommen.
Wo will es endlich hin? rührt Phöbus ſich in dir:
Wie? oder ſchreibt dein Glanz mir neue Stunden für?

Doch wenn du Phöbus biſt, wer hemmet mir den Zügel?
Und biſt du etwas mehr, warum ſind meine Flügel,
Nicht deinen Kräften gleich? Halt inne, großer Held!
Du haſt genug gethan, daß du der ganzen Welt
Ein neues Reich geſchenkt. Laß andre ſich entkräften,
Die an ihr Wapen nichts, als leere Titel heften.
Europa brauchet dich noch länger, als du denkſt.
Wenn du die Augen früh auf ſeine Wunden lenkſt,
So weint ſein Herz um dich: aus Furcht, daß du der Erden
Durch allzu große Laſt, bald möchtſt entzogen werden.
Dein Land kann ſich ja wohl, wie Spanien, erfreun,
Und hat, o Herr, an dir faſt ſteten Sonnenſchein:
Allein es wollte doch ein jeder lieber ſterben,
Als eine Stunde nur an deiner Ruh verderben.
Jedoch, du höreſt nicht. Der Unterthanen Flor,
Europens Fried und Glück geht allem Schlafe vor:
Du liebeſt ſie, nicht dich, und ſucheſt dein Vergnügen,
Allein in ihrer Ruh, ihr Heil in deinen Siegen.
Wenn ein Bedrängter dir viel Bogen überreicht,
So denkſt du, daß der Thron ſich Roſengärten gleicht,
Die zwar voll Mühe ſind, doch auch viel Blumen tragen.
Ein Centner Arbeit giebt dir zehnmal mehr Behagen,
Als andern ſo viel Gold. Was red ich dir denn zu?
Was man Beſchwerniß heißt, das nennſt du Luſt und Ruh.
Dein Wachen, treuer Hirt, iſt dir ein ſüſſes Schlafen;
Dein Schlaf ein ſüſſer Traum, von ſo viel tauſend Schafen,
Die dir vertrauet ſeyn. Drum geb ich mich beſiegt,
Ich ſehe, daß dir mehr, als mir, zu thun obliegt.
Ich muß die Finſterniß, du Noth und Krieg zerſtreuen,
Ich darf das Auge nur, du muſt das Herz' erfreuen.
Doch eines bitt' ich noch: weil doch kein Fürſt regiert,
Der täglich, ſo, wie du, mich aus dem Lager führt;
So laß doch, großer Held, es einmal nur geſchehen,
Daß ich, als König dich, darf in dem Bette ſehen.

* * *

* *

Neukirchs Schreiben, an Herrn Graf Stoſch.

Wo jemals Phöbus mir die Feder hat geführt,
Wo jemals meinen Sinn ein rechter Trieb gerührt:
So iſt es dieſer Tag, da du bey deinem Bauen,
Uns endlich, großer Stoſch! läßt Maaß und Ende ſchauen.
Die Eitelkeit der Welt iſt ja genug bekannt.
Man baut oft in ein Schloß mehr, als ein halbes Land.
So oft ein Ziegel ſteigt, ſo ſteigen auch die Sorgen,
Mit denen wir das Geld zu unſrer Wolluſt borgen:
Doch wenn man ausgebaut, ſo ſchreyen Kalk und Stein,
Daß ſie der Bürger Blut, der Witwen Thränen ſeyn.

Wie glücklich iſt ein Herr, der auch in ſolchen Dingen,
Wie du, o Tugendfreund! kann ſeine Regung zwingen;
Der alles, was er thut, mit guter Art beginnt,
Ehr auf der Bürger Heil, als auf Palläſte ſinnt,
Und ſeinen hohen Geiſt, wenn ihn das Glücke kirret,
In enge Schranken ſetzt. So oft ein Armer irret,
So irrt er nur für ſich: allein ein großer Mann,
Iſt wie ein ſchneller Strom, der vielen ſchaden kann;
Und der, wofern ſein Lauf ſich einmal nur verrücket,
Stadt, Dörfer, Volk und Land in das Verderben ſchicket.

Hochwohlgebohrner Herr! du biſt hievon befreyt.
Dein ſüßes Herrſchen weis von keiner Strengigkeit:
Die Bürger lieben dich, nicht, weil ſie dir geſchworen;
Nein, ſondern weil du ſie zu Kindern dir erkohren,
Und nicht ſowohl ihr Herr, als ihr Verſorger biſt.
Dein Schloß iſt aufgeführt: wer iſt, der was vermißt?
Wo ſpricht ein Unterthan, daß du ſein Geld verſchwendet?
Wer klagt, daß du den Bau nicht eher haſt vollendet?
Er fieng zu vieler Schmerz ſich allzu langſam an,
Und iſt zu vieler Gram zu zeitlich abgethan.

Es dachte mancher noch ſein Schäfgen hier zu weiden.
Allein ein Kluger baut, und weis auch abzuſchneiden.
Du haſt kein Capitol, kein Louvre angezielt:
Du thuſt zwar, was dein Stand, doch auch Vernunft befiehlt,
Und haſt der Ahnen Sitz nur herrlicher verneuet.
So denkt ein andrer nicht, den jeder Wahn erfreuet,
Der oft ein ſchönes Haus mit Müh in Stücken ſchlägt;
Warum? dieweil es noch der Vater angelegt.
Ein ſolcher Commodus meynt, daß ein ſittlich Leben
Nur für die Schulen ſey. Er will ſich höher heben,
Als Gott und Tugend gehn, giebt beyden gute Nacht,
Nimmt, was man ihm verſagt, mit ungezähmter Macht,
Und ſucht das höchſte Gut in ſeinem ſtolzen Willen.
Kein Tyger iſt ſo ſchwer in ſeiner Wuth zu ſtillen,
Als ſo ein blinder Mann, der den Verſtand verpacht,
Und wirklich einen Gott aus ſeiner Thorheit macht.
Er baut, als wollt er hier auf Erden ewig wohnen,
Er lebt, als hofft er noch auf ſieben Kaiſerkronen.

Indeſſen klopfet man an ſeine Kammerthür,
Und fordert Lohn und Geld. Was? ſpricht er zornig, wir?
Wir! eine ſolche Poſt? hier iſt noch abzuziehen.
Der arme Bürger ſchwert! Ihr dürft euch nicht bemühen,
Fährt jener raſend fort, und ſchlägt die Thüre zu.
Die Sonne leget ſich, die Menſchen gehn zur Ruh:
Er aber ſitzt und wacht, und ſinnt bey fremden Schätzen,
In was für Ordnung er will Dach und Schorſtein ſetzen,
Wie weit das Vorgemach vom Tafelzimmer ſtehn,
Durch wie viel Kammern man zu der Gemahlinn gehn,
Wo man die Kinder ſoll, und wo die Diener finden.
Die Nacht muß endlich auch, ſo wie der Tag, verſchwinden;
Doch unſer Commodus hält ſchon von neuem Rath,
Und merkt nun allererſt, was er vergeſſen hat.

Reißt ein! reißt ein! ſchreyt er, werft Maur u. Dach zur Erden!
Toſcaniſch iſt zu ſchlecht, es muß Corinthiſch werden.

Geld! ruft der Zimmermann, Geld! ſpricht auch Commodus.
Die Bürger zittern ſchon. Gleich aber dringt ein Fluß
Dem Ritter durch den Kopf in die erfrohrnen Glieder,
Und legt mit ihm zugleich viel Centner Gram darnieder.

Du lacheſt, großer Stoſch! daß meine Feder ſich
So aus dem Wege lenkt. Allein indem man dich,
Indem man andre ſieht, die nichts nach Tugend fragen,
So muß man auch dein Lob und ihre Schande ſagen.
Das ſchöne Grottenwerk, der Garten, den es ziert,
Das Schloß, das dein Befehl in kurzem aufgeführt,
Sind Dinge, welche zwar viel Großes in ſich faſſen;
Doch würden ſie vielleicht nicht ſo gar koſtbar laſſen,
Hättſt du ſie nicht erbaut. Ein ander wird geehrt,
Weil ihm ein reiches Haus mit Dienern zugehört;
Du giebſt dem Hauſe Glanz, und deine Diener nehmen
Ihr Anſehn bloß an dir. Wenn ihrer viel ſich ſchämen,
Daß ſie hier nicht vielmehr, als Maurer, ausgericht:
So ſtifſt du einen Bau, den keine Zeit zerbricht;
Der an die Wolken ſteigt, und deines Namens Würde
Auf Erden ewig macht. Ich meyne, Herr! die Bürde
So vieler Seufzenden, die du gutwillig trägſt.
Die Armen, die du ſchützt, die Waiſen, die du pflegſt,
Und endlich Kirch und Schul, die mehr von dir empfangen,
Als aller Bau betrifft. Mit göldnen Zimmern prangen,
Iſt etwas, das man auch bey rohen Heyden ſieht:
Wer aber ſich für Gott nur einen Tritt bemüht,
Dem iſt ein größer Licht der Ehren angezündet,
Als hätt er Babylon, als hätt er Rom gegründet.

Wie ſollte nun dein Haus nicht voller Freude ſeyn?
Vernunft hat es gebaut, und Tugend weyht es ein.
Die Bürger ſehen es, und haben nichts zu klagen,
Als daß uns die Natur, die alles beygetragen,
Was dich unſterblich macht, nicht auch dein Bild gegönnt.
Doch der hat ja dein Bild, der deine Thaten kennt.

Lebſt

Lebſt du in Kindern nicht, ſo lebſt du doch in Seelen,
Die, was du Gutes pflanzſt, zu keiner Zeit verhölen,
Und dich im Herzen längſt als Vater aufgeſtellt.
Wer ſolche Zeugen hat, der ſtirbt nicht in der Welt.

Laßt andre ihren Ruhm in große Bücher bringen:
Das iſt das beſte Lob, das auch die Kinder ſingen,
Das von ſich ſelbſt gefällt, und keiner Kunſt bedarf.
Ach! wäre, Theurer Stoſch! gleich mein Verſtand ſo ſcharf,
Als dein Verdienſt erheiſcht: wie könnt ich anders ſchreiben?
Wer That und Wahrheit ſchreibt, muß bey der Einfalt bleiben!
Denn ſtolze Farben ſind für reine Tugend nicht.
Ich ſage, was die Stadt, was jeder Bürger ſpricht:
Was mir das Herz gerührt, hat auch den Kiel getrieben.
Stoſch ſey nur ſo beglückt, als ich hier wahr geſchrieben!

* *

Das VI. Capitel.

Von Satiren oder Strafgedichten.

1. §.

Wie die Poeſie überhaupt von der Muſik und den erſten Liedern ihren Urſprung hat, ſo iſt es auch mit der ſatiriſchen beſchaffen. Man hat lange vor dem Homer ſpöttiſche und ſchimpfliche Geſänge gemacht, und abgeſungen; folglich iſt dieſe Art von Gedichten eben ſo neu nicht. Ariſtoteles, der uns dieſes im vierten Capitel ſeiner Dichtkunſt erzählet, ſetzet hinzu: daß dieſe Lieder ſehr unflätig und garſtig geweſen, und daß Homerus ſie zuerſt von dieſer Unart geſaubert, da er in jambiſchen Verſen auf den Margites eine Satire gemacht. Dieſer Margites, wie ſchon bey anderer Gelegenheit gedacht worden, mochte ein Müßiggänger geweſen ſeyn, der weder einen Schäfer, noch einen Ackermann, noch einen Winzer abgeben wollte; und alſo nach der damaligen Art ein unnützes Glied der menſchlichen Geſellſchaft war. Auf dieſen machte nun Homer ein Strafgedichte, welches er von den oben erwähnten Fehlern der Grobheit und Schandbarkeit befreyete; und gab uns alſo, nach Ariſtotels Urtheile, die erſte Idee von einer guten Satire, wie er uns vom Heldengedichte das erſte gute Muſter gemacht. Da aber dieſes ſeinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben, die Tragödie zu erfinden; ſo hat auch jene, nämlich die Satire, zur Erfindung der Comödie Anlaß gegeben.

2. §. In eben dem Capitel erwähnt Ariſtoteles, daß man noch bis auf ſeine Zeiten, in vielen Städten ſatiriſche Lieder voller Zoten geſungen, ja daß ſie ſo gar durch öffentliche Geſetze eingeführet geweſen. Indeſſen fielen doch die beſten Poeten, die zur Satire ein Naturell hatten, auf die Comödie, die anfänglich durch den Archilochus, Eupolis, Crati-

nus,

nus, und Ariſtophanes in den Schwang, durch den Menander aber zur Vollkommenheit gebracht wurde. Denn ſo beſchreibt ſie Horaz in ſeiner IV. Sat. des I. B.

Eupolis atque Cratinus, Ariſtophanesque Poetae,
Atque alii, quorum Comoedia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur;
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Dieſes zeigt uns nun ſattſam, was das innere Weſen ihrer Satiren geweſen. Sie waren Abſchilderungen laſterhafter oder thörichter Leute, die ſich durch ihre Bosheit und närriſche Lebensart ſchon ſelbſt bekannt gemacht hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, ſtund dieſes einem Poeten frey. Und da es zwiſchen den Vornehmen und Geringern allezeit Mishälligkeiten gab, ſo ſah es das Volk gern, wenn auch die obrigkeitlichen Perſonen, ja die Fürſten ganzer Städte wacker herumgenommen wurden. Als aber die Großen das Ruder des gemeinen Weſens in die Hände bekamen, ſo wurde dieſe poetiſche Freyheit ſehr eingeſchränket; wie unten in der Comödie mit mehrerm vorkommen ſoll. Man ſehe hievon des Caſaubonus gelehrten Tractat de Poeſi Satyrica Graecorum nach, wo man eine ausführliche Nachricht davon finden wird.

3. §. Bey den Lateinern ſind auch ſchon in alten Zeiten die feſcenniniſchen Lieder und Stachelgeſänge Mode geweſen. Das Landvolk beluſtigte ſich an den Feſttagen noch zu Auguſts Zeiten daran; und dieſe mögen wohl dem Lucilius die erſte Veranlaſſung zur Erfindung der lateiniſchen Satire gegeben haben. Dieſe iſt nun von der griechiſchen in der Art von Verſen ganz unterſchieden. Denn da jene ſich der jambiſchen bedienet hatten, ſo ſchrieb ſie Lucilius in alexandriniſchen Verſen; und zwar mit ſolchem Erfolge, daß alle ſeine Nachfolger, Horaz, Juvenal und Perſius auch dabey geblieben. Dieſe drey haben auch in ſatiriſchen Gedichten die höchſte Vollkommenheit erreicht, und wir müſſen ſie uns zu Muſtern

ſtern nehmen, wenn wir darinn was rechtes thun wollen. Denn ob ſich wohl auch nach ihren Zeiten Lucianus auf die ſatiriſche Schreibart mit gutem Erfolge gelegt, ſo hat er doch nur in ungebundener Rede geſchrieben. Auch unter den Neuern haben Erasmus, Agrippa, Henrich Morus, und viele andere, ſatiriſche Schriften genug verfertiget: allein wiederum nicht in Verſen, ſo daß wir ſie hieher nicht rechnen können. Und ungeachtet es auch an poetiſchen Satiren in lateiniſcher Sprache bey Welſchen, Deutſchen und Franzoſen nicht gefehlet: ſo iſt es doch allemal beſſer, bey den alten Muſtern zu bleiben; dagegen die neuern Lateiner nur allemal Copiſten und Stümper bleiben.

4. §. Unter den heutigen Völkern, hat ſich faſt jede Nation darinn hervorgethan. Regnier und Boileau ſind unter den Franzoſen die größten Satirenſchreiber geweſen. Unter den Italienern hat ſich Aretin, ſo wie in England der Graf Rocheſter, durch ſeine Satiren einen Namen gemacht; unzählicher andern, die nicht ſo berühmt ſind, zu geſchweigen. Bey uns Deutſchen hat zwar Opitz in ſeinen Gedichten hier und da viel ſatiriſche Stellen mit einfließen laſſen: aber ich finde kein einziges Stücke von ihm, das er eine Satire geheißen hätte. Rachel war der erſte, der ſich durch zehn Satiren ans Licht wagte: und ſich gleichſam dadurch, als unſern Lucilius erwies. Er verdient dieſen Namen, nicht nur wegen ſeiner ſehr heftigen und beißenden Schreibart, ſondern auch wegen der unreinen und harten Verſe, die Horaz jenem römiſchen vorgerücket. Er verdient indeſſen noch geleſen zu werden: weil er überall eine geſunde Vernunft, eine gute Moral, und einen ziemlichen Geſchmack zeiget; wie aus ſo vielen Stellen, die ich ſchon aus ihm angeführet, zur Gnüge erhellen kann. Allein, weit reiner und artiger ſind Canitzens Satiren gerathen: und das war kein Wunder, da er bey dem artigſten Hofe lebte, und ſonſt in viel beſſern Umſtänden war, als jener.

5. §. Wenn wir alſo an dieſem einen deutſchen Horaz aufzuweiſen haben, ſo iſt Benjamin Neukirch unſer Juvenal zu nennen. Seine männlichen und recht feurigen Satiren,

die in den hankiſchen Gedichten ſtehen, erwerben ihm dieſen Namen mit allem Rechte: zumal, da er nicht mit Scherzen und Lachen, ſondern im Ernſte und mit brennendem Eifer die bitterſten Wahrheiten heraus ſagt. Menantes hat uns zwar ſatiriſche Gedichte geliefert, allein, ſie ſind mehrentheils zu matt, und zu wäſſerig gerathen: Günther aber iſt zu jung in das Strafamt getreten, daher ſeine Satiren nur Rhapſodien heißen können, die ihm eine ausſchweifende Jugendhitze eingegeben. Er denket ohne Ordnung und Regel, und fällt von einem aufs andre, das ſich zu keiner Hauptabſicht zuſammen reimet. Ja oft ſcheinen gar die Reime ſeine Verſe gemacht zu haben; weil die Sachen ſich nicht beſſer zuſammen ſchicken, als ob er ſie zuſammen gewürfelt hätte. Von unſerm Perſius könnte ich auch wohl etwas ſagen, indem es uns an dieſem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, ſo läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateiniſchen Dichter kennt, wird ſchon wiſſen, wen ich im Deutſchen meyne.

6. §. Nach dieſer kurzen Hiſtorie der Satire, wird es leicht ſeyn, eine Beſchreibung derſelben zu geben. Sie iſt nämlich ein moraliſches Strafgedichte über einreißende Laſter, darinn entweder das Lächerliche derſelben entdecket, oder das abſcheuliche Weſen der Bosheit, mit lebhaften Farben abgeſchildert wird. Man ſehe das obenangezogene vierte Capitel der Poetik Ariſtotels nach, ſo wird man eben dergleichen Beſchreibungen davon antreffen. Man kann alſo ſagen, die Satire ſey eine Abſchilderung laſterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten, welche nur die guten und löblichen Thaten der Menſchen abſchildern und erheben. Man könnte ſie auch den Schäfergedichten entgegen ſetzen, welche den unſchuldigen Zuſtand des güldenen Weltalters abſchildern. Man kann ſie aber auch in zwo Hauptgattungen eintheilen, nämlich in die luſtige oder ſcherzhafte, und in die ernſthafte oder beißende Satire. In jener iſt Horaz, und bey uns Canitz; in dieſer aber ſind Juvenal und bey uns Neukirch Meiſter geweſen.

7. §. Dacier in ſeinem Tractate von der Satire, hält dafür, man müſſe den Grund der Satiren in der chriſtlichen Lehre von der brüderlichen Beſtrafung ſuchen. Allein vergebens. Dieſe hat vieler Behutſamkeit vonnöthen, und man müßte erſt allerley Stufen durchgehen, ehe man bis zu einer ſo öffentlichen Beſchreibung des Laſters fortſchreiten könnte. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böſe zu ſtrafen, hat ein Poet auch nicht: und daher glauben viele, es ſtünde den geiſtlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laſter zu eifern. Allein, auch dieſe irren, wenn ſie meynen, daß man zu Beförderung des Guten und zu Ausrottung des Böſen im gemeinen Weſen einen beſondern Beruf haben müſſe. Iſt nicht ein jeder rechtſchaffener Bürger verbunden, für ſich ſelbſt, zur Aufnahme und Wohlfahrt der Republik ſo viel beyzutragen, als er kann? Und was bedarf er alſo einer neuen Beſtallung, ſeine Einſicht in moraliſchen Dingen, zur gemeinen Beſſerung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend, und der heftige Abſcheu vor den herrſchenden Laſtern, der einen ehrlichen Juvenal ſo lange innerlich quälet, bis er endlich losbricht:

Difficile eſt Satyram non ſcribere. Nam quis iniquae
Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat ſe?

Und bald darauf, in eben der erſten Satire:

Quid referam, quanta ſiccum iecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic ſpoliator
Pupilli proſtantis?

So lange es alſo recht ſeyn wird, das Böſe zu haſſen, ſo lange werden auch die Satirenſchreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben: wenn ſie ſich nur nicht an unſchuldige Leute machen, und Dinge für Laſter ausſchreyen, die keine ſind. Denn in ſolchem Falle werden ſie Läſterer und Pasquillanten. Man ſehe hiervon nach, was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterſchiede der wah-

ren Satire und ehrenrühriger Paſquille ausführlicher geſaget worden.

8. §. Und in der That muß man ſich wundern, warum man denen, die in gebundner Schreibart wider die Laſter eifern, das Handwerk, ſo zu reden, legen wollen: da man doch den Philoſophen, ſolches in ungebundner Rede zu thun, niemals unterſaget hat. Wer lobt nicht die Schriften eines Theophraſts, des Seneca und andrer Moraliſten von der Art? Wer weis aber nicht, daß ſie ſich ſehr oft einer weit ſchärfern ſatiriſchen Schreibart bedienet haben, als die heftigſten Poeten? Soll es nun proſaiſch nicht ſchädlich ſeyn, die Auslachenswürdigkeit und Abſcheulichkeit der Laſter und ihrer Sklaven abzuſchildern, warum ſoll es nur poetiſchen Geiſtern nicht frey ſtehen? Einmal ſind beyde Moraliſten; beyde Liebhaber der Tugend, und Feinde der Bosheit; beyde Vertheidiger der Geſetze, und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchſten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten lieber geleſen und wohl gar auswendig gelernet werden: welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergrößert, und ihnen einen deſto größern Vorzug vor allen andern Sittenſchriften einräumet.

9. §. Wie man leicht ſieht, ſo ſetze ich hier zum voraus, daß ein Satirenſchreiber ein Weltweiſer ſey, und die Lehren der Sitten gründlich eingeſehen habe. Dieſe Eigenſchaft deſſelben iſt leicht zu erkennen, wenn man nur zehn oder zwanzig Zeilen einer ſolchen Satire lieſt. Es gehört aber auch ſonſt ein reifes Urtheil und eine gute Einſicht in alles, was wohl, oder übel ſteht, für einen ſatiriſchen Dichter. Denn nicht nur das moraliſche Böſe; ſondern auch alle Ungereimtheiten in den Wiſſenſchaften, freyen Künſten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menſchen, laufen in die Satire. Eine geſunde Vernunft und ein guter Geſchmack iſt alſo demjenigen unentbehrlich, der andre ſtrafen will; damit ſich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe. Man ſieht aber hieraus, auch ohne mein Erinnern

nern ſchon, daß unſchuldige natürliche Fehler nicht unter die Satire fallen. Z. E. Ein Höckerichter, Lahmer, Einäugiger, u. d. g. müſſen von keinem rechtſchaffenen Poeten, ihrer Gebrechen halber, verſpottet werden: es wäre denn, daß ſich ein ſolcher Menſch für einen Adonis hielte. Noch thörichter wäre es, jemanden ſeine lange oder kurze Perſon vorzurücken: gerade, als ob es in eines Menſchen Vermögen ſtünde, ſeiner Länge etwas zuzuſetzen oder abzunehmen. Ja, wenn ein kleiner Kerl ſich gar zu hohe Abſätze machte, oder deſto höhere Perrücken trüge, um größer zu ſcheinen, als er iſt; oder wenn ein langer Menſch krumm und gebückt einher gienge, um kleiner auszuſehen: ſo wäre beydes werth, ausgelacht zu werden.

10. §. Es erhellet auch aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines ſatiriſchen Poeten verdienet; der, bloß aus Neid, Rachgier oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben, jemanden in Schriften angreifet. Solche Niederträchtigkeit widerſpricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweiſen haben: und wo dieſer aufhört, da hört auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Läſterer. Es iſt alſo eine thörichte Sache, wenn man fraget: was doch dieſer oder jener dem Poeten gethan haben müſſe, dadurch er bewogen worden, ihn abzuſchildern? Die Antwort iſt leicht. Je weniger er dem Poeten zuwider gethan, deſto mehr iſt derſelbe zu loben: weil er ihn ohne Rachgier und ohne Partheylichkeit, bloß ſeiner Laſter halber, zum Abſcheue und Gelächter gemacht. Die Satire würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn ſie nur eine Vergeltung der ihrem Verfaſſer widerfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß für einen Pasquillanten halten, der auf ſeinen Feind ein Spottgedichte ſchriebe; geſetzt, daß er das größte Recht dazu hätte. Günther ſcheint mir in dieſem Stücke tadelhaft zu ſeyn, weil er den Criſpin ſo grauſam geſtriegelt, der ihm vorher ſo manches mochte in den Weg gelegt haben. Eben ſo dünkt mich Neukirchs Aſinius nicht den Namen einer Satire zu verdienen. Auch Pietſchens Abſchilderung eines obwohl

wohl häßlichen Vorbildes, ſcheint eher ein Pasquill, als eine Satire zu ſeyn, da ſie nicht herrſchende Laſter, ſondern einen einzigen Menſchen zum Gegenſtande hat. Hingegen Claudians Ruffinus, den jener nachgeahmet hat, dünkt mir eine weit beſſere Satire zu ſeyn: weil ich keine Spur darinn finde, daß der Verfaſſer ſich an demſelben habe rächen wollen.

11. §. Noch eins wird man fragen, ob es nämlich auch erlaubt ſey, die Perſonen mit Namen zu nennen? Ich antworte: die Alten haben es ohne Scheu gethan, und Boileau iſt ihnen darinn gefolget, hat ſich auch in ſeinem Diſcours über die Satiren deswegen verantwortet. In der That zieht ſolches zwar viel Gutes, aber auch viel Böſes nach ſich. 1) Hindert der Poet dadurch, daß man ſeine Verſe nicht auf die unrechten Perſonen deute; welches ſonſt gemeiniglich geſchieht. Zum 2) fürchten ſich die Laſterhaften deſto mehr: denn

Enſe velut ſtricto, quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus; tacita ſudant praecordia culpa.
Inde irae, et lacrimae.

Zum 3) aber iſt es für den Poeten mehrentheils gar zu gefährlich, ſonderlich, wenn es vornehme Leute ſind. Nun hat man zwar einen Kunſtgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Menſch hat, das Laſter zu beſchreiben. Wiewohl dieſem gedachten Uebel vorzubeugen, iſt auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je größer nämlich die Perſonen ſind, deſto bekannter ſind auch ihre Fehler, und man erkennet alſo die Abbildung derſelben, auch ohne Namen ſchon. Die Engländer bedienen ſich der Art, den erſten und letzten Buchſtaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrucken, und den Zwiſchenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Geſetzen ſind ſie nicht eher ſtraffällig, als bis ſie den ganzen Namen deſſen, den ſie durchziehen, hingeſetzet haben. Man mag es

aber machen, wie man will; ſo iſt der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden: und wer dieſen nicht erdulden kann, der muß ſich entweder mit keiner Satire ans Licht wagen; oder doch nur ſolche Laſter beſchreiben, die kein Menſch begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun.

12. §. Die Art von Verſen, die man zu Satiren brauchet, iſt bey uns die lange jambiſche, mit ungetrennten Reimen. Dieſe kömmt den griechiſchen Jamben näher, als die lateiniſchen alexandriniſchen Verſe. Wir haben auch nur den einzigen Harpax von Canitzen, und irgend ein Paar von Günthers Satiren, die in verſchränkten Reimen, nach Art der Elegien gemacht ſind. Die ſatiriſche Schreibart aber, welche die natürlichſte und ungezwungenſte von der Welt ſeyn muß, wie Horaz vielmals erinnert hat, erfordert eine gewiſſe Freyheit, die ſich für jene Art am allerbeſten, für dieſe aber gar nicht ſchicket. Nun haben zwar einige auch ſatiriſche Oden gemacht, deren verſchiedene in den hofmannswaldauiſchen Gedichten, und in der Poeſie der Niederſachſen ſtehen. Allein, ein Handwerk daraus zu machen, will ich keinem rathen.

13. §. Ich kann nicht umhin, auch hier, wie ſchon etlichemal geſchehen, des Boileau Gedanken von der Satire anzuführen: dem ſo wohl der Herr von Valincourt, in einer Rede, ſo er nach deſſen Tode in der franzöſiſchen Akademie gehalten; als der Herr Maizeau in der Lebensbeſchreibung deſſelben das Zeugniß gegeben, daß ihn ſein rechtſchaffenes tugendhaftes und ehrliebendes Gemüthe zum Satirico gemacht habe. Er beſchreibt uns auch die Satire nicht anders:

Die Begierde, ſich ſehen zu laſſen, und nicht zu läſtern, bewaffnete die Wahrheit mit den ſatiriſchen Verſen. Lucil war der erſte, der ſich erkühnte, ſie zu zeigen. Er hielte den Laſtern der Römer einen Spiegel vor, und rächete die demüthige Tugend an dem ſtolzen Laſter; den ehrlichen Mann zu Fuße, an dem Gecken in der Sänfte. Horaz miſchte in dieſe Bitterkeit ſein luſtiges Weſen. Keiner konnte mehr ungeſtraft ein Thor oder ein Narr ſeyn; und wehe jedem Namen, welcher, da er eines Tadels fähig war, ſich in den Vers ſchickte, ohne das Sylbenmaaß zu ſtören.

Und nachdem er dergeſtalt noch den Perſius, Juvenal und Regnier beſchrieben, bezeigt er ſeinen Ekel und Abſcheu vor den unzüchtigen Ausdrückungen und groben Unflätereyen derſelben:

Wie gut wäre es für ihn (den Regnier) wenn ſeine Reden, die ein keuſcher Leſer ſcheuet, nicht nach den Oertern röchen, die der Urheber beſuchte; und wenn er durch ſeine cyniſchen Reime, ſchamhafte Ohren nicht ſo oft beunruhigen möchte.

Das Latein trotzet mit ſeinen Redensarten, aller Ehrbarkeit; allein heute zu Tage will ein Leſer damit geſchonet werden. Die allergeringſte Unreinigkeit verletzet ihn mit ihrer Frechheit, wenn nicht die Schamhaftigkeit in Worten, die Vorſtellungen mildert. Ich fordre in der Satire einen aufrichtigen Schriftſteller, und fliehe einen Unverſchämten, der mir die Schamhaftigkeit predigt.

Dieſen Text kann man bey uns auch Racheln, und ſonderlich Günthern leſen, die ſich ebenfalls beſcheidener hätten verhalten ſollen; und denen man alſo nicht darinn zu folgen, befugt iſt. Wer andern ein Sittenlehrer ſeyn will, der muß ſelbſt nicht durch ſeine Schreibart zu verſtehen geben, daß er laſterhaft iſt: ſonſt wird man von ihm urtheilen, wie Quintilian vom Afranius ſchreibt: Togatis excelluit Afranius; vtinamque non inquinaſſet argumenta, puerorum foedis amoribus, mores ſuos faſſus! Lib. X, c. 1. Anſtatt meiner Exempel habe ich hier aus Racheln, Canitzen und Neukirchen diejenigen erborgen wollen, darinn ſie von der Poeſie gehandelt haben, die alſo hier einen doppelten Nutzen haben werden. Von andern Materien muß man ihre Schriften ſelbſt nachſchlagen.

Opi-

* *

Opitzens Satire, bey einer Hochzeit.

Ihr, welche Tag und Nacht mit Hoffnung Furcht, und Zagen,
Der ſtrenge Wüterich, die Liebe pflegt zu plagen,
Ihr, die ihr ganz und gar der ſchnöden Eitelkeit,
Den Lüſten ohne Luſt zu Dienſt ergeben ſeyd:
Seht an die lieben Zwey, die weit von allem Schmerzen,
In dem ihr euch befindt, mit unzertrenntem Herzen
Nun werden inniglich verknüpft ſeyn in ein Band,
Das durch den bleichen Tod auch ſelbſt nicht wird zertrannt.
Denkt eurem Stande nach, erweget euer Leben,
Und das, in welches ſie ſich wollen itzt begeben:
Wie ſelig ſind ſie doch! Ihr aber ſchifft ein Meer,
Das keinen Hafen hat, da Anmuth und Beſchwer
Anſtatt der Segel ſind; da Klippen, Wind und Wellen
Der raſenden Begier ſich euch entgegen ſtellen
Mit ſtürmender Gewalt; da gar kein Steuermann
Nicht angetroffen wird, auf den man fuſſen kann.
Die Liebe, die euch rührt, iſt durch den Wahn gebohren,
Der nie ſein Meiſter wird; ſie iſt ein Witz der Thoren,
Der Weiſen Unvernunft, ein angenehme Noth,
Ein wohlgeſchmacktes Gifft, ein eigenwillger Tod,
Und ſüſſe Bitterkeit; ein Henker der Gewiſſen,
Dem Jupiter ſelb ſelbſt auch hat bekennen müſſen.
Wie edel, wie gelehrt wir immer mögen ſeyn,
Jedoch bethört ſie uns mit ihrer ſüſſen Pein.
Wir laſſen ohne Scheu Papier und Waffen liegen,
Vergeſſen unſer ſelbſt, beginnen uns zu ſchmiegen
Vor einer, die nicht groß nach unſern Künſten fragt,
Und der viel ander Thun, als Lob und Ruhm behagt.
Wir irren noch mit Luſt, und hören auch die Schande
Mit großen Freuden an, die uns und unſerm Stande
Hieraus entſtehen muß; und ſagen oftmals auch,
Was nie geſchehen iſt: (welch ſchändlicher Gebrauch,

In

Indem wir mancher ſo den guten Namen ſtehlen,
Und was ſie nie gedenkt, geſchweige thut, erzählen,
Nicht recht und redlich iſt.) Man iſt nur bloß bedacht
Der Buhlſchaft lieb zu ſeyn; erfindet neue Tracht,
Und zeucht mit Kleidern auf, die doch bey dem nichts können,
Darauf ein geiles Weib die ungezähmten Sinnen
Allein zu richten pflegt. Wir lernen leiſe gehn,
Zu mehrer Sicherung, und auf die Seiten ſtehn;
Die Thüren fein gemach mit ſtiller Hand aufmachen,
Nicht gleiten bey der Nacht, zu rechter Zeit erwachen.
Wir reden ohne Mund, mit Augen, mit der Hand;
Mit Griffen an ein Ohr, und was ſonſt mehr bekannt.
Will uns ein frommes Menſch nicht bald zu Willen leben,
So wiſſen wir gar fein bey ihr dann vorzugeben:
Wie ihrer Tugend Licht und großen Schönheit Pracht
Uns haben ganz und gar ihr unterthan gemacht.
So nehmen wir ſie ein durch Dienſt und ſtetes Ehren,
Indem ſie von Natur ſich gerne rühmen hören,
Und lieben, wer ſie lobt. Wir geben Heirath vor,
Und wann die Zeit faſt kömmt, ſo ſuchen wir das Thor.
Wir ſchicken Bothſchaft aus, erdenken kluge Ränke,
Wie beyzukommen ſey; verſchwenden viel Geſchenke,
Vernichten heimlich die, ſo vor am Brete ſeyn,
Und ſchleichen unvermerkt in ihre Stellen ein.
Viel tauſend Künſte mehr ſind hier, ſich einzudringen:
Durch Tanzen, durch den Wein, durch Seytenſpiel und Singen,
Und was man ſonſten noch für ſchnöde Sachen übt,
In welche dieſes Volk gar leichtlich ſich verliebt.
Hergegen, wer will doch die tiefe Liſt der Frauen,
Wie wohl beredt er ſey, zu ſagen ſich getrauen?
Ihr ganzes Leben iſt gleich einer Zauberey.
(Die Keuſchen meyn ich nicht, das ferne von mir ſey!)
Begehrt man ihrer ſehr, ſo ſoll man immer harren;
Fragt man nach ihnen nicht, ſo heißen ſie uns Narren:
Iſt einer gar zu jach, ſo kömmt er ganz nicht ein:
Läßt er ſie von ſich ſelbſt, ſo muß er furchtſam ſeyn:

Ich weis nicht, was man thut. Die Männer anzuhetzen,
Sind ſie behender noch, als mancher, der mit Netzen
Den armen Vögeln ſtellt. Wie mancherley Manier
Iſt für den ſchnöden Leib von theurer Pracht und Zier?
Sie ſpotten der Natur, und mahlen ſich mit Sachen,
So nur die Haut, und nicht das Herze ſchöner machen;
Vermehren ihren Glanz mit Waſſern vielerhand:
Ja für ihr Antlitz wird auch Kühmiſt ausgebrannt.
Viel riechen nach Zibeth; ihr ehrliches Gerüchte,
Dem kein Geruch nicht gleicht, hergegen wird zunichte.
Das Muſter bleich zu ſeyn, wird itzt auch aufgebracht;
Drum eſſen ſie nicht ſatt, verwachen ſich bey Nacht,
Ja pflegen oftermals auch Kreide, Kohlen, Aſchen,
Kalk, Eßig, und ſo fort, wie faſt mit Luſt zu naſchen.
Ich meyne weil die Scham bey ihnen nicht mehr gilt,
Daß auch die Röthe nun, der Spiegel und das Bild
Der Scham, verächtlich ſey. Ihr Trachten, Sinn und Dichten
Iſt einig und allein, uns ihnen zu verpflichten.
In ihren Herzen iſt faſt niemals kein Beſtand,
Und ſind gleich wie ein Ball, der bald in dieſe Hand,
Bald dann in jene kömmt. Viel pflegen ſich zu ſtellen,
Sie wären noch ſo fromm; ſind niemals bey Geſellen;
Sehn kaum bisweilen auf, gehn ſelten vor die Thür:
Kömmt man zu ihnen heim, ſo laſſen ſie nicht für.
Läßt man dann ihnen was durch ſtille Botſchaft ſagen,
So iſt die Antwort ſchlecht. Wann wir von Liebe klagen,
So lachen ſie uns aus. Kein Seufzen hilft da nicht,
Kein Gruß, kein Hutabziehn, kein ſchriftlicher Bericht,
Und was man ſonſten braucht. So muß die ſchöne Tugend
Der Schande Mantel ſeyn: in dem die blinde Jugend
Durch ſolchen Schein gereizt vor Liebe kaum nicht ſtirbt,
Und in der erſten Blüth, als ein jung Baum verdirbt.
Die aber, welche gleich auch ihren Willen büſſen,
Und allzeit ohne Scheu der falſchen Luſt genießen,
Was bringen ſie davon? zu ſpäte Reu und Leid,
Schmach, Unglimpf, Hohn und Spott, Verluſt der theuren Zeit,

Die Gicht, Geſchwulſt, Verderb der Augen, Nierenplagen,
Das Zittern, Seitenweh, den Schwindel, böſen Magen:
Und jenes, welches man bey uns nach Frankreich heißt,
Weil man ſich ſonderlich daſelbſt darauf befleißt.
Das kann die grimme Brunſt! verkehrt uns die Gedanken,
Macht von Geſunden krank, Geſunde von den Kranken,
Von Starken krumm und lahm, die Jungen werden alt,
Die Alten wieder jung, die Schönen ungeſtalt.
Kein Glück und Fortgang iſt in allem, was wir machen,
Wir ſind den Büchern feind, und andern guten Sachen;
Die Kräfte gehen ab, die Schulden nehmen zu,
Ja das Gewiſſen ſelbſt verlieret ſeine Ruh.
Wann einer dann ein Weib ihm nimmt heut oder morgen;
So zahlt er doppelt aus, das, was er vor gieng borgen:
Und, das, mit welchem er ſo koſtfrey pflag zu ſeyn,
Das bringt man wiederum bey ſeiner Frauen ein.
Am ärgſten aber iſts, daß, welcher ſchon ſein Leben
Einmal nur eigentlich der Venus hat ergeben,
So leichtlich nicht entkömmt. Schau alle Mittel an,
Durch welcher Brauch ein Menſch zurechte kommen kann,
Wie nichtig ſind ſie doch? Sie heißen uns zwar fliehen
Der Liebſten Gegenwart, und weit von hinnen ziehen;
Je weiter aber ſie davon gereiſet ſind,
Je mehr die Flamme ſich vermehret und entzündt.
Der Leib iſt von ihr weg, die Liebe ſteckt im Herzen,
Die folget allzeit nach: kein Brunnen löſcht den Schmerzen,
Kein Fluß, kein grünes Thal, kein Berg noch dicker Wald.
Wir zweifeln, wie uns ſey: itzt iſt uns heiß, itzt kalt;
Und wiſſen nicht wohin. Im Fall wir dann ſtudieren,
Da iſt faſt gar kein Buch, darinnen nicht zu ſpüren
Die Luſt der Liebespein. Was ein Poete ſagt,
Iſt Venus, und ihr Sohn, der uns ſo heftig plagt.
In welcher Sprache ſind nicht faſt wie hohe Schulen
Geſchrieben, da man lernt den rechten Griff zu buhlen,
Der auch ſein Vortheil hat? Ja mache, was du willt,
So wird doch immerzu der Allerliebſten Bild

Vor deinen Augen ſtehn; ſo, daß ich auf der Erden
Kein einzig Mittel weis, des Uebels los zu werden.
Denn niemand folget dem, was Crates hat geſagt:
Wann Hunger und die Zeit die Liebe nicht verjagt,
So ſey der beſte Troſt, ſich nur bald ſelber henken.
Mag alſo der da liebt, hieraus bey ſich gedenken,
In was für Noth er ſey. Ihr aber, die ihr nu,
Weit von der böſen Luſt, ergreift die wahre Ruh,
Wie wohl ſeyd ihr daran? Ihr werdet ohne Sorgen
Itzt liegen ſicherlich bis an den hellen Morgen:
Wann ſich in vieler Pracht der güldnen Sonnen Schein
Mit ſeinen Stralen dringt zu beyden Fenſtern ein.
Nun gute Nacht! ſchlaft wohl! und wann ihr werdet geben
Und nehmen dieſe Luſt, nach der wir alle ſtreben:
So ſinnet ihm doch nach, wie der doch ſey daran,
Der allzeit lieben muß, und nie genießen kann.

* *

Rachelii, achte Satire.

Der Poet.

So ſoll ich nicht einmal empfindlich mich erzeigen,
Und wie ein ſtummer Fiſch dem Midasbruder ſchweigen?
Wer hat denn eben ihn zu ſchmähen nur vergunt,
Und mir zur Noth und Schutz verſchloſſen meinen Mund?
Iſt ein Poet ein Narr? Verläumder? kahler Lauſer?
Wie theur der hundert eins? ein guter Brockenmauſer?
Ich ſage billig Dank der allzu hohen Ehr:
Der Reußen Großfürſt hat, faſt kaum den Titel mehr.
Mein Tſcherning, höchſter Freund, ihr Meiſter in dem Dichten,
Der ihr ein trefflich Werk ſelbſt machen könnt und richten,
Den die gelehrte Kunſt hat Welt berühmt gemacht,
Und hoch bey Königen und Fürſten aufgebracht.
Wie, Lieber, kommt doch dieß, daß ſolche Himmels Gaben,
Die niemand als von Gott und ſeinem Geiſt kann haben,

Die

Die nicht zu kaufen ſtehn um Waaren oder Geld,
Ja die mit Ehren krönt, das höchſte Haupt der Welt,
Von manchen Rückemaul ſo ſchimpflich wird verlachet,
So liederlich geſchmäht, ſo höniſch ausgemachet?
Was unter Funfzigen kaum Fünfen wohl geglückt,
Das wird zum Schabernack itzunder aufgerückt.
Ich der geringſte nur, und würdig nicht zu ſchätzen,
Den man in dieſer Zahl ſoll neben andre ſetzen,
Muß, nur zu lauter Schmach, auch ſolches Namens ſeyn,
Sonſt ließ ich mich gar nicht zu dieſer Antwort ein.
 Wie aber geht es zu? Wer kann es doch errathen,
Daß dieſer Ruhm nun ſtinkt als wie ein Schneidebraten!
Ich wette, wo du wilt, und ſetz ein gutes Pfand,
Der Urſprung dieſes Hohns ſey Neid und Unverſtand.
Der ſchlaue Reinke Fuchs war einmal ausgeriſſen,
Und hatte ſeinen Schwanz zur Beute laſſen müſſen:
Der Schimpf verdroß ihn ſehr, dorft kaum ſich laſſen ſehn;
Damit er aber möcht dem Spott entgegen gehn,
Verlachet er zuvor ganz höniſch ſeine Brüder:
Was traget ihr, ſprach er, das häßlichſt aller Glieder?
Wozu dient das Geſchlepp? Was bringt der Wedel ein?
Als daß wir ſo viel ehr der Jäger Beute ſeyn.
So gar kann alle Ding der Neid zu nichte machen;
So kann mein Theon auch die Poeſie verlachen,
Weil er zu dieſer Kunſt ſo gar gerecht iſt ſchier,
Als eine Sau zur Leyr, der Eſel zum Clavier.
 Daß aber man ſo gar das Gute darf beſchmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen!
Das thut der Unverſtand: weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf doch Bregen nicht ein Haar;
Sieht Kupfer an für Gold; die Rüben für Granaten;
Die Gans für einen Schwan; die Kötel für Muſcaten;
Weis keinen Unterſcheid; hat keiner Dinge Wahl:
Den Kukuk preiſet er für eine Nachtigall.
 Wahr iſt, daß Phöbus Volk faſt luſtig iſt von Herzen,
Und meiſtentheils geſcheidt, doch höflich auch im Scherzen:

Bevorab wo ſie nur in etwas ſich getränkt
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus ſchenkt.
Da wiſſen ſie bald eins und anders vorzubringen
Zur angenehmen Luſt; jedoch von ſolchen Dingen,
Die nicht verdrießlich ſind. Iſt das der rechte Mann,
Sie hengen ihm wohl eins, jedoch gar höflich an.
Ihr Stich der blutet nicht. So (hab ich wohl geleſen)
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann ſeyn geweſen:
So auch der Buchanan, Minervens liebſtes Kind,
Dem weder Römer, Griech, noch Deutſcher abgewinnt.
So war der Venuſin, den ſelbſt Auguſtus ehrte,
Der nach des Pindars Kunſt, die Römer ſpielen lehrte,
Zum Lachen wie gebohrn, im Schmerzen ausgeübt;
Wie ſein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt.
Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegels gleichen
Läßt einen, Pfuy dich an! mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzet ins Gelach, und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luſt entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey! das iſt ein luſtiger Poet.
O! allzu theurer Nam für ſolche grobe Hachen,
Kann dann ein fauler Stank ſo bald Poeten machen;
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt:
Es muß ein ander ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold, ſie haſſen grobe Sinnen.
Wer ein Poet will ſeyn, der ſey ein ſolcher Mann
Der mehr, als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, den Griechen hat geſehen,
Was für gelehrt, beredt, und ſinnreich kann beſtehen;
Der nicht die Zunge nur nach ſeinem Willen rührt;
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs iſt geſchehn vor vielmal hundert Jahren:

Der guten Wiſſenſchaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus ſich ſelbſt was vorzubringen waget.
Das kein Menſch hat gedacht, kein Mund zuvor geſaget;
Folgt zwar dem Beſten nach, doch außer Dieberey,
Daß er dem Höchſten gleich, doch ſelber Meiſter ſey;
Dazu gemeines Ding und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit ſchönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt untern Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut beſtehn.
Nun wer ſich ſolch ein Mann mit Recht will laſſen nennen,
Der muß kein Narr nicht ſeyn; ſo wohl was gutes können,
Als unſer Tadelgern, der neugebohrne Held,
Der nicht geringen Muth und Titel hat für Geld.
Geh, wie Diogenes des Tages bey den Flammen,
Und bringe dieſer Art, ſo viel du kanſt, zuſammen;
Setz gute Brillen auf, für eine zweymal drey:
Komm dann, und ſage mir, wie theur das hundert ſey?
Es werden kaum ſo viel ſich finden aller Orten,
Als Nilus Thüren hat, und Thebe ſchöne Pforten:
So viel du Finger haſt, die Daumen ungezählt,
Im Fall dir einer noch vom ganzen Haufen fehlt.
Zwar tauſend werden ſich und vielmal tauſend finden,
Die abgezählte Wort in Reime können binden.
Des Zeuges iſt ſo viel, als Fliegen in der Welt,
Wann aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitmahl da kommen oft geflogen
Des künſtlichen Papiers bey, vier und zwanzig Bogen.
Ein ſchöner Vorrath, traun! bevorab zu der Zeit,
Wann etwa Heu und Stroh nicht allzuwohl gedeyt.
Kein Kindlein wird gebohrn, es müſſen Verſe fließen,
Die oft ſo richtig gehn, und treten auf den Füſſen,
Als wie das Kindlein ſelbſt; die (wie es iſt bekannt)
Auch haben gleichen Witz, und kindiſchen Verſtand.
Stirbt jemand, ſo muß auch des Druckers Arbeit ſterben;
Wiewohl den Drucker nicht ſo ſchädlich, als den Erben.

Bald kömmt der Dichter ſelbſt, erwartet bey der Thür,
Des Halſes ſüſſen Troſt, der Fauſt und Kunſt Gebühr.
Nun eben dieſe ſinds, die guten Ruhm beſchmeißen,
Dieß Lumpenvölklein will (mit Gunſt) Poeten heißen;
Das nie was guts gelernt; das niemals den Verſtand
Hat auf was wichtiges und redliches gewandt;
Die nichts, denn Worte nur zu Markte können tragen;
Zur Hochzeit faulen Scherz, bey Leichen lauter Klagen,
Bey Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spuhr,
Kein Salz noch Eßig iſt, als bloß der Fuchsſchwanz nur.
Drum dürfen ſich auch wohl in dieſen Orden ſtecken,
Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch, als Deutſch, hat durchgeſehn,
Will doch als ein Poet, und für gelahrt beſtehn.
Es thut ihm eben ſanft, wenn ſolche Titel fallen.
Warum nicht? der im Huy, ja zwiſchen Feur und Knallen
Hat einen Vers gemacht? In zweyer Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch fünf Finger dick bereit!
O Meiſter Hämmerling! leg ab die Leimenſtangen,
Geſchwindigkeit taugt nichts, als Flöhe nur zu fangen.
Was mit der langen Zeit ſoll wachſen und beſtehn,
Das muß nicht hokes poks, wie aus der Taſchen gehn.
Sieh des Mäcenas Freund, im Setzen wohl erfahren,
Giebt guten Verſen Zeit, von zwey und ſieben Jahren.
Zwölfmal hat Cynthius durchrennt ſein rundes Pfad,
Eh des Aeneas Lob das Licht geſehen hat.
Itzund, wenn einer nur kann einen Reim herſchwatzen:
Die Leber iſt vom Huhn, und nicht von einer Katzen;
Da heißt er ein Poet. Komm, edler Palatin!
Leg deinen Lorberkranz zu ſeinen Füßen hin.
Was mag doch Griechenland Homerus Werke loben,
Und Welſchland den Virgil? O! dieſer Dreck ſchwebt oben!
So gar ſticht Deutſchland nun die andern Völker aus,
Greift einen Opitz ehr, als Codrus eine Laus.
Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spul und Haſpel fahren,

Und

Und macht ein Kunſtgedicht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Muſen all, auch Jungfern gleich wie wir?
Iſt nicht Minerva ſelbſt, die Fürſtinn kluger Sinnen,
In beydem gleich geübt, im ſchreiben, wie im ſpinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Iſt irgendswo ein Mann
Der einer Schurmannin ſich gleich erweiſen kann?
Ihr ſchlechten Tauben ihr! wo ſonderliche Gaben
Faſt wider die Natur, ſich eingefunden haben:
Was geht euch ſolches an? Um aller Welt Gewinn
Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schurmanninn.
Was von Minerva wird geſchrieben und geleſen,
Iſt niemals in der That geſchehen noch geweſen:
Sie hat ſo wenig Fleiß an Büchern je verlohrn,
Als ſie aus dem Gehirn des Vaters iſt gebohrn.
Dieß Bild will mit Verſtand alſo ſeyn angenommen,
Daß Kunſt und Weisheit nur vom Himmel müſſen kommen.
Die Muſen alle neun ſind Wiſſenſchaften nur,
Die uns ſind abgemahlt in weiblicher Figur.
Was Sappho nun betrifft, ſo wirſt du ihre Sitten,
Sammt aller ihrer Kunſt nicht wünſchen oder bitten:
Ein ehrlich Weibesbild, ein fromm gewöhntes Kind
Wird nimmermehr alſo, wie Sappho ſeyn geſinnt.
Die Schriften ſind fürwahr Gezeugen unſrer Herzen:
Die keuſch iſt von Natur, die wird nicht unkeuſch ſcherzen.
Das bild ich mir gewiß und ohne Zweifel ein:
Die ſo wie Thais ſpricht, die wird auch Thais ſeyn.
Wär aber irgendwo ein Weib, das geil von Munde
Und in der Feder wär; jedoch ſich keuſch befunde:
Die wäre wehrt daß ſie vor allen ſchau geführt
Und nackend ſollte ſtehn mit Purpur ausgeziert.
Man ſollte billig ſie und andre ihres gleichen,
(Wo ſonſten andre ſind) mit güldnen Ruthen ſtreichen.
Wo aber findet man ſolch Kleinod in der Welt?
Da weiße Raben ſind, und ſchwarzer Hagel fällt.
Drum wünſche nicht daß die, ſo vorſteht deinem Hauſe,
Mit Verſen ſich bemüh, und in Poeten mauſe.

Der Weiber Vorwitz iſt ſchon aller Welt bekannt:
Sie nähme wohl ſo bald den Daphnis in die Hand,
Als Riſten himmliſch Buch. Gelegenheit lehrt ſtehlen.
Sie möchte wohl dadurch ihr einen Daphnis wählen,
Indem du ſüße ſchläfſt, der lieber wär als du,
Und ſchreiben den Vertrag ihm in den Verſen zu.
Auch, ſetz ich, daß ein Weib geübt in ſolchen Sachen,
(Wie etwa möglich iſt) was trefflichs könnte machen:
Woher die liebe Zeit? (Mein Urtheil rühret nicht,
Als nur gemeines Volk: ob ſchon ein himmliſch Licht
Heldinnen tüchtig macht, was köſtliches zu ſchreiben;
Zu ſetzen ein Gedicht an ſtatt der Klapperſcheiben,
Das gehet euch nicht an) Ein Weib die Flachs und Woll,
Haus, Keller, Küchen, Magd und Kind beſchicken ſoll,
Hat mehr denn allzuviel in allen beyden Händen;
Weis den Verſtand und Zeit viel beſſer anzuwenden.
Zuletzt, kein Männerwitz hat bey den Weibern Art:
Den Männern nur gehört die Feder und der Bart.
Nun hola wo hinaus? laßt uns zurücke kehren:
Huy, Blinder, hie geh' her, ſprach Hans zu ſeiner Mähren.
Wir laſſen nun hinfort die weißen Schürzen gehn,
Und ſorgen wie uns ſelbſt die Hoſen recht anſtehn.
Noch ſag ich, ein Poet muß ſeyn von ſolchen Gaben,
Die nicht ein jeder Mann, geſchweig ein Weib kann haben.
Kunſt, Uebung, ſteter Fleiß, die machen einen Mann,
Der endlich ein Poet mit Ehren heißen kann:
Ja wer nicht von Natur hiezu iſt wie gebohren,
Bey dem iſt Kunſt und Fleiß, und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer ſpricht: die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgemeiſter zween: jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu ſagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorbeerkränzlein tragen.
Doch dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läßig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid
Der hebt nicht alles auf. Kannſt du den Uebereichen,
An ſeinem großen Schatz und Vorrath nicht wohl gleichen;

So

So iſt nur wenig gnug: ſpann alle Sinnen an;
Wer weis was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel, daß nach der Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.
Nur eine Fliege wohl und nach der Kunſt gemahlet
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſowohl bezahlet;
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchlagen von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden;
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden.
Iſt ſchon der Eymer nicht bis an den Henkel voll,
Was denn? die ſüße Milch ſchmeckt darum eben wohl.
Hat Holland Heinſ' und Catz? es finden ſich wo minder.
Iſt Ronſard Frankreichs Sohn? es hat wohl ſchlechtre Kinder.
Ob ſchon die Fichte ſcheint die Wolken anzugehn,
Noch darf ein Roſenbuſch ſich auch wohl laſſen ſehn.
  Allein vermeng dich nicht mit den vermeßnen Thieren,
Die alles ohn Bedacht fort in das Buch hinſchmieren;
Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht
Sey allzuſehr genau, und ſorglich eingericht,
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt; die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback, der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel,
Die Freye ſaß und ſpielt mit einem Herzensſchlüſſel,
Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmauß,
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus,
Die Feurinn kam dazu aus ihrem Jungfern-Zwinger
Mit Schnäbeln angethan; Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seiten gehn; des Heldreichs Waldhauptmann
Fing luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
  Je daß dich! je, ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen
Vom guten Vorſatz her: weil man mit fremden Zungen

Die

Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt.
Es war ein neu Geſpräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen;
Daß eine Zunge nur, ein deutſcher Mann allein,
Aus nüchtern Munde ſprach Franzöſiſch, Welſch, Latein.
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen:
So hört doch, wie ich ſelbſt hab einen hören ſprechen.
Ein braver Capitein, ein alter Freyersmann
Hub ſeinen Mängelmus mit dieſen Worten an:
ça Maiſtre mache mir, en façon der Franzoſen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hoſen:
Ich ſelber bin mir gram, mir knort der ganze Leib,
Daß ich jusq' à preſent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? was hab ich nicht erlitten,
O Cloris, dein amour und Schönheit zu erbitten,
Weil dein éclat ſo weit die andern übergeht.
Als wenn ein Diamant bey einem Kieſel ſteht.
Soleil de noſtre temps, o Auszug aller Tugend!
O himmliſcher treſor! o Krone dieſer Jugend!
Was hab ich nicht gewagt, daß ſich dein nobler Sinn,
Zu meiner Baſſeteé doch möchte lenken hin?
Und endlich möcht ich wohl von einer Dame wiſſen,
Warum man mich nicht will wie andre Kerle küſſen?
Hab ich nicht Mauls genug? verhindert ſie der Bart?
Hab ich der baiſemains und meines Huts geſpart?
Wie manche Gaſſe bin ich dir zu Dienſt gegangen,
Wenn man des Abends pflegt die Flädermaus zu fangen?
Wie oftmals hab ich dir bey ſpäter Mitternacht,
Auf meiner Cornemuſe ein Dudeldey gebracht!
Und gleichwohl kann ich nicht, ſollt ich darüber ſterben,
Ein freundliches Regard von einer auch erwerben.
Du läſſeſt mir zu Schimpf den jungen Lecker ein,
Ich muß vieilard le gris, und ſchwärzer Michel ſeyn.
Und was iſt denn an dir ſo ſonderlichs zu freſſen?
Farouche, Rabenaas! daß du ſo gar vermeſſen

Auf

Auf mich noch höhniſch thuſt? Bin ich gleich ziemlich alt;
Doch iſt mir weder Herz, noch Hand, noch Finger kalt.
Der Magen däuet wohl: denn geht es an ein Schwärmen,
Kann ich ein Nöſſel Wein, ſechs, ſieben, acht erwärmen:
Die Zähn, aſſurez vous! ſind alle noch geſund,
Verſuchs, und ſtecke mir den Daumen in den Mund.
Ich habe manches Land und Herrſchaft durch gereiſet,
Und mich mit Augenluſt und Schönheit nur geſpeiſet.
Das war mein ordinair mit Damen umzugehn,
Da war ich par ma foy, was beſſer anzuſehn,
Da war ich hochberühmt im Fechten, Spielen, Tanzen,
Bracht maſqueraden an, und friſche Mummenſchanzen.
Ich redte ſpaniſch, welſch, krabatiſch und latein:
Paris und Orleans ließ mich für Bürger ein.
Iſt irgend ein Banquet, da man mich ruft zu Tiſche,
So ſchneid ich trefflich wohl, Geflügel oder Fiſche,
Chapons, perdris, levreaux. Man zeige mir den Mann,
Der ſo genau, als ich, den Gecken ſtechen kann.
Und eben hier ſoll ich mich laſſen cujoniren,
Und meine Renomeé auf einmal ganz verlieren?
Bey einer ſchwarzen Haut, die kaum des Odems werth,
Der ſolchem Cavallier aus ſeinem Hintern fährt?
Viel lieber will ich gar verſetzen mein Verlangen,
Und meine pucellage an einen Nagel hangen:
Wie manche Dame thut, wenn ihrs zu lange fällt,
Die Speck und Mäuſefall umſonſt hat aufgeſtellt.

Dieß war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben;
Nun denk ihm einer nach, wann dieß noch ſollte bleiben,
Als wie der Anfang war, bey jedermann gemein:
Welch eine Sprache ſolt in Deutſchland endlich ſeyn?
So hat die Barbarey auch das Latein zerſtücket,
Und Gothiſch, Wendiſch, Deutſch mit Macht hinein geflicket.
Dadurch kam allererſt der Miſchmaſch auf die Welt,
Den Frankreich, Welſchland ſelbſt, und Spanien noch behält.
Der Gentelman hat auch ſein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und da, von allem was genommen:

Und

Und eben dieſes wår dem Deutſchen auch geſchehn:
Wenn nicht mit allem Ernſt da wåre zugeſehn;
Der Lapperey gewehrt, das reine Deutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Sprach und Zungen.
Es kömmt mir eben vor, als wenn man ein Geſicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Lieblichkeit gebricht,
Nach geiler Weiber Art noch will mit Pflaſtern ſchmůcken,
Die kůnſtlich ſind geſchnitzt, als Kåfer oder Můcken.
O unbeſonnen Werk! was hat die ſtolze Pracht
Nicht wider die Natur gewirkt und ausgedacht!
Kåm irgend auf die Welt ein Kind mit ſolchen Flecken,
Wie ſorglich ſollte man die Misgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurſt will ausgelachet ſeyn,
So fleckt er das Geſicht, wie euch nun iſt gemein.
  Nun ſolch ein Narr iſt auch, und wůrdig ſeiner Kappen,
Der unſer ſchönes Deutſch, mit der Franzoſen Lappen
Noch beſſer machen will. Vor vielen Jahren ſchon
Sprach auch ein geiſtlich Mann aus einem hohen Ton:
Monſieur, ich bin nicht werth, daß ihr zu meiner Thůren,
Und in mein ſchlecht Logis ſollt mit mir hin marchiren,
Un mot! ſprecht nur ein Wort: ich weis, zu dieſer Stund,
Et tout incontinent ſo wird mein Knecht geſund.
Zwar ich bin nur ein Menſch, und daß ichs gern geſtehe,
Ein ſchlechter Cavallier: Doch wenn ich einen ſehe
Von meiner Compagnie, und ruf ihn zu mir her!
ça Garçon? er iſt prompt, verrichtet ſeyn devoir.
Der gute Redner wollt des Hauptmanns Wort ausſprechen,
Der zu dem Herren kam in Nöthen und Gebrechen,
Wie ſonſten iſt bekannt. Nun aber, Dank ſey Gott!
Iſt dieſe Mummerey den Deutſchen nur ein Spott.
  Hergegen andre ſind, (wie vor geſagt) zu finden,
Die allzu gar genau uns ſuchen einzubinden.
Sie haltens einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefåhr nur åhnlich ſollte ſeyn.
Ein ſolcher Klůgling wird nicht leiden, daß man ſage,
Wie er an ſeinem Kopf auch Naſ' und Ohren trage.

Denn

Denn beydes iſt Latein. Der Fuß ſieht griechiſch aus;
Der Spiegel iſt nicht Deutſch, noch minder Katz und Maus.
Nun lieber, laßt uns auch was Gutes doch erdenken,
Und nach der neuen Kunſt die Zunge klůglich lenken:
Was wird man ſeltſam Werk, was wird man Wunder ſehn!
Ey, Liebſte! laſſet doch den grauen Murmur gehn.
Nehmt mich in euren Schooß. Der fahle Håckſelmenger
Frißt die gedruckte Milch. Neigt eure Lůftleinsfånger
Doch meiner Rede zu. Geht zu dem Gleicher hin,
Der Schnauber iſt euch ſchwarz: ſonſt ſeyd ihr meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach, mit allen Schônheitswaaren
Vollkômmlich ausgeputzt, von Scheitel und den Haaren,
Bis auf die Trittung zu. Wenn euer Pflanzherr wollt,
Und eure Seuge mir ſo zugethan und hold
Noch heute kônnte ſeyn, daß ſie mein liebſtes Leben,
Euch mir zum Eigenthum beſitzlich wollten geben:
So flôg ich voller Glůck bis an das blau Gezelt,
Wo Phôbus pråchtig ſteht, der Sůchtling aller Welt.
Wer hat das Zipperlein ſo ſchwer an Hånd und Fůſſen,
Der dieſes Narrenwerks nicht ſollte lachen můſſen?
Wer ſo unſichtbar geht, fůhrt ſolche Råthſel ein,
Der wird in Wahrheit auch den Deutſchen undeutſch ſeyn?
Wer wollte nicht viel ehr des Wålſchen Wort verſtehen:
Paur, hale mir die Pferd, laßt ju der Schuch beſehen,
Allegro, macht ju fort; Bezahlt die Pinkebank,
Geh Moder in die Stall, der Kuh ſein Kind iſt kranck.
Zum letzten iſt noch viel den wahren Ruhm zu ſchmåhen,
Weil man nicht ohne Zorn und Lachen zu muß ſehen:
Wie um ſo ſchlechte Kunſt, doch um ein ziemlich Lohn
Auf alle Kôpfe paſt die grůne Daphniskron.
So leicht ein Roſcius Muſcaten her kann machen,
Sybill ein Kind von Stroh, Criſpinus in den Rachen
Ein halbes Stůbchen geußt; ſo leicht ein Gauckelsmann
Aus einem Baurenrock Ducaten ſchůtteln kann;
So leichtlich als ein Held von etwa ſechzehn Jahren,
Mit einer rothen Můtz nach Hauſe kômmt gefahren;

So

So leicht ein Mörſelknecht, ein junger Kräuterkoch,
Mit einem Doctor kreucht aus einem Schorſteinsloch;
So leichtlich als die Katz ein Mäuslein kann erwiſchen,
Thraſyllus aus der Luft ein Dutzend Lügen fiſchen;
So leichtlich als ein Ey iſt in den Sack gebracht:
So leichtlich iſt ein Schock Poeten weggemacht.
Was Teuſcherey iſt das? Mag doch kein Schiffer heißen,
Der keinen Wind verſteht. Wer keinen Fiſch kann reißen,
Der kann kein Koch nicht ſeyn. Wer keinen Pechdrat kennt,
Der mag mit Wahrheit ja kein Schuſter ſeyn genennt.
O, daß ihr mit dem Kranz auch plötzlich dabeyneben,
Ihr Herren von der Pfalz Gelahrtheit könntet geben:
Ich hätt euch all mein Gut, ich hätt euch all mein Geld,
(Ihr wißt noch nicht, wie viel?) vorlängſt ſchon zugeſtellt.
Mag aber das nicht ſeyn, iſt ſonſten nichts zu fangen,
Als mit den Titeln nur und großen Briefen prangen:
So taugt der Handel nichts. Man giebt in Zeit der Noth
Kein Speck und Fleiſch dafür, kein Butter oder Brodt:
Doch hievon mehr, als gnug. Was ſoll ich aber machen
Mit denen, die ſo gern den Bettelſack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da iſt ein ledig Haus,
Da hängt (ſpricht Güldengreif) ein armer Teufel aus.
Geduld, was will man thun? Man muß es zwar geſtehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was erſehen,
Als Verſemacherkunſt? Wer plötzlich reich will ſeyn,
Der löſt um wenig Geld geſtohlne Waaren ein,
Der biethe Zungen feil, bediene faule Sachen;
Doch, daß er beyde Theil ihm kann zu Freunden machen:
Geb einen Schreiber ab, und ſuche ſein Gewinn;
Was nicht ins Käſtlein fällt, das fällt darneben hin.
Wer plötzlich reich will ſeyn, muß große Renten heben,
Und zahlen wenig aus: das kann ihm Beute geben.
Bedient er Vormundſchaft: er muß auf ſich auch ſehn;
Und ſollten gleich darnach die Mündlein barfuß gehn.
Wem dieſes nicht gefällt, der mag ein Kaufmann werden,
So lang es halten will mit Kutſchen und mit Pferden:

Zum Prunk ſich laſſen ſehn; bald gar unſichtbar ſeyn,
Und ſtellen mit Vertrag ſich endlich wieder ein.
Iſt das nicht ſeines Thuns, ſo kann er Leder ſtehlen,
Und laſſen doppelt theur ihm für die Stiefeln zählen.
Der Künſte ſeyn ſo viel, als wie des Ufers Sand,
Den Meiſtern doppelt mehr, als mir, Gott Lob! bekannt.
Nun aber ein Poet weis nichts von ſolchen Sachen,
Es ſoll die gute Kuuſt auch keinen Schinder machen:
Sie dient zu guter Luſt, ſie dient zu guter Lehr;
Sie dient Verſtändigen, und Gott zu ſeiner Ehr.
Wer Brod erwerben will, und Mittel zu dem Leben,
Der muß auf anders was hauptſächlich ſich begeben,
Das Küch und Keller füllt. Wer ſo die Sach angeht,
Der hat, was er bedarf, und bleibt doch ein Poet.
Nach abgelegter Pflicht ſo mag er ſich ergetzen,
Und einen guten Vers hin zu dem andern ſetzen,
Der Wechſel machet oft, daß uns kein Werk verdreuſt,
Wo ſonſt die Dinte gern und ungezwungen fleußt.
Kömmt denn zu rechter Zeit ein guter Freund gegangen,
So läßt er wohl einmal ein kühles Trünklein langen,
Sticht wo ein Gläschen ab, verſucht die kalte Schal:
Ein halber Gülden macht ihm doch kein Capital.
Indem er alſo ſitzt, bedenket er mit Lachen,
Wie oft das große Gut den Reichen arm kann machen:
Je mehr dem Geizigen trägt ſein Vermögen ein,
Je mehr muß er beſcharrt und wohl behungert ſeyn.
So oft er einmal trinkt, ſo muß er überſchlagen,
Ob ſeine Zinſen auch die Koſten mag ertragen?
Der Hauptſtuhl iſt ſein Gott, den taſtet er nicht an:
Greift lieber hinter ſich, als nach der vollen Kann.
Hergegen mein Poet ſagt, daß der Sonntagsbraten,
Und ſein Gerichtlein Fiſch nicht übel mag gerathen;
Singt ſeinem lieben Gott, ſo freudig, als er mag,
Der weiter für ihn ſorgt, als für den andern Tag.
Zuweilen ſitzet er, hält der Vernunft entgegen,
Die Laſter ſeiner Zeit, die irgend ſich erregen,

Schont aller Menſchen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob ſein Urtheil ſelbſt ihm ins Gewiſſen ſpricht,
So ſchweigt er mit Geduld beſeufzt die böſen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchſten Heil gerathen.
Iſt dieſer Eßig ſcharf, er iſt dennoch geſund,
Und beißt das faule Fleiſch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag doch ein Poet zwar ſtrafen, doch nicht ſchänden,
Und wer dann ſolchen Mann zu den Verläumdern ſchreibt,
Der wiſſe, daß ihn ſelbſt der Erzverläumder treibt.
Es iſt Poeten Werk, mit fremden Namen ſpielen,
Und alſo mit Gelimpf auf wahre Laſter zielen:
Nimmt aber jemand ſelbſt ſich ſolcher Laſter an,
Wer iſt in aller Welt, der ſolches ändern kann?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben;
Wer Hirſenpfriemer heißt, mag Hirſenpfriemer ſterben.
Wenn beym Horatius alſo geſchrieben ſteht:
Gorgon ſtinkt wie ein Bock, Ruffin reucht nach Ziebeth:
Da kann es ja gleichviel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag ſich Gorgon, wer will, Ruffinus ſchelten.
Ein Frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los,
Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt und giebt ſich ſelber bloß.
Wen ſein Gewiſſen beißt, mag ſeine Thorheit haſſen,
Hab ich den Geck erzürnt, ich kann es noch nicht laſſen:
Ich biete rechten Trotz, dem, der mir ſolches wehrt;
Wer Laſter ſtraft, der hat die Tugend recht gelehrt.

* *

Canitzens dritte Satire, von der Poeſie.

Auf! ſäume nicht, mein Sinn, ein gutes Werk zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzuſagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Sirene ſingt,
Und ſuch ein ander Spiel, das beſſern Nutzen bringt.
Wie? ſprichſt du, ſoll ich ſchon den Zeitvertreib verſchwören,
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,

Der mir in Sicherheit, bisher die Stunden kürzt?
Anſtatt, daß mancher ſich aus Luſt, in Unluſt ſtürzt,
Der, weil ein ſchwarzer Punkt im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.
Ich thu mir ſchon Gewalt, wenn ich viel Thorheit ſeh,
Die ich beſcheidentlich mit Schweigen übergeh.
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nächſten Schaden:
Nein, ſondern nur mein Herz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir ſelbſt vertrauen mag.
Da ſchenk ichs keinem nicht, kein Ort iſt, den ich ſchone,
Von ſchlechten Hütten an, bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streitaxt in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwählten Sitz verſchleußt vor meines gleichen,
Muß, wie ein ſchüchtern Reh, von ſeiner Wacht entweichen;
Wenn mein gerechter Zorn erſt anzubrennen fängt,
Und ſich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve von Geſicht des Laſters wegzureißen.
Weh dem, der thöricht iſt, und dennoch klug will heißen!
Denn wo ſein Name nur ſich in die Verſe ſchickt,
So wird er alſofort dem Mayer beygerückt.

In meinem Schülerſtand auf den beſtäubten Bänken
Hub ſich die Kurzweil an. Sollt ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageyenart,
Sie zu der Aeltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen:
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.
Da mahlt ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab.
Bis, nach und nach, die Zeit den Vorhang weggeſchoben,
Und mir, was ſcheltens werth; hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land, und Stadt für Wunder hegt
Und was mir ſelber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach ich mir zu nutz, und durch des Himmels Güte,
Werd ich je mehr und mehr beſtärkt, daß ein Gemüthe,

Wenn es der Tyranney des Wahnes obgeſiegt,
Und ſeine Freyheit kennt, ganz Peru überwiegt.
Das iſts, was oft mein Kiel ſchreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur ⸗ ⸗ ⸗ Halt ein, verführter Sinn!
Drum ſtraf ich eben dich, weil ich beſorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht iſt zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt, in die Natur verkehren.
Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird Vogelfrey gemacht?
Und, da ein weiſer Mann dieß für was großes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken ſetzet;
Iſt wohl der beſte Rath, man ſeh und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frey, zu ſchwärmen, wie er will:
Indem es faſt ſo ſchwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Prieſterſchaft das Beichtgeld abzubringen.
Ein Spiegel weiſet uns der Narben Häßlichkeit,
Doch wird er oftermals deswegen angeſpeyt.
Du meynſt zwar, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misglücken?
Von deinem ſchönen Zeug entdeck, ich wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht.
So wirſt du ein Poet, wie ſehr du es verneineſt;
Wer weis, ob du nicht bald im offnen Druck erſcheineſt?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der ſpäten Welt einmal hervor geſucht;
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löſchpapier, gewunden.
Schreibt dir dein beſter Freund, der deinen Rath begehrt,
So ſcheints, als hielteſt du ihn keiner Antwort werth.
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zielt; du läßt ihn draußen ſtehen.
Triffſt du Geſellſchaft an, die ein Geſpräch ergetzt,
Wo der Bekümmertſte ſein Leid beyſeite ſetzt:
So runzelſt du die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß du oſt für ein Bild des Cato wirſt gehalten.

Ein jeder wollte gern erfahren, was dich quält?
Indeſſen ſchleichſt du fort, weiſt ſelbſt kaum was dir fehlt.
Dein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geiſter bannet;
Und da die halbe Welt, von aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Fenſter zeigen,
Als wollſt du Thurm und Dach, aus Mondſucht, überſteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Das hinten reimen ſoll.
Verdammte Poeſie! Mein Sinn laß dich bedeuten,
Eh ich die Nieſewurz darf laſſen zubereiten.
Greif erſt die Fehler an, die du ſelbſt an dir ſiehſt;
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt:
Denn, ſollt ich hier die Müh, dich zu erforſchen, nehmen,
Wir müßten, iſts nicht wahr? uns vor einander ſchämen.
Kurz: Wer das Richteramt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh, ob ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.
Wird doch die Kanzel roth, wenn ein erhitzter Mäyer
Der geilen Heerde ſchwatzt, von Sodom, Rach und Feuer,
In Chloris Gegenwart; die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.
Iſts möglich? kann dir noch die Dichterkunſt gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des deutſchens Boden ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füſſen,
Wo ſieht man Hofmanns Brunn, und Lohnſteins Ströhme fließen?
Und, nehm ich Beſſern aus, wem iſts wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt zum Poeten-Orden,
So, daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden;
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der ſeine Sängerzunft mit Haſenpappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht, durch Verdienſt, ſich in die Höh geſchwungen;

Und eine Redensart, die göttlich ſollte ſeyn,
Ward zu derſelben Zeit den Sklaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt;
Den wir mit ſolcher Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als ſich die Sterne ſchneuzen.
Daß großentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich, um wahren Ruhm, ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erdenſchwamm ſich kaum hervorgethan;
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und ſchnöden Goldes zählt.
Man denkt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird nach der Vernunft, kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht,
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn er wird in Geſtalt des Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abentheuer.
Warum? ſtößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo glücklich vorgeſtellt;
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör' ich, Dido, dich von Lieb und Undank ſprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur:
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſucht ſich neue Spur;
Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

Ein

Ein Deutſcher iſt gelehrt, wenn er ſolch Deutſch verſteht.
Kein Wort kömmt an den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten:
Ein flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß
Auf ſolchen ſtarken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt, in ſeiner Angſt, zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr, gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht.
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen, wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen;
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukelpoſſen:
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit, und wohl beleſen, ſeyn.
Des Aetna Feuerkluft muß ſeiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört;
Ja, wenn ihr Corydon, gebückt vor ihren Füſſen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,

Nichts anders als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabſchrift richten.

* *

Neukirchs ſiebente Satire, auf unverſtändige Poeten.

Laß doch Lyſander ab, mit Reimen dich zu plagen,
Und einer Bettelkunſt halb raſend nachzujagen,
Die zwar die Phantaſey durch ſüße Träume rührt,
Dich aber auf den Weg der Hungerwieſen führt;
Und endlich, wo du dich läßt ihre Grillen treiben,
Mit Meiſterſängern wird in eine Rolle ſchreiben.
Dieß eben iſt das Gift, das, wie die Miſſethat,
Gleich mit der Muttermilch mir ins Geblüte trat.
Wie glücklich wär ich doch, wenn mich zu rechter Stunden,
Ein kluger Arzt davon durch Kräuterſaft entbunden;
Und alles, was ich nur von Verſen angeblickt,
Durch hebend Antimon hätt in die Luft geſchickt:
So dürft ich nicht wie itzt in Kummerwinkeln ſitzen,
Und bey geborgter Luſt von langen Sorgen ſchwitzen.
So hätt ich auch vielleicht den Wuchergriff erlernt,
Wie man durch Ränke ſich von der Natur entfernt;
Den Trieb der Redlichkeit mit Silberzäumen lenket;
Den Geiſt der Gottesfurcht in klugen Schlaf verſenket;
Ein reiches Laſterweib zu ſeinem Willen beugt;
Durch höflichen Betrug auf Ehrenbänke ſteigt,
Und endlich, wenn die Kraft der Jugend uns verlaſſen.
Bey voller Tafel kann von fremden Gute praſſen.
So hab ich manchen Tag und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Luſt in Zucker zugemeſſen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergeſſen.

Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut;
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht geprieſen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewieſen:
Ward doch durch ſeinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wucherſchaar bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen;
Die Zungendreſcherey den Muſen nachgeſetzt,
Und wahre Weisheit mehr, als Geld und Gut geſchätzt;
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenſtaub geſprungen,
Die matte Dürftigkeit im Mantel eingehüllt,
Mit leerer Wiſſenſchaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wochentlich ein Lied für Thaler hingeſchrieben.

Hiebey verbleibt es nicht. Die ſchwärmende Vernunft
Der von der Hungerſucht bethörten Dichterzunft,
Die ſich durch falſche Kunſt auf den Parnaß geſchlichen,
Von der geſetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen ſchmiert,
Und alle Meſſen faſt ein todtes Werk gebiehrt,
Wird ſo verwegen ſchon, daß ſie Geſetze ſtellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclaſſen weiſt,
Horazens Dichterkunſt verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was ſich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüſternem Papier mit Dinte niederſchläget.
Da nun dieß Weſpenheer von Tag zu Tage wächſt,
Und jeder Knabe ſchon nach Narrenwaſſer lechzt:
Was Wunder iſt es denn, wenn Ruhm und Ehre ſtirbet,
Die Kunſt zu Grabe geht und Tugend gar verdirbet?

Es iſt nicht mehr die Zeit, da noch Auguſtus Hand
Die Nebenſtunden ſelbſt zum Dichten angewandt,
Da Kaiſer und Poet an einer Tafel ſaßen,
Und beyde doch dabey nicht ihre Pflicht vergaßen;

Die Tage ſind vorbey, da Barbaroſſens Hof
Bey vollen Gläſern noch nicht den Verſtand verſoff;
Da kluge Damen noch auf Tugendlieder hörten,
Und halbe Reimer oft mit großen Preiſen ehrten.
Wir ſind nicht zu Paris, wo man nicht Tag aus Nacht,
Und gleich Abgötterey aus jedem Wurme macht;
Wo man, was Scudery, was Chapelain geweſen,
Ohn alle Farben kann in Stachelſchriften leſen.
Viel Große lieben wohl noch Alexanders Schwerdt,
Nicht aber auch die Koſt, die ſeinen Geiſt ernährt.
Sie jauchzen wohl mit ihm, wenn ihre Trommel klinget;
Nicht aber, wenn Homer von weiſen Sitten ſinget.
Das Frauenzimmer haßt, was ihr Gewiſſen ſchreckt,
Und das Geblüte nicht zu ſteter Luſt erweckt;
Und wer den Thoren itzt die Wahrheit wollte ſagen,
Der müßte jeden vor um ſeine Meynung fragen.
So viel als Reimer ſind, ſo viel und mancherley
Wirkt in der Poeſie nun auch die Phantaſey.
Ein halb mit Pickelſcherz vermengtes Operettchen,
Ein ſtinkender Roman vom raſenden Chryſettchen,
Ein geiles Myrthenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marins erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schooß bis auf den Grund entdecket,
Und Büſch und Brunnen draus, und Vogelneſter hecket;
Ein lügenvolles Lob, das uns ins Angeſicht
Dem laſtervollen Ruf der Todten widerſpricht;
Ein rohes Trauerſpiel, in dem die Regeln fehlen,
Und ſo viel Schnitzer faſt, als Sylben ſind, zu zählen;
Ein Brief, den Adam ſchon der Eva zugeſandt,
Da beyde dazumal doch keine Schrift gekannt;
Ein kreißendes Sonnet, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rad, ſo, wie die Reime zwinget;
Und ein nach Pöbelart geprieſner Buhlerblick,
Iſt oft bey dieſer Zeit das größte Meiſterſtück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen.

Der

Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeſchmückt,
Und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt:
So war ich auch ein Mann von hohen Dichtergaben.
Allein, ſo bald ich nur den Spuren nachgegraben,
Darauf man zur Vernunft beſchämt zurücke kreucht,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So iſt es aus mit mir: ſo kommt von ſeinem Suschen
Ein mit Ebräerwitz geſpicktes Philomuschen;
Klaubt ihm ein Jugendwort in meinen Schriften aus,
Und untergräbt damit mein ganzes Ehrenhaus.
Was ſoll ich Aermſter thun? ſoll ich noch einmal raſen,
Und durch mein Haberrohr zum Federſturme blaſen?
Nein! nein Lyſander, nein! ich will zurücke ſtehn,
Und der erlauchten Schaar nur aus den Augen gehn:
Sonſt wirft der Schwindelgeiſt der klugen Weiſianer
Mich endlich auf die Bank der reimenden Quintaner;
Und jagt mich, ob ich gleich halb notenmäßig bin,
Ins Re-mi-fa-ſol-la der Hübneriſten hin;
Die ſich doch ohnedem an Odermuſen reiben,
Sudetenzungen nur zu Mammelucken ſchreiben,
Und alles, was durch Kunſt der Pleiße nicht geſchehn,
Vor Eigenliebe kaum mit halben Augen ſehn.
Zwar weich ich darum nicht, als ob ich, wenn es brennte,
Nicht auch ein Jammerlied im Tanze drechſeln könnte;
Und ob der Tripeltact der leichten Reimerey
In Wedekindes Schooß allein zu Hauſe ſey.
Mir iſt ja wohl bekannt, wie man den Schedel ſeifen,
Und ſolche Spötter kann mit Lauge wieder täufen;
Wie mancher ohne Bart in Phöbus Auen ſpringt,
Und wie ein kollernd Pferd ſich auf dem Pindus ſchwingt.
Allein ich hab einmal die Thorheit aufgegeben,
Es reime wer da will, ich will im Frieden leben.
Haſt du, Lyſander, Witz, ſo folge meinem Rath:
Der iſt der klügſte Mann, der nichts geſchrieben hat.
Laß einen Kirchenſchwan, Bär, Schaf und Rinder reimen,
Laß einen Bavius von Heldenthaten träumen,

Vertrag im Madrigal hirſchfeldiſchen Verſtand,
Erheb den Schäferton von Kärndt und Bayerland:
Und wenn ein Nordenhals mit rauher Kehle knaſtert,
So ſprich: daß er den Weg zum Muſenberge pflaſtert;
Und daß er doch dabey mehr ſüſſe Lieblichkeit,
Als Hofmannswaldau kaum und Opitz ausgeſtreut.
Gieb alles willig zu, und laß die blinden Schützen
Um ihren Lorberkranz mit eignem Lobe blitzen;
Inzwiſchen tröſte dich bey deiner klugen Pein,
Mit griechiſcher Vernunft, und ſittlichem Latein;
Und trachte den Verſtand der Alten zu ergründen,
So wirſt du, was du ſuchſt, und was uns mangelt, finden.
Dann geh, und werde klug, und ſetze dich zur Ruh,
Und ſieh der Kinderluſt mit Männeraugen zu;
So haſt du, wenn du willſt, bey täglich neuen Sachen,
Papiere zum Toback, und Zeug genug zum Lachen.
Doch wo das Dichterſalz dich in den Adern juckt,
Und dich ein böſer Geiſt aus deinem Zirkel rückt,
Der dich im Sprunge will zum Flötenritter ſchlagen:
So fang es endlich an mit halber Furcht zu wagen.
Verſammle, wo du kannſt, der Jugend alten Graus,
Und pflanze Stück auf Stück, und mach ein Buch daraus;
Dann ſtirb, ſo glaubt die Welt, daß mehr mit dir verdorben,
Als am Homer Athen, Rom am Virgil geſtorben.
Schau! dieſes iſt der Weg, der dir bisher gefehlt,
Und dennoch deinen Geiſt auch nicht zu Tode quält.
Schieb andern Müh und Schweiß in ihren Jammerbuſen:
Ein ausgeführtes Werk iſt nur für Bettelmuſen;
Und der hat wahrlich mehr, als mancher Fürſt gethan,
Der ſeinen Unverſtand mit Kunſt verbergen kann,

Das

* *

Das VII. Capitel.

Von Sinn- und Scherzgedichten.

1. §.

Sehr viel Verwandſchaft mit den Satiren, haben ohne Zweifel die Sinn und Scherzgedichte; daher können dieſelben füglich in dieſem Capitel ihren Platz finden. Einige Arten derſelben ſind alt, die meiſten aber von neuer Erfindung. Die Gelehrten haben uns ganze Sammlungen griechiſcher Sinngedichte herausgegeben, die aber nicht alle von gleicher Güte ſind: Ja vielmal herrſcht eine gewiſſe Einfalt darinnen, die in einem heutigen Gedichte für matt und kalt gehalten werden würden. Catull und Martial haben ſich in Rom vor andern hervorgethan, und unter den Neuern iſt ihnen Owenus gefolget. Unter uns Deutſchen haben uns Opitz und Flemming viele Proben davon gewieſen. In den hofmannswaldauiſchen Gedichten ſteht eine große Menge, darunter einige, ſonderlich die neukirchiſchen, recht hübſch ſind. Logau hat eine kleine Sammlung ſinnreicher Ueberſchriften und Grabſchriften unter dem Titel: Von Golaus auferweckter Gedichte, herausgegeben; darinn auch ſehr viel artige vorkommen. Unzähliger altfränkiſcher kleiner Sammlungen zu geſchweigen, die wir von dieſer Art haben, die aber größtentheils ins Vergeſſen gerathen ſind.

2. §. Kurz zu ſagen, eine Ueberſchrift, iſt der poetiſche kurzgefaßte Ausdruck eines guten ſcharfſinnigen Einfalles, der entweder jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereichet. So beſchreibt ſie Boileau im II. Geſange ſeiner Art. Poet.

L'Epigramme plus libre, en ſon tour plus borné,
N'eſt ſouvent quu'n bon mot de deux rimes orné.

Ich

Ich nehme das Wort ſcharfſinnig im ordentlichen Verſtande, für die Wahrnehmnng eines Umſtandes an einer Sache, den nicht ein jeder würde geſehen haben. Zu dieſer Scharfſinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwiſchen einem ſolchen Umſtande und etwas anderm, eine Aehnlichkeit findet, ſelbiges entweder zu erheben oder zu verkleinern. Dieſer Gedanke aber muß kurz gefaſſet werden, damit er in dem Verſtande des Leſers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umſchweife ſchon von weitem zu rathen anfinge, was nachkommen würde: wodurch aber das Vergnügen über denſelben um ein vieles gemindert werden, ja gar verſchwinden würde.

3. §. Die beſten Exempel ſcharfſinniger Sinngedichte, werden beſtätigen, was ich davon geſagt habe. Virgil hat an den Pallaſt des Kaiſers Auguſts, folgende Zeilen angeſchrieben; wodurch er zuerſt bekannt worden:

Nocte pluit tota, redeunt ſpectacula mane;
Diuiſum imperium cum Ioue Caeſar habet.

Es ſtürmt die ganze Nacht, der Morgen bringt uns Luſt,
So herrſcht zwar Jupiter, doch neben ihm Auguſt.

Woher entſteht hier das Sinnreiche? Erſtlich daher, das Virgil an einem Tage etwas wahrgenommen, darauf andere nicht Acht gegeben: daß nämlich auf eine regnichte Nacht mancherley Luſtbarkeiten in Rom angeſtellet worden. Zweytens darinn, daß er den Auguſt mit dem Jupiter vergleichet, und das Regiment der Welt unter ſie eintheilet. Die berühmte Grabſchrift Martials auf die Dido wird eben das zeigen:

Infelix Dido nulli bene nupta marito:
Hoc pereunte fugit, hoc fugiente perit.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht; des andern Flucht den Tod.

Hier bemerkt der Poet abermal, daß Dido ohne ihre Ehemänner würde glücklich geweſen ſeyn, woran nicht gleich ein jeder denket. Hernach vergleicht er die beyden Trübſalen mit einander, und findet ſelbſt in dem Gegenſatze der Flucht und des Todes, eine gewiſſe Aehnlichkeit, die noch keinem eingekommen war.

4. §. Außer dieſen wahren Scharfſinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beſchäfftiget iſt, giebt es noch viel andre, die in bloßen Wortſpielen beſtehen. Z. E. Ein Schüler der Jeſuiten in Frankreich, hat ſeinen Lehrern zu Ehren, folgendes gemacht. Man muß aber wiſſen, daß ihre beyde berühmteſte Schulen zu Dole und la Fleche ſind, davon jene einen Bogen, und dieſe einen Pfeil im Wapen führt.

Arcum Dola dedit Patribus: dedit alma ſagittam
Flexia. Quis funem, quem meruere, dabit?

Hier will man dem Scheine nach ſagen: Bogen und Pfeile hätten die Jeſuiten ſchon an ihren zwo berühmten Schulen; nun fehle ihnen nichts mehr, als die Sehne zum Bogen, das iſt die dritte Schule. Weil aber das Wort Funis zweydeutig iſt: ſo kann es auch heißen, wer wird ihnen zu dem längſtverdienten Stricke, das iſt, an den Galgen verhelfen? Hier iſt die Abſicht boshaft genug, aber der ganze Witz kömmt nur auf die Worte, und nicht auf die Sache an. Dergleichen Wortſpiele nun, wird man im Martial und Owenus unzähliche antreffen, ja auch die Welſchen und Franzoſen haben ſich mehr darauf zu gute gethan, als die Vernunft, und ein feiner Geſchmack von rechtswegen erlauben ſollten.

5. §. Ob nun wohl der gute Geſchmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider iſt: ſo hat mans doch in ſolchen Sinngedichten nicht eben ſo genau nehmen wollen. So gar Boileau hat dieſes verſtattet, wenn er ſchreibt:

La Raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La (*Pointe*) chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,

Et

Et dans tous les ecrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l'entrée en l'Epigramme:
Pourvû que ſa fineſſe eclatant à propos,
Roula ſur la penſée et non pas ſur les mots.

Man ſieht aber wohl, daß er auch die Spitzfindigkeiten in den Gedanken, nicht aber in den Worten allein geſucht haben will: denn gleich darauf ſchimpft er auf die Pritſchmeiſter, die noch bey Hofe geblieben, und nennt ſie abgeſchmackte Luſtigmacher, unglückliche Stocknarren, verjährte Verfechter grober Wortſpiele,

Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunez,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannez.

Will man Exempel von ſolchem elenden Zeuge haben, ſo leſe man das XL. Stück im II. Theile der vern. Tadlerinnen, wo etliche von der Gattung beurtheilet worden, die gewiß recht kindiſch und lächerlich ſind. Von ſolchen aber, die erträglich ſind, fallen mir ein Paar ein, davon eins auf den Noſtradamus, das andere auf den Erasmus gemacht war. Jenes hub an: Noſtra damus, dum falſa damus etc. Das andre ſagte, den Erasmus hätte der Tod uns zwar rauben können, und ſchloß: Sed Deſiderium tollere non potuit. Doch wenn die ganze Welt nach meinem Sinne urtheilete, ſo würde man auch dieſe Art für thöricht erklären.

6. §. Man braucht, dieſe Sinngedichte zu Unter- oder Ueberſchriften bey Gemälden, zu Grabſchriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man ſonſt will. Gemeiniglich loben oder tadeln ſie etwas; zuweilen aber iſt der Gedanke auch nur wegen ſeines Nachdruckes, oder der Neuigkeit halber angenehm. Ein lobendes, war jenes auf des Königs in Frankreich Reſidenzſchloß:

Par vrbi domus eſt, vrbs orbi, neutra triumphis,
Et belli et pacis par, Ludouice, tuis.

Dein Haus kann man der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Ein tadelndes mag folgendes abgeben:

In mare cornutos iaciendos, Pontius inquit.
Pontia reſpondet: diſce natare prius.

Erſäuft, was Hörner trägt! ſchreyt Mops mit lauter Stimmen:
Ach Schatz! verſetzt ſein Weib; ſo lernt bey zeiten ſchwimmen.

Von der dritten Art darf man die Exempel nur in Catons moraliſchen Lehrverſen ſuchen; davon Opitz viele ſehr rein und glücklich ins Deutſche überſetzt hat. Ueberhaupt kann man auch Tſchernings Frühling, Flemmings Gedichte, und inſonderheit des von Golau geſammlete Sinngedichte nachſehen; wo viel artiges, theils neues, theils überſetztes vorkömmt. Deutſche Exempel ſollen am Ende des Capitels folgen.

7. §. Aus dieſen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateiniſchen Sinngedichten lauter zweyzeilige Ueberſetzungen gegeben habe, wird man leicht ſehen, daß unſre Sprache nicht eben ſo ungeſchickt zu einem kurzgefaßten und ſcharfſinnigen Ausdrucke ſey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede urſprünglich deutſch abgefaßte Ueberſchrift, in eben ſo vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieſer Art hauptſächlich auf die Kürze zu ſehen, in ſoweit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes beſtehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in ſich hielte, den man gar nicht vorher ſehen, oder nur errathen können. Ich ſchließe indeſſen dieſe Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derſelben kurz in ſich ſchließt; wie ich dieſelbe ſchon von andern, wiewohl nur proſaiſch beſchrieben gefunden:

Machſt du ein Sinngedicht: ſo laß es neu und klein,
Fein ſtachlicht, honigſüß; kurz, eine Biene ſeyn.

8. §. Bey Gelegenheit der Sinngedichte muß ich auch ein Wort von den ſogenannten Sinnbildern gedenken, die

ohne Zweifel auch in die Poeſie gehören. Was zwar die Bilder anlanget, darinn man auf eine räthſelhafte Art etwas zu verſtehen geben wollen: ſo ſind dieſelben ſchon ſehr alt. Es iſt bekannt, daß die Aegyptier viel auf ihre hieroglyphiſche Figuren gehalten. Auch die Jůden hatten in ihrem Gottesdienſte viel ſolche ſymboliſche Vorſtellungen, die viel bedeuteten. Selbſt die Griechen haben in den älteſten Zeiten ſolche redende Gemålde gehabt. Joſeph, der jůdiſche Geſchichtſchreiber erzählt, daß Arrius, König in Sparta, ein Petſchaft gehabt, darinn ein Adler, der eine Schlange hielte, geſtanden. Und Plutarchus meldet, daß in Athen Alcibiades einen Cupido, der Donnerkeile in der Hand trug, in ſeinem Schilde gefůhret; wodurch er ſeine eigene Gemůthsart abzuſchildern geſucht. Endlich haben unter den Römern, Pompejus einen Löwen, der ein bloßes Schwerdt in der Tatze hatte, Auguſtus aber einen Sphinx, in ihren Siegeln gefůhret.

9. §. Allein von ſolchen Bildern ohne Ueberſchrift reden wir nicht. Dieſe ſind nur fůr todte Körper, ohne Seelen anzuſehen: dahingegen ein bloßes Sinngedichte, davon wir bisher gehandelt haben, oder ein Wahlſpruch, gleichſam ein Geiſt ohne Leib zunennen iſt. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, ſondern beydes haben. Wir verſtehen nämlich dadurch ein anſehnliches Gemälde, deſſen Bedeutung mit einer ſehr kurzgefaßten Ueberſchrift zu verſtehen gegeben wird. Es ſind aber dieſelben zweyerley, theils ſogenannte Deviſen, theils die bekannten Emblemata. Wenn die Kunſt erfunden worden, ſolche Deviſen und Emblemata zu machen, das iſt eben ſo ungewiß, als wer ihr erſter Urheber geweſen. Die Italiäner ſtreiten mit den Franzoſen um die Ehre der Erfindung: ja einige wollen gar die Ritter von der runden Tafel in England fůr die Erfinder ausgeben. Doch ſo viel iſt gewiß, daß die barbariſchen Zeiten der Unwiſſenheit zu dieſer an ſich ſchönen Sache Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere ſind ohne Zweifel damals in Deutſchland und Frankreich aufgekommen, und die Ritter, ſo darinnen ihre

Tapferkeit zeigen wollten, ſuchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen, auf ihren Schildern, durch ſolche Bilder mit Ueberſchriften, an den Tag zu legen. Dieſes zeiget der italieniſche Name der Deviſen, impreſe, der aus dem alten franzöſiſchen empriſe oder entrepriſe ſeinen Urſprung genommen hat; wie der berühmte Pater le Moine in ſeinem ausführlichen Werke, von der Kunſt, Deviſen zu machen, darthut. Folglich wird man wohl Frankreich für das Vaterland der Sinnbilder halten müſſen, und aus dieſer erſten Erfindung wird man leicht die wahre Natur derſelben abnehmen können.

10. §. Es iſt alſo ein Sinnbild eine metaphoriſche Vorſtellung deſſen, was jemand für eine Neigung, Abſicht, oder Meynung bey ſeinem Vornehmen hat, die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberſchrift geſchieht. Daß dieſes ſo ſey, lehrt uns die alte Redensart, da man ſpricht, **etwas im Schilde führen**: denn das heißt ſo viel, als eine gewiſſe Abſicht, ein Vorhaben oder eine Neigung haben. Man hat nämlich ſo wohl in Deutſchland als auch in Frankreich die Sinnbilder in die Schilde der Helden oder Ritter gemalt. Daraus fließen nun folgende Regeln der Sinnbilder: 1) Muß das Bild eine Sache vorſtellen, die ſich leicht malen, und auch von weitem gut erkennen läßt. 2) Muß ein ſolches Bild mit derjenigen Abſicht, die es vorſtellen ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit haben; ſo, daß man ſagen kann: Gleichwie dieſes ſich ſo und ſo verhält, alſo iſt es auch mit der Abſicht, Neigung oder Unternehmung deſſen, der das Sinnbild hat, beſchaffen. Z. E. Ein Liebhaber erwählt ſich den Vogel Phönix, der ſich verbrennet, mit der Ueberſchrift: Sine pari. Da heißt die Erklärung: Gleichwie der Phönix ſeines gleichen nicht hat: ſo hat auch die Perſon, die ich liebe, ihres gleichen nicht. 3) Muß die Ueberſchrift das ſo genannte Tertium comparationis in ſich halten, oder die Aehnlichkeit des Bildes mit der Abſicht deſſen, der es führet, anzeigen. Und daher kömmt es, daß ein und daſſelbe Bild zu verſchiedenen Abſichten gebraucht werden kann: wie die-

ſes unter vielen andern der gelehrte Herr Wachter in ſeinen Sinnbildern über die berliniſche Aloe erwieſen hat.

11. §. Aus dieſen Hauptregeln kann man nun leicht ſchließen, daß es noch beſondere Nebenregeln giebt, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen. Erſtlich muß das Bild ſo einfach ſeyn, als es möglich iſt: denn ſehr vielfache Figuren ſind nicht wohl zu unterſcheiden. So war das Sinnbild, welches bey der Krönung des hochſeeligen Königs in Preußen erfunden worden, beſchaffen, da man einen Granatapfel malete, und die Ueberſchrift dazu ſetzte: Ex me mea nata corona. So hat ſich auch der vorige König in Preußen Friedrich Wilhelm ſchon als Kronprinz den Adler, der nach der Sonne fliegt, mit der Ueberſchrift: Nec Soli cedit, zum Sinnbilde gewählt; anzudeuten, daß der preußiſche Adler, auch der franzöſiſchen Sonne, nicht weichen dörfe. Hernach muß ein Sinnbild weder in der Figur, noch in den Worten etwas überflüßiges haben. Als wenn ich oben bey dem Phönix noch die Sonne malen wollte, die das Neſt deſſelben anzündete, ſo wäre es ganz überflüßig. Oder wenn ich bey dieſen beyden ſcharf gehen wollte: ſo würde das Soli und Corona überflüßig ſeyn; indem man ſchon aus dem Bilde ſieht, daß eine Sonne und eine Krone, da iſt. Die Ueberſchriften könnten alſo kürzer geworden ſeyn, wenn ſie geheißen hätten: Ex me ipſo nata, u. Cedere neſcit. Ferner iſt es hübſch, wenn die Ueberſchrift bey ihrer Kürze auch wohl klingt: welches im Lateiniſchen geſchieht, wenn man ein Stück vom Verſe dazu nimmt; oder doch ſonſt einen Wohllaut beobachtet. So hätte z. Exempel die Ueberſchrift einer Gluckhenne die auf ihren Eyern ſitzet, die ich irgendwo geſehen habe: Quies mea non eſt otioſa, beſſer alſo heißen können: Non otioſa quies. Und der Bär, der ſich die Pfoten ſauget, den der Herr Verleger dieſes Buches zum Sinnbilde hat; hat eine gute Beyſchrift: Ipſe alimenta mihi. Im Deutſchen pflegt man auch wohl Verſe dazu zu machen: Allein man muß die Erklärung des Sinnbildes von der Ueberſchrift deſſelben unterſcheiden; wie dieſes die Mitglieder der fruchtbringenden

Geſell-

Geſellſchaft, u. a. m. wohl beobachtet: ob ſie gleich ſonſt viel Lächerliches dabey begangen haben, das den obigen Regeln zuwider läuft.

12. §. Noch eine Hauptregel haben die Kunſtverſtändigen von guten Deviſen gefodert. Sie wollen nämlich, daß keine menſchliche Figur jemals zum Körper der Sinnbilder gemacht werden ſolle. Denn ſagen ſie, der Menſch iſt viel zu edel dazu, daß er durch ſich ſelbſt erſt die Abſichten, die er hat, entdecken und vorſtellen ſollte. Sonſt ſteht ihm aber die ganze Natur zu Dienſten. Er kann vom Himmel die Sonne, den Mond und die Sterne, ja die Cometen dazu brauchen. Er kann aus der Luft die Wolken, den Regenbogen, den Hof um die himmliſchen Lichter, die Blitze, und die Vögel von allerley Art dazu nehmen, wenn man ſie nur an ihren Bildern erkennen kann. Er kann ſich von der Erde die Thiere, Bäume, Pflanzen und Blumen erwählen. Er kann auch aus der See ſich alles deſſen bedienen, was ſich deutlich und kenntlich malen läßt. Er kann ferner von menſchlichen Kunſtwerken, als Thürmen, Schlöſſern, Pyramiden, Schiffen, Pfeilen, Ringen, und tauſend ſolchen Dingen mehr, ſeine Sinnbilder hernehmen: ſo, daß man ein recht großes Feld vor ſich hat, ſolche Erfindungen zu machen. Es kömmt nur auf einen witzigen Kopf an, der die Aehnlichkeit, die in ſolchen Dingen ſtecket, herauszuſuchen, und in kurzen Worten auszudrücken weis.

13. §. Wer nun nach ſolchen Regeln die gemeinen Sinnbilder, die ſo häufig, zumal bey Erleuchtungen großer Städte, auch wohl in eigenen Büchern, die den Malern zu gut, oder ſonſt zur Beluſtigung der Liebhaber erfunden worden, beurtheilen will: der wird leicht ſehen, daß die wenigſten was taugen. Zwar ein einziges kann noch dienen, viele unrichtige Sinnbilder zu entſchuldigen, wenn mann nämlich ſagt, es wären nicht eben Deviſen, die gleichſam die Stellen der Wahlſprüche vertreten ſollten; ſondern nur Emblemata, die nützliche Wahrheiten vorſtellen, und auf eine ſinnreiche Art abbilden ſollten. Denn das Emblema iſt freylich ſo kützlich nicht. Es kann ſich aller Arten der Bilder bedienen, und

ſo wohl die Geſtalt eingebildeter, als natürlicher Dinge, ſo wohl die ungereimten, als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verſtümmelte brauchen, ja ſelbige gar auf unerhörte Art zuſammen ſetzen. Es darf auch nicht eben gewiſſen Perſonen eigen ſeyn, ſondern ſtellt allgemeine Lehrſätze vor: nur ſoll es allezeit eine gute Lebensregel in ſich halten; die, wenn ſie in einem Bilde vorgeſtellet wird, eine beſſere Wirkung thut, als wenn man ſie mit Beweiſen und Vernunftſchlüſſen begleitet hätte. Hiermit hat nun die Deviſe nichts zu thun: als welche nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobſprüche und kurze Klagen in ſich faſſet. Hernach braucht auch ein Emblema eben kein Gleichniß in ſich zu halten, und wenn es geſchieht: ſo iſt es Ueberfluß.

14. §. Doch wird auch ein jeder ſehen, daß ſelbſt unter dieſem Titel die wenigſten Bilder mit Ueberſchriften ſtehen können: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganze weitläuftige Erklärungen hinzuſetzen muß, ehe man ſichs getraut, daß der Leſer das Bild und die Ueberſchrift recht verſtehen werde. Wenn ein ſolch Bild nicht ſelbſt redet, und wenigſtens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verſtanden werden kann: ſo taugt es nicht. Denn für die Einfältigen muß es ein Räthſel ſeyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. So ein Gemälde iſt die Tafel des Cebes bey den Alten geweſen: ſolche Bilder ſind auch bey des berühmten Grafen Schaftsbury geſammleten Werken in Menge zu finden. Ja überhaupt ſollen alle Titelkupfer bey unſern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber ſind, ſolche emblematiſche Gemälde vorſtellen. Dergleichen iſt das Kupfer vor dieſer Dichtkunſt und das vor meiner deutſchen Schaubühne, welche ſich ohne eine weitläuftige Erklärung verſtehen laſſen. Doch will ich damit nicht behaupten, als ob man nicht auch Deviſen vor Bücher ſetzen könnte. Nein, viele haben dieſes mit gutem Bedachte gethan, unter andern Herr Wolf, vor ſeinen philoſophiſchen Schriften, die auch mehrentheils ſehr wohl gerathen ſind. Wer ausführli-

chere Nachricht von allem haben will, der muß das vollſtändige Werk des Pater le Moine de l'Art des Deviſes davon nachleſen, der alles, was Paul Jovius, l'Arezzi, Cortile und le Ferro, imgleichen Hercules Taſſo davon geſchrieben, in einen Zuſammenhang und ins reine gebracht hat.

15. §. Den Franzoſen zu Ehren muß ich noch eine ſeltſame Art von redenden Bildern erwähnen, die ſie erfunden haben, und darinn ſie keine geringe Art der Scharfſinnigkeit zu zeigen meynen. Sie malen Bilder, die theils ohne alle Wörter, theils mit einer Sylbe, oder einem Worte zuſammen genommen, etwas bedeuten. Z. E. Ein altes Weib hat ein Buch auf dem Schooße liegen, als ob ſie darinn läſe; darauf ſteht aber tul, tul, tul. Was heißt nun das? Es heißt Tertullianus. Denn Ter heißt (dreymal) tul, (welches auf dem Buche ſteht.) lit (lieſt) anus, (das alte Weib). Dieſe vortreffliche Erfindung nun heißt ein Rebus. Noch ein ſchöneres Beyſpiel giebt mir der in ſolchen Einfällen berühmte Des Accords, deſſen auch Bayle in ſeinem Wörterbuche gedenkt. Er malt einen todten Abt auf einer Wieſe liegend, und ſtecket ihm, auf eine, der franzöſiſchen Höflichkeit der Sitten gemäße Art, eine Lilge in den entblößten Hintern. Was ſoll nun dieſes ſinnreiche Gemälde ſagen? Es bedeutet die vortreffliche Sittenlehre! Habe den Tod allezeit vor Augen. Will man begreifen, wie es heraus kömmt: ſo muß muß man fürs erſte die Regel lateiniſch machen: Habe mortem prae oculis; und hernach dieſes Latein auf gut Franzöſiſch ausſprechen, ſo wird heraus kommen: Abbé mort en pré, au cul lis! Iſt das nicht ein vortrefflicher, wunderwürdiger Witz, womit ſich der franzöſiſche Eſprit createur allen heutigen und vormaligen Völkern ſo überlegen erweiſt. Riſum teneatis amici! Solche ungereimte Dinge hat doch noch kein deutſcher Kopf ausgehecket!

16. §. Da die Sinngedichte der alten Lateiner nicht allezeit ſo kurz gerathen waren; ſondern zuweilen aus vier, ſechs, acht, ja wohl in 15 bis 20 Zeilen beſtunden: ſo haben die neuen Italiener, als die ihre Poeſie zuerſt ins

Geſchicke gebracht, verſchiedene Arten vielzeiligter Sinngedichte auf die Bahn gebracht. Dahin gehört denn gleich anfangs das Madrigal. Boileau zwar giebt davon die Regel:

> Le Madrigal plus ſimple & plus noble dans ſon tour,
> Reſpire la douceur, la tendreſſe & l'amour.

Allein man pflegt ſonſt insgemein allerley ſcharfſinnige Einfälle darinnen vorzutragen, die mehr ſatiriſch, als zärtlich oder verliebt ſind. Ziegler hat bey uns ein eigen Tractätchen davon geſchrieben, und gar feine Exempel von eigener Erfindung dazu gegeben. Man giebt die Vorſchrift, ein Madrigal ſolle aus ungleichlangen, aber mehr kurzen, als langen Verſen von ungerader Zahl, beſtehen, und im Schluſſe allezeit einen ſcharfſinnigen Einfall, oder unvermutheten Gedanken haben. Man ſieht wohl, daß die Freyheit in dieſer Art ſehr groß iſt, zumal, da man die Reime nach Belieben durch einander miſchen, und bald 5, bald 7, bald 9, bald 11, bald 13 Zeilen dazu brauchen darf. Ich will ein Exempel aus Zieglern geben:

> Ich frage nichts nach allen Läſterkatzen.
> Sie ſpeyen auf mich los.
> Und dichten was ſie wollen:
> Ich werde dennoch groß.
> Ihr Geifer kann nicht haften,
> Die Unſchuld bleibt in ihren Eigenſchaften,
> Sie ſollen mich in ſolcher Blüthe ſehn,
> Daß ihnen noch die Augen wäſſern ſollen:
> Und das ſoll bald geſchehn!
> Denn wenn mich erſt die Läſterzungen ſtechen,
> So fang ich erſtlich an, mich recht hervorzubrechen.

17. §. Hier ſehen wir, daß gar eine Zeile ungereimt geblieben: und das ſteht überall frey, muß auch bey den ungeraden Zeilen nothwendig geſchehen; wo man nicht drey auf einander reimen will, welches aber auch unverbothen iſt. So leicht aber ein ſolch Madrigal zu ſeyn ſcheint: ſo ſehr

muß

muß man ſich ſonſt bemühen, den Inhalt deſto nachdrückli- cher und artiger zu machen. Bey der Gelegenheit kann ich nicht umhin, ein luſtiges Exempel einzurücken, ſo der ſelige M. Rabener, der ältere, nach Art des in Leipzig und Sach- ſen ſehr bekannten Reimſchmiedes Raniſii, deſſen in Philan- ders Unterredung von der Poeſie gedacht wird, verfertiget und mir dieſer Tage in die Hände gefallen. Es heißt:

Schlußreimconfect.

Affaires a Vous Sageſſe,
Apollo iſt nicht bös,
Ars liegt nicht an der Größ,
Schweig Lud'r erwirbeſt Stöß.
Don Ami deine Würd wohlgelingen,
Kirch-Saul Schul ſon bon davon bringen,
Prob-Silber, Kopf-Riß, Hauf-Getümmel?
Tobies Troſt, ſans façon, behüt euch Himmel!

Leipzig alldar den vierten Frebruar.
Hornungs-Monat.

Mithin gewünſcht zu haben
A. B. C. X. Y. Z,
P. L.

18. §. Ich komme auf das Sonnet, welches unter den Sinngedichten keinen geringen Platz verdienet, weil es ſo ſchwer zu machen iſt. Es iſt in der That gerade das Wider- ſpiel des Madrigals. Alles, was dort frey war, iſt hier ge- bunden; die Zahl und Länge der Zeilen, die Anzahl und Ver- wechſelung der Reime, die Stellen, wo ſich der Verſtand al- lezeit ſchließen muß, u. ſ. w. Es muß gerade aus vierzehn Zeilen beſtehen, die alle von einer Länge ſind, und nach dem Verſtande in vier Abſchnitte abgetheilet ſeyn. Zuerſt müſ- ſen vier und vier, hernach aber drey und drey Zeilen zuſam- men einen Sinn haben. In den beyden erſten Stücken müſ- ſen vier männliche und vier weibliche Reime von einerley Art ſo vermiſcht werden, daß die erſte, die vierte, die fünfte und

achte Zeile, und hergegen die andre und dritte und ſechſte und ſiebente Zeile ſich wiederum untereinander reimen. Der Schluß davon muß auch etwas ſonderbares in ſich faſſen. Unſere alten Poeten, als Opitz, Flemming, Schoch u. a. m. haben ſehr viel auf dieſe Art der Gedichte gehalten, und deren eine große Menge gemacht. Ich will ein paar Exempel aus unſerm Flemming herſetzen, von dem wir ganzer vier Bücher Sonnette aufzuweiſen haben. Das erſte fängt männlich an, und ſteht auf der 651. Seite ſeiner Gedichte; es iſt an ein Frauenzimmer, die er Svavia nennt, gerichtet:

Sonnet.

Ich that es, Svavia, ich wartete nach dir,
Die ganze halbe Nacht, ſo wie du mir verſprochen,
Wie kams denn, daß du mir die Treue ſo gebrochen?
Immittelſt ſtarb ich faſt für ſchmerzlicher Begier.

Zulettzte ließ ich dir noch einen Kuß allhier,
Vor dem haſt du dich auch aus Uebermuth verkrochen,
Wie ſehr er dich geſucht bey einer halben Wochen.
Itzt kommt er wieder matt und ohne Troſt zu mir.

Die Urſach, hör ich itzt; dir ſey zu Ohren kommen,
Als hätt ich Amnien in meine Gunſt genommen.
Mein Licht! nein, glaub es nicht. Es leugt ſich itzo viel.

Wie oft wird mir geſagt, du meyneſt mehr als einen?
Ich höre, was ich muß, und glaube, was ich will,
Du wirſt es nimmermehr, ja nicht ſo böſe meynen.

Das andere hebt mit einem weiblichen Reime an, und ſteht auf der 576ſten Seite.

An ſich ſelbſt.

Sey dennoch unverzagt; gieb dennoch unverlohren;
Weich keinem Glücke nicht; ſteh höher, als der Neid;
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich Glück, Zeit und Ort verſchworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut:
Thu, was gethan muß ſeyn, und eh man dirs gebeut,
Was du noch beſſern kannſt, das wird noch ſtets gebohren.

Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und ſein Glücke
  Iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an:
  Dieß alles iſt in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehſt, ſo geh in dich zurücke.
  Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt und ſich beherrſchen kann,
  Dem iſt die weite Welt und alles unterthan.

19. §. So wie dieſe Muſter ausſehen, ſo müſſen ſie alle ausſehen; außer daß die Zeilen auch aus fünf- ja vierfüßigen Verſen beſtehen können. Allein zehn oder eilfzeilichte Gedichte von beliebiger Abwechſelung der Zeilen, Sonnette zu heißen, das iſt ungereimt, und wenn es der größte Poet thäte. Boileau dichtet dieſer vielen Schwierigkeiten halber, Apollo habe dieſe Regeln des Sonnets den Dichtern zur Strafe ausgeſonnen.

On dit à ce propos qu'un jour ce Dieu bizarre
Voulant pouſſer à bout tous les Rimeurs François,
Inventa du Sonnet les rigoureuſes Loix;
Voulût qu'en deux Quatrains, de meſure pareille,
La Rime avec deux ſons frappât huitfoits l'oreille,
Et qu'enſuite ſix Vers artiſtement rangez,
Fuſſent en deux Tercets par le ſens partagez.
Sur tout de ce Poeme il bannit la Licence,
Lui même en meſura le nombre & la Cadence,
Defendit qu'un Vers foible y pût jamais entrer.
Ni qu'un mot deja mis oſoit ſ'y remontrer.
Du reſte il l'enrichit d'une beauté ſupreme.

Meinestheils glaube ich, daß eher ein eigenſinniger Reimſchmidt, als Apollo, die Regeln des Sonnets ausgedacht: weil dieſem gewiß an ſolchem gezwungenen Schellenklange nichts gelegen iſt. Am wenigſten glaube ichs, was Boileau hinzugeſetzt.

Un ſonnet ſans defaut vaut ſeul un long Poeme.

Es iſt bald ſo, als wenn ich ſagte, ein künſtlich gebautes Kartenhaus wäre eben ſo viel werth, als ein großer Pallaſt.

Doch man kann hier jedem Liebhaber ſeinen Geſchmack laſſen. Wenn Horaz einen Poeten mit einem Seiltänzer vergleicht, ſo kann man die Meiſter der Sonnette mit einem ſolchen vergleichen, der mit geſchloſſenen Beinen tanzet. Es iſt wahr, daß dieſes künſtlicher iſt; wenn er gleichwohl Sprünge genug machet, und keine Fehltritte thut. Aber verlohnt ſichs wohl der Mühe, der geſunden Vernunft ſolche Feſſel anzulegen, und um eines einzigen guten Sonnets halber, welches von ungefähr einem Dichter geräth, viel hundert ſchlechte geduldig durchzuleſen?

20. §. Hieraus iſt leicht zu ſehen, was meine Gedanken von den Ringelgedichten, Sechſtinnen, Endreimen, oder bouts-rimez, Buchſtabenwechſeln, Irr- Ketten- und Bilderreimen, Jahrzahlen und Namenverſen, und wie ſie ferner heißen mögen, ſeyn werden. Dieſes iſt poetiſcher Unrath, damit ſich die Muſen nichts zu ſchaffen machen, und welchen ſie den kleinen Geiſtern, die auch gern auf den Parnaß wollten, entgegen ſchütten; damit ſie ſich nur unten am Berge verweilen, und niemals hinauf kommen mögen. Wer die Regeln davon wiſſen will, der darf nur des Menantes galante Poeſie nachſchlagen. Nach vernünftiger Ueberlegung aber wird man finden, daß die ganze Kunſt aufs Reimen ankömmt, und daß alles nach willkührlichen Geſetzen eines ſchwärmenden Grillenfängers erſonnen worden. Wer ein Belieben findet, ſehr gezwungen zu ſeyn, der kann ſich täglich neue Zwangsregeln erſinnen; ja endlich, der geſunden Vernunft zu Trotz, den ganzen Hübner zuſammen reimen. Günther hat ſich über dergleichen Künſte ſehr fein ausgelaſſen, wenn er in dem Gedichte an den König Auguſt ſchreibt:

Der ſtopft ſein Madrigal mit Spruch und Ziffern voll,
Und prophezeiht, wie lang dein Leben dauren ſoll;
Als legte, blinder Wahn! die Vorſicht der Geſtirne,
Den Schlüſſel ihres Raths den Narren ins Gehirne.
Dort kreißt ein ſchwangrer Berg, was bringt er? eine Maus.
Er beißt die Nägel wund, verſetzt, flickt ein, ſtößt aus,
Und macht mit ſeiner Müh die Titel hoher Namen,
Als Anagrammatiſt zu Krüppeln und zu Lahmen.

21. §. Und dieſes iſt von Günthern deſtomehr zu loben, da er von ſich ſelbſt geſteht, daß er auch in ſeiner Jugend

So mancher Magdalis mit ausſtudirten Griffen
Aus Amors Contrapunct ein Ständchen vorgepfiffen.
Da drechſelt ich mit Fleiß auf einer hohen Spur,
Wort Sylben und Verſtand auch wider die Natur ꝛc.
Ich flocht, wie itzt noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A drey Stunden auf und nieder.
Auch ſchifft ich oftermals auf Dielen über Meer,
Und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
Beſtahl den Lohenſtein, wie andre Schulmonarchen,
Und fehlte mir ein Reim, ſo flickt ich ihn von Parchen ꝛc. ꝛc.
Das that ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und als ein ſiedend Fett den Schaum voran verſtieß.
Itzt lern ich allgemach mich und die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Man ſchlage auch nach, was im engliſchen Spectator, den wir nunmehro auch Deutſch leſen können, hier und da für vernünftige Beurtheilungen von dieſen poetiſchen Lapalien vorkommen; und bemerke nur, daß es hauptſächlich unſrer deutſchen Nation als ein Schandfleck vorgerücket wird, daß ſie ſolche kindiſche Spielwerke und Alfanzereyen liebet. Wem dieſes noch nicht genug iſt, dem ſoll ein martialiſcher Machtſpruch den völligen Ausſchlag geben, der allein zulänglich wäre, alle dieſe Lappereyen auf einmal vom Parnaſſe zu verbannen. Er ſteht Lib. II. Ep. 86.

Nec retrolege, Sotade, Cinaedum,
Nusquam praecula quod recantat Echo.
Turpe eſt difficiles habere nugas,
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.

22. §. Und hier erinnere ich mich, daß ich das Echo oben zu erzählen vergeſſen habe, welches ich aber hiemit eingerücket haben will. Ich weis wohl, daß auch Opitz zuweilen dieſes Spielwerk verſuchet, und daß viel andre große Poeten bisweilen dergleichen Kindereyen nachgemachet haben. Z. E. Neukirch hat in dem ſchönen Gedichte, auf die andere Vermählung

mählung des hochſeligen Königes in Preußen, folgendes läppiſche Echo eingerückt.

Ich liebe mehr, als Witz, mehr, als Philoſophie.
Sophie, rief Echo nach; ſchmerzhaftes Angedenken!
Verſetzte Friederich: kannſt du ſie wieder ſchenken?
Charlotte iſt erblaßt, die ſchöne Königinn,
Mit ihr ſtarb auch Sophie, Sophie iſt, ſchwer ich, hin.
Schwerin, erklang der Wald. Soll ſie Schwerin mir geben,
Wohlan, ſo laß uns denn hin nach Schwerin erheben.

Ich geſtehe es, daß ich hier nichts ſchönes finden kann, und mich ſehr wundre, wie ſich der große Neukirch ſo gar habe vergeſſen können. Allein ich habe es entdecket, was ihn verführet hat. Es iſt Beſſer, der ſo hochgerühmte Beſſer, geweſen, der ihm mit einem ſo abgeſchmackten Exempel vorgegangen iſt. So können ſich auch die beſten Köpfe durch böſe Vorgänger verführen laſſen, wenn ſie nicht durch feſte Regeln verwahret ſind.

23. §. Nichts iſt übrig, als von einigen Arten der Scherzgedichte zu handeln. Dahin rechne ich die Leberreime und Geſundheitsverſe, die man in Geſellſchaften zur Luſt zu brauchen pflegt. Es iſt nicht viel Weſens daraus zu machen: Indeſſen wenn ſie nur keine Zoten in ſich halten, und oft wohl gar aus dem Stegreiſe gemacht werden: ſo giebt es doch eine Luſt, und man kann ſie ſchon dulden. Hätte ich mein Tage ſolche Kleinigkeiten aufgeſchrieben; ſo wollte ich ein paar Proben geben. Doch man weis ſchon, was ſie bedeuten, und wie ſie ausſehen. Eben dahin rechne ich die Räthſel, die ſich zuweilen bey Hochzeiten brauchen laſſen. Sie entſtehen aus vielerley an einander hangenden Metaphoren, wie Ariſtoteles im XXIII. Capitel ſeiner Poetik angemerket hat. Daraus entſteht nämlich eine Rede, die den Worten nach unmöglich, in der Sache ſelbſt aber ganz möglich iſt. Er giebt dieß Exempel: **Ich ſah einen Mann, der ein Stück Metall an einen lebendigen Menſchen mit Feuer anklebete.** Es iſt leicht zu errathen, daß hier vom Schröpfen die Rede ſey: man muß aber auch die Liebhaber

der

der Räthſel vor Unfläthereyen warnen. Nichts iſt gemeiner, als daß ſchmutzige Versmacher ihre Leſer für ihres gleichen anſehen, uud ihnen alle die Zoten zu leſen geben, die ſie ſelbſt gern haben. Allein, wenn ſie nicht anders, als durch ſolche unanſtändige Zweydeutigkeiten zu ſcherzen wiſſen: ſo mögen ſie ſich mit ihren Scherzgedichten entweder in eine Dorfſchenke machen; oder gar damit zu Hauſe bleiben.

24. §. Man pflegt zum Scherze auch Knittelverſe zu machen, das iſt, ſolche altfränkiſche, achtſylbige, geſtümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeiten gemacht hat. Die Schönheit dieſer Verſe beſteht darinn, daß ſie wohl nachgeahmet ſind. Wer alſo dergleichen machen will, der muß den Theuerdank, Hanns Sachſen, Froſchmäuſeler und Reineke Fuchs fleißig leſen; und ſich bemühen, die altfränkiſchen Wörter, Reime und Redensarten, imgleichen eine gewiſſe ungekünſtelte natürliche Einfalt der Gedanken, nebſt der vormaligen Rechtſchreibung der Alten recht nachzuahmen. Ich habe es ein paarmal verſucht, aber das erſte iſt mir ohne Zweifel ſo gut nicht gerathen, als das andre, weil es noch zu neumodiſch iſt. Canitzens Schreiben an einen guten Freund, Mein lieber Bruder, zürne nicht ꝛc. iſt auch meines Erachtens zu zierlich und gekünſtelt; ob es gleich ſehr viel ſchönes an ſich hat.

25. §. Endlich kömmt auch die Reihe ans Quodlibet. Dieſes iſt nichts anders, als ein Miſchmaſch von einer Menge kleiner Satiren, die ohne Ordnung und Zuſammenhang auf einander folgen. Man nimmt dazu gemeiniglich eine ungleich lange Art von Verſen, die man madrigaliſche, recitativiſche, oder die Poeſie der Faulen nennen könnte. Dieſe iſt der ungemeſſenen Freyheit der Gedanken, die in Quodlibeten herrſchet, am bequemſten. Wollte man aber ein Quodlibet zum Singen machen: ſo müßte mans wohl in Strophen abtheilen, die einander gleich wären, und ſich zu einer gewiſſen Melodie ſchickten. Viele meynen, ein Quodlibet müſſe nur ein Haufen ungereimter Einfälle, ohne Sinn und

Ver-

Verſtand; eine Vermiſchung der widrigſten Dinge, mit einem Worte, die Geburt eines raſenden Gehirnes ſeyn. Allein wenn das wäre, ſo müßte man die Meiſter der Quodlibete in den Tollhäuſern ſuchen. Und was ſollen auch Einfälle ohne Abſicht und Verſtand? Wenn eine Zeile nur deswegen da ſteht, daß ſie abgeſchmackt ſeyn ſoll, ſo kann ſie ein jeder Vernünftiger leicht entbehren. Es muß kein Wort vergebens darinnen ſeyn, ſondern eine kleine Satire in ſich ſchließen: geſetzt, daß ſie bisweilen nur von wenigen Perſonen, die um die Sache wiſſen, verſtanden würde.

* *

Opitz, auf den Wolfsbrunnen bey Heidelberg.

Sonnet.

Du edler Brunnen du! mit Ruh und Luſt umgeben,
Mit Bergen hier und da als eine Burg umringt,
Prinz aller ſchönen Quell! aus welchem Waſſer dringt,
Anmuthiger den Milch und köſtlicher den Reben:
Da unſers Landes Kron und Haupt, mit ſeinem Leben,
Der werthen Nymph! oft ſelbſt die lange Zeit verbringt;
Da das Geflügel, ihr zu Ehren, lieblich ſingt,
Da nur Ergetzlichkeit und keuſche Wolluſt ſchweben.
Vergeblich biſt du nicht in dieſem grünen Thal
Beſchloſſen vom Gebürg und Klippen überall:
Die künſtliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felſen und Gebüſch, auf daß man wiſſen ſoll:
Daß alle Fröhlichkeit ſey Müh und arbeitvoll,
Und daß auch nichts ſo ſchön; es ſey ſchwer zu erlangen.

* *

Opitz, an die Tyndaris.

Sonnet.

Du ſchöne Tyndaris! wer findet deines gleichen,
Und wollt er hin und her das ganze Land durchziehn?
Die Augen trotzen ja dem edelſten Rubin;
Und vor den Lippen muß ein Türkis faſt verbleichen:

Die Zähne kann kein Gold an hoher Farb erreichen;
Der Mund iſt himmelweit; der Hals ſticht Agtſtein hin.
Wo ich mein Urtheil nur zu fällen würdig bin,
So wird Alekto dir des Haares wegen weichen.

Der Venus Ehgemahl geht ſo gerade nicht,
Und auch der Venus Sohn hat kein ſo ſcharf Geſicht;
Nichts mag, in Summa, dir verglichen werden können.

Weil man um denen auch die uns gleich nicht ſind wohl,
(Geht es ſchon ſauer ein) doch Gutes gönnen ſoll:
So wünſch ich, daß mein Feind dich möge lieb gewinnen.

* *

Opitz, auf ſich ſelbſt.

Ihr Götter? ſoll mich denn des ſchönen Glückes Neid
Nicht laſſen? muß ich mich begeben in den Streit!
Doch nein; laßt mich nur hier! der Krieg wird nicht vonnöthen!
Laßt mich der Liebſten nur: die kann mich beſſer tödten.

* *

Opitz, an Aſterien.

Ob du gleich, edles Kind! die Schönſte biſt auf Erden;
Obgleich dir alle Zier und Gaben unterthan;
Wünſch ich, Aſterie, mir doch nicht, du zu werden:
Weil ich kein ſteinern Herz im Leibe tragen kann.

* *

Opitz, auf einen falſchen Kahlkopf.

Nichts gutes iſt an dir. Doch daß du in der Jugend
Schon anfängſt kahl zu ſeyn, iſt deine beſte Tugend.
Dein Herze rühm ich nicht; man weis ſchon daß es treugt;
Die Augen ſehen falſch; das loſe Maul das leugt;
Die Stirn iſt unverſchämt; die Henkerhände ſtehlen,
Und deine Laſter ſind unmöglich zu erzählen.
Du Erzdieb, der du biſt! dein Haar beliebt doch mir;
Es fällt bald ab, wie du, und fliehet ſelbſt vor dir.

* *

Flemming, an den Herrn von dem Werder.

Sonnet.

Es ſagts Jeruſalem; es ſagt es Krieg und Sieg,
Und hundert anders mehr, was, werther Held, dein Dichten
Und deine Thaten ſind. Du giebſt ja den Geſchichten
Ihr Leben durch dein Thun; machſt, daß dein Sieg und Krieg

Sich kriegt und überſiegt, den ſonſt die Zeit verſchwieg
In einer langen Nacht. Du kannſt dich dir verpflichten,
Daß dich, und deinen Ruhm kein Tod nicht mag vernichten;
Weil ritterliche Kunſt ihn ſieghaft überſtieg.

Ich lobe dieſe Fauſt, die Leib und Namen ſchützt
Selbſt ſchreibt, was ſie ſelbſt thut, an Kraft und Kunſt ihr eigen;
In beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.

Ihr Römer! tretet auf! ihr Griechen, ſeyd hier Zeugen!
Wird Agamemnon hier ſelbſt ſein Homerus nicht?
Aeneas ſein Virgil? Wer iſts, der widerſpricht?

* *

Flemming, auf ſeiner Geliebten Geburtstag.

Sonnet.

Du biſt der ſiebzigſte, nach fünfmal hundert Tagen,
Und ſechsmal tauſenden, da meines Lichtes Licht,
Das Licht der großen Welt nahm in ihr Angeſicht
Und hört ihr frohes Haus von junger Freude ſagen.

Sey mir doch itzt gegrüßt, du Ende meiner Klagen,
Du Anfang meiner Luſt, von dem mein Herze ſpricht!
Ein angenehmer Tag iſt mir erſchienen nicht,
So lange Phöbus noch ſein Rad herumgetragen.

Die Blume, welche mir, von ſüßer Liebe wegen,
Die Liebſte ſelbſt geſandt, die ſend ich dir entgegen,
Um daß du ſpüren magſt, wie lieb du mir brichſt an:

Was könnt ich ſchöners dir, als etwas ſolches, ſenden,
Das hergekommen war von der Geliebten Händen,
Ohn die mir nichts behagt was lieblich heißen kann?

* *

Flemming, auf ſeiner Geliebten Bildniß.

Sonnet.

Und darf ein frecher Kiel ſich dieſes unterfangen?
Daß er die ganze Zier die an der Liebſten ſcheint,
In ein ſo enges Tuch zu zeichnen, keck vermeynt?
Wahr iſt es, dieſes Haar, die Stirne, dieſe Wangen

Sind denen gänzlich gleich, die an derſelben prangen.
Die Augen ſeh ich da, um die ich oft geweint;
Und dieß hier, iſt der Mund der meinen nennet Freund.
Dieß alles iſt ganz das, nach dem ich muß verlangen.

Die Zucht, dieß Freundlichſehn, die Sitten, dieſe Tracht,
Und alles ſteht vor mir, was ſie ſo trefflich macht;
Nur daß er ſich nicht regt, und nicht will Antwort geben:

Drum, ſey doch nicht ſo ſtolz, du kühner Pinſel du!
Das Schönſte, das man wünſcht, gehöret noch hierzu:
Entwirfſt du ihren Leib; ſo mahl ihr auch das Leben!

* *

Neukirch, auf das Bildniß des Herrn von Dankelmann.

Schaut Bürger! dieſes iſt der treue Dankelmann.
Dieß Bild zeigt ſein Geſicht und ſeine Minen an,
Das Wapen, ſeine Treu, ſein unverdroßnes Wachen!
Wer aber malet uns den wundergroßen Geiſt?
Das kannſt du Friederich: denn du alleine weiſt,
Wie man der Tugend ſoll ihr wahres Bildniß machen.

* *

Neukirch, als der König in Frankreich Straßburg wegnahm.

Ihr Deutſchen! ſagt doch ja zu euern Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig mit euch den Frieden bricht,
Indem er Straßburg nimmt: er ſpricht: Es iſt erlogen!
Ich hab euch nicht bekriegt; ich hab euch nur betrogen.

* *

Neukirch, auf des Königs in Frankreich Bündniß mit den Türken.

Die Welt verwundert ſich, warum der Saracen,
Der Franzen Bündniß ſucht, und Frankreich es beliebet?
Noch mehr! daß Ludewig ihm ſelber Lehren giebet,
Wie er den Chriſten recht ſoll in die Flanken gehn?
Verwundert euch doch nicht! und lebet ohne Sorgen:
Ihr wißt, daß Ludewig will eine Sonne ſeyn,
Die Türken ſind der Mond; drum trifft es billig ein:
Der Mond muß ja ſein Licht wohl von der Sonne borgen.

* *

Neukirch, auf des Königs von Frankreich Bildniß, um welches Lampen brennten.

Es ſah einſt ein Soldat des Königs Bildniß an,
Auf dem die Schmeichler ihn ſo hoch hinausgeſtrichen.
Er merkts, und ſchalt zugleich den thorheitsvollen Wahn,
Daß Ludwig durch und durch der Sonne ward verglichen.
Und endlich ſah er auch der Lampen hellen Schein,
Die um die Seule ſtehn. Ha! ſprach er, voller Lachen,
Wenn unſer König ja will eine Sonne ſeyn:
Was ſoll die Sonne denn bey den Laternen machen?

* *

Neukirch, ob Ludewig größer ſey, als Alexander?

Man ſpricht, daß du ſo groß als Alexander biſt;
Und manche meynen gar, daß dieſer kleiner iſt.
Nun iſt es zwar gewiß, ihr habet gleiche Gaben,
Die Ehrſucht trifft bey dir, wie bey dem Griechen, ein:
Doch Alexander muß nothwendig größer ſeyn;
Denn jener hatte ſchon, was du erſt ſuchſt zu haben.

* *

Neukirch, auf die Krönung des röm. Königes Josephs.

Europa zankte ſich, und wollte gerne wiſſen,
Wer in Germanien denn ſollte König ſeyn?
Der ſtolze Ludewig war eifersvoll beſliſſen,
Wie er das deutſche Reich möcht auseinander ſtreun?
Drum ſpart er weder Geld, noch Müh, noch Schmeicheleyen,
Und both ſein eignes Kind zu einem Kaiſer an.
Wer, ſprach er, wird euch mehr als dieſer Prinz erfreuen?
Der ſo wie ich, die Kunſt, ſich zu vergrößern, kann.

Allein der Himmel rief: Behalte deine Gaben!
Ich will ein Joſephsherz und keinen Nero haben.

* *

Neukirch, auf die preußiſche Souverainität von Neufchatel.

Es iſt des Adlers Art ſein Recht und Neſt zu ſchützen,
Er läßt den ſtolzen Hahn an ſeinem Orte ſitzen,
Und acht nicht ſein Geſchrey. Pocht er mit Ludewig;
So zeigt des Adlers Bruſt, ſein Schild ſey **Friederich.**

* *

Pietſch, als die Aerzte einem Kranken den Wein verbothen.

Soll mir ein alter Aberglauben
Die beſte Kraft des Lebens rauben?
Wer unterſagt mir Luſt und Wein?
Umſchränkt ein Arzt mich mit Geſetzen,
Die ſie doch täglich ſelbſt verletzen?
Nein! nein!
Fort! ich verlaſſe ſie; weil ihnen
Die Kräfte beßrer Medicinen
Verhaßt und unbegreiflich ſeyn.
Was ſie gebiethen, ſchlägt mich nieder;
Was ſie verbiethen, hilft mir wieder;
Weg Tropfen! weicht dem edlen Wein!
So weichen Unluſt und Beſchwerden.
Mein Antlitz wird bald röther werden,
Wer ſchenkt mir rothen Nectar ein?

* *

Menantes, Quodlibet.

Hört an, ein neues Quodlibet,
Doch wo die alte liebe Wahrheit ſteht.
Ein Quodlibet, ein Quidlibet,
Weil alles in der Welt bunt durch einander geht.
Der Ochſe wird zur Nachtigal.
Der Fuchs darf in den Gänſeſtall.
Der Eſel geht auf Roſen.
Der Stockfiſch reiſt ins warme Bad,
Der Mann muß an das Spinnerad,
Die Frau trägt ſeine Hoſen.
Die Tugend mußte betteln gehn,
Und kam zum Frauenzimmer.
Sie bath das um ein Nachtquartier.
Dieß aber ſprach: Was willſt du hier?
Fort! packe dich von meiner Thür!
Und komm mir nun und nimmermehr,
Du garſtig Bild, vors Angeſicht.
Pfuy! ſtinkts nicht, was du bey dir trägſt!
Geh, daß du Hals und Beine brächſt.
Drauf hat ſie ihren Weg betrübt zurück genommen.
Kein Weib noch Jungfer weis nun nicht,
Wo ſie iſt hingekommen.
Hört an ein neues Wunderding,
Das ſich begeben hat.
Als einſt ein frommer Advocat
Zum Zeitvertreib ſpazieren gieng,
Fand er ein gut Gewiſſen,
Er ſah es für ein Schnupfſtuch an,
Das man von hinten brauchen kann,
Drum hat ers ſtracks zerriſſen.
Gleich und gleich geſellt ſich gern;
Große Küchen, große Heerde.
Große Sättel, große Pferde.

Große Schiffe, große Seegel,
Große Dreſcher, große Flegel.
Große Hüte, große Köpfe.
Große Stürzen, große Töpfe.
Große Wappen, große Helme.
Große Bauren, große Schelme.
Gleich und gleich geſellt ſich gern.
Ey das kann wohl ſchwerlich ſeyn.
Auch ſo trifft es oftmal ein:
Schöne Kleider, garſtge Leiber.
Fromme Jungfern, böſe Weiber.
Wenig Bücher, viel Studenten.
Wenig Treu, viel Complimenten.
Faule Mägde, gute Knechte.
Fette Richter, magre Rechte.
Neue Fäſſer, alte Tonnen.
Junge Huren, alte Nonnen.
Ein Schneider dort zu Jüterbock
Wollt auf den Jahrmark laufen,
Und einen Spiegel kaufen.
Doch aber ohngefehr
Sprang ſeine Katze her,
Und ſatzte ſich ins Fenſter hin vor ihn.
Er ſah ſie an und ſprach: Was ſoll ich mich bemühn,
Und erſt nach einem Spiegel gehen?
Hier ſeh ich ihn ſchon vor mir ſtehen.
Und fang ich einen Raben;
So kann ich ihrer zwey zugleich im Hauſe haben.
Die Katze mauſt, der Rabe ſtiehlt,
Das iſts, was auch ein Schneider ſpielt.
Es ſtund ein reicher Bauersmann
Bey zwenen Advocaten.
Doch ſah ich ihn für einen fetten Hahn,
Sie aber für zwey Köche an.
Denn einer rupfet ihn, der andre will ihn braten.

Ob gleich der Müller ehrlich mühlt,
Stielt er doch aus den Säcken.
Und wenn der Schäfer Wolle ſtiehlt,
So treibt er in die Hecken.
Ein Bürgermeiſter iſt in Rath
Gar ſchlecht und arm gekommen:
Jtzt führt er einen großen Staat,
Wo hat ers hergenommen?
Krieg, Peſtilenz und theure Zeit,
Das ſind drey Landesplagen.
Setzt noch die Advocaten dran,
So kann man ohne falſchen Wahn
Von ihrer vieren ſagen.
Das machen unſre Sünden!
Ein Menſch, der Weisheit ſucht, wird ſie gewißlich finden:
Doch bildet er ſich ein darbey,
Daß ſie von ihm gefunden ſey,
So bald wird ſie verſchwinden;
Und er behält wohl lebenslang,
Wo Narren ſind, den erſten Rang.
Doch, äſſen die Narren kein Brod,
Was hätt es für Noth?
Das Getreyde würde heuer,
Und auch nimmermehr nicht theuer.
Bleibe klein,
Halte dich rein,
Mache dich nicht zu gemein.
Dieſes ſoll dein Paßport ſeyn,
Und auch dein Reiſegeld
Damit lauf durch die Welt.
Wie die Dörfer, ſo die Bauren,
Wie die Städte, ſo die Mauren,
Wie die Zeiten, ſo die Jahre,
Wie die Krämer, ſo die Waare,
Wie die Sahne, ſo die Butter:
So die Tochter, wie die Mutter.

Noch eins? Der Teufel hielt ein Gaſtgebot,
Doch fehlten ihm die Braten.
Er nahm geſchwind in ſolcher Noth
Ein Paar gewiſſer Advocaten.
Mit lauter Sportuln ſpickt er ſie,
Und von Expenſen war die Brüh.
Sie ſchmeckten ihm vortrefflich gut,
Und allen ſeinen Gäſten.
Sie bathen ihn, er ſollte doch
Mehr Advocaten noch
Mit armer Leute Schweiß und Blut
Fein fett und dicke mäſten.
Wer Vögel fängt, darf nicht mit Prügeln in ſie ſchlagen.
Und wer die Wahrheit redt, der muß ſie lachend ſagen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Canitz, Scherzſchreiben, an Herrn C. H. von Willnitz.

Mein lieber Bruder, zürne nicht,
Daß, wann mir Zeit und Luſt gebricht,
Ich nicht ans Schreiben denke;
Du weiſt, daß ich dein Diener bin,
Und unterdeſſen meinen Sinn
Auf dich, nach Deſſau lenke.

Seit dem du weggereiſet biſt,
Spricht man allhier, ohn arge Liſt,
Von vielen neuen Dingen;
Davon ich, nach der Meiſterart,
Und zwar in Knittelverſen zart,
Dir etwas vor will ſingen.

Merkt, Chriſten, was der Teufel thut!
Den Morian, das gute Blut,
Hat Bolßwing todt geſtochen;

So gehts, wenn uns der Wein erhitzt,
Doch meynt man, der gefangen ſitzt,
Kann werden loß geſprochen.

Der Prinz J*** Lobeſan,
Kam hier vergangnen Sonntag an,
Da er die Poſt gefahren
Von Danzig an, bis nach Bernau,
Und will ſich, lieber Leſer, ſchau!
Mit einer Wittwe paaren.

So oft er den Magnet anſieht,
Der ihn ſo kräftig an ſich zieht,
Macht er verliebte Minen,
Und ſingt in dulci Jubilo;
Sonſt hält er ſich incognito,
Und läßt ſich nicht bedienen.

Farjole, welcher manche Nacht
Mit dem Baſſette zugebracht,
Hat Land und Bank verlaſſen,
Und ward von der Trabanten Schaar
Nach Sachſen, glaube mir fürwahr!
Begleitet auf der Straſſen.

Des Rebenacs ſeinem Secret-
Ario es nicht beſſer geht
In Züchten und in Ehren,
So bald der Churfürſt ſprach ein Wort,
Zog er in wenig Stunden fort:
Warum? die Zeit wirds lehren.

Der Churfürſt und was Fürſtlich heiſt,
Haben jüngſt beym Raule geſpeiſt,
Mittags zu Roſenfelde;
Allwo man hat, verſteh mich recht,
Koſtbar gegeſſen und gezecht,
Geſpielet mit dem Gelde.

Die

Die Churfürſtinn trägt ihren Bauch
Geſund nach löblichem Gebrauch,
Und lernet ſich drein ſchicken,
Daß ſie, Gott geb es! ohne Scheu
Mit einem Prinzen oder zwey
Uns jährlich woll beglücken.

Ihr Kammerjunker Hahn zuletzt
Starb, und ward zierlich beygeſetzt,
Dazu viel Volk gebethen.
Der Tod von dieſem armen Hahn,
Hat mancher Henne Leid gethan,
Die er noch ſollte treten.

Eins muß ich melden zum Beſchluß,
Du findeſt einen ſchönen Gruß,
Allhier von meiner Frauen.
Das Fräulein Rackniz in Gebühr
Verlanget ebenfalls dich hier
Bald wieder anzuſchauen.

Datum Berlin, den zwölften Tag
Des Monats, da man erndten mag,
Im Jahre, da man ſchreibet
Tauſend ſechshundert achtzig acht,
Leb wohl! der ſey zum Schelm gemacht,
Der nicht getreu verbleibet.

* *

Das VIII. Capitel.

Von dogmatiſchen, heroiſchen und andern größern Poeſien.

1. §.

Wir finden, daß Empedokles, ein ſicilianiſcher Philoſoph, eine Naturlehre, und Aratus, ein Sternkündiger, eine Aſtronomie in Verſen geſchrieben. Lucretius hat unter den Römern die ganze epikuriſche Phyſik in ſeinen Büchern von der Natur aller Dinge, und Virgil den ganzen Feldbau in vier Büchern beſchrieben. Ovidius hat ſowohl die Kunſt zu lieben, als die Mittel wider die Liebe auf eben dieſe Art in Verſen abgehandelt. Horaz und Boileau haben uns von der Poeſie ſelbſt in Verſen einen Unterricht gegeben: und der Abt Geneſt hat die ganze neuere Weltweisheit in einem eigenen poetiſchen Werke abhandeln wollen. Der Engeländer Philipps hat gleichfalls von der Kunſt, Obſtbäume zu pflanzen, oder von dem Gartenbau ein ausführliches Gedicht, und Pope von der Critik eine Abhandlung in Verſen geſchrieben. Opitz hat uns den Berg Veſuv und das ſchleſiſche Vielgut, imgleichen von der Ruhe des Gemüths, und endlich vier Bücher Troſtgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges in poetiſcher Schreibart abgefaſſet. Auch in der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften iſt eine ſolche Abhandlung von der Dichtkunſt von dem Herrn von Brück befindlich. Alle dieſe und andere dergleichen Gedichte begreife ich unter dem Namen dogmatiſcher Poeſien, oder Lehrſchriften.

2. §. Daß es angehe, dergleichen philoſophiſche, theils natürliche, theils ſittliche Materien in Verſen abzuhandeln, lehrt der Augenſchein ſelbſt: und daß es nicht uneben ſey, zeigen die Exempel der größeſten Männer. Das fragt ſich nur, ob man dieſe und dergleichen Schriften Gedichte nennen

könne?

könne? Nach der oben feſt geſtellten Beſchreibung der Poeſie überhaupt, kann man ihnen dieſen Namen nicht einräumen. Alle dieſe großen und weitläuftigen Werke ſind zwar in Verſen geſchrieben; in der That aber keine Gedichte: weil ſie nichts gedichtetes, das iſt, keine Fabeln ſind. Ariſtoteles hat daher in dem erſten Capitel ſeiner Poetik, dem Empedokles, den Titel eines Poeten abgeſprochen, und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugeſtanden: ob er wohl wußte, daß die Unverſtändigen ihn, ſeiner alexandriniſchen Verſe halber, mit dem Homer in eine Claſſe zu ſetzen pflegten. Was er von dem Empedokles geurtheilet hat, das müſſen wir von allen übrigen oberwähnten Büchern und Schriften ſagen. Es ſind philoſophiſche Abhandlungen gewiſſer Materien, Vernunftſchlüſſe, Unterſuchungen, Muthmaßungen der Weltweiſen, Ermahnungen zur Tugend, Troſtreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Alſo würden denn wohl alle dieſe Stücke gar nicht in die Poeſie laufen, wenn ſie in ungebundner Schreibart abgefaſſet wären: da hingegen die Heldengedichte, Romane, Trauerſpiele, Comödien, Schäferſpiele, und überhaupt alle Fabeln, dennoch Gedichte bleiben und in die Poeſie gehören; wenn ſie gleich nur in ungebundener Rede abgefaßt werden. Indeſſen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetiſchen Schreibart, darinn ſie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnen; obgleich ſelten eine Fabel darinn vorkömmt: ſo können wir auch dieſen größern Arten poetiſch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht verſagen. Der Ausputz, die Zierrathe, der geiſtreiche und angenehme Vortrag der allerernſthafteſten Lehren, macht, daß ſie Poeſien werden: da ſie ſonſt in ihrem gehörigen philoſophiſchen Habite ein ſehr mageres und oft verdrüßliches Anſehen haben würden.

3. §. Es fragt ſich hier, ob es rathſam ſey, dergleichen dogmatiſche Sachen, inſonderheit aber Künſte und Wiſſenſchaften, poetiſch abzuhandeln. Vor einigen Jahren kamen in Holland die Lettres Antipoetiques von der Jungfer

Hoog=

Hooghard heraus, darinn des Boileau Art Poetique mit großer Heftigkeit, und nicht geringer Gründlichkeit angegriffen wurde. Dieſes gelehrte Frauenzimmer, welches noch wirklich in Amſterdam leben ſoll, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollſtändige Künſte, dergleichen die Dichtkunſt iſt, in einer poetiſchen Schreibart vortragen ſolle: weil ſie der Meynung iſt, die Regeln des Sylbenmaaßes und der Reime, inſonderheit aber das Feuer der Poeten, wäre einer ſyſtematiſchen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren ſchnurſtraks zuwider. Sie unterſucht auch in der That den guten Boileau nach den Regeln ihrer lieben Logik, wie ſie ſelbſt ſchreibt, mit ſo vieler Einſicht und Scharfſinnigkeit; daß man ihr größtentheils Recht geben muß. Und endlich vergleicht ſie den erſten Geſang ſeiner Dichtkunſt mit einem zerdrümmerten Tempel Apollons, wo hier ein ſchöner Pfeiler, da ein prächtiger Altar, dort ein treffliches Gemälde, hier wieder ein köſtliches Marmorbild u. ſ. f. ohne Ordnung und Verbindung, über und durch einander geworfen, läge. Ja, ſie macht ſelbſt eine ganz neue Einrichtung dieſes zerſchlagenen Gebäudes. Sie ordnet ſeine Materien ganz anders; und zeigt, daß hier und da manche Lücke auszufüllen, anderwärts aber viel Ueberflüßiges wegzuwerfen wäre. Und was dieſelbe, von dieſem Meiſterſtücke des berühmten Deſpreaux mit ſo gutem Grunde behauptet, das ließe ſich freylich von allen übrigen dogmatiſchen Poeſien ebenfalls darthun, wenn man ſie ſo genau auf die Probe ſtellen wollte.

4. §. Ich gebe es alſo zu, daß man eine Wiſſenſchaft mit völliger Gründlichkeit, weder ſynthetiſch, noch analytiſch in Poeſien abhandeln könne. Wer ein Freund einer ſo ſtrengen Lehrart iſt, wo man nichts unerklärt und unerwieſen annimmt; der muß ſolche poetiſche Abhandlungen nicht leſen. Die Poeten beſcheiden ſichs auch gar leicht, daß ſie keine geometriſche Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde ſehr trockne Verſe und einen ſchläfrigen Vortrag geben. Die tiefſinnigſten philoſophiſchen Geiſter mögen ſich alſo nur an ihre ordentliche proſaiſche Schreibart

halten.

halten. Wenn ſich die Poeten in ihre Wiſſenſchaften mengen, ſo thun ſie es bloß, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einigermaßen etwas davon wiſſen wollen; und ſich um den höchſten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Dieſe machen allezeit den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus: und da iſt es genug, wenn man ihnen nur nichts Falſches ſagt; die Wahrheit in ſolcher Ordnung vorträgt, daß man ſie ziemlich verſtehen und ihren Zuſammenhang wenigſtens klar einſehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetiſchen Schreibart ſo lebhaft und ſinnreich ausbildet, daß man es mit Luſt und Vergnügen leſen könne. Da nun auch die bitterſten Wahrheiten, ſonderlich in moraliſchen Sachen, auf ſolche Art gleichſam verzuckert und übergüldet werden: ſo ſieht man wohl, daß es nicht undienlich ſey, dergleichen Schriften zu verfertigen; und alſo Erkenntniß und Tugend der Welt gleichſam ſpielend beyzubringen.

5. §. Es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß ein ſolch dogmatiſches Gedichte entweder den ganzen Inbegriff einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. Jenes haben die meiſten obberührten Alten; dieſes aber hat unſer Opitz gethan. In beyden Fällen ſetzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verſtehe, und ſich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachſen iſt. Denn hier gilt auch inſonderheit, was Horaz von allen Poeten fordert.

Sumite materiam, veſtris qui ſcribitis aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Denn ſich in Dingen, die man nicht verſteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poeſie eben ſo ſchädlich ſeyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, alſo auch hier, der einzige Augenmerk eines Poeten ſeyn: und es wäre zu wünſchen, daß Ovidius philoſophiſch genug geſinnet geweſen wäre, ſo würde er ſeine Kunſt zu lieben

ben nicht geſchrieben haben. Dieſe ſeine Schrift gehört ſonſt auch hieher, und er hat ſich darinn bemüht, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch ſeine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen; das iſt, ein ſchädliches Gift zu überzuckern. Er ſcheint, ſolches nach der Zeit ſelbſt bereuet zu haben, da er auf eben die Art remedia amoris geſchrieben, die gewiß mit ſo vielem Nutzen, als Vergnügen geleſen werden können.

6. §. Viel vernünftiger hat unſer Opitz in ſeinen dogmatiſchen Poeſien gehandelt. Er zeiget überall eine philoſophiſche Stärke der Vernunft, einen großen Eifer für alles Gute, ein geſetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menſchlichen Dinge verachtet, und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochſchätzet. Sonderlich wären ſein Vielgut, Zlatna und die vier Bücher der Troſtgedichte werth, daß ſie der Jugend beyzeiten in die Hände gegeben, erkläret, und von derſelben von Wort zu Wort auswendig gelernet würden. Dieſes würde derſelben mehr edle Grundſätze der Tugend und Sittenlehre geben, als die lateiniſchen Sprüchelchen, die ſie mehrentheils ohne Verſtand herbethen lernt,

> Und länger nicht bewahrt,
> Als bis der kluge Sohn nach Papageyen Art,
> Sie, zu der Eltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen.

Die alten Griechen hieltens mit ihrem Homer ſo; und ich weis nicht, warum wir gegen den Vater unſrer Poeten noch ſo undankbar ſind: da doch ſeine oberwähnten Gedichte mehr güldene Lehren in ſich faſſen, als die ganze Ilias und Odyſſee.

7. §. Ob man in dieſer Gattung von Gedichten die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit, um ihren Beyſtand anrufen könne, das iſt im V. Capitel des I. Theils bereits gewieſen worden. Vom Lucretius iſt bekannt, daß er die Venus angerufen, weil ſie der Erzeugung der Dinge vorſteht. Virgil, in ſeinen Büchern vom Feldbaue, ruft ein ganzes Dutzend Götter an, die beym Feldbaue was zu thun haben. Opitz

ruft in ſeinem Veſuvius die Natur an, weil er von natürlichen Wundern ſchreiben will:

Natur, von deren Kraft Luft, Welt und Himmel ſind,
Des höchſten Meiſterrecht, und erſtgebohrnes Kind,
Du Schweſter aller Zeit, du Mutter aller Dinge,
O Göttinn, gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas ſagen mag,
Davon kein deutſcher Mund noch bis auf dieſen Tag
Poetiſch hat geredt.

Hätte er es nun dabey bewenden laſſen, ſo wäre es gut geweſen: aber er fährt fort, und ruft auch den Apollo nebſt allen Muſen herbey, die doch bey dieſer Materie vom Veſuvius nichts zu ſagen haben:

Ich will mit Wahrheit ſchreiben,
Warum Veſuvius kann Steine von ſich treiben,
Woher ſein Brennen rührt, und was es etwa ſey,
Davon die Glut ſich nährt. Apollo komm herbey
Mit deiner Muſenſchaar; laß ihre Hand mich leiten
Auf dieſer neuen Bahn, ſo will ich ſicher ſchreiten,
Wohin mein Geiſt mich trägt.

Indeſſen wenn man ihn entſchuldigen will, ſo darf man nur ſagen, daß gleichwohl die Form des ganzen Werkes poetiſch ſey, und alſo des Beyſtandes der Muſen nicht entbehren könne. In ſeinem Vielgut macht er ſeine Anrufung gerade zu Gott ſelbſt:

So komm, o höchſtes Gut, du Urſprung guter Sachen,
Des Böſen ärgſter Feind, erwecke mir Verſtand;
Verleihe kecken Muth, und ſchärfe meine Hand,
Zu dringen durch den Neid des Volkes auf der Erden,
Das ſonſt mit ſeiner Schaar mein Meiſter möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt.

Eben das hat er in den Büchern der Troſtgedichte gethan, wo er ſich den heiligen Geiſt, als den höchſten Troſt der Welt zum Helfer und Beyſtande erbittet. Wie nun hieran nichts auszuſetzen iſt: alſo iſt es auch nicht allzeit nöthig, dergleichen Anrufung zu machen. Horaz und Boileau haben in

ihrer Dichtkunſt keine gemacht. Opitz in ſeinem Buche von der Ruhe des Gemüths, thut es auch nicht; ob es gleich eben ſo groß iſt, als eins von den vorhergehenden.

8. §. Was für Verſe man zu ſolchen dogmatiſchen Gedichten brauchen ſolle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die alexandriniſchen für geſchickt dazu gehalten, und Opitz hat die langen jambiſchen dazu bequem gefunden. Und in der That ſchicken ſich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verſe. Corneille hat dieſes wohl gewußt, daher hat er den Thomas von Kempis durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnſylbigte Verſe, nicht aber in andre Arten derſelben gebracht. Auch Philander von der Linde hat das lange geiſtliche Gedichte Sam. Slaters, welches ein Geſpräche der Seele mit dem Glauben vorſtellt, in keine andere Art von Verſen überſetzt. Und es wäre zu wünſchen, daß man ſolches in der deutſchen Ueberſetzung des Thomas von Kempis auch gethan hätte: da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroiſchen, bald aus trochäiſchen Verſen beſteht; die andre aber, die nicht längſt heraus gekommen, gar wie ein Geſangbuch ausſieht. Wenn jemand Zeit und Luſt hätte, ein ſolches dogmatiſches Werk in unſre Sprache zu überſetzen, der dürfte nur den Palingenius dazu wählen, welcher in dieſer Claſſe gewiß eins von den ſchönſten und erbaulichſten Büchern iſt, die ich je geleſen habe.

9. §. Nichts iſt übrig, als daß ich noch ein Wort von großen Lobſchriften beyfüge. Von dieſen gilt faſt alles, was von den obigen geſagt worden. Opitz hat auf den König in Polen und Schweden, imgleichen auf den Herzog zu Hollſtein dergleichen gemacht, die uns zu Muſtern dienen können. Seine Lobgeſänge auf den Mars und Bachus, imgleichen auf die Geburt Chriſti u. d. gl. ſind auch bekannt, wiewohl ſie zum theil Ueberſetzungen ſind. Was ſind nicht unter ſeinen und ſeiner Nachfolger, Flemmings, Dachs, Tſchernings, Frankens, Beſſers, Neukirchs, Amthors, Günthers und Pietſchens Schriften, für eine Menge ſolcher Poeſien, darinn ſie ausführliche Lobredner ihrer Helden abgeben. Alle dieſe poe-

tiſche Stücke ſind nicht dem Inhalte, ſondern nur der äußerlichen Form nach poetiſch: es wäre denn, daß ſie auch in eine Fabel eingekleidet wären, oder hie und da durch poetiſche Zierrathe ſehr ausſtaffiret würden. Was dabey überhaupt zu beobachten iſt, das kann man mit wenig Worten ſagen.

10. §. Zuförderſt muß der, ſo jemanden loben will, wiſſen, was für Eigenſchaften eigentlich ein wahres Lob verdienen: denn ſonſt läuft er Gefahr, auch ſcheinbare Laſter als große Tugenden heraus zu ſtreichen, und dadurch bey den Verſtändigen zum Gelächter zu werden; bey Unverſtändigen aber viel Schaden zu ſtiften. Zweytens muß man den Character derjenigen Perſon wohl kennen, die man loben will; damit man ihr nicht unrechte Eigenſchaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobſprüche ſolche Schmeicheleyen zu ſchöpfen, die ſich auf hundert andere eben ſo wohl ſchicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, ſondern eine niederträchtige Lobeſucht,

Da keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Eßig iſt, als bloß der Fuchsſchwanz nur.

wie Rachel ſie beſchreibt. Eine rechte Lobſchrift muß ſich ganz ſonderbar auf denjenigen Helden ſchicken, den man lobt, und auf keinen andern gebraucht werden können. Es iſt gratulantenmäßig, wenn man auf alle ſeine Gönner gleichſam einerley Verſe macht, und ihre Gottesfurcht, Wohlthätigkeit ꝛc. mit großem Geſchreye erhebt. Eben ſo verächtlich iſt der Kunſtgriff, in dem Lobe eines neuern allemal einen alten Helden herunter zu machen. Venus muß nicht mehr ſchön, Alexander kein Held, Plato kein Philoſoph und Cicero kein Redner mehr ſeyn, wenn der Poet es ſo haben will. Oder man ſchmelzt alle große Leute des Alterthums zuſammen, um einen einzigen Neuern daraus zu gießen: der doch gemeiniglich kaum werth iſt, dem geringſten von jenen die Schuhe aufzulöſen. Ein rechtſchaffener Poet ſchämet ſich alſo dieſer verächtlichen Schmeicheleyen, und lobet keinen, als von dem man was beſonders zu ſagen und zu rühmen weis.

11. §.

11. §. Doch da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verſe zu machen, wenn uns gleich keine ſolche ruhmwürdige Eigenſchaften von ihnen bekannt ſind: ſo bediene man ſich des Kunſtgriffes, den Pindar erſonnen hat, wenn er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen nicht viel zu ſagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechiſchen Held oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war: zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Dieſe Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leſer erbaulicher, und kommen alſo eher bis auf die Nachwelt, als wenn ſie lauter kalte Lobſprüche in ſich halten. Zum wenigſten muß man hier und dar lehrreiche Ausſchweifungen zu machen bedacht ſeyn; um dem Ekel der Leſer zuvor zu kommen. Man ſehe nur zu, daß man nicht gar zu weit geſuchte Materien ausführe; die ſich auf keine andere Weiſe auf unſern Helden deuten laſſen, als wenn man ſagt: Doch wo gerath ich hin?

12. §. Die Schreibart aller dieſer Gedichte muß nach Beſchaffenheit der Sachen und Perſonen, davon ſie handeln, bald prächtig und erhaben, bald ſinnreich und nachdenklich; bald pathetiſch, bald auch natürlich werden. Hofrath Pietſch hat in ſeinen meiſten Gedichten eine ſo edle Art des Ausdruckes, und ſo erhabene Gedanken gebrauchet, daß er zu ſolchen Lobgedichten faſt allein gebohren zu ſeyn geſchienen: wie man unter andern aus ſeinem langen Geſange auf den Prinzen Eugen ſehen kann, der ſich anhebt: O feuriger Eugen! Die langen jambiſchen Verſe mit ungetrennten Reimen, ſchicken ſich am beſten dazu: man mag ſie nun entweder in einem hinter einander fortlaufen laſſen, und nur zuweilen an bequemen Orten einen Abſatz machen; oder auch acht bis zehnzeiligte Strophen machen, wie Neukirch in vielen Gedichten gethan hat. Dieſe muß man ſich aber dem Inhalte und der Schreibart nach nicht zum Muſter nehmen; weil es Werke ſeiner hitzigen Jugend ſind, da er noch dem lohenſteiniſchen Geſchmacke gefol-

get iſt. Und ſo viel auch von dieſer Gattung. Folgende Exempel ſollen zur Probe dienen.

13. §. Doch ehe ich dieſes Capitel ſchließe, muß ich noch etwas erinnern, was zu dieſem und allen vorhergehenden Capiteln dieſes andern Theils gehöret. Es betrifft die Titel die man zu ſeinen Gedichten machen ſoll. Hier fragt ſichs nun, wie man dieſelben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünſtelten oder hochtrabenden, das iſt, die metaphoriſchen oder allegoriſchen Titel: und dieſe pflegen ihre vornehmſte Erfindungskraft ſchon auf der Ueberſchrift zu verſchwenden. Neidhard hat eine Cantata gemacht, deren Titel dieſer war: die mit blauen Adlersflügeln gen Himmel geflogenen güldnen Sonnen. Die Erfindung war aus dem Wappen desjenigen Grafen genommen, bey deſſen Leiche dieſes Stücke zur Trauermuſik dienete. Wer ſieht aber nicht, wie ungereimt die Phantaſie des Poeten geweſen, der die blauen Flügel an die Sonnen zu ſetzen das Herz gehabt, um ſie damit gen Himmel fliegen zu laſſen? In andern Gedichten findet man eben ſolche Ausſchweifungen: ja in ganzen Büchern der Poeten iſt es nichts ſeltſames, daß man poetiſche Trichter, Helikons, Parnaſſe, Tempel, Altäre, Roſenblätter, Roſengepüſche, Cedern- Lorbern- Myrten- und Cypreſſen- Hayne, Poſaunen, Harfen, Glocken, Cymbeln, und warum nicht auch Schellen? von ihnen zu ſehen bekömmt.

14. §. Allein wenn ich die Wahrheit davon geſtehen ſoll; ſo machen alle dieſe metaphoriſche Titel einem Buche kein ſonderliches Anſehen. Die Alten haben ihren größten und beſten Gedichten ſehr einfache und ſchlechte Namen gegeben: Die Ilias und Aeneis, nebſt allen Trauerſpielen der Griechen können genugſam davon zeugen. Andere kleine Werke, hießen auch ſchlechtweg, Ode, Ekloge, Satire, Elegie, Schreiben, Sinngedichte u. ſ. w. ohne ein großes Gepralе von dem wunderwürdigen Inhalte ſolcher Stücke zu machen. Und in den neuern Zeiten haben auch die beſten Dichter ſich ſolcher hochtrabenden Titel enthalten. Man ſieht wohl, daß Opitz, Flemming, Canitz, Beſſer, Philander und Günther

ſich aller dieſer weitgeſuchten Ueberſchriften ſowohl in einzelnen Stücken, als in ganzen Sammlungen enthalten haben. Bey denen aber, die ſich auf eine praleriſche Art mit ſeltſamen Ueberſchriften breit gemacht haben, hat es mehrentheils geheißen:

Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Man bleibe alſo bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln ſeiner Gedichte; und halte feſt dafür, daß es weit beſſer ſey: wenn hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten iſt, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr wäre verſprochen worden, als der Poete im Werke ſelbſt haben gewollt oder gekonnt.

* *

Opitzens Lobgedichte, an ſeine Königliche Majeſtät in Pohlen und Schweden.

Der Höchſte lebet ja, es wallet ſein Gemüthe,
Noch vor Barmherzigkeit und väterlicher Güte;
Er lenket deinen Sinn, dem ſeiner günſtig iſt,
Daß er, o Vladislav, für Krieg die Ruh erkieſt,
Und Langmuth für Geduld. Die falſchen Herzen klagen,
Die guten freuen ſich, daß du nicht ausgeſchlagen,
Der Waffen Stilleſtand, und daß dein Sinn, o Held!
Den Frieden höher ſchätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht. Die ſo vorhin durch Kriegen
Nach Ewigkeit geſtrebt, und längſt begraben liegen,
Sind ſelbſt vermuthlich froh, daß itzund durch Verſtand
Und Glimpf erworben wird, was ihre ſtrenge Hand
Zu ſchaffen, nie vermocht. Herr! dieſes thun die Gaben,
Damit dich die Natur und Gott bereichert haben.
O du, des Himmels Wunſch, der Völker Troſt und Zier!
Du ſcheueſt keinen Streit, doch nimmſt du itzt dafür,

Was auf den Streit erfolgt. Sonſt biſt du zwar gebohren
Zu aller Tapferkeit, zum Strengeſeyn erkohren,
Zu kämpfen angewöhnt. Du kömmſt von Leuten her,
Die häufig vor der Zeit durch ihr ſo kaltes Meer
Mit heißer Brunſt geſetzt, und Rom, den Zaum der Erden,
Der Völker Königinn, gezwungen, zahm zu werden,
Zu tragen fremdes Joch; von Leuten, derer Macht
Noch bis auf dieſe Zeit in ihren Gliedern wacht.
Die nach der Ehre mehr, als nach dem Leben fragen,
Und trotzen, wer ſie ſcherzt; von welchen dann zu ſagen,
Hier weder Fug noch Recht. Du würdeſt König ſeyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienſt allein.
Du biſt von Jugend auf dem Lobe nachgegangen;
Es hört ſo keiner auf, als du haſt angefangen:
Was ſonſt in langer Zeit kein Herr verrichten kann,
Das haſt du oftermals auf einen Tag gethan.
Das Glücke dienet dir. Dein Vater hat nicht wollen
Ohn dich zu Felde ſeyn, ohn dich nicht ſiegen ſollen;
Der große Siegismund, der nicht ſo zeitlich ſich
Von dieſer Welt gemacht, woferne er durch dich
Nicht ſeine Statt erſetzt. Nachdem die Moſcowiten
Ihn alſo angereizt, daß er ſie hat beſtritten,
Ihr großes Heer verfolgt, das weite Land beſiegt,
Bis zur Hirkaner See, die Hauptſtadt eingekriegt;
Den Fürſten in Triumph nach Warſchau hingeführet:
Da hat dir ſchon dieß Theil von Aſien gebühret
Durch ihre freye Wahl; wenn nicht ihr Unverſtand,
Was? wenn ihr Meyneid nicht ſich von dir abgewandt.
Haſt du den Schimpf verſchmerzt? nein! deine werthe Sinnen,
Die außer Löblichkeit nichts denken noch beginnen,
Wann ſich Aurora zeigt, und wann der Tag gebricht,
Die fragten ferner nun nach deiner Jugend nicht,
Und riſſen dich nur fort. Wer hat nicht angeſehen,
Verwundert und beſtürzt, wie da das ſcharfe Wehen
Der unbewohnten Luft, des rauhen Himmels Art,
Die ungebähnte Bahn, der wilden Thiere Fahrt,

Und was das grimme Land für Uebel mehr noch heget,
Dir deinen großen Muth im mindſten nicht geleget?
 Dieß thut ein edler Geiſt, der nicht zu zagen weis;
Er wählt für Ruh Gefahr, für Kälte Thau und Eis,
Und Eiſen noch darzu. Die Sonne muß ſtets gehen,
Der Himmel wälzet ſich, die See kann nimmer ſtehen;
So, König, biſt du auch. Dein Sinn iſt himmelweit,
Iſt als die Sonne klar, iſt als die Meere breit,
Und denkt nicht einmal nach, in was Gefahr er rennet.
Als wie ein kühner Löw, indem ſein Herze brennet
Für Gunſt, zu ſeiner Zucht, der ſorget ſtets und wacht,
Schleicht über allen Froſt und Schnee bey ſtiller Nacht;
Sein Haar iſt ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Cryſtall, die Klauen ſind befrohren,
Noch ſchaut er keine Müh und Laſt des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hauſe kommen kann.
Du haſt auch damals ſchon Beſcheid zu geben wiſſen,
Wo recht zu lagern ſey, wo Städte zu umſchließen,
Was eine Schlacht erheiſcht, wo Sturm und Anlauf gut,
Wo Hinterhalt muß ſtehn, wo Wacht von nöthen thut,
Und was der Sachen mehr. Du ſelbſt biſt angegangen,
Beherzt und ungebückt, haſt nie entfärbt die Wangen,
Die Augen nie verkehrt; zwar durch Verſtand und Rath
Ein Feldherr, aber auch durch Fechten ein Soldat.
So hat dein reifer Witz des Feindes Liſt bezwungen,
Dein Degen ſeine Kraft. Du haſt ihm abgedrungen,
Was der Tyrann vielleicht im Traume nie gedacht,
Haſt ihn dir Severin, ein Land von ſolcher Macht,
Ingleichen Czernichow, ſammt zweymal dreyßig Städten,
Und zehen faſt darzu, genöthigt abzutreten.
Und alſo, da man dich für Jüngling noch geſchätzt,
Den grünen Lorberkranz auf deinen Kopf geſetzt,
Der itzund Kronen trägt. Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung ſollen ſchenken,
Und Raſt nach ſolcher Müh. Es ſaget aber, nein!
Der Kaiſer von Byzanz muß auch geſchlagen ſeyn.

Wie? wann ein kalter Sturm den Schloß, den er gebieret,
Hoch aus den Wolken her durch Thal und Wälder führet,
Und auf die Saaten wirft, daß ſich der Ackersmann
Zur Erndte keinen Troſt noch Hoffnung machen kann:
So kam der Heyden Volk weit von dem Nilusſtrande,
Von Taurus Klippen her, dem heißen Mederſtande,
Dem wilden Thracien, dem ſchweifenden Euphrat,
Und was der Bluthund mehr für große Länder hat,
Die kaum zu zählen ſind: zu denen ſich noch ſchlugen
Die Tartarn, welche Luſt zu einem Feuer trugen,
Das ihnen ſelbſt gehört, Pokuz war leer gemacht,
Podolien verheert, Wolhyna durchgebracht,
Pr:mislau ausgebrannt: viel Menſchen wurden Beute,
Und kläglich weggeführt. Viel gute Rittersleute,
Die hatten bey Czeczor ihr Leben aufgeſetzt,
Und in der Wallachey das arme Feld genetzt.
Das Land ſtund Schreckens voll, man ſahe furchtſam ziehen
Die Dörfer in die Stadt, die Stadt mit ihnen fliehen,
Und alles war verzagt. Du wareſt der allein,
Der die Gemüther nicht ließ ſonder Hoffnung ſeyn,
Das Land nicht ſonder Schutz. Mit kläglich thun, mit Zähren,
Mit Zittern, fiengſt du an, iſt dem nicht abzuwehren,
Der mit dem Säbel kömmt. Wenn Wind und Wellen gehn,
Kan niemand mit Geſchrey dem Wetter widerſtehn.
Das Waſſer hat kein Ohr, man muß das Ruder faſſen,
Muß ſchöpfen, wache ſeyn, die Segel fallen laſſen;
Den Maſtbaum in das Schiff, des Ankers Laſt darvon,
Und in den Grundſand thun, und eilends den Patron
Vernehmen, wenn er rufft. Kommt, laßt dem Feinde zeigen,
Er ſoll uns nimmer ſehn vor ſeinen Monden neigen;
Er habe darum ſich an Leuten ſtark gemacht,
Daß ihrer mehr durch uns auch würden umgebracht.
Soll er der Meiſter ſeyn, du edeles Geblüte!
Er, der beſchnitten iſt an Leib und an Gemüthe,
An Art und Sinnen weich? Das wolle der ja nicht,
Den dieſer Hund verhöhnt. Der, welchem Muth gebricht,

Dem

Dem Hand und Herze ſinkt, mag nur von dannen reiſen!
Ihr, die ihr Ehre liebt, kommt, laſſet uns erweiſen,
Was Gott und Recht erheiſcht, und rettet durch den Streit
Zwar, Pohlen, doch zugleich die ganze Chriſtenheit.
So haſt du fortgeſetzt, und alle Welt gelehret,
Daß ein beherzter Sinn, der ſeinen Höchſten ehret,
Und liebt ſein Vaterland, und auf kein andres Ziel,
Als Schutz und Rettung geht, zu thun hat, was er will,
Und ſelbſt die Hölle trotzt. Es konnten ſo viel Schaaren
Nur nicht dein Antlitz ſehn. Die frechen Janitzaren,
Der Türken rechte Gard, erwürgten ihren Gott,
Das wilde Thier, Osmann, und trugen vieler Tod
Hierdurch an ſeinem aus vor Ungeduld und Schmerzen.
Nun lauf du tolles Heer, und lerne ferner ſcherzen
Den Sinn, der Ehre ſucht, den Lob und Ruhm ergetzt,
Und der ſein Leben nicht für Ruh der Völker, ſetzt.
Der Tag, als Crakau dir, Triumph! o Licht der Erden,
Triumph! gerufen hat, ſoll ſtets erhoben werden,
Soll hoch und heilig ſeyn: dein ſchöner Preis, o Held!
Soll allzeit wären mit, dein Lohn auch nach der Welt.
Man wird nicht minder auch mit vollem Munde ſagen:
Wie Moſcau neulich noch des Bundes Pflicht verſchlagen,
Und dich gereizet hat, gewaffnet hinzuziehn,
Bis zum Boryſthenes. Was war doch ihr Gewinn
Der ſtolzen Nation, des Volkes ohn Gewiſſen?
Man ſah ſie freylich wohl Smolensko hart umſchließen:
Doch du umſchleußeſt ſie und bringſt den Feind ſo weit,
Daß er, wie ſchwer es fällt, für Sieg Genade! ſchreyt.
Er kreucht zum Kreuze hin, giebt auch was ſein iſt, wieder;
Legt ſeine Hoffarth dir mit Wehr und Waffen nieder,
Und lernt gehorſam ſeyn. Er hat daſelbſt bekannt:
Du hätteſt ſeinen Hals und Ehr in deiner Hand.
Doch du, o König haſt im Herzen noch mehr Güte.
Erſt zwingeſt du den Feind, und itzund dein Gemüthe,
Führſt ſelbſt dich im Triumph: ihr Leben ſteht bey dir,
Das giebſt du ihnen hin, und nimmſt allein dafür

Das Lob der Gütigkeit. O eine werthe Tugend!
Doch derer nur ein Zweig, die dich von erſter Jugend,
Von Wiegen an geziert. Zwar Gott, das Reich, dein Stand
Und Würde haben dir das Zepter zugewandt,
Dein edles Haupt gekrönt, dich hochgeſetzt auf Erden:
Du willſt durch Niedrigkeit doch gleichwohl höher werden.
Wer dich im Kriege ſieht, der legt die Waffen bey:
Wer dich im Frieden ſchaut, iſt aller Furchten frey,
Behält die Lieb allein; läßt Scheu und Schrecken ſchwinden,
Spricht einen König an, und pfleget mehr zu finden,
Als einen Vater ſelbſt. Hierdurch haſt du gemacht,
Daß nichts ſo ſehr für dich, als Treu der Leute wacht,
Die deine Demuth ſehn. Das Stehen der Trabanten,
Die Warnung vor Gefahr, die Aufſicht der Bekannten,
Gewehr und Waffen, Herr, die ſind für ein Gemach,
Da ein Tyranne ſitzt, nur oftermals zu ſchwach.
Der kann nicht ſicher ſeyn, vor dem nichts ſicher bleibet,
Der Blut zur Loſung hat, Blut redet, und Blut ſchreibet,
Und ſäuft es in den Hals. Er fürchtet, die er kränkt,
Traut auch dem Degen nicht, der ihm zur Seiten henkt,
Und haßt, und wird gehaßt. Gunſt will nicht ſeyn getrieben:
Ein Herr, der Liebe ſucht, der muß zum erſten lieben;
Ohn dieß iſt jenes nie. Der gründet nur auf Sand,
Der nicht auf Liebe baut, die als ein feſtes Band,
Auch die Natur verknüpft, was hält den Weltkreis wieder?
Warum geht das Geſtirn in Ordnung auf und nieder?
Wie weis der Wind ſein Ziel, der Monde ſeine Zeit,
Das Waſſer ſeinen Strand? dieß thut die Einigkeit,
Die Liebe, die wir auch in deinen Augen ſehen,
Den Zeugen deiner Treu. Wer darf wohl vor dir flehen?
Wer ſagt, du habeſt ihm einmal zu kurz gethan?
Du ſprichſt ſchon oftmals ja, eh als man bitten kann:
So freundlich iſt dein Sinn! Wie auch die klaren Stralen
Der Sonnen nicht nur bloß Gefild und Berge malen,
Nicht nur an einen Ort erſtrecken ihren Schein;
So biſt du gleichfalls auch. Dich dünkt zu wenig ſeyn,

Für

Für deine Gütigkeit; das Volk, das du regiereſt,
Das dich mit Treuen meynt, und du mit Wohlfahrt ziereſt:
Du biſt ein großer Troſt, ein Schirm und Zuverſicht,
Für einen jeglichen der dich um Schutz anſpricht,
Und ſonſt bedränget iſt. Die fremde zu dir kommen,
Gehn fremde nicht hinweg: ſie werden aufgenommen,
Geſetzt in Sicherheit, in Ruh und ſolchen Stand,
Daß ſie bedünkt, dein Reich das wär ihr Vaterland.
Hier mag auch jedermann im Gottesdienſte leben,
Wie ſein Gewiſſen weis; mag ſeine Hände heben
Zu dem, der euch nicht mehr vertrauet, als die Welt,
Und ſeiner Ehre Recht für ſich allein behält;
Zu dem, der lieber uns will ſonder Glauben wiſſen,
Als daß man ſeine Furcht aus Furchten ein ſoll ſchließen,
Und nach dem Winde gehn; zu dem, der Heucheley
So ſehr beſtrafen wird, als Mord, als Tyranney,
Als Blutſchuld, Sodomie, als alle ſolche Sünden,
Dadurch man ihn vermag in Eifer zu entzünden;
Zu dem, der ewiglich mit dem nicht ſtimmen kann,
Der mit dem Himmel ſcherzt, und ſieht die Menſchen an.
Du hegeſt ſolchen Sinn, wenn dich dein Volk ſo ehret,
Dir treu iſt, wie es ſoll, und thut, was ſich gehöret,
So ſey es recht und gut: und dieſes kömmt bey dir
Von der Gerechtigkeit, die deine beſte Zier
Von allen Gaben iſt; die dich dahin erhebet,
Bey deinem Leben ſchon, wornach ein König ſtrebet,
Der dort auch herrſchen will. Wo bleibt Beſcheidenheit?
Dein Anſehn? dein Verſtand? ja wo die Mäßigkeit,
Die ganz dein eigen iſt? dein weiſer Sinn im Rathen,
Der Rede Witz und Zier, die Wachſamkeit in Thaten,
Die Langmuth? Der Bezwang des Zornes, der allein
Genug ſonſt Laſters iſt, kömmt dir vom Nüchternſeyn.
Was kann ein ſolcher Herr für kluge Sinnen haben,
Dem allzeit die Vernunft im Becher liegt begraben,
Und auf dem Glaſe ſchwimmt? Wer nichts für Leut und Land
Als Wein vergoſſen hat, der macht ſich zwar bekannt,

Doch nicht durch Tapferkeit; muß böſen Menſchen trauen,
Die ihn, und ſich, und mich oft zu verkaufen ſchauen;
Iſt ſeiner Diener Knecht, und trinket durch den Wein,
(Wie theuer Waſſer doch!) viel tauſend Thränen ein.
Wer ſieht an Rache dich, o Held! die Augen weiden?
Wie bald vergiebeſt du, wer weis ſich zu beſcheiden
Nur einer grimmen That? dein Herze heiſcht kein Blut
Von dem, der Gnade ſucht, der Reu und Buße thut;
Viel minder, welcher nichts. Soll ich denn auch beſchreiben,
Wie du den Reſt der Zeit zuweilen wilſt vertreiben,
Und dich dir ſelber giebſt? Du biſt zwar bey der Ruh
Auch König: dennoch iſt nichts freundlichers, als du,
Nichts milders auf der Welt. Daheim iſt dein Ergetzen,
Ein Buch, das leſens werth; im Felde nimmt das Hetzen
Dir deine Sorgen hin. Es hatten den Gebrauch
Ulyſſes, Telamon, und der Achilles auch,
Der Thetis großer Sohn. Alcides hat im Jagen
Den Ernſt, mit welchem er die Rieſen todt geſchlagen,
Nicht minder angelegt. Doch kennſt du Maaße hier:
Denn wer nichts anders weis, wird endlich ſelbſt ein Thier,
Und lernet grauſam ſeyn. Du führeſt ſo dein Leben,
Daß du der Welt und Gott kannſt gute Rechnung geben,
Gott, auf den du: der Welt, die auf dich Achtung giebt.
Ihr, die ihr itzund nicht, als was vor euch iſt, liebt,
Ihr möcht verſichert ſeyn: es ſind viel kluge Seelen,
Viel Geiſter von Vernunft, die aus der tiefen Hölen
Der Wahrheit dieß hervor zu graben ſind bedacht,
Wodurch der grauen Zeit ſoll werden vorgebracht,
Was jener, der und die, und alleſammt beginnen;
Den Wankelmuth, den Neid, den Haß, die Weiberſinnen,
Dieß alles, was man ſcheut zu ſagen, und doch thut.
Du darfſt, o freyer Held, den Königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn: wohin man itzund ſiehet,
Da ſchaut man auch dein Lob. Daß Ruh und Friede blühet,
Daß Recht und Billigkeit in vollem Schwange geht,
Daß alles um und um in Luſt und Freuden ſteht,

Iſt nebſt des Himmels Gunſt dir einig zuzumeſſen.
Man wird des Leides nun durch alles Land vergeſſen.
Es darf Boryſthenes nicht mehr die Wehre ſeyn,
Vor Moskau; das Geſchrey von dir thut dieß allein.
Man darf der Tartarey hier keine Mauren ſetzen,
Wie Sina ſich verwahrt; dein Ruhm iſt mehr zu ſchätzen:
Der Pruth, der Tyras hält den Türken nicht ſo an,
Als deines Namens Macht den Räuber ſtillen kann.
Ach! könnte doch ein Menſch auf einer Warte ſtehen,
Und über dieſes Reich die Augen laſſen gehen:
Was Schein, was Aenderung doch würde dieſe Zeit
Ihm zeigen gegen der, die erſt war weit und breit;
Da Krieg zu fürchten ſtund, und theils auch ſchon geweſen.
Die Städte freuen ſich, die Felder ſind geneſen.
Es lebet jedermann, (o Deutſchland! möchteſt du
Doch auch ſo ſelig ſeyn!) für ſich, in ſtiller Ruh.
Die reiche Weichſel kann zur See ohn Aufhalt fließen,
Die See ſich allerſeits frey an ihr Ufer gießen,
Das Ufer Waaren ſehn, und alles luſtig ſeyn.
Sollſt du, o Luſt der Zeit, o König, dann allein
Von dieſen Freuden nicht auch dein Theil reichlich haben?
Des Himmels treue Gunſt wird dich mit dem begaben,
Bey friſcher Lebenszeit, was dein Gemüthe liebt,
Und Gott nur nehmen kann, der dir es ſelber giebt.

* *

Opitz, Lob des Feldlebens.

O wohl! und mehr als wohl! dem, welcher weit vom Kriegen,
Von Sorgen, Müh und Angſt, ſein Vatergut kann pflügen;
Lebt ſicher und in Ruh noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt ſein kleines Feld;
Spannt Roß und Ochſen vor, darf ſeinen Sinn nicht kränken,
Um armer Leute Schweiß, weis nichts von Wechſelbänken,
Von Wucher und Finanz; iſt alles Kummers frey,
Daß nicht ſein Haab und Gut im Meer ertrunken ſey;

Darf

Darf auf der wüſten See nicht immer furchtſam ſchweben,
Von Winden umgeführt, da zwiſchen Tod und Leben
Ein daumendickes Bret; giebt nicht aufs Bergwerk acht,
Da Stoll und Schach ſich oft verlieren über Nacht;
Erwacht nicht durch den Schall der ſtarken Heerpoſaunen,
Erſchrickt nicht vor dem Blitz und Donner der Karthaunen;
Wie zwar der Landsknecht lebt, der Tag und Nacht das Land,
Das doch dem Mäyer bleibt, ſchützt mit bewehrter Hand.
Er denkt nicht, wie er komm hoch an das Bret vor allen.
Und könne Königen und Herren wohlgefallen:
Tritt nie auf ſchlüpfrig Eis; giebt ſeine Freyheit nicht,
Um eine Hand voll Gunſt, die eh als Glas zerbricht.
Er läßt ſich auch nicht ein in fremder Leute Sachen,
Verurtheilt niemals falſch, hilft krumm nicht grade machen,
Steht nicht in Furcht und Angſt, hält vor der reichen Thür,
Sein Hütlein in der Hand, und kömmt doch ſelten für.
Das alles darf er nicht: er hat, was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er ſchläft, beſcheret;
Hat mehr, als der ſein Herz auf bloßen Reichthum ſtellt,
Beſitzt nicht, was er hat, iſt arm und hat viel Geld.
Er gehet fröhlich hin, führt itzt die ſüſſen Reben
An Ulmenbäumen auf, daß ſie beyſammmen kleben,
Als ehelich vermählt. Itzt weil die Schöſſe klein,
Bricht er, was wild iſt, ab, impft gute Sprößlein ein.
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen, frey zu fließen
Dem Waſſer über Feld, die Wieſen zu begießen,
Die dürr und dürſtig ſtehn; ſpaziert bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch iſt naß.
Bald ſtützt er einen Baum, der von der Frucht gebeuget,
Vor Laſt zerbrechen will, und ſich zur Erden neiget:
Und etwan ſieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh, und Ochſen überall.
Schaut er denn über ſich, ſo ſieht er ſeine Geißen,
Das Laub von dem Geſtäud an einer Klippen reißen;
Dabey ihr Mann, der Bock, für Luſt und Freuden ſpringt:
Hört, wie der Hirte wohl von ſeiner Phyllis ſingt,

Die hinter einen Baum ſich hatte nächſt verkrochen,
Als er ihr ſchönes Obſt und Blumen abgebrochen.
Hört, wie die braune Kuh im nächſten Thale brüllt,
Daß ihre rauhe Stimm hoch über Feld erſchüllt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächſern Königreich, das ſie mit klugen Sinnen
Sehr artig aufgebaut, nimmt auch zu rechter Zeit
Den feiſten Schafen ab ihr dickes Wollenkleid.
Kömmt denn, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obſt und Traubenmann, der reiche Herbſt gegangen:
Wie freut er ſich ſo ſehr, wenn er die Birnen ropft,
Vom Baume, den er ſelbſt vor dieſer Zeit gepfropft;
Und lieſet Aepfel auf, die ſelber abgefallen;
Nimmt ihm hernachmals vor die ſchönſten unter allen,
Beißt ungeſcheelet an; geht dann, beſieht den Wein,
Bricht reife Trauben ab, die Purpur ähnlich ſeyn.
Iſt er vom Gehen laß, ſo kann er ſich fein ſtrecken
Bald in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken,
Bald in das grüne Gras, an dem vorüber fleußt,
Das Waſſer und durchhin mit ſtillem Rauſchen ſcheußt:
Bey deſſen Rande denn die Feldheuſchrecken ſpringen,
Und mit dem langen Lied ihr Winterleid verſingen.
Der Vögel leichtes Volk macht ſeinen Lobgeſang,
Schreyt überlaut, und wünſcht den Sommer noch ſo lang.
Die ſchöne Nachtigal läßt ſonderlich ſich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu ehren:
Die Fröſche machen auch ſich luſtig an der Bach,
Und ihr Coax, Coax, giebt keinem Vogel nach.
Nicht weit von dannen kömmt aus einem kühlen Brunnen
Ein Bächlein durch das Gras gleich wie Cryſtall gerunnen,
Draus ſchöpft er mit der Hand, eh er ſich ſchlafen legt,
Wozu des Bachs Geräuſch und Murmeln ihn bewegt.
Wenn aber mit dem Eis und rauhen ſcharfen Winden
Der graue Winter kömmt, ſo kann er doch was finden,
Auch mitten in dem Schnee, das nützet und ergetzt;
Indem er itzt ein Schwein mit ſeinen Hunden hetzt,

Und itzt ein ſchnelles Reh in dem Gehege fället,
Bald mit dem Garne dann den leichten Haſen ſtellet:
Kömmt auch, nachdem er hat vom Jagen umgekehrt,
Lockt das Geflügel an auf ſeinen Vogelheerd,
Fängt etwan einen Kranch, der in den Lüften irret,
Durch altes Zauberſpiel in ſeiner Flucht verwirret:
Das theure Haſelhuhn geht ihm nicht ſelten ein,
Rebhüner auch, die ſonſt die Zier der Tiſche ſeyn.
Verfüget er ſich heim, da hat er viel zu bauen,
Macht Planken in den Zaun, ſchnitzt Flegel, ſtielt die Hauen,
Ergänzt den Pferdezeug, verwahrt das Taubenhaus,
Strickt Netz und Jägergarn, putzt alles ſauber aus.
Schaut dann den Pfauen zu, ſieht, wie die ſtolzen Hahnen
Die Hüner übergehn, lockt zu ſich die Faſanen.
Die Tauben haben ſich gelagert um das Dach.
Die Ranze läuft der Magd mit ihren Ferkeln nach.
Wie wollt er dann nun wohl dieß freye Leben haſſen,
Und nicht der Städte Luſt für ſeine Wälder laſſen?
Vornehmlich auch wenn ihm ſein Weib entgegen kömmt,
Und ihren lieben Mann friſch in die Arme nimmt,
Hat keine Larven vor, iſt ſchwarzbraun von der Sonnen,
Ihr Antlitz iſt geſchminkt mit Waſſer aus den Brunnen,
Ihr Hut iſt Haberſtroh, ihr Kittel iſt parat
Von Seiden, die ſie ſelbſt zuvor geſponnen hat.
Sie macht ein Feuer auf, iſt mühſam und geſchwinde,
Läuft hin und melkt die Küh, ſo bald, als das Geſinde;
Ergreift den weiten Krug, bringt einen blanken Wein,
Der nicht muß allererſt mit Zucker ſüſſe ſeyn.
Denn decket ſie den Tiſch, und ſetzet auf die Speiſen,
Darnach man nicht erſt darf ſehr viel Meilweges reiſen,
Und die das wilde Meer hier an das Land gebracht;
Kauft keinen Stör, den nur die Würze theuer macht.
Kennt nicht, was Auſtern ſeyn, weis gar nicht von Lampreten,
Die erſt der weiſe Koch in Malvaſier muß tödten,
Artſchocken findet man in ſeinem Garten nicht,
Melonen ſind ihm auch nie kommen zu Geſicht.

Er hält bey ſich vielmehr auf einen guten Schinken,
Und eingeſalztes Fleiſch, das macht ihm Luſt zu trinken.
Sein beſtes Eſſen iſt Milch, Eyer, Honig, Schmalz,
Für Spargel ißt er Kraut; anſtatt der Würze, Salz.
Er lobt ein Lamm, das er dem Wolf erſt abgejaget,
Ein friſcher Kalbskopf ihm für Straußenhirn behaget,
Sticht ſelbſt ein Ferklein ab, würgt einen feiſten Hahn,
Der unwerth iſt gemacht, und nicht mehr buhlen kann.
Die Aepfel ſchmecken ihm viel beſſer, als Zitronen,
Rapunze, Kreſſe, Lauch, Kohl, Rüben, Erbſen, Bohnen,
Saurampfer, Peterlin, Salat im friſchen Oel,
Iſt ihm mehr angenehm, als Safran und Kanel.
Bey dieſer ſeiner Koſt er viel geſunder bleibet,
Als der zu eſſen pflegt, eh ihn der Hunger treibet.
Was mancher theuer kauft, wird ihm umſonſt gewährt:
Sein Vorrath iſt das Feld, ſein Holz kömmt auf den Heerd.
Indem er alſo ißt, hört er der Schafe Schellen,
Die von der Weide nun ſich wieder heim geſellen.
Schaut, wie die ſtolze Geiß will vor dem Widder gehn,
Wie ſeine feiſte Küh in vollen Eytern ſtehn.
Bald ſiehet er darauf die ſtarken Roſſe bringen,
Den umgeſtürzten Pflug, und noch für Geilheit ſpringen;
Mit denen und zuvor ſein mühſames Geſind,
Eins nach dem andern ſich gemach nach Hauſe findt.
Auf dieß ſie an den Tiſch heißhungrig niederſitzen,
Und eſſen, daß ſie mehr, als vor zu Felde, ſchwitzen.
Wenn nachmals jedermann geſättigt iſt vollauf,
Schmeckt aus der großen Kann ein guter Trunk darauf.
Legt ſich hernach zur Ruh, ſchläft frey von Angſt und Sorgen,
Bis ihn und ſein ganz Haus der Hahn weckt, wann am Morgen
Aurora ſehen läßt ihr roſenrothes Haar,
Und mit dem klaren Schein umhüllt der Sternen Schaar.
Es ſtehe wer da will hoch an des Glückes Spitzen,
Ich ſchätze den für hoch, der hier kann unten ſitzen,
Da keine Hoffarth iſt, kein äußerlicher Schein,
Die nur die Augen füllt, und kann ſein ſelber ſeyn;

Bleibt von des Neides Giſt' und Eifer ganz verſchonet,
Weis von der Sünde nicht die in den Städten wohnet,
Und in den Winkeln ſteckt; ſtellt da ſein Leben an
Da ſeiner Unſchuld ſelbſt der Himmel zeugen kann,
Vertrauet Gott allein ſein Weſen und Vermögen,
Sieht alles unter ſich, lauft ſeinem Tod' entgegen,
Und ſcheut ſein Stündlein nicht. Der iſt gar ſehr verblendt,
Der ſonſt zwar alles weis, doch ſich nicht ſelber kennt.

* *

Beſſers Lobgedicht, Auf Friedrich Wilhelms des Großen erfochtene Warſchauſche Schlacht, im Jahre 1656.

Der flüchtge Caſimir, der erſten Furcht entſtrickt,
War wieder in ſein Reich aus Schleſien gerückt:
Indeß daß groß und klein, bis auf die Tartarhorden,
Für ihn und ſeinen Thron, war aufgebothen worden.
Mit dieſen lag er erſt bey Warſchau an der Stadt;
Doch weil zu große Macht auch große Kühnheit hat:
War er den Weichſelſtrom dieſſeits herüber gangen,
Uns deſto ſchleuniger im Anmarſch zu empfangen.
Faſt hundert tauſend Mann bedecketen das Feld:
Sie hielten gegen uns als eine halbe Welt.
Wie man die Kranche hört bey ihren Zügen girren,
Und in der Sommerszeit die reifen Saaten ſchwirren:
So raſſelte der Klang von Pferden, Schild und Spieß,
Den dieſe große Schaar von weiten hören ließ.
Wie alles ſtäubt und bebt bey Ankunft einer Heerde:
So ſchwärzte ſich die Luft und zitterte die Erde;
Als dieſer Völker Trifft, und deren Hinterhalt,
Auf unſre Läger drang mit ſtürmiſcher Gewalt.

Sechs gegen einen Arm, ſo ſollten unſre kämpfen;
Ja was man hört und ſah, ſchien uns den Muth zu dämpfen.
Des Feindes Grauſamkeit; die ungeheure Tracht,
Von Häuten und von Filz in eine Form gebracht;
Die theils mit Gold und Stahl gepanzerten Huſaren:
Das große Feldgeſchrey und Lermen der Barbaren,
So ſie aus aller Macht aus Erz und Horn erweckt,
Hätt' auch die Tapferſten bey andern abgeſchreckt.
Allein dieß Heldenpaar von göttlichem Geblüte,
Bethörte kein Tumult, kein rauh und wilder Scythe.
Je mehr der Feinde ſind, je ſchwerer iſt der Krieg;
Und ſo viel größer war denn auch hernach der Sieg.
Sie giengen erſt zu Gott und ihrer Hütten Tempel,
Und munterten ſich auf mit eigenem Exempel:
Allhier ſoll, ſprachen ſie, noch heut vor Abendsſchein,
Des Feindes, oder auch ſelbſt unſre Grabſtatt ſeyn!
Nachdem ſie ſich gemach durch einen Wald gezogen,
Und das getheilte Heer in halben Mond gebogen;
Behielt zur Rechten Carl der Weichſel lang den Stand,
Und unſrer ſtellte ſich am Bruch zur linken Hand.
Drauf nahten ſie heran mit dem geringen Volke;
Und wurden überdeckt gleich als von einer Wolke.
Viel tauſend fuhren dort von fornen auf uns her,
Viel tauſend kreuzten hier, und fielen in die quer,
Viel ſchlugen ſich um uns, und dachten im Vermengen,
Uns wenigſtens getrennt, in eine Flucht zu drängen.
Wie aber, wenn im Herbſt ein Sturm das Meer erregt,
Es ſeine Tiefen dann auf Berge wälzt und trägt,
Brauſt, ſchäumet, wallt und tobt mit aufgethürmten Wellen,
Die aus dem innern Grund hin in die Lüfte ſchwellen;
Und dennoch, wie es raſt, mit aller ſeiner Wuth,
Die Klippen nicht verzehrt auch mitten in der Fluth;
Sie ſtehn, obgleich auf ſie, wie andre Klippen fallen,
Die nur in ihren Schlund geſchwächt zurücke prallen:
So hielt der kleine Trup auch den ergrimmten Lauf,
Das wellengleiche Heer ganz unbeweglich auf;

Und ſchleuderte den Feind zurück in ſeine Schanzen,
Mit allem dem Gerüſt der Schilde, Pfeil und Lanzen.
Die Nacht entſchied den Streit. So bald der Tag begann,
Fing ſich zur linken Hand ein Hauptſcharmützel an.
Der Churfürſt, um das Feld der Feinde zu beſtreichen,
Fand rathſam, an die Höh des Waldes anzuſchleichen;
Er zog in ſtiller Eil ſich über den Moraſt,
Und ſchlug die Pohlen ab, die Stand darauf gefaßt.
Der Tartern ganzer Schwarm von ſo viel tauſend Köpfen,
Warf ſich auf ihn allein, in Meynung Luft zu ſchöpfen;
Und lerneten zu früh aus dem erfolgten Weh:
Daß in der linken Bruſt des Menſchen Herze ſteh.
Er rannt die Stirn entzwey an unſerm linken Flügel.
Als die Huſaren auch von einem kleinen Hügel,
Fünftauſend Mann verſtärkt, zur Rechten angeſetzt,
Und viel der Schwediſchen getrennet und verletzt;
Ja zwey Geſchwader durch in ſie hereingebrochen:
Hat unſer linkes Horn es ebenfalls gerochen.
Es brach, zur Seiten ab, den Treibern wieder ein,
Und ſtieß ſie dergeſtalt, daß faſt auch kein Gebein,
Zum minſten wenig nur, aus dem Gefecht entronnen;
Bis man den Tag darauf die ganze Schlacht gewonnen.
Daß doch, was dieſen Tag dieß Heldenpaar vollbracht,
Und zwar wie unſer Fürſt zum Siege Raum gemacht,
Den Feind zuerſt gejagt und ihn gewußt zu treiben,
Wir mit der Sieger Stahl vermöchten zu beſchreiben!
Bishero hatte man einander nur geſtreift;
Weil der unſtete Feind ſtets hin und her geſchweift.
Heut aber, da er ſich in einen Wald geſchwungen:
Ward er, im Vortheil ſelbſt, zu einer Schlacht gedrungen.
Man gieng, ſo feſt ihn auch noch eine Höh verſchloß,
Auf ſeine Wagenburg in voller Ordnung los.
Der brandenburgſche Mars, weil es an ſeiner Seiten,
Begann zuerſt den Wald und Hügel zu beſtreiten;
Sein Sparr, der eine Zeit auf beyde ſchon gefeurt,
Und allem Ueberfall von hinten zu geſteurt,

Trieb, wie geſcheuchtes Wild, das Fußvolk aus dem Strauche;
Als eben unſer Held recht mitten in dem Schmauche
Die Weichenden empfieng, und ihren Weg verkürzt,
Sie, ſammt der Reuterey, den Berg herabgeſtürzt,
Und hinter drein geſetzt in die betäubten Haufen,
Noch ſchneller als ſie uns gedachten zu entlaufen.
So wie der Adler thut mit einer Geyerzucht,
Daß er ſie plötzlich ſtößt, und in der größten Flucht
Zu zwey und dreyen würgt, mit einem Griff und Biſſe:
So ſah man daß der Held auch in die Reihen riſſe.
Er nahm das Lager weg, und alles Feldgeſchütz,
Nicht ſcheuend deſſen Gluth, nicht den geſtählten Blitz.
Die Schlacht verkehrte ſich drauf in ein rechtes Schlachten;
Weil wir nun ingeſammt uns an die Horden machten.
Man traf uns Kanneberg, viel ſchoß man uns auch todt,
Wir ſchwebten oftermals ſchon in der letzten Noth.
Unfehlbar wären wir wie Halmen umgemähet;
Wenn nicht der Wind den Staub den Feinden zugewehet.
Da drungen wir im Qualm dem Wirbel freudig nach;
In welchem jeder Held durch ſeinen Flügel brach:
Nicht anders als ein Strom, wenn er ſich los gedämmet,
Alsdann zwey Arme macht und alles niederſchwemmet,
Was jedens Weg ergreift, vom Strudel übermannt.
Es fielen Pferd und Mann, es ward ein Jammerſtand,
Der Sterbenden Geheul, der Halberwürgten Schreyen,
Erhitzte Schwerdt und Muth. Hier konnte nichts befreyen.
Wir hatten für den Raub nicht Aerm' und Fäuſte gnug.
Als aber nun der Streit auch den Czarnetzky ſchlug:
Sah man die ganze Schaar, mit hochverwirrtem Fliehen,
Vor unſerm Metzeln her, als dicke Nebel ziehen.
Dort röchelt erſt erſäuft ein Körper in dem Sumpf;
Hier überwarf ſich noch ein warmer Tartarrumpf:
Dort ſah man Seel und Blut aus Bruſt und Gurgel ſchießen;
Und hier verwickelten ſich viel in eignen Spießen.
Der Caſimir erſtarrt, daß alles flog und bog,
Daß ſolcher Menge Volks die Tugend überwog,

Lief ſammt der Königinn, nach hin und wieder wenden,
Der Weichſelbrücken zu, und aus der Sieger Händen;
Verließ die Königsburg, ſowohl als ſein Gezelt:
Und räumte noch den Tag, nebſt Warſchau, Sieg und Feld.

* *

Beſſers,

Dankſagung des befreyten Unterrheins,

An Friedrichen den Dritten.

Nach der Uebergabe von Bonn, 1689.

So recht, du deutſches Volck, ihr tapfern Alemannen,
Es koſtet euch nur Ernſt die Franzen zu verbannen.
So oft ihr euch am Rhein gerüſtet laſſen ſehn,
Kann ſchon, von Alters her, kein Gallier beſtehn.
Wo ſind die Räuber hin? ein Zug hat ſie zerſtreuet,
Und mein beſchwerter Strom iſt wiederum befreyet.
Euch hab ich ſchon gedankt, Beſchirmer um den Mayn;
Nun komm ich auch zu dir, Held! an den Unterrhein.
Jung und ſieghafter Held, Ruhm des berühmten Brennen
Wie würdig wird man itzt dich ſeinen Folger nennen!
Fängt doch dein Regiment mit ſolchen Wundern an,
Die Friedrich Wilhelm ſelbſt im Alter erſt gethan.
Du treibſt im erſten Jahr dein und der Welt Gewerbe,
Du bringeſt deinen Freund zu ſeinem Königserbe.
Der Vorſchub deines Heers befördert dieſen Schluß:
Daß er, ſo ſchwer es ſcheint, dennoch gelingen muß.
Du ſtärkſt die Bataver, deckſt dein und ihre Länder;
Du knüpfeſt in dem Reich die allerbeſten Bänder.
Durch deinen klugen Rath hat Deutſchland ſich vereint,
Und ſchlägt nun insgeſammt den allgemeinen Feind.
Ihr Helden, war dein Wort, die Fürſten zu erwecken:
Welch ungeheures Feur darf unſern Rhein erſchrecken?
Ein Volk, dem vor der Zeit vor unſerm Blick gegraut,
Hat eines Ueberfalls ſich abermal getraut.

Woher rührt dieſer Muth? das ſind nicht ihre Werke;
Sie brauchen unſern Zwiſt zu ihrer Trägheit Stärke.
Bey unſrer Einigkeit hat Cäſar auch gezagt;
Da itzt ein Königreich ſich uns zu hönen wagt.
Seht doch den Frevel an! Uns Städt und Land verheeren:
Nennt Frankreich, zum Geſpött, des Reiches Ruh begehren.
Uns, die ſelbſt Könige, ſchreibt es Geſetz und Spruch;
Und, daß wir uns verwahrt, iſt ihm ein Friedensbruch.
Wie nun? ſoll Gallien die deutſchen Ufer drengen?
Genug Geduld gehabt, der Langmuth nachzuhängen!
Ihr Helden! wachet auf und ſammlet eure Macht;
Hier ſteht ganz Brandenburg für euch zuhauf gebracht.
Wir ſind, und heißen noch die ſtreitbaren Germanen.
Der Bund war kaum beliebt; ſo zogen deine Fahnen.
Dein Heer, zu welchem ſich mehr Völker zugeſellt,
Schlug gleich bey Ordingen die Dränger aus dem Feld:
Nahm Rheinberg durch Vergleich, wie ſie es eingenommen;
Und wovor ehmahls ſelbſt ihr König müſſen kommen.
Im Frühling, da man nun den größten Grimm befahrt,
Verſtärkteſt du den Zug mit deiner Gegenwart:
Als Hauptmann ſah man dich vor deinen Schaaren ziehen,
Und vor denſelben her die wachen Feinde fliehen.
Du zwangſt in einem Lauf das feſte Kaiſerswerth:
Du wandteſt dich nach Cölln, das deinen Schutz begehrt:
Erſtiegſt die Bonnerſchanz, und nach gelegten Brücken,
Befahlſt du, über mich, die Läger fortzurücken.
Hier ſtundſt du unbedeckt, beherzter Friederich.
Wo aber bleibeſt du, du großer Ludewig?
Auf zwanzig Meilen war kein Mann von dir zu ſpüren;
Ob gleich du im Triumph mich ſpöttlich dürfen führen.
Willſt du ein Sieger ſeyn, hier hätt' es ſich gehört;
Du aber ſiegeſt gern, wenn keiner dich verſtört.
Die Deutſchen hätten wohl zu ernſtlich mögen rechten.
Wo man dir widerſteht, verſchmäheſt du zu fechten.
Hingegen Zepterfürſt, du ſtelleſt dich vor Bonn;
Das Feld, bis Mont-Royal, erſchütterte davon.

Du lieſt auch dein Gemahl um deine Läger ſitzen:
Durch dieſer Pallas Blick die Kämpfer zu erhitzen.
Du hieltſt, und warteſt lang, ob ein Entſatz zu ſehn:
Allein ſie kommen nicht, wenn wir bewaffnet ſtehn.
Dem Frieden Einbruch thun, beſchleichen und verrathen:
Sind ihrer Taferkeit bequeme Wunderthaten.
Du griffſt darauf den Platz mit Feuerwerken an;
Du machteſt dir zugleich die Gegend unterthan,
Hieſt aus dem Trieriſchen den regen Bouſler jagen;
Da Bonn indeß zerfiel von deiner Mörſel Lagen.
Dein Weiler macht' auch hier die Feuersmacht bekannt;
Die ehmals ſchon Stettin und ganz Stralſund verbrannt.
Doch als auch dieß nicht half, ſo mußten deine Haufen
Mit einem vollen Sturm an dieſe Feſtung laufen.
Der Feind geſtand es dir: daß er dergleichen Kampf
Noch nimmer nicht erlebt. Ihn würgte Streich und Dampf,
Ihm halfen weder Wehr, noch Burg, noch hohe Schanzen;
Du mußteſt noch den Tag darauf die Piquen pflanzen,
So bald man zum Gefecht das frohe Zeichen gab;
Sprang dein erhitztes Volk von obenwärts hinab.
Du hatteſt nur beſtimmt den Graben einzunehmen;
Umſonſt, es mußt' auch ſich das Ravelin bequemen.
Viel liefen ungezähmt gar auf den ſteilen Wall,
Da merkte Hazefeld den vorgeſetzten Fall;
Er eilte den Vergleich, nach deinem Wunſch zu ſchließen,
Und dich, der ihn bezwang, als Siegesherrn zu grüßen.
Das heißt den Wetterſtral glückſelig ausgelegt,
Der deinen Namen ſtrich, und nun die Franzen ſchlägt.
Der Himmel, der dein Haupt nach deinem Vater krönet,
Hat mit der Donnerkraft deſſelben dich belehnet.
Welch großes Meiſterſtück für einen jungen Held!
Du lagſt, wie dein Soldat, im offenen Gezelt.
Dein erſter Feind iſt gleich der allerſtolzſte König;
Ein ander Gegenpart ward zum Verſuch zu wenig.
Du ritteſt vor den Wall, und auch auf Kundſchaft aus.
Wer redet nicht beſtürzt vom Poppelsdorfſchen Strauß?

Die

Die Kugeln ſchneyten recht, die vor dir niederfielen;
Du lachteſt der Gefahr, die auf dich ſchien zu zielen.
Du ſahſt den Werken zu, und munterteſt ſie auf;
Du ordneteſt den Sturm und ſeinen ganzen Lauf.
Und wie war überdieß dein Thun ſo unterſchieden!
Du ſtürmeteſt vor Bonn, und ſchloſt in Holſtein Frieden.
O weiſer Fürſt und Held, du dritter Friederich!
Dein Vater lebt in dir; o wie verehr ich dich!
Welch unerſchöpfter Rath muß deinen Staat beſeelen.
Doch welch ein Löwenherz muß ſelbigen befehlen!
Kann mehr ein Feldzug thun? du ſchlägſt der Franzen Kern;
Du bringſt den Unterrhein an ſeinen rechten Herrn.
Erhälſt das platte Land, und zwingſt zur Uebergabe
Die ſtärkſten Feſtungen, die ich am Ufer habe.
Hat ſich Tiberius ein Denkmaal hergeſetzt;
Hab ich viel billiger dich deſſen werth geſchätzt.
Die Nymphen ſingen ſchon in ihren Muſchelgrotten
Von dir und deinem Stern, der freudigen Charlotten.
Weil mich dein Heldenarm dem Joche da entreißt,
Allwo mein Fluß, getheilt, ſich in das Meer ergeuſt:
Will ich auch deinen Ruhm, durch alle beyde Thüren,
In den Welt Ocean, nebſt deinem Namen, führen.
Erſt ſag' ichs Engeland, wo man dich gerne ſieht:
Wo dein Oranjenſtamm im dritten Wilhelm blüht.
Euch taſtet Ludwig an, er hat ſich viel vermeſſen,
Er dürfte ſich den Tod an den Orangen eſſen.
Hernachmals mach' ich es in Frankreich ſelbſt bekannt;
Sein König weis es zwar, doch nicht ſein armes Land.
Die Deutſchen haben dort ſtets unterliegen müſſen;
Nun ſoll man auch daſelbſt von ihren Siegen wiſſen.
Allein, noch nicht genug: beharret in dem Streit.
Ermahne, wie du thuſt, das Reich zur Einigkeit.
Euch Fürſten iſt der Rhein ein gar zu enger Schranken;
Ihr müſſet nach Paris zu euren alten Franken.
Der Anfang ſcheinet ſchwer; doch nur im Anbeginn.
Fährſt du ſo weiter fort, führſt du ſie ſelbſt dahin.

Ihr

Ihr Deutſchen habt ja Rom und deſſen Macht verſchlungen,
Daß vormals Gallien, euch aber nie bezwungen.
Zogt ihr die Meiſterinn, das Kaiſerthum zu euch;
Warum nicht die Provinz, der Franzen Königreich?
Dann wird, an meiner Statt, die ſtolze Seine beben,
Und lernen, daß annoch die Schreckgermanen leben.
Dann wird euch ingeſammt, ihr Helden, euer Rhein,
Und dir der Niedertheil auf ewig dankbar ſeyn!

* *

Neukirch, auf den Tod Sophien Charlotten, der Königinn in Preußen.

Ihr Muſen! die ihr mich, der Preußen Held zu ſingen,
Oft glücklich angefeurt, helft meine Feder zwingen,
Und führt ſie von der Höh' nach der ich lüſtern bin,
Von Friedrichs Siegesbahn zu ſeinen Thränen hin!
Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten
Mit Schrecken in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wann ihm der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet;
Nein! ſondern, wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt;
Und dennoch über Tod und auch ſich ſelbſten ſiegt.
Charlott', ach! kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen?
Charlotte liegt erblaſt: und unſre Augen brechen
Zugleich für kalter Angſt. Wir ſehen nichts, als Nacht:
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd' und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,

Minervens

Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals, Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.
Ach! leider! allzuviel! zuviel auf einen Schlag!
Wer iſt, der unſern Schmerz nur halb ergründen mag?
Und wer, der recht beſchreibt, was unſer König fühlet?
Wie dort, Euridice! dein Orpheus geſpielet,
Wenn er des Morgens ſchon mit ſeiner Zitter klang;
Wenn er des Abends noch von deiner Liebe ſang;
So ſieht man Friedrichen ſich um Charlotten quälen:
So hört man ſeinen Mund ihr reiches Lob erzählen.
Iſt, ſpricht er, in der Welt auch was Charlotten gleich?
An ihr allein hätt' ich ein ganzes Königreich.
Ihr Auge war geſchickt, auch Feinden zu gefallen!
Ihr holder Mund ein Sitz von tauſend Nachtigallen.
Und dennoch ſtirbet ſie: und dennoch muß ich thun,
Was ich von ihr gehofft, wenn ich einſt würde ruhn.
Iſts möglich? Hier verſchmacht das Wort ihm auf den Lippen:
Er ächzt, er ſtehnet nur. Wie, wenn an harten Klippen
Ein ſtarkes Schiff anſtößt, und zwar nicht ganz zerſchellt;
Doch aber mit Gewalt ins Meer zurücke prellt:
Alsdann der Steuermann die müde Hand läßt ſinken,
Das Ende ſeiner Pein, den bittern Tod zu trinken:
So ſcheinet es euch hier. Allein, ich ſag: es ſcheint;
Denn da der große Fürſt vor Angſt zu ſterben meynt,
So kommt die ſchnelle Poſt: Turin muß unterliegen,
Wo Friedrichs Truppen ihm nicht gleich zu Hülfe fliegen.
Alsbald ermuntert ſich ſein halb erloſchner Geiſt:
Der Held wacht wieder auf. Er hört, er winkt, er weiſt,
Und endlich bricht er los: Was? Will mein krankes Stehnen.
Da man um Ehre kämpft, mich an den Schlaf gewöhnen,
Und Frankreich Dienſte thun? Nein! nein! des Reiches Flor
Geht Leichen, geht Verluſt, geht meinen Schmerzen vor.
Eilt! Helden! die wir längſt zu dieſer That erwählet!
Theilt ſo viel Wunden aus, als man hier Seufzer zählet!

Ich lege meinen Schatz und viel mit ihr ins Grab,
Wiſcht durch der Feinde Schimpf mir meine Thränen ab!
Charlotte fordert es. Charlotte, die gelebet,
Itzt tod iſt, aber doch in euren Herzen ſchwebet.
Geſagt, und auch geſchehn. Die Truppen eilen fort,
Ich ſeh' von ferne ſchon den Ueberwindungsort.
Ihr Dichter! ſinnet nur auf neue Jubellieder!
Savoyen iſt erlöſt, und Preußen jauchzet wieder.
Mein König! dieſes iſt, was ich ſchon oft geſagt,
Das nur ein Titus war, der jedermann behagt,
Und nur ein Friedrich lebt, den alle Welt itzt liebet.
Man ſchau dich, wie man will, froh oder auch betrübet;
So biſt du allzeit groß. Ein ander weint ja wohl;
Allein er weis alsdann nicht wie er herrſchen ſoll.
Du weinſt und herrſcheſt auch: und beyderley geſchiehet
Von dir mit ſolcher Art, als man von keinem ſiehet,
Der doch nur eines thut. Der König ſtralt und bricht
Aus jeder That hervor: und wer iſt, der ihn nicht
Bey deiner Trauer findt? Charlotte hatte Gaben,
Die wenig einzeln kaum, die meiſten gar nicht haben:
Allein du führſt ſie auch mit ſolcher Pracht dahin,
Herr! als begrübeſt du der Erden Königinn.
Sie war allein geſchickt, dein Auge zu ergetzen:
Du biſt allein geſchickt, ſie in die Gruft zu ſetzen.
Jedoch, was ſag ich Gruft? Du biſt allein geſchickt
Zu überwinden, Held! was andre niederdrückt.
Viel würden, hätten ſie nur halb ſo viel beſeſſen,
Bey ſolcher Aenderung, Pflicht und ſich ſelbſt vergeſſen:
Du bleibſt ſtets, der du biſt; und da dein Herze ſich
Kaum für Betrübniß kennt, gehſt du doch ordentlich
In allem deinen Thun, und läßt ein Grabmaal bauen,
Bey deſſen Glanze man dich und zugleich kann ſchauen,
Wie viel du, Herr! begräbſt. Eh' dieſes kaum gethan,
So legt dein Eifer ſchon ein Haus der Tugend an;
Und zwar hier in Berlin, wo man nun alles lernet,
Was unſern Adel ſonſt reich nach Paris entfernet,

Und arm zurücke ſchickt: ja, wo an dir allein,
Held! mehr zu lernen iſt, als alle Künſte ſeyn.
Fürwahr das rechte Maaß in Lieb und Leid zu finden,
Im Felde ſchrecklich ſeyn, und hohe Schulen gründen,
Sind Dinge, die wohl nie auf einen Tag geſchehn.
Und hier geſchehn ſie doch. Wir können nichts mehr ſehn,
Was nicht auch ſeltſam iſt, und andern, die es hören,
Als eine Fabel klingt. Stadt, Land und Reich vermehren,
Und Nachbarn Hülfe thun, iſt viel; nicht aber hier:
Europa hoffet noch was größeres von dir.
Und ach! was ſollte man von deiner Hand nicht hoffen,
Da, was kein Menſch gehofft, ſo herrlich eingetroffen?
Wie glücklich ſind wir denn, da uns der Himmel ſchlägt,
Daß er die größte Laſt auf deine Schulter legt,
Die mehr vermag, als wir! Daß er den Theil genommen,
Der zu verlieren uns zwar ſchmerzlich angekommen;
Doch dir am ſchwerſten fällt! Er ſtraft uns ja wohl ſehr;
Doch ſtund in ſeiner Hand noch mehr, und zehnmal mehr.
Denn hätt' er deinen Prinz, hätt' er ihm dich erkohren,
Hilf Gott! was hätten wir, was Kirch und Schul verlohren!
So leideſt du mit uns, was wir allein verſchuldt:
Du leideſt mehr als wir; doch alles mit Geduld.
Ja, wenn ichs ſagen ſoll, du thuſt es faſt mit Freuden,
Damit dein Land nur nicht was mehrers dürfe leiden.
O ungemeiner Held! wer will ſich unterſtehn,
Mit dir das Sittenfeld des Troſtes durchzugehn?
Quillt die Geduld aus Gott, wie ſie wahrhaftig quillet;
So ſieht man ja genug womit dein Herz erfüllet,
Und überſchüttet iſt. Der Jammer, der dich beugt,
Iſt nur ein Spiegel, Herr! der deine Größe zeigt.
Denn wer bewundert nicht das, was du jüngſt geſprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, entſchloß vor wenig Wochen,
Nach Engelland zu gehn. Doch ſeht! er läßt es ſeyn:
Und ſeine Mutter zieht ins Land der Engel ein.
Genug zu deiner Ruh! gnug zu Charlottens Ehre!
Dein Herz hat obgeſiegt durch dieſe Glaubenslehre.

Ich ſelber werd entrückt, und weis nicht wo ich bin,
Ich ſehe noch einmal die große Königinn.
Ich ſeh die Majeſtät, die nie ein Kind betrübte;
Ich ſeh' den hohen Geiſt, der doch die Demuth liebte;
Die ſüße Freundlichkeit, die alle Welt durchdrang;
Mehr aber, Held! an dir, als aller Welt, bezwang:
Ich ſeh; allein weit mehr, als ich vor dem erblicket.
Ihr Kleid iſt um und um mit Sternen ausgeſchmücket:
Ihr Wohlſeyn lauter Licht, und ein, ich weis nicht, was,
Das Paulus zwar gehört, bald aber auch vergaß.
Aus dieſer Herrlichkeit, zu der man uns muß treiben,
Ruft ſie mir gütig zu: Schreib, wenn du ja willſt ſchreiben:
Hier liegt Charlottens Leib, an dem ſie nichts ergetzt,
Als daß ihn Friederich der Liebe werth geſchätzt,
Der Geiſt herrſcht allbereit auf einem höhern Throne;
Doch, willſt du ihn noch ſehn, ſo ſuch ihn in dem Sohne!

* *

Das IX. Capitel.

Von der Epopee oder dem Heldengedichte.

1. §.

Nunmehro kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meiſterſtück der ganzen Poeſie, ich meyne an die Epopee oder an das Heldengedichte. Homer iſt der allererſte, der dergleichen Werk unternommen, und mit ſolchem Glücke, oder vielmehr mit ſolcher Geſchicklichkeit ausgeführet hat; daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verſtändigen verdienet hat, und allen ſeinen Nachfolgern zum Muſter vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italienern, Franzoſen, Engelländern und Deutſchen geweſen: ſo klein iſt nichts deſtoweniger die Anzahl derer geblieben, die ſich gewagt haben, ein ſolches Heldengedichte zu ſchreiben. Und unter zehn oder zwölfen, die etwa innerhalb drey tauſend Jahren ſolches verſuchet haben, iſt es kaum fünfen oder ſechſen damit gelungen: woraus denn die Schwierigkeit eines ſo wichtigen poetiſchen Werkes ſattſam erhellen kann.

2. §. Homer iſt alſo der Vater und der erſte Erfinder dieſes Gedichtes, und folglich ein recht großer Geiſt, ein Mann, von beſonderer Fähigkeit geweſen. Seine Ilias und Odyſſee haben ſich nicht nur den Beyfall von ganz Griechenland, ſondern auch die Hochachtung und Bewunderung des tiefſinnigſten unter allen Weltweiſen, Ariſtotels, erworben. Dieſes letztere iſt bey mir von weit größerm Gewichte, als das erſte: denn das ſcharfſichtige critiſche Auge eines kunſtverſtändigen ſieht auf das innerſte Weſen einer Sache; da hergegen der unverſtändige Pöbel, die Helden, Geſetzgeber und Prinzen, ja auch die Menge der Halbgelehrten dergleichen Werk nur obenhin anſieht, und weder alle Schönheiten, noch

alle Fehler deſſelben wahrzunehmen, im Stande iſt. Man hat ſich alſo nicht an das Lob, oder an den Tadel eines jeden halbigten Richters zu kehren, wenn von den Verdienſten Homers die Frage iſt. Viele haben ihn ohne Einſicht geprieſen, damit ſie nur dafür angeſehen würden, als ob ſie ihn verſtanden hätten: viele haben ihn auch ohne Grund getadelt, damit ſie nur das Anſehen hätten, als verſtünden ſie beſſer, was zur Poeſie gehört, als andre, die den Homer vertheidigten und lobten. In Frankreich hat man im Anfange dieſes Jahrhunderts einen großen Federkrieg darüber gehabt, wo ſich Perrault, Fontenelle und De la Motte für die Neuern: Boileau aber, Calliere, Racine, Fenelon, Furetiere und die Frau Dacier, nebſt ihrem Manne, für die Alten erkläret, und ſie in vielen Stücken verfochten haben. Man kann von dieſem ganzen Streite mit Vergnügen nachleſen, was Furetiere in ſeiner Nouvelle allegorique, ou Hiſtoire des dernieres Troubles arrivez au Royaume d'Eloquence, und Des Callieres, in ſeiner Hiſtoire Poetique de la Guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes, imgleichen Perrault ſelbſt in ſeiner Parallele des Anciens & des Modernes davon geſchrieben haben. Man ſehe auch des Herrn Fontenelle Gedanken von den Alten und Neuern, und meine Anmerkungen darüber, die bey ſeinen Geſprächen von mehr als einer Welt, befindlich ſind, ſo, wie ſie Deutſch heraus gekommen ſind.

3. §. Die Ilias Homers hat zu ihrer Hauptabſicht, den Zorn zu beſingen, der zwiſchen dem Achilles, und dem Heerführer der ganzen griechiſchen Armee, Agamemnon, im Lager vor Troja vorgefallen; und ſo wohl für die Belagerer, als für die Belagerten ſehr traurige Wirkungen nach ſich gezogen. Der Poet ſagt gleich im Anfange des Gedichtes, daß dieſes ſein Vorhaben ſey: und da die Ausführung mit ſeinem Vortrage vollkommen übereinſtimmt; ſo muß man ſich wundern, daß die Kunſtrichter noch lange an ſeiner Abſicht haben zweifeln können. Es enthält alſo dieſe Ilias in vier und zwanzig Büchern eine Fabel, die etwa ſieben und vierzig Ta-

ge in ihrem Umfange begreift; und alſo nur ein ſehr kleines Stück des zehnjährigen trojaniſchen Krieges ausmacht. Der Poet erzählt uns darinn auf eine ſehr edle Art, was zu der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon Gelegenheit gegeben; nämlich eine ſchöne Sklavinn, die Agamemnon dem Achilles mit Gewalt hätte wegnehmen laſſen. Ferner, wie oft die Griechen zurück geſchlagen worden, und wie viel wackere Helden ſie darüber eingebüſſet; als ſie ſich unterſtanden, auch ohne den Achilles die Stadt anzugreifen. Endlich, wie Achilles ſelbſt durch den Verluſt ſeines liebſten Freundes Patroklus, welchen Hektor erſchlagen hatte, dergeſtalt entrüſtet worden, daß er, dieſen Tod zu rächen, ſich wieder mit den Seinen verſöhnet, und den beſten trojaniſchen Helden, den Hektor, in einem einzelnen Gefechte erlegt, ſeinem todten Freunde aber ein prächtiges Leichenbegängniß angeſtellet habe.

4. §. Dieſe ganze Fabel nun begreift nicht mehr, als eine Zeit von ſieben und vierzig Tagen, oder anderthalb Monaten in ſich, in welcher alles das vorgegangen, was zum Zorne des Helden, den der Poet beſingen wollte, gehörete. Man ſieht aber wohl, mit was für einer Geſchicklichkeit Homer ſeine Fabel zum Lobe Achills eingerichtet hat. Seine Abweſenheit und Enthaltung aus der Armee macht das ganze griechiſche Heer ohnmächtig, und ſeine Wiederkunft bringt auch den Sieg wieder. Wenn er alſo gleich die größte Zeit müßig ſitzet, und der Poet nichts von ihm erzählen kann: ſo gereichet doch alles, was geſchieht, zu ſeinem Lobe; weil alles unglücklich geht, und die Urſache keine andere iſt, als, weil er nicht mit fechten will. Die Uneinigkeit der griechiſchen Helden zieht alſo in ihrem Lager lauter Unglück nach ſich; die Vereinigung aber, die zuletzt erfolgt, bringt einen erwünſchten Erfolg, nämlich den Sieg über die Trojaner zuwege. Wer kann bey dem allen noch zweifeln, ob auch Homer in ſeinem ganzen Gedichte dieſe moraliſche Wahrheit habe zum Grunde legen wollen: **die Mishälligkeit iſt verderblich; die Eintracht aber überaus zuträglich?** Und

dieſes iſt die Zergliederung des erſten homeriſchen Heldengedichtes; ſo wie ſie von den ſcharfſinnigſten Kunſtrichtern, nämlich dem Ariſtoteles, Pater le Boſſu und Dacier vorlängſt gemacht worden.

5. §. Aus der Odyſſee hat uns Ariſtoteles ſelbſt folgenden kurzen Auszug gemacht: Ulyſſes, der mit vor Troja geweſen, wird auf ſeiner Rückreiſe vom Neptun verfolget, welcher ihn durch Sturmwinde und Ungewitter aller ſeiner Gefährten beraubet, ſo, daß er endlich ganz allein in mancherley Gefährlichkeiten herum ſchweifen, und eine lange Zeit von Hauſe abweſend ſeyn muß. Indeſſen iſt in ſeinem Ithaka alles in Unordnung. Die Liebhaber ſeiner Gemahlinn verpraſſen alle ihr Vermögen, und ſtehen ſeinem Sohne Telemach ſelbſt nach dem Leben: bis er endlich in armſeliger Geſtalt nach Hauſe kömmt, etliche betrügt, ſeine Feinde ermordet, und ſein Reich wieder in Ordnung bringet. Dieſe Fabel begreift alſo das Lob des klugen und ſtandhaften Ulyſſes in ſich; wie abermal der Poet im Anfange ſelbſt angezeiget hat, wenn er nach Horazens Ueberſetzung, die Muſe ſo anruft:

Dic mihi Muſa virum, captae poſt tempora Trojae,
Qui mores hominum multorum vidit & vrbes.

6. §. Die Odyſſee begreift eine Zeit von neun und funfzig Tagen oder beynahe zween Monathen in ſich, und dauret alſo etwas länger, als jene; weil der Zorn Achills, als ein Affect, unmöglich ſo lange dauren konnte, als eine Reiſe. Doch iſt die Abſicht des Poeten, nicht nur den Helden zu loben, ſondern eben unter dieſen Erzählungen ſeine moraliſche Lehren zu verſtecken. Er will den Griechen beybringen: **daß die Abweſenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach ſich ziehe; ſeine Gegenwart aber ſehr erſprießlich ſey.** Damit nun dieſe Abweſenheit nicht dem Ulyſſes zum Vorwurfe gereichen könnte: ſo hat er ihn in ſolche Umſtände geſetzt, daß er wider ſeinen Willen abweſend ſeyn muß. Er hatte, als das Haupt ſeiner Armee, vor Troja ziehen müſſen: und als er nach geendigtem

Kriege eben zurücke wollte, ſo konnte er nicht; weil ihm Neptun zuwider war, und bald Circe, bald Calypſo, bald der König Antinous ihn aufhielten, daß er nicht nach Hauſe konnte, ſo ſehr ihn auch darnach verlangte. Indem aber der Poet theils den Helden, durch die lange Erfahrung zu einer vollkommenen Klugheit gelangen; theils ſeine Penelope und den jungen Telemach ſo viele Proben ihrer Tugend ausſtehen; theils die Gefährten Ulyſſens ſowohl, als die Buhler der Königinn durch ihre eigene Schuld umkommen läßt: ſo wird ſein Gedichte für hohe und niedrige erbaulich, und man kann mit Horazen ſagen, Homer ſey ein Scribent,

Qui, quid ſit pulcrum, quid turpe, quid vtile, quid non,
Plenius & melius Chryſippo & Crantore dicit.

Lib. I. Ep. 2.

7. §. In Homers Fußtapfen haben zwar unter den Griechen verſchiedene andre treten wollen: ihre Schriften aber ſind, weil ſie die Kunſt nicht verſtanden haben, alle verlohren gegangen. Ariſtoteles hat uns in ſeiner Dichtkunſt das Andenken etlicher ſolcher Gedichte aufbehalten; indem er ihre Fehler angemerket, da wir ſonſt nichts von ihnen wiſſen würden. Unter andern gedenkt er einer kleinen Ilias, darinn jemand den ganzen trojaniſchen Krieg beſchrieben; und die, ungeachtet dieſes ſo weitläuftigen Vorhabens, doch gegen des Homers Gedichte, nur eine kleine Ilias genennet worden. Ohne Zweifel hat es dieſem Verfaſſer an dem rechten Begriffe, von einer guten epiſchen, das iſt, moraliſchallegoriſchen Fabel gefehlt: daher er ſich denn gleich ein gar zu großes Werk unternommen, welches in einem einzigen Gedichte unmöglich nach Würden ausgeführt werden konnte. Die übrigen Fehler dieſes, und andrer übel gerathenen griechiſchen Heldengedichte, muß man im Ariſtoteles ſelbſt nachſuchen.

8. §. Unter den Römern hat Virgil das Herz gehabt, ſich an die Epopee zu wagen; und die Geſchicklichkeit beſeſſen, dem Homer ſo vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Seine Abſicht mochte wohl

geweſen ſeyn, dem Auguſtus, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenſchaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden, und dadurch die grauſame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiſer in ſeinen erſten Jahren ſpüren ließ. Er nimmt alſo die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß Aeneas nach Italien gekommen ſey, und bauet ſeine ganze Fabel darauf. Dieſen konnte er nunmehr als den Stifter der römiſchen Monarchie vorſtellig machen, und ihn ſo abſchildern, wie er ſelbſt wollte, damit er nur ſeine moraliſche Wahrheit dadurch ausführen könnte: **Ein Stifter neuer Reiche müſſe gottesfürchtig, tugendhaft, ſanftmüthig, ſtandhaft und tapfer ſeyn.** So hat er uns nun ſeinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er iſt überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerſchrockener Held. Turnus iſt gegen ihn ein trotziger Starrkopf; Mezentius aber ein gottloſer ehrvergeſſener Böſewicht zu nennen. Will man alſo die Aeneis ein Lobgedicht des Aeneas nennen, ſo war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent ſeyn ſoll; als wie einer wirklich geweſen war: und dadurch wird ſeine Fabel moraliſch und lehrreich; weil Auguſtus und alle übrige Großen der Welt ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.

9. §. Unter den Römern haben ſich noch Statius und Lucanus in der epiſchen Poeſie verſuchen wollen; aber mit ſehr ungleichem Fortgange: und das zwar wiederum aus Unwiſſenheit der Regeln, die ſie doch in Ariſtotels Poetik und im Homer und Virgil, als ihren Vorgängern, leichtlich hätten finden können. Statius nimmt ſich nicht vor, eine moraliſche Fabel, ſondern einen ganzen Lebenslauf des Achilles zu beſingen; ohne eine weitere Abſicht, als dieſe: daß er ſeinen Helden durch die Erzählung ſeiner Thaten loben will. Er ſammlet derowegen aus den alten Scribenten alles zuſammen, was von dem Achilles jemals geſagt worden, und ordnet es nach der Zeitrechnung; beſchreibt es auch in einer ſo ſchwülſtigen Schreibart, daß man erſtaunet, wenn man ſeinen raſſelnden Dunſt gegen das gelinde Feuer Virgils hält.

Magna-

Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
Progeniem, et vetitam patrio ſuccedere coelo,
Diua refer: Quamquam acta viri multum inclyta cantu
Maeonio, ſed plura vacant. Nos ire per omnem,
Sic amor eſt, Heroa velis.

10. §. Es iſt alſo mit dem Innhalte dieſes vermeynten Heldengedichtes eben ſo beſchaffen; als wenn jemand einen Lebenslauf von der Maus ſchreiben wollte, der in den äſopiſchen Fabeln ſo oft gedacht wird. Dieſer könnte auch die Muſe anrufen, ihm alle die Thaten dieſes berühmten Thieres kund zu thun. Aeſopus hätte zwar hier und da etwas berühret; aber er hätte Luſt, alles aufs vollſtändigſte zu beſchreiben, und alſo etwas vollkommeners zu Stande zu bringen. Le Boſſu hat eine ſolche lange Kette von Fabeln zuſammen geſetzt, und den Helden derſelben, aus des Homeri Batrachomyomachie, Meridarpax genennet, welche man auf der 80. und folg. S. nachleſen kann. So wenig aber ein ſolch zuſammen geſtümpeltes Werk der Batrachomyomachie Homers oder unſerm Froſchmäuſeler, oder nur der geringſten äſopiſchen Fabel vorzuziehen ſeyn würde: Eben ſo wenig iſt Statius mit ſeiner Achilleis, dem Virgil oder Homer an die Seite zu ſetzen.

11. §. Ein gleiches kann man vom Lucan ſagen. Sein pharſaliſcher Krieg iſt eine wahrhafte Hiſtorie, von einer unlängſt vorgefallenen Schlacht, zwiſchen dem Cäſar und Pompejus. Er erzählt dieſelbe in der gehörigen Zeitordnung, und vertritt alſo die Stelle eines Geſchichtſchreibers, nicht aber eines Poeten. Hier iſt gar keine allgemeine moraliſche Fabel zum Grunde gelegt: folglich iſt auch ſeine Pharſale kein Gedichte, ſondern eine in hochtrabenden Verſen beſchriebene Hiſtorie; die zwar in der That viel ſchöne Gedanken in ſich hält, auch zuweilen in einigen Stellen die Natur gut genug nachahmet, z. E. wenn er den Cato in den lybiſchen Wüſteneyen vom Orakel Hammons reden läßt; allein überhaupt den Namen einer Epopee niemals wird behaupten können.

Eben das könnte auch von dem Silius Italicus, der den puniſchen Krieg in Verſen beſchrieben hat, gewieſen werden, wenn es der Mühe verlohnte, daß man ſich dabey aufhielte.

12. §. Nachdem die Gelehrſamkeit in Europa, ſonderlich im Occidente, unter die Bank gerathen war, und die Völker gegen das dreyzehende oder vierzehende Jahrhundert etwas zur Ruhe kamen, ward eine neue Art von Fabeln erfunden, die den Heldengedichten ſehr nahe kam. Dieſes waren die Ritterbücher, z. E. vom Amadis in Frankreich, vom großen Roland, vom Sonnenritter, von den vier Haymonskindern, von den Rittern von der runden Tafel, von den ſieben weiſen Meiſtern, vom Kaiſer Pontianus, von der ſchönen Meluſine, von der ſchönen Magellone u. a. m. deren Titel und Namen noch hier und da vorkommen. Die Gelegenheit dazu mögen wohl theils die alten Kriege Carls des Großen, theils die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande gegeben haben, die damals mit ſo großem Eiſer gegen die Saracenen unternommen wurden. Alle junge Prinzen, Grafen und Edle ſetzten ſich auf, und zogen auf Abentheuer aus, ſchwärmeten etliche Jahre in der Welt herum, und wenn ſie eine Weile ihre Luſt gebüſſet hatten, kamen ſie nach Hauſe, und logen große Plätze von ihren Thaten her. Da hatten ſie feurige Drachen, und dort große Rieſen erlegt; hier ganze Länder, dort keuſche Prinzeßinnen errettet u. ſ. w. Die Unverſtändigen hörten dieſen ſo wohl verſuchten Ritterleuten, als neuen Evangeliſten zu; und die eine Gabe zum Schreiben hatten, kamen auf die Gedanken, ganze Bücher von ſolchen wunderlichen Abentheuren zu verfertigen. Da gieng es nun an ein Schwärmen. Räuber und Mörder, irrende Ritter, ungeheure Rieſen, verkleidete Prinzeßinnen, Wüſteneyen, Wälder, Höhen, Berge, Mord und Todtſchlag, Drachen, Teufel, Erſcheinungen, Hexenmeiſter und Zauberſchlöſſer; das alles, ſage ich, koſtete ihnen nichts: daher verſchwendeten die Herren Poeten dieſe Zierrathe in ihren Gedichten ohne Maaß und Ziel; und wer ſeine Fabeln am beſten damit ausſtaffiren konnte, das war der beſte Dichter.

13. §.

13. §. Es iſt unnöthig zu ſagen, daß auch in Deutſchland dieſer Geſchmack der Ritterbücher eingeriſſen geweſen: denn ein jeder beſinnt ſich wenigſtens auf den gehörnten Ritter Siegfried; des Herkules und Herkuliſcus und Arminius itzo nicht zu gedenken, die vielleicht zu einer beſſern Claſſe gehören. So viel iſt gewiß, daß der Ritter Theuerdank ein ſolch Buch iſt, welches Melchior Pfinzing, ein Probſt zu St. Alban in Nürnberg, dem Kaiſer Maximilian zu Ehren verfertiget hat. Die deutſche Geſellſchaft beſitzt davon die erſte Ausgabe, die zu Nürnberg 1517. im größeſten Formate von lauter geſchnittenen Holztafeln abgedruckt worden, und Kaiſer Carln dem V. als Könige von Spanien, zugeſchrieben iſt. Denn obwohl ein gelehrter Mann in Altdorf in dieſem vor mehr als 200. Jahren geſchriebenen Werke die Spuren von den Regeln eines Heldengedichtes finden wollen; wie aus ſeiner beſondern Diſſertation über dieſes Buch erhellet: ſo ſehe ich doch nicht ab, daß der gute Verfaſſer deſſelben dieſes im Sinne gehabt; wie eben dieſer geſchickte Scribent bald darauf ſelber geſteht. Wir laſſen alſo unſern Theuerdank unter der Zahl der Heldenbücher, die dem barbariſchen Geſchmacke unſrer Vorfahren; nicht aber den Regeln eines vernünftigen Heldengedichtes gemäß ſind. In Spanien, ja in ganz Europa hat der berühmte Spanier Cervantes durch ſeinen Don Quixote, Ritter von Mancha, den irrenden Rittern einen gewaltigen Stoß gegeben. Und da ſich alſo dieſelben in Frankreich, durch des Herrn von Urfe Aſträa, in eine Schäfergeſtalt verwandelten; da auch Scudery und andrere ihren Cyrus, ihre Clelia und unzähliche andre von der Gattung, in ſo vielen Bänden ans Licht ſtelleten, darinnen ſie alles mit verliebten Thorheiten erfüllten: ſo kam Boileau, und machte ein Geſpräche, nach Art Lucians, darinn er das lächerliche Weſen dieſer Romane entdeckete; wozu denn auch Corneille durch ſeinen Berger extravagant, den bey uns A. Gryphius überſetzt hat, das ſeine beytrug. Wir Deutſchen haben auch etliche Fuder ſolcher Liebesfabeln aufzuweiſen, die nicht ein Haar beſſer ſind, als die der franzöſiſche Satyricus ausgelachet hat: darunter denn

Arminius, Herkules, Octavia und Aramena die oberſten Plätze verdienen. Man ſehe hierüber den dritten Theil der Maler in dem Geſpräche der Todten, das eines Theils nach dem obigen des Boileau, ſehr artig nachgeahmet iſt; imgleichen die critiſchen Beyträge in dem Artikel von der Baniſe.

14. §. Nichts iſt bey dem allen mehr zu bewundern, als daß Taſſo dieſen gothiſchen Geſchmack der Ritterbücher mit den griechiſchen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden geſucht. Sein befreytes Jeruſalem iſt in der That eine Vermiſchung zweyer ſo widriger Dinge; und es iſt leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen iſt. Er beſchreibt den ſiegreichen und glücklichen Kreuzzug der chriſtlichen Armee im Oriente; die gleichſam ganz und gar aus lauter ſolchen irrenden Rittern beſtanden. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Heldenbücher, kriegeriſche verkleidete Prinzeßinnen, Zauberſchlöſſer, Hexenmeiſter, Liebesgeſchichte und Abentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indeſſen hat er die Fabel ſelbſt, ſo ziemlich nach den Regeln Ariſtotels eingerichtet, weil er nichts als die Eroberung Jeruſalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazu gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit ſehr erhebt.

15. §. Nur mit der Moral ſieht es ein wenig ſeltſam aus; und nichts iſt wunderlicher, als wenn Taſſo ſelbſt in der Vorrede uns erklären will, was ſeine ganze Fabel für einen allegoriſchen Verſtand habe. Sein ganzes Gedichte ſoll das menſchliche Leben abbilden. Das ganze chriſtliche Kriegsheer bedeutet den Menſchen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jeruſalem, die zwiſchen Bergen und Felſen liegt, und die ſo ſchwer zu erobern iſt, ſoll die bürgerliche Glückſeligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erſtlich zu erlangen ſteht. Gottfried, der oberſte Befehlshaber der Armee, ſtellet den Verſtand des Menſchen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwiſchen

den Begierden des Menſchen: die Hexenmeiſter, Iſmeno und Armida, die Verſuchungen des Teufels, u. ſ. w. Solche Geheimniſſe hätte nun wohl kein Menſch in dem befreyten Jeruſalem geſuchet, wenn ſie uns der Poet nicht ſelbſt erkläret hätte. Das Wunderlichſte dabey iſt, daß der Poet ſein Gedichte ſchon fertig gehabt, als er an dieſe künſtliche Allegorie gedacht, und daß er ſie alſo mehr hineingezwungen, als das Gedichte ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieſes ein Ueberreſt des übeln Geſchmacks iſt, der zu ſeiner Zeit unter vielen noch herrſchete: ſo wollen wir dieſen Fehler am Taſſo überſehen; zumal ſeine Vorrede gerade das allerſchlechteſte iſt, was an ſeinem ganzen Gedichte vorkömmt.

16. §. Meine Abſicht und der Raum leiden es nicht, von den portugieſiſchen und ſpaniſchen Heldengedichten zu handeln. Voltaire hat dem Camoens die Ehre gethan, ſeine Luſiade, und dem Alonzo ſeine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unſerer Beſchreibung und den Regeln der Kunſtrichter ſchickt ſich dieſer Name für ihre Werke nicht: denn ſie ſind nur poetiſch abgefaßte Hiſtorien; aber keine epiſche Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moraliſche Wahrheiten lehren. Voltaire hat es indeſſen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetiſche Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfordern: das übrige möchte ausſehen wie es wollte. Vermuthlich hat ihn ſeine Henriade dazu verleitet, die er allem Anſehen nach eher geſchrieben; als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn ſie iſt auch nur die Erzählung einer wahren Hiſtorie, mit einigen darzu gedichteten und untermiſchten Fabeln. Wäre aber dieſes zu einer Epopee genug, ſo ſehe ich nicht, warum wir Deutſchen nicht auch ſchon an Bergonens und Areteen Liebes- und Heldengeſchichten, dergleichen aufzuweiſen hätten, welche ein preußiſcher Edelmann, Otto Friedrich von der Gröben, im Jahr 1700. in einem ſtarken Quartbande herausgegeben. Dieſes lange Gedichte beſchreibt des Verfaſſers eigene Reiſen ins gelobte Land: ſo wie Alonzo ſeinen eigenen Feldzug wider ein amerikani-

kaniſches Volk beſungen hat. Es ſind Fabeln genug darzwiſchen gedichtet, indem ſeine Aretee und ihr Bruder Sfortunian, dadurch er allegoriſch die Tugend und das Unglück anzeigen wollen, eine ſehr artige Verwirrung in der Geſchichte machen. Und ich könnte dergeſtalt meinem Vaterlande die Ehre beylegen, daß ers den erſten epiſchen Dichter in Deutſchland hervorgebracht hätte: wenn es nicht vernünftiger wäre, bey den Regeln und Muſtern der Alten zu bleiben.

17. §. Ich übergehe hier auch mit Fleiß den Milton und Chapelain, davon jener in Engelland ſein verlornes Paradieß beſungen; dieſer in Frankreich ſein Mägdchen von Orleans in einem Heldengedichte beſchrieben hat. Ohne Zweifel hat dieſer letztere die Regeln der Epopee beſſer als jener beobachtet: gleichwohl aber iſt er, wegen der ſchlechten Verſe, die er gemacht, von ganz Frankreich, den Perrault ausgenommen, mit ſeiner ſo vieljährigen Arbeit nur ausgelacht worden. Man hat, wie bekannt iſt, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exſpectata Puella,
Poſt tanta in lucem tempora prodit anus.

Mit weit beſſerm Rechte iſt Fenelon mit ſeinem Telemach hieher zu rechnen, den Neukirch bey uns in Verſe überſetzet hat. Man kann von uns Deutſchen von dem habſpurgiſchen Ottobert und von Poſtels Wittekind eben das ſagen. Dieſe Fabeln an ſich, oder die Gedichte ſelbſt ſind beſſer gerathen, als ihre rauhe und garſtige Verſe: daher ſich ſehr wenige überwinden können, ſolche verdrießliche Werke zu leſen. Siehe davon die critiſchen Beyträge nach. Milton hat hingegen in Engeland durch den Beyfall einiger Critikverſtändigen, als Roſcomons, Addiſons und Steeles, die Hochachtung ſeiner ganzen Nation erlanget, und iſt noch neulich ins Franzöſiſche überſetzt heraus gekommen. Wir haben ihn längſt in unſrer Sprache, und zwar in eben ſolchen fünffüßigen, ungereimten Verſen überſetzt gehabt, ob wohl ſich dieſe Ausgabe ſchon etwas rar gemacht hat. Noch neulich hat man uns in der Schweiz eine neue deutſche Ueberſetzung in ungebundner

bundner Rede davon geliefert; die aber von großer Härte iſt, und ihrem Grundtexte keine völlige Gnüge thut, außer daß ſie das ungeheure, rauhe und widrige des Originals in ſeiner völligen Größe ausdrückt. Man ſehe hiervon den Auszug im I. B. der critiſchen Beyträge und das erſte Stück des Dichterkrieges im I. Bande der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes nach. Wir haben auch ſonſt von allen alten Gedichten, bis auf den Taſſo, Arioſt und Marin Ueberſetzungen; die aber nach Beſchaffenheit der Zeiten beſſer oder ſchlechter gerathen ſind.

18. §. Es iſt Zeit, von dem hiſtoriſchcritiſchen Theile dieſes Hauptſtückes auf den dogmatiſchen zu kommen, und demjenigen, der die innere Einrichtung der alten Heldengedichte recht einſehen, oder gar ſelbſt ein neues verfertigen will, einige Anleitung dazu zu geben. Was Vollkommenes aber läßt ſich von einem ſo großen Werke in wenigen Blättern nicht ſagen. Man muß Ariſtotels Poetik mit Daciers Noten, und den Pater le Boſſu ſelbſt leſen, wenn man alles ausführlich wiſſen will. Ich werde mich begnügen, nur einen kurzen Auszug aus ihren Büchern zu machen.

19. §. Was eine epiſche Fabel ſey, das iſt in dem vierten Capitel des erſten Theils dieſer Dichtkunſt allbereit gewieſen, und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt beſchreibt man: Es ſey die poetiſche Nachahmung einer berühmten Handlung, die ſo wichtig iſt, daß ſie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eins angeht. Dieſe Nachahmung geſchieht in einer wohlklingenden poetiſchen Schreibart, darinn der Verfaſſer theils ſelbſt erzählet, was vorgegangen; theils aber ſeine Helden, ſo oft es ſich thun läßt, ſelbſt redend einführet. Und die Abſicht dieſer ganzen Nachahmung iſt die ſinnliche Vorſtellung einer wichtigen moraliſchen Wahrheit, die aus der ganzen Fabel auch mittelmäßigen Leſern in die Augen leuchtet. Daß es nun mit den drey obgedachten Heldengedichten der Alten dieſe Bewandniß habe, das iſt aus dem obigen ſchon abzunehmen: ich will alſo nur ſtückweiſe diejenigen Hauptpuncte durchgehen, die bey

einem

einem Heldengedichte zu beobachten ſind. Es ſind deren ſechſe; I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeſchaffenheit der Perſonen, V. die Maſchinen oder der Beyſtand der Gottheiten, VI. die Gedanken nebſt der Schreibart.

20. §. Was die Fabel anlangt, ſo wiſſen wir bereits, daß ſelbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moraliſche Wahrheit zu erläutern. Z. E. Ich wollte lehren, die Uneinigkeit ſey ſehr ſchädlich. Dieſes auszuführen, dichte ich, daß etliche Perſonen ſich mit einander verbunden gehabt, ein gemeinſchaftliches Gut zu ſuchen; wegen einer vorgefallenen Mishälligkeit aber hätten ſie ſich getrennet, und hätten ſich alſo ihrem Feinde ſelbſt in die Hände geliefert, der ſie einzeln gar leichtlich zu Grunde zu richten vermocht. Dieſes iſt die allgemeine Fabel, die der Natur nachahmet, allegoriſch iſt, und eine moraliſche Wahrheit in ſich ſchließt. Homer, der ein Heldengedichte daraus zu machen willens war, that nichts mehr dabey, als daß er den Perſonen Namen gab, und zwar ſolche, die in Griechenland berühmt waren, und das ganze Land aufmerkſam machen konnten. Denn er wollte nicht, wie ein Philoſoph, in der Schule, von Tugenden und Laſtern predigen; ſondern ſeinem ganzen Vaterlande, allen ſeinen Mitbürgern, ein nützliches Buch in die Hände geben, daraus ſie die Kunſt lernen könnten, ihre gemeinſchaftliche Wohlfahrt zu befördern. Die kleinen griechiſchen Staaten waren ſehr uneins; und das rieb ſie auf. Die nackte Wahrheit dorfte er ihnen nicht ſagen; darum verkleidet er ſie in eine Fabel. Der trojaniſche Krieg war noch in friſchem Andenken, und hier fand er einen Agamemnon und Achilles, die miteinander uneins geworden: es ſey nun, daß der Ruf ſolches bis auf ſeine Zeiten gebracht; oder, daß er es nur wahrſcheinlicher Weiſe erdichtet hat. Er hebt an:

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechiſchen Heere verderblich und ſchädlich geworden,
Und ſo viel Geiſter der Helden ins Reich des Pluto geſtürzet.
Aber ſie ſelbſt den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.

So geſchah Jupiters Rath, ſeit dem Agamemnon der König
Sich mit Achillen entzweyt. ꝛc.

21. §. Um nun dieſe Wahrheit, als ſeine Abſicht, recht begreiflich zu machen, mußte er zeigen, daß alles vorgefallene Unglück aus der Zwietracht entſtanden wäre: und dieſes gieng nicht beſſer an, als wenn er alle griechiſche Bundsgenoſſen anfänglich in der Zertrennung als unglücklich: hernach aber in der Vereinigung als glücklich und ſieghaft vorſtellete. Dieſes thut er nun, indem er erzählet, daß die Griechen, in Abweſenheit des erzürnten Achilles, allezeit mit Verluſt von den Trojanern zurück geſchlagen worden; nach der Verſöhnung dieſes Helden aber, große Vortheile über ihre belagerte Feinde befochten hätten. Aber auch das war noch nicht genug. Er mußte uns auch die Urſachen der Uneinigkeit, und die Urſachen der erfolgten Ausſöhnung, auf eine verſtändliche und wahrſcheinliche Art entdecken, und alſo ſeine Fabel vollſtändig machen. Daher erzählet er, wie der Zorn Achills über einer ſchönen Sklavin, die ihm Agamemnon mit Gewalt nehmen laſſen, entſtanden ſey: und wie endlich der Tod des Patroklus den erzürnten Helden wieder bewogen habe, ſich mit den Seinigen zu vereinigen, und dieſes Blut ſeines Freundes an dem Hektor zu rächen. Nunmehro fehlet im Anfange nur die Urſache, warum doch Agamemnon den Achilles auf eine ſo empfindliche Art beleidiget? Er hatte nämlich die ſchöne Tochter des Prieſters Apollons, die ihm zu theil geworden war, zurück geben müſſen, weil die Peſt im Lager auf keine andere Art zu ſtillen war; und darauf hätte er keine andere Beyſchläferinn haben gewollt, als die dem Achilles zugehörete, weil dieſer auf die Wiedergebung der Chryſeis am heftigſten gedrungen hatte.

22. §. Das heißt nun eine vollſtändige oder ganze Fabel machen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende hat; ſo daß nichts daran fehlet. Es iſt aber nichts Ueberflüſſiges darinn. Homer hat nicht den Anfang des trojaniſchen Krieges, vielweniger die Entführung der Helena, und noch vielweniger die Geburt dieſer Prinzeßinn aus den Eyern der Leda erzählet:

zählet: weswegen ihn Horaz mit Grunde gelobt hat. Dieſes alles gehörte nicht zum Zorne Achills; ob es gleich auch vorhergegangen war, und zum voraus geſetzt werden mußte. Der Poet ſieht dieſe Begebenheiten für was bekanntes an, wobey er ſich nicht aufzuhalten Urſache hat, und geht auf ſeinen Zweck zu. Nichts deſtoweniger hat er nicht unterlaſſen, ſeine Hauptfabel mit verſchiedenen kleinen Zwiſchenfabeln zu verlängern, die aber auch zum Verſtande der hauptſächlichſten nöthig waren. Alle dieſe haben wiederum ihre beſondere Nutzbarkeit, weil ſie neue moraliſche Wahrheiten in ſich faſſen; und dadurch den Leſer unterrichten. Z. E. Wenn Patroklus die Rüſtung des Achilles anzieht, und ſeine Waffen ergreiſt: ſo fliehen die Trojaner ſchon vor ihm; weil ſie glauben, es ſey der rechte Achilles. Patroklus ſollte damit zufrieden geweſen ſeyn; allein, er dringet gar zu ſcharf auf den Hektor ein, und nöthiget alſo denſelben, es gewahr zu werden, daß er nicht der wahrhafte Achilles ſey; bis er endlich gar das Leben darüber verlieret, und alſo die Strafe ſeines Trotzes empfindet.

23. §. Die Fabeln der Heldengedichte werden in pathetiſche und moraliſche eingetheilet. In jenen herrſchet ein Affect, wie in der Ilias, und alſo können ſie nicht ſo lange dauren. In der andern geht alles ruhiger her, alſo mögen ſie auch etwas länger währen, wie die Odyſſee und Aeneis. Denn die Dauer einer epiſchen Fabel hat keine ſo genau abgemeſſene Zeit als das Trauerſpiel. Das macht, ſie iſt nur eine Erzählung, und wird nicht vorgeſtellet, ſondern geleſen; welches alles in Schauſpielen weit anders iſt. Sonſt werden ſie auch in gemeine und verworrene getheilet. Von jenen giebt wiederum die Ilias ein Exempel, wo alles ohne Verſtellung und Entdeckung der Perſonen vorgeht; die Zwiſchenfabel vom Patroklus ausgenommen. Aber von einer Verwirrung giebt wiederum die Odyſſee ein Exempel, wo nicht nur eine Verſtellung mit dem Ulyſſes geſchieht, ſondern auch ein Glückswechſel ſowohl mit dem Ulyſſes, als mit den Buhlern ſeiner Gemahlinn vorgeht, indem ſeine Entdeckung zu

gleicher Zeit geſchieht, als man ihm den Bogen zu ſpannen giebt, und ein gewiſſes Merkmaal an ihm findet, daß er Ulyſſes ſey. Doch hiervon muß in dem Capitel von der Comödie weitläuftiger gehandelt werden. Nach dieſen Muſtern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedichte machen will, ſeine Fabel auch einrichten: das iſt, er muß Wahrheit und Gedichte, Poeſie und Philoſophie, Nutzen und Luſt mit einander zu vermiſchen wiſſen.

24. §. Zum andern müſſen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das iſt, die Handlung betrachten. Die Morale iſt nur die Abſicht des Poeten, die er ſeinen Leſer errathen läßt: das, was er deutlich heraus ſaget, iſt die Heldenthat, die er hat loben wollen: z. E. die Rache des Achilles, die Rückkunft des Ulyſſes, die Ankunft des Aeneas in Italien. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, es ſey Μιμησις πραξεως, eine Nachahmung einer Handlung, und Horaz ſpricht:

> Res geſtae, Regumque Ducumque & triſtia bella,
> Quo ſcribi poſſent numero, monſtrauit Homerus.

Eine Handlung ſetzt allezeit jemanden voraus, der ſie verrichtet: und das ſind hier ausdrücklich die Großen der Welt, Könige und Fürſten, Helden und Kriegsoberſten; ein Achilles und Agamemnon, ein Ulyſſes und Aeneas. Nach der obigen Regel, muß der Poet ſeine Handlung eher wiſſen, als den, der ſie gethan: denn jene muß allein ausgedacht, und nur unter einem bekannten und berühmten Namen verſteckt werden. Die Natur der Fabeln bringt ſolches mit ſich, wie im IV. Capitel von den dreyen Arten der poetiſchen Nachahmung gewieſen worden. Aeſopus ſagt uns viel vom Wolfe, vom Schafe, vom Hunde, u. ſ. w. Nicht, als wenn er uns die Hiſtorien dieſer Thiere bekannt machen wollte; ſondern weil er uns unter ihren Bildern und Namen, gewiſſe allegoriſche Handlungen erzählen, und dadurch unterrichten will. Alſo iſt denn die Handlung in einer Fabel wichtiger, als die Perſon, die ſie unternimmt und ausführet.

25. §. Daher hat man denn allezeit diejenigen Dichter mit Grunde verdammet, welche nicht eine Handlung, ſondern eine Perſon zur Materie ihrer Gedichte genommen haben. Ariſtoteles tadelt diejenigen, die eine Theſeis, Heracleis, und dergleichen gemacht, darinn ſie den Theſeus, Herkules, u. a. m. beſchrieben hatten. Des Statius Achilleis gehört eben dahin, wie oben gedacht worden, weil er nicht eine Handlung des Achilles, ſondern den ganzen Achilles darinn beſungen hat. Wenn gleich die Odyſſee vom Ulyſſes, und die Aeneis vom Aeneas den Namen hat: ſo zeigt doch der Inhalt zur Gnüge; daß es nicht Lebensläufe dieſer Helden ſeyn ſollen. Giebt doch auch Aeſopus z. E. ſeiner Fabel den Namen: der Löwe und die Maus; ob er gleich nur eine einzige Handlung von dieſen Thieren erzählt.

26. §. Es giebt aber dieſe Lehre von der Handlung auch dieſe Regel, was zu einem ſolchen Gedichte gehöret, und was nicht dazu gehöret. Alles, was nöthig iſt, dieſelbe recht zu begreifen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Urſachen einzuſehen, das muß mit in die Fabel kommen: alles übrige aber muß heraus bleiben. So bekömmt denn ein Gedicht ſeine gehörige Größe. Ein Stümper würde alles hineinflicken, was er im Vorrathe hätte, und demſelben eine gewiſſe Schönheit zu geben ſchiene, wie Horaz ſagt:

Purpureus late qui ſplendeat vnus & alter
Aſſuitur pannus.

Allein das thut kein Meiſter. Aeſopus würde auslachenswürdig ſeyn, wenn er von dem Wolfe, der eine Heerde in währender Uneinigkeit ihrer Hirten zerſtreute, erzählet hätte: daß er ſich einmal einen Dorn in den Fuß getreten hätte, und nach vielen Schmerzen allererſt geheilet worden wäre. Das gehörte ja gar nicht zu der Handlung des Wolfes. Aber wenn etwa der Wolf in der Fabel von den Hunden ergriffen werden ſollte; und wegen eines lahmen Fußes ihnen nicht hätte entgehen können: alsdann hätte Aeſopus dergleichen Um-

ſtand gar wohl mit in die Fabel ziehen können. So hat es Homer mit dem Fuſſe des Ulyſſes gemacht, daran ihn ſeine Amme erkannt. Er erzählt, daß dieſer Held einmal auf dem Berge Parnaß daran verletzet worden: aber warum? weil eben die Narbe dazu diente, daß man ihn daran erkannte, nachdem er ſo lange abweſend geweſen war. Eben ſo verhält ſichs auch mit der verſtellten Narrheit des Ulyſſes; wie Ariſtoteles ſolches ſelbſt angemerkt und gebilliget hat.

27. §. Solche Kleinigkeiten nun, die von ohngefähr in einem Heldengedichte berühret werden, ſind nicht die Materie eines Heldengedichtes ſelbſt; ſondern nur Nebendinge: die aber ſehr genau mit etwas nothwendigem zuſammen hängen, ſo, daß aus dem einen das andre nothwendig erfolgen muß. Ganz anders iſt es mit den Zwiſchenfabeln beſchaffen: dieſe müſſen zwar mit der Hauptſache auch zuſammen hängen, aber nicht ſo nothwendiger Weiſe. Der Poet hätte ſie auch auslaſſen und andre an die Stelle ſetzen können. Z. E. die Fabel von der Circe oder Calypſo in der Odyſſee, hängt ſehr wohl mit dem ganzen Gedichte zuſammen; aber ſie waren beyde nicht unentbehrlich. Ueberhaupt mußte zwar Ulyſſes, in ſeiner Abweſenheit von Hauſe irgendwo ſeyn: aber deswegen nicht gerade bey der Circe. Voltaire hat in ſeiner Henriade ein ſolch Epiſodium gemacht, als er Heinrich den IV. nach Engelland reiſen läßt. Und im Virgil iſt die ganze Geſchicht von der Dido für nichts anders anzuſehen. Aber wie ſchon ſonſt gedacht worden, ſo iſt dieſes eine fehlerhafte Zwiſchenfabel: weil es ſo unmöglich iſt, daß dieſe beyde Perſonen einander hätten ſprechen können; als wenn Voltaire Henrich den IV. die Königinn Anna hätte beſuchen laſſen, die damals noch nicht gebohren war. Was von dem Knoten einer Fabel, und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflöſung deſſelben zu ſagen iſt, das erſpare ich ins folgende Capitel von Tragödien: weil es ſich daſelbſt bequemer wird abhandeln laſſen; ungeachtet es auch in den Heldengedichten, eben ſo wohl als dort, ſtatt findet.

28. §. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, iſt die Erzählung oder die Art, wie der Poet ſeine Fabel vorträgt. Man kann vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verſtehen geben. Einmal erzählt man ſchlechterdings mit eigenen Worten, was dieſer und jener gethan oder geſagt, und begnügt ſich, alles der Wahrheit gemäß, ordentlich deutlich und zierlich vorzutragen. Und ſo machen es die Hiſtorienſchreiber. Die Poeſie aber iſt mit dieſer einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weis, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einſchläfert: daher ſucht ſie ihren Vortrag lebhafter zu machen, und die Einbildung ihrer Leſer zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verſtorbenen gleichſam auf, malt ſie ſo deutlich ab, als wenn ſie uns noch vor Augen ſtünden, ja läßt ſie reden und handeln, wie ſie bey ihrem Leben würden gethan haben. Dieſes iſt nun die poetiſche Art zu erzählen, die ſonderlich in epiſchen Gedichten ſtatt findet. Man ſehe, was Plato im dritten Buche von der Republik, den Sokrates davon hat ſagen laſſen: denn dieſer hat die Kunſt Homers in ſeinem Erzählen vollkommen eingeſehen. Sie heißen aber gleichwohl epiſche Gedichte, ob ſie der Poet gleich ſo dramatiſch, das iſt, ſo wirkſam machet, als es ihm möglich iſt: weil doch allezeit der Poet darzwiſchen erzählet, und nur zuweilen an die Stelle ſeiner Perſonen tritt, und in ihrem Namen alles ſagt. Und dadurch wird das epiſche Gedichte vom dramatiſchen unterſchieden, als wo der Poet in ſeinem eigenen Namen gar nichts ſagt; ſondern alles von den aufgeführten Perſonen ſagen und handeln läßt.

29. §. Ehe der Poet aber ſeine Erzählung anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erſte iſt der Name des Gedichtes; das andre der Vortrag ſeines Hauptſatzes, davon es handeln ſoll; das dritte aber die Anruffung der Muſen. Einige möchten zwar noch die Zueignung des Gedichtes an einen Mecänaten zum vierten Stücke machen wollen; weil etwa Boileau in ſeinem

Lutrin,

Lutrin, Taſſo in ſeinem Gottfried, und ſelbſt Virgil in ſeinen Büchern vom Feldbaue dergleichen gethan. Allein Homer hat dergleichen nicht gemacht, Virgil in ſeiner Aeneis auch nicht: und alſo iſt dieſes kein unentbehrliches Stück eines Heldengedichtes. Wir wollen jene drey nach der Ordnung betrachten.

30. §. Weil das Heldengedichte eine Fabel iſt; ſo taufet es ein Poet nicht anders, als Aeſopus die Seinigen getaufet hat. Er nennet ſie aber allezeit nach dem Namen der Thiere, die darinn vorkommen: z. E. der Wolf und das Schaaf; die Stadtmaus und Feldmaus u. d. gl. Eben ſo machte es Homer mit ſeiner Odyſſee, und Virgil mit ſeiner Aeneis. Jene hat vom Ulyſſes, und dieſe vom Aeneas ihren Namen: der Unterſcheid beſteht nur darinn, daß dort zwey, auch wohl gar drey Namen, das iſt, alle darinn vorkommende Perſonen genennet werden; hier aber nur eine einzige, und zwar die hauptſächlichſte genennet wird. Das geht aber nicht anders an, weil dort ſo wenige, hierinn aber ſo viele vorkommen, die man unmöglich alle nennen konnte. Hat aber Homer ſeine Ilias nicht eine Achilleis von der Hauptperſon, ſondern eine Ilias von dem Orte genennt: ſo iſt ſonder Zweifel die Urſache, daß Achilles faſt in dem ganzen Gedichte müßig iſt; und alſo von ihm ſehr wenig zu erzählen vorfällt. Es ſind aber neben ihm der Helden, die ihm an Würde noch überlegen ſind, und denen er von rechtswegen gehorchen ſollte, ſo viele, daß man ihn faſt darunter verlieren könnte. Nach ſeiner Ausſöhnung wird er allererſt wirkſam und thätig; da aber das Gedichte bald zum Ende iſt. Homer hat alſo mit Recht ein Bedenken getragen, den Namen eines Helden über ſein Gedicht zu ſetzen, von dem am wenigſten darinn vorkömmt, und von dem nicht viel erzählet werden konnte: weil er nur deſſen Zorn und Enthaltung vom Streite, nicht aber ſeine Tapferkeit beſingen wollte. Taſſo iſt dem erſtern Exempel gefolgt, weil er ſein Gedicht nach dem Heerführer der Armee, Gottfried von Bouillon, Gottfried nennt. Voltaire hat es

auch ſo gemacht: denn da die erſte Auflage la Ligue hieß, ſo hat er die andre lieber Henriade nennen wollen. Der Pucelle d'Orleans, und unſers Ottoberts und Wittekinds voritzo nicht zu gedenken.

31. §. Der Vortrag iſt nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen, willens iſt. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige iſt, was die Materie oder den Innhalt des Gedichtes ausmacht; ſo muß er auch dieſelbe namhaft machen. So machts Homer: er ſagt: ich beſinge den Zorn Achills, der ſo verderblich für die Griechen geweſen. Nun ſcheint zwar der Zorn keine Handlung, ſondern eine Leidenſchaft geweſen zu ſeyn: allein Achilles zürnte aus Rachgier, weil er wohl wußte, daß man ohne ihn nichts ausrichten würde. Und alſo war ſeine Leidenſchaft von ſo großer Wirkung, als die eifrigſte Handlung. In der Odyſſee ſagt der Poet zwar, er wolle von einem Manne ſingen: allein er ſetzt gleich hinzu, daß es ein ſolcher ſey, der ſehr viel erlitten habe, als er in ſein Land zurücke kehren wollen. Virgil hat es nicht viel anders gemacht, und alſo darf man ſich dabey nicht aufhalten. Man merke nur, daß dieſer Vortag auf keine praleriſche und hochtrabende Art geſchehen muß. Horaz verbiethet ſolches ausdrücklich:

Nec ſic incipies, vt ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Er lobt dagegen den Homer, daß er ſeinen Vortrag in der Odyſſee ſo beſcheiden gemacht, als es möglich geweſen. Lucan iſt in dieſem Stücke auch zu tadeln, weil er einen überaus ſchwülſtigen Anfang zu ſeiner Pharſale gemacht hat. Und was würde Horaz geſagt haben, wenn er des Statius Achilleis hätte leſen ſollen, deren Anfang ſchon im vorigen angeführet worden? Virgil hergegen iſt in die Fußtapfen Homers getreten, und hat kein ſo großes Geſchrey gemacht.

32. §. Nun folgt endlich die Anrufung der Muſen, oder ſonſt einer Gottheit. Homer hat dieſelbe gleich mit ſeinem Vortrage vermiſchet, Virgil aber beſonders gemacht. Jener ſagt nicht, daß er die Thaten ſeiner Helden erzählen wolle; ſondern er bittet die Muſe, ſolches zu thun. Dieſer verſpricht es zwar für ſich zu thun, bittet aber die Muſen bald, ihn ſolches zu lehren. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergeſſen werden: weil in einem ſolchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrſcheinlicher Weiſe, ohne die Eingebung einer Gottheit, nicht wiſſen könnte. Er ſetzt ſich auch dergeſtalt durch ſeine Gottesfurcht bey ſeinem Leſer in ein gutes Anſehen; ja er bringt ihn in eine Verwunderung, und macht ihn begierig, dergleichen hohe Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey pflegen begangen zu werden, das iſt im fünften Capitel des erſten Theils ſchon ausführlich erinnert worden. Ich eile zur Erzählung ſelbſt.

33. §. Dieſe iſt der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes; und muß alſo ganz beſondre Eigenſchaften haben. Fürs erſte muß die Erzählung einer epiſchen Fabel angenehm ſeyn: denn ſie muß gleichſam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten verſüſſet. Wir wiſſen, daß alles angenehm iſt, was gewiſſe Schönheiten an ſich hat: folglich muß die Erzählung eines Heldengedichts alle Schönheiten der poetiſchen Schreibart an ſich haben, davon im erſten Theile ſchon gehandelt worden. Es können aber auch die Perſonen und Sachen angenehm ſeyn, von welchen man etwas erzählt: jene gefallen uns alsdann, wenn ſie gewiſſe Charactere haben, und ſo zu reden leben. Alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, ſagt Ariſtoteles; das iſt, es muß eine gewiſſe Gemüthsart zeigen. Der Poet macht es wie die Maler, die ihren Figuren dadurch ein großes Leben zu ertheilen wiſſen. Die Sachen an ſich müſſen wunderbar und merkwürdig ſeyn; davon auch ſchon im fünften Capitel gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle dieſe Stücke fehlen, iſt kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrſcheinlich ſeyn. Oft

iſt die Wahrheit ſelbſt unwahrſcheinlich; und oft iſt hergegen die Unwahrheit, ja ſelbſt das Unmögliche ſehr wahrſcheinlich. Der Poet will mit ſeiner Fabel Glauben finden: alſo muß er lieber wahrſcheinliche Dinge erzählen, geſetzt, daß ſie nicht wahr wären; als die Wahrheit ſagen, wenn man ſie nicht glauben würde. Doch auch davon habe ich ſchon im ſechſten Capitel gehandelt. III. Muß die poetiſche Erzählung wunderbar ſeyn. Die allergemeinſten Sachen ſind die wahrſcheinlichſten; allein dieſe erwecken keine Bewunderung: das Außerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit beſſer. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigſten allezeit dafür gehalten haben, kann ſolches gar nicht thun; man mag es uns ſo ſchön erzählen, als man will. Es iſt alſo eine große Kunſt, das Wahrſcheinliche mit dem Wunderbaren geſchickt zu verbinden. IV. Muß die epiſche Erzählung auch beweglich ſeyn. Eine ſchläfrige Hiſtorie hat keine Anmuth: die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten, die bezaubert und entzücket den Leſer dergeſtalt; daß Horaz die Poeten, welche die Kunſt verſtehen, mit den Hexenmeiſtern vergleicht, die ihn erſchrecken, beſänftigen und aufbringen können. Und in der That wollen die menſchlichen Affecten ohne Unterlaß gerührt ſeyn: denn eine angenehme Unruhe iſt beſſer, als eine gar zu einträchtige Stille, worinn nichts veränderliches vorkömmt. Endlich muß V. die Erzählung auch dramatiſch oder wirkſam ſeyn; das iſt, es müſſen viel redende Perſonen eingeführt werden. So oft es dem Poeten möglich iſt, muß er einen andern ſeine Rolle ſpielen laſſen; und ſich dadurch der Tragödie, ſo viel als ihm möglich iſt, zu nähern ſuchen: wie dieſes abermal Plato in der oben angezogenen Stelle ſehr ſchön angemerket hat.

34. §. Es darf aber der Poet in ſeinen Erzählungen nicht immer der Zeitordnung folgen; ſondern auch zuweilen mitten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lange zuvor geſchehen iſt: wie es Virgil mit der Eroberung der Stadt Troja gemacht hat. Die Länge der Erzählung in einem Heldenge-

dengedichte kann nicht größer ſeyn, als ein halbes Jahr. Homers Ilias dauret nicht länger als 47. Tage, wie Ariſtoteles ſelbſt angemerket hat. Seine Odyſſee währet nur 58. Tage, wie der Pater le Boſſu ſolches nachgezählet hat: und alſo bedörfen beyde Gedichte noch nicht einmal zwey Monate zu ihrer Dauer. Vom Virgil hat man ſonſt gemeiniglich dafür gehalten, ſein Gedichte daurete ein Jahr und etliche Monate. Allein eben dieſer geſchickte Kunſtrichter hat es ſehr wahrſcheinlich erwieſen, daß auch die Aeneis nur einen Sommer und einen Herbſt in ſich begreiſe; in welcher Zeit Aeneas aus Sicilien nach Africa, von da wieder zurück nach Sicilien, endlich aber nach Italien geſchiffet, und durch den Sieg über den Turnus zur Ruhe gekommen. Man muß ihn ſelbſt deswegen nachſchlagen, um davon überführet zu werden.

35. §. Zum V. kommen wir auf die Charactere der Perſonen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man verſteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menſchen, ſeine natürliche Neigungen, ſeine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entſteht; das ſind ſeine Unternehmungen und Handlungen. Man theilt dieſe Charactere in gute und ſchlimme ein; weil ſie theils tugendhaft, theils laſterhaft ſind: zuweilen ſcheinet es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derſelben gäbe, die weder gut noch böſe ſind. Hier muß ein Poet die Morale verſtehen, daß er die Tugend vom Laſter, und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterſcheiden wiſſe. Man muß hier auch die bloßen Eigenſchaften der Menſchen, z. E. die Wiſſenſchaft, Klugheit, Erfahrung, Beredſamkeit, Stärke, Unerſchrockenheit u. ſ. w. mit wahren Tugenden nicht vermiſchen. Jene kann ſowohl ein Laſterhafter als ein Tugendhafter beſitzen; denn ſie ändern eigentlich das Herz nicht. Gewiſſe Tugenden oder Laſter zeigen ſich nur in gewiſſen Gelegenheiten; als z. E. die Gnade, das Mitleiden, die Liebe, die Rachgier: andere aber leuchten

überall hervor; wie des Achilles Gewaltthätigkeit, des Ulyſſes Verſchlagenheit, des Aeneas Frömmigkeit. Und dieſe letztere Gemüthsarten ſind eigentlich dasjenige, was man Charactere nennet.

36. §. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menſchen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren iſt, die Aeltern und Vorfahren, das Geſchlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten, darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Perſonen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieſes alles ſage ich, hilft die Neigungen und Sitten der Menſchen bilden. Wenn alſo ein Poet die Gemüthsart ſeiner Helden wahrſcheinlich machen will: ſo muß er aus dergleichen Urſachen dem Leſer begreiflich machen, wie und warum dieſer oder jener Held dieſen und keinen andern Character gehabt? So hat es Virgil mit dem Aeneas gemacht, wie Boſſu nach der Länge erweiſet. Wie aber dieſes bey den Hauptperſonen nöthig iſt; alſo verſteht ſichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charactere haben müſſen: wie die Exempel der Dido, des Turnus, des Mezentius u. d. gl. erweiſen. Wenn aber eine Perſon einmal dieſen oder jenen Character bekommen hat, ſo muß ſie dabey bleiben, und niemals dawider handeln.

37. §. Dieſes iſt nun die große Kunſt, die uns Horaz ſo ſorgfältig eingeſchärfet hat:

Intererit multum, Dauusne loquatur an Heros,
Maturusne ſenex, an adhuc florente iuuenta
Feruidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam ſequere, aut ſibi conuenientia finge.

Und hernach lehrt er ausdrücklich, wie man einen Achilles, einen Ixion, einen Oreſtes, eine Medea, eine Ino und eine Io, characteriſiren ſolle. Daher kann man denn aus dem ein-

einmal bekannten Charactere einer Perſon ſogleich wiſſen, was ſie in dieſen oder jenen Umſtänden thun oder laſſen werde. Z. E. Aeneas wird uns in dem erſten Buche als ſehr gottesfürchtig vorgeſtellt: und hernach reizt ihn Dido, wider den Befehl Jupiters, in Africa zu bleiben. Hier denkt man nun gleich, daß der fromme Held ſolches nicht thun werde: und ſiehe, er thut es auch wirklich nicht; welches eben die Schönheit wohlbeobachteter Charactere iſt. Ja dieſer fromme Character herrſchet im ganzen Gedichte, in allen Umſtänden, die ihm begegnen. Er ſelbſt bequemet ſich nie der Gemüthsart eines andern; ſondern geht unverrückt ſeinen Weg fort: alle andere Perſonen hergegen müſſen ſich oft nach ihm richten, und dieſes iſt der Vorzug, den die Hauptperſon einer Fabel vor allen andern Nebenperſonen haben muß; daß nämlich daß ganze Gedicht ſich nach ſeiner Art richten, nicht aber hin und her ausſchweifen müſſe. Claudian in ſeinem Raptu Proſerpinae hat dieſe Regel ganz und gar nicht beobachtet: weil er bald die ſchrecklichſten, bald die angenehmſten Dinge von der Welt, durcheinander gemiſchet hat.

38. §. Zum VI. kommen wir auf die Erſcheinungen und den Beyſtand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maſchinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen ſoll, ſo müſſen nicht nur gewöhnliche Perſonen; ſondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführt werden. Dieſes ſind nun die Gottheiten und Geiſter, die der Poet allegoriſcher Weiſe dichten, und ihnen eben ſowohl, als den Menſchen, gewiſſe Charactere geben muß. So muß bey den Alten Jupiter die Allmacht, Minerva die Weisheit, das Verhängniß aber den unveränderlichen Willen Gottes vorſtellen u. ſ. w. Im zehnten Buche der Aeneis ſtellt Virgil in einem Götterrathe auch die Juno, als die Gerechtigkeit, und die Venus, als die liebreiche Barmherzigkeit Gottes vor. Sind dieſe heidniſche Gottheiten bisweilen einander zuwider; ſo bequemet ſich hierinn der Poet unſern ſchwachen Begriffen, die ſich auch die göttlichen Eigenſchaften zuweilen als widerwärtig vorſtellen.

Wollen wir einen Beweis davon, ſo dörfen wir nur die Furien betrachten, die Jupiter dem Turnus zuſchickt. Was glaubten nun die klugen Römer von den Furien? Cicero hat es in einer öffentlichen Rede wider den Piſo geſagt: nämlich ſo viel als nichts. * Kann man nun die Götter Homers nicht allezeit auf dieſe allegoriſche Art, wegen ihrer Charactere entſchuldigen: ſo kann man doch die Fehler die er begangen haben möchte, leicht auf die Grobheit ſeiner Zeiten ſchieben. Virgil hat ſchon geſundere Begriffe von der Gottheit haben können, und daher ſind auch ſeine Charactere von den göttlichen Perſonen viel beſſer eingerichtet.

39. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in ſeine Fabeln miſchen, wie Horaz ausdrücklich erinnert hat.

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil ſeine Götter überall mit dabey ſind. Taſſo, Marino und Milton haben die Engel und Teufel, in ihren Gedichten, anſtatt der alten Götter eingeführt. Hat nun Boileau jenen in ſeiner Dichtkunſt deswegen getadelt, ſo dörfen wir dieſen auch nicht ſchonen, zumal da er es auf eine ſo unvernünftige Weiſe gethan hat. In der That iſt es weit beſſer, allegoriſche Gottheiten zu dichten: als zum Exempel die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die Boileau in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geſchweigen, die im Voltaire auf eben die Art vorkommen. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menſchlichen Charactern geſagt worden.

40. §. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetiſchen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldenge-

* Nolite putare, vt in Scena videtis, homines ſceleratos impulſu deorum terreri furiarum taedis ardentibus. Sua quemque fraus, ſuum ſcelus, ſua audacia de ſanitate et mente deturbat. Hae ſunt impiorum furiae, hae flammae, hae faces.

dengedichtes. Wir wiſſen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unſerer Gedanken iſt; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte ſtatt findet. Viele bilden ſich ein, die Schönheit der Epopee beſtehe in ſchönen Worten und Redensarten, in künſtlichen Gedanken, in vielen Gegenſätzen, in langen Beſchreibungen in vielen Gleichniſſen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verſtehen kann. Ein Gedichte derowegen, das ſo ausſieht, wie Lucan oder Claudian, das dünkt ihnen ein Meiſterſtück zu ſeyn: Virgil kömmt ihnen hergegen ganz wäſſerigt und froſtig vor. Und wenn man ſie fragt, warum ſie jene Poeten ſo lieben? ſo verweiſen ſie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung ſcharfſinnige Stellen, die ſie bewundern. Schreiben ſie nun ſelber etwas, ſo ſuchen ſie auch, in einzelnen Zeilen, lauter ſolche geſammlete Blumen und Edelgeſteine anzubringen. Ueberall iſt was künſtliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts.

41. §. Das iſt nun nicht die Schreibart, die ſich für ein Heldengedichte ſchickt. Der Poet erzählt eine Fabel, ſeine Leſer zu lehren und zu beſſern: er muß ſich alſo theils in ihren Verſtand, theils in ihren Willen ſchicken. Jenen zu unterrichten, muß er ſich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Capitel von der Schreibart gewieſen haben. Den Willen aber zu gewinnen und die Affecten zu rühren, muß er die pathetiſche Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte ſind, redend einführet. Der Poet muß ſich ſelber vergeſſen, und nur auf ſeine Fabel, auf ſeine Perſonen und Handlungen, auf ihre Wahrſcheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit ſehen. Er muß es ſich nicht anders merken laſſen, daß er viel Witz und Scharfſinnigkeit beſitzet; als dadurch, daß er ſeine Leſer in der Aufmerkſamkeit erhält,

ſie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andre, von einer Gemüthsbewegung auf die andre leitet; ſie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfſinnigkeit nicht ſorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künſtliche Einfälle und anderes Flittergold ſieht, der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen ſind. Hierinn iſt ſonderlich Marino nebſt andern von dem Schlage zu tadeln. Taſſo ſelbſt, der doch unter ſeinen Landesleuten noch am vernünftigſten ſchreibt, iſt von dem Voltaire, wegen ſeiner italieniſchen Künſteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Und was wird man alſo von den übrigen ſagen, die lauter Ampullas und ſesquipedalia Verba zuſammen geraffet und ihre Gedichte damit ausſtaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom le Boſſu nachſchlagen.

Das

* *

Das X. Capitel.

Von Tragödien oder Trauerſpielen.

1. §.

Wie vorzeiten die ganze Poeſie mit der Muſik vereinbaret geweſen: alſo hat auch die Tragödie ihren Urſprung aus gewiſſen Liedern, die dem Bachus zu Ehren geſungen worden. Es traten an Feſttagen etliche Sänger zuſammen, die ein ganzes Chor ausmachten, dieſe ſpielten, tanzten und ſungen nach Art der heidniſchen Religion, dem Weingotte dadurch ſeinen Gottesdienſt zu leiſten. Wie ſie aber gemeiniglich, ſowohl als die Zuhörer, ein Räuſchchen hatten: alſo waren auch ihre Lieder ſo gar ernſthaft nicht; ſondern es liefen allerley Poſſen mit unter. Jemehr man ſich in ſolchen Geſängen übte, je weiter brachte mans darinn; und deſto lieber hörte man auch ſolchen Sängern zu. Daher kam es nun, daß ſich ihre Zahl vermehrte; und daß es eine Bande der andern zuvor zu thun ſuchte. Sie giengen wohl gar einen Wettſtreit darüber ein, und der Preis war nach der alten Art ſchon groß genug, wenn man dem beſten Sänger einen Bock zum Gewinnſte zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechiſch Τϱαγος, und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie ein Bocklied, wie ſolches theils Ariſtoteles in ſeiner Poetik, theils Horaz in ſeiner Dichtkunſt bezeuget, wenn er den Theſpis ſo beſchreibt:

Carmine qui tragico vilem certauit ob Hircum.

2. §. Man ward aber des beſtändigen Singens mit der Zeit überdrüßig, und ſehnte ſich nach einer Veränderung. Theſpis, der mit ſeinen Sängern in Griechenland von einem Orte zum andern herumzog, erdachte etwas neues, als er die

Lieder

Lieder in Theile abſonderte, und zwiſchen zweyen und zweyen allemal eine Perſon auftreten ließ, die etwas ungeſungen erzählen mußte. Mehrerer Bequemlichkeit halber machte er ſeinen Wagen zur Schaubühne; indem er Breter darüber legte, und ſeine Leute droben ſingen und ſpielen ließ, damit ſie deſto beſſer zu ſehen und zu hören ſeyn möchten. Damit man aber dieſelben nicht erkennen könnte; ſo ſalbte er ihnen die Geſichter mit Hefen, welche ihnen anſtatt der Larven dienen mußten. Um dieſer Veränderung halber wird Theſpis für den Erfinder der Tragödie gehalten. Allein das war in der That nur noch ein ſchlechter Anfang dazu. Aeſchylus nämlich, ein neuerer Poet, ſah wohl, daß auch die Erzählungen einzelner Perſonen, die man zwiſchen die Lieder einſchaltete, noch nicht ſo angenehm wären; als wenn ein paar Perſonen mit einander ſprächen, darinn ſich mehr Mannigfaltigkeit und Veränderung würde anbringen laſſen: und da ihm ſolches nach Wunſche ausſchlug; ſo dachte er auch auf mehrere Zierrathe ſeiner Tragödien. Er erfand die Larven, gab ſeinen Leuten ehrbare Kleidungen, und bauete ſich eine beſſere Schaubühne: ja, welches das merkwürdigſte war, ſo machte Aeſchylus, daß die Geſpräche ſeiner auftretenden Perſonen mit einander zuſammen hingen. Kurz, er erfand zuerſt die Idee der Hauptperſon in einem ſolchen Spiele, welches vorher nur ein verwirrtes Weſen ohne Verknüpfung und Ordnung geweſen war. Das bezeugt abermal Ariſtoteles in ſeinem IV. Capitel, und Horaz in folgenden Worten:

> Ignotum tragicae genus inueniſſe Camoenae
> Dicitur, et plauſtris vexiſſe Poemata Theſpis:
> Quae canerent agerentque perunċti faecibus ora.
> Poſt hunc perſonae et pallae repertor honeſtae
> Aeſchylus, et modicis inſtrauit pulpita tignis.
> Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

3. §. Dieſer letzte Vers zeigt noch an, daß man auch um dieſe Zeit die hohe Schreibart in die Tragödie eingeführet habe: denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeinen

Poſſen

Poſſen geweſen; ſo, wie auch ihr Inhalt ganz ſatiriſch war. Die Poeten hatten ſich hierinn nach den Zuſchauern gerichtet, die in ihrer erſten Grobheit an etwas ernſthaftem noch keinen Geſchmack finden konnten; ſondern nur allezeit lachen wollten. Allmählig aber fanden ſich auch verſtändigere Zuſchauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Misfallen hatten, und lieber etwas kluges ſehen wollten. In dieſer Verfaſſung nun erhielt Euripides die Schaubühne, Sophokles aber brachte ſie noch zu größerer Vollkommenheit. Er ſtellte anſtatt der vorigen zwo Perſonen, nach Gelegenheit, auch wohl drey zugleich auf, die mit einander ſprechen mußten, und erſand noch beſſere Verzierungen für die Bühne; dadurch die Augen der Leute mehr gefüllet wurden. Ja, er richtete auch die Lieder des Chores, die allezeit zwiſchen jeder Handlung geſungen wurden, ſo ein, daß ſie ſich mit zu der Tragödie ſchicken mußten: da ſie vorher von ganz andern, mehrentheils luſtigen Materien zu handeln pflegten. Vor Alters hatte man die vierfüßigen jambiſchen Verſe, die ſehr bequem zum Singen waren, und ſo zu reden recht zum Sprunge giengen, gebraucht; nachmals aber wurden die ſechsfüßigen jambiſchen eingeführt: eben ſo, wie es bey uns Deutſchen gegangen, wo man vor Opitzen lauter vierfüßige Verſe zu Comödien gebraucht hat, wie aus Hans Sachſen und andern zu erſehen iſt.

4. §. Aus dem allen erhellet nun wohl zur Gnüge, daß die Tragödie in ihrem Urſprunge ganz was anders geweſen iſt, als was ſie hernach geworden. Aus den abgeſchmackteſten Liedern beſoffener Bauern, iſt das ernſthafteſte und beweglichſte Stücke entſtanden, welches die ganze Poeſie aufzuweiſen hat. Was vorhin ein Nebenwerk war, und von den Griechen Epiſodium genennet wurde, nämlich die eingeſchalteten Erzählungen und Geſpräche, zwiſchen den Liedern; das iſt hernach das Hauptwerk geworden. Das vorige ſatiriſche Scherzen hat ſich in ein recht prächtiges und lehrreiches Weſen verwandelt; ſo, daß ſich die anſehnlichſten Leute nicht mehr ſchämen dorften, Zuſchauer ſolcher Schauſpiele abzugeben. Die Athenienſer wurden auch dergeſtalt darauf erpicht, daß ſie

ſich faſt eine Schuldigkeit daraus machten, die Tragödien zu beſuchen. Ja, weil ſich die Poeten in allen Stücken der Religion bequemeten, und die vortrefflichſten Sittenlehren und Tugendſprüche darinn häufig einſtreueten: ſo wurde dieſe Art von Schauſpielen eine Art des Gottesdienſtes; die auch in der That für das Volk viel erbaulicher war, als alle die Opfer und übrigen Ceremonien des Heidenthums. Dazu trug nun hauptſächlich der Chor viel bey, der allezeit in ſeinen Liedern ſolche moraliſche Betrachtungen, Gebethe und Lobgeſänge anſtimmete, die ſich zu der unmittelbar vorhergehenden Handlung ſchicketen. Dieſe lernte man damals gar auswendig, und pflegte ſie im gemeinen Leben als Lehrſätze und Denkſprüche bey Gelegenheit anzubringen; ſo, wie wir itzo die Schrift, und unſre geiſtliche Lieder anzuziehen pflegen.

5. §. Bey den Griechen war alſo, ſelbſt nach dem Urtheile des Ariſtoteles, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht; und konnte in dieſem ihrem Zuſtande gar wohl ein Trauerſpiel heißen: weil ſie zu ihrer Abſicht hatte, durch die Unglücksfälle der Großen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuſchauern zu erwecken. Ariſtoteles beſchreibt ſie derowegen, als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch ſich eine vornehme Perſon harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Der Poet will alſo durch die Fabeln Wahrheiten lehren, und die Zuſchauer, durch den Anblick ſolcher ſchweren Fälle der Großen dieſer Welt, zu ihren eigenen Trübſalen vorbereiten. Z. E. Oedipus, eins der berühmteſten Trauerſpiele des Sophokles, ſtellt das klägliche Ende vor, welches dieſer thebaniſche König um ſeiner abſcheulichen Thaten halber, genommen; wiewohl er faſt ohne ſeine Schuld darein gefallen war. Und das will eben Ariſtoteles haben, wenn er ſagt, die Helden einer Tragödie müßten weder recht ſchlimm, noch recht gut ſeyn: nicht recht ſchlimm, weil man ſonſt mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben, ſondern ſich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut, weil man ſonſt die Vorſehung leicht einer Ungerechtigkeit beſchuldigen könnte, wenn ſie unſchuldige Leute ſo hart geſtrafet hätte. So

war nun Oedipus beſchaffen. Als ihm das Orakel in ſeiner Jugend antwortete: Er würde ſeinen Vater erſchlagen, und mit ſeiner Mutter Blutſchande treiben: ſo hatte er einen ſolchen Abſcheu vor dieſen Laſtern, daß er Corinth verließ, wo er als königlicher Prinz erzogen war, und ſich alſo der Krone begab, die er zu hoffen hatte; bloß weil er den Mord an ſeinem Vater, und die Unzucht mit ſeiner Mutter zu begehen, fürchtete. Da er aber in Griechenland als ein Flüchtiger, herum ſchweifete, und ihm in einem ſchmalen Wege ſein rechter Vater, Lajus, begegnete, der ihn in ſeiner Kindheit zu tödten befohlen hatte, und nicht wußte, daß es ſein Sohn wäre; gleichwie er es nicht wiſſen konnte, daß Lajus ſein Vater wäre: ſo griff er allein, den König nebſt ſeinen Leuten an, und ermordete dieſelben, bis auf einen, der ihm entlief.

6. §. Hier iſt nun Oedipus zwar ſtraf bar, daß er ſo hitzig, gewaltſam und eigenſinnig geweſen: gleichwohl iſt es ſeine Meynung nicht, einen Vatermord zu begehen; als welchen zu vermeiden, er ſeine vermeynte Vaterſtadt verlaſſen hatte. Als er nachmals die Jokaſta heyrathet, ja etliche Kinder mit ihr zeuget; iſt er abermals mehr unglücklich als laſterhaft: weil er es nicht weis, daß es ſeine Mutter iſt, auch nach ſeinen Umſtänden es nicht wiſſen kann; bis es nach etlichen Jahren, und zwar in eben dieſer Tragödie, wunderlich ans Licht kömmt. Wer hier ſagen wollte, das Oedipus ganz unſchuldig oder ganz ſchuldig wäre, der würde in beydem irren. Er iſt ſo, wie die Menſchen insgemein zu ſeyn pflegen, das iſt, von mittlerer Gattung; er hat gewiſſe Tugenden, auch gewiſſe Laſter an ſich: und doch ſtürzen ihn bloß die letzten ins Unglück. Denn hätte er nur niemanden erſchlagen, ſo wäre alles übrige nicht erfolget. Er hätte ſich aber billig vor allen Todtſchlägen hüten ſollen: nachdem ihm das Orakel eine ſo deutliche Weiſſagung gegeben hatte. Denn er ſollte billig allezeit gedacht haben: Wie? wenn dieß etwa mein Vater wäre! Da er nun alſo beſchaffen iſt; ſo wird dadurch die Tragödie den allermeiſten Zuſchauern erbaulich: weil nämlich die meiſten von eben der Art ſind, als er; das iſt, weder recht gut,

noch recht böſe. Man hat einestheils Mitleiden mit ihm: anderntheils aber bewundert man die göttliche Rache, die gar kein Laſter ungeſtraft läßt.

7. §. Nach dieſem allgemeinen Vorſchmacke von der Tragödie wollen wir ſie noch etwas genauer betrachten. Aeußerlichem Anſehen nach, konnte ſie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden: nämlich in das, was von dem Chore geſungen, und in das, was nur ſchlechtweg geſprochen wurde. Der muſikaliſche Theil beſtund aus Oden, und die Sänger derſelben hießen alle zuſammen der Chor. Dieſer beſtund nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald aus einer guten Anzahl von Weibern oder Männern, welche die Bürger einer Stadt vorſtelleten; bald aus einer Schaar von Prieſtern und Aelteſten des Volks; bald aus einer Menge von Jungfrauen; bald aus einem Schwarme hölliſcher Furien, u. ſ. w. Dieſe Leute nun fanden ſich gleich in der erſten Handlung auf der Schaubühne ein, und behielten ihren Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Sie vertraten daſelbſt die Stelle der Zuſchauer, die bey der Handlung, die man ſpielete, zugegen geweſen ſeyn konnten, als ſie wirklich geſchehen war. Denn das muß man wiſſen, daß die wichtigſten Handlungen der alten griechiſchen und morgenländiſchen Fürſten nicht zwiſchen vier Wänden, ſondern öffentlich, vor ihren Palläſten, oder auf den Märkten ihrer Städte vorgiengen. Da war nun allezeit eine Menge von Zuſchauern zugegen, die an dem Thun und Laſſen ihrer Könige Theil nahmen; auch wohl nach Gelegenheit ihre Meynung davon ſagten, gute Anſchläge gaben, oder ſonſt ihre Betrachtungen drüber anſtelleten. Da nun die Poeten die ganze Natur ſolcher öffentlichen Handlungen vorſtellen wollten und ſollten; ſo mußten ſie auch Zuſchauer derſelben auf die Bühne bringen: und das war denn der Chor.

8. §. Man muß aber wiſſen, daß dieſer Chor nicht nur zum Singen, ſondern auch ſonſt, als eine ſpielende Perſon, mit gebraucht worden. Denn der Coryphäus oder Führer

deſſelben, redete im Namen aller übrigen, ſo gut als eine andere Perſon, darzwiſchen. Das heißt beym Horaz:

Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat & haereat apte &c.

Doch war freylich wohl das Singen die vornehmſte Pflicht des Chores, welches zu vier verſchiedenen malen, nämlich zwiſchen allen fünf Aufzügen geſchah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie ſang er nicht; ſondern es traten ſogleich die ſpielenden Perſonen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beſchluß: wo nicht irgend der Chor, doch ohne Geſang, das letzte Wort behielt; indem er eine erbauliche Betrachtung, oder Nutzanwendung über das ganze Schauſpiel, in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwiſchen dem erſten und letzten Liede geſpielt und geſungen wurde, das nennte man ein Epiſodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beſchluß. Siehe Ariſt. Poet. im 12. Cap. ſo daß auf dieſe Art eine Tragödie in drey ſehr ungleiche Theile unterſchieden wurde.

9. §. Was den andern Theil der Tragödie, der nicht geſungen ward, anlanget, ſo beſtund derſelbe aus den Unterredungen der auftretenden Perſonen, die eine gewiſſe Fabel vorſtelleten. Ungeachtet nun dieſe Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll: ſo theilte man doch der Abwechſelung halber, dieſelbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch beſſer, Aufzüge nennte:

Neue minor quinto, neu ſit productior actu
Fabula, quae vult ſpectari & ſpectata reponi.

ſagt Horatius. Die Urſache dieſer fünffachen Eintheilung iſt wohl freylich willkührlich geweſen: indeſſen iſt dieſe Zahl ſehr bequem, damit dem Zuſchauer nicht die Zeit gar zu lang werde. Denn wenn jeder Aufzug ohngefähr eine viertel Stunde daurete, ſo dann aber der Chor ſein Lied darzwiſchen

ſang: ſo konnte das Spiel nicht viel länger als zwo Stunden dauren; welches eben die rechte Zeit iſt, die ſich ohne Ueberdruß einem Schauſpiele widmen läßt. Es waren aber dieſe fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden; und alſo würde die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die geſpielte Fabel nie ganz unterbrochen: ſo wie es bey uns durch die Muſikanten geſchieht, die allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen; oder auch wohl gar durch Tänzer, die ſich zwiſchen den Aufzügen ſehen laſſen. Dieſer Zuſammenhang des ganzen Stückes that ſehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen ſtarken Eindruck in die Gemüther machte: und Racine hat auch in neuern Zeiten etliche Stücke nämlich Athalia und Eſther von der Art, auf die Bühne gebracht, die nicht wenig Beyfall deswegen erhalten haben. Ich wundre mich nur, daß man dieſes nicht durchgehends wieder aufgebracht hat.

10. §. Von dieſen äußerlichen Stücken einer Tragödie, die auch einem Ungelehrten in die Augen fallen, komme ich auf die innere Einrichtung derſelben, die nur ein Kunſtverſtändiger wahrnimmt. Hier bemerkt man nun, daß das Trauerſpiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein hat; in andern aber von ihm unterſchieden iſt. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charactere, und die Schreibart, oder den Ausdruck. Es iſt aber von demſelben unterſchieden in der Größe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie vorgehen muß; und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatiſch iſt, da dort die Erzählung herrſchet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und ſtärker vorgeſtellet werden; daß man die Muſik dabey brauchet, und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verſchiedene Art verzieret werden muß. Von allen dieſen Stücken ins beſondre muß kürzlich gehandelt werden.

11. §. Wie eine gute tragiſche Fabel gemacht werden müſſe, daß iſt ſchon im vierten Capitel des erſten Theils einiger maßen gewieſen worden. Der Poet wählet ſich einen mo=

moraliſchen Lehrſatz, den er ſeinen Zuſchauern auf eine ſinnliche Art einprägen will. Dazu erſinnt er ſich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächſt ſucht er in der Hiſtorie ſolche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet iſt: und von dieſen entlehnet er die Namen, für die Perſonen ſeiner Fabel, um derſelben alſo ein Anſehen zu geben. Er erdenket ſodann alle Umſtände dazu, um die Hauptfabel recht wahrſcheinlich zu machen, und das werden die Zwiſchenfabeln, oder Epiſodia nach neuer Art, genannt. Dieſes theilt er dann in fünf Stücke ein, die ohngefähr gleich groß ſind, und ordnet ſie ſo, daß natürlicher Weiſe das letztere aus dem vorhergehenden fließet; bekümmert ſich aber weiter nicht, ob alles in der Hiſtorie wirklich ſo vorgegangen, oder ob alle Nebenperſonen wirklich ſo, und nicht anders geheißen haben. Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des Sophokles, oder auch mein Cato dienen. Der Poet wollte dort zeigen, das Gott auch die Laſter, die unwiſſend begangen werden, nicht ungeſtraft laſſe. Hierzu erſinnt er nun eine allgemeine Fabel, die etwa ſo lautet:

12. §. Es war einmal ein Prinz, wird es heißen, der ſehr viel gute Eigenſchaften an ſich hatte, aber dabey verwegen, argwöhniſch und neugierig war. Dieſer hatte einmal, vor dem Antritte ſeiner Regierung, auf freyem Felde einen Mord begangen; ohne zu wiſſen, daß er ſeinen eigenen Vater erſchlagen hätte. Durch ſeinen Verſtand bringet er ſich in einem fremden Lande in ſolches Anſehen; daß er zum Könige gemacht wird, und die verwittibte Königinn heirathet; ohne zu wiſſen, daß ſelbige ſeine eigene Mutter iſt. Aber dieſes alles geht ihm nicht für genoſſen aus. Seine Laſter kommen ans Licht, und es treffen ihn alle die Flüche, die er ſelbſt auf den Mörder ſeines Vorfahren im Regimente, ausgeſtoßen hatte. Er beraubet ſich ſelbſt des Reichs, und geht ins Elend; nachdem er ſich ſelbſt aus Verzweifeluug der Augen beraubet hatte. Zu dieſer allgemeinen Fabel nun findet Sophokles in den alten thebaniſchen Geſchichten, den Oedipus geſchickt. Er iſt ein ſolcher Prinz, als die Fabel erfordert: er hat unwiſſend ei-

nen Vatermord und eine Blutſchande begangen: er iſt dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden; allein, die Strafe bleibt nicht aus; ſondern er muß endlich alle Wirkungen ſeiner unerhörten Laſter empfinden.

13. §. Dieſe Fabel iſt nun geſchickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und alſo die Gemüthsbewegungen der Zuſchauer auf eine der Tugend gemäße Weiſe zu erregen. Durch ſeine guten Eigenſchaften erwirbt ſich Oedipus die Liebe der Zuſchauer; und da er ſeine Laſter unwiſſend, ja wider Willen begeht, ſo beklagt man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl ſehr unglücklich wird, ſo bedauret man ihn um deſtomehr; ja man erſtaunet über die ſtrenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungeſtraft laſſen. Man ſieht auch, daß der Chor in dieſer Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeſtändigkeit des Glückes der Großen dieſer Welt, und über die Schandbarkeit ſeiner Laſter anzuſtellen, und zuletzt in dem Beſchluſſe die Thebaner ſo anzureden: „Ihr Einwohner von Theben, ſeht hier den Oedipus, „der durch ſeine Weisheit Räthſel erklären konnte, und an „Tapferkeit alles übertraf; ja der ſeine Hoheit ſonſt keinem, „als ſeinem Verſtande und Heldenmuthe zu danken hatte: „ſeht, in was für ſchreckliche Trübſalen er gerathen iſt; und „wenn ihr dieſes unſelige Ende deſſelben erweget, ſo lernt doch „niemanden für glücklich halten, bis ihr ihn ſeine letzte Stunde „glücklich habt erreichen geſehen. Wer auf gleiche Art die Trauerſpiele aus unſrer deutſchen Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine ſolche Hauptlehre antreffen, ob ſie gleich nicht immer ſo deutlich im Schluſſe ſteht.

14. §. Eine ſolche Fabel nun zu erdichten, ſie recht wahrſcheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das iſt das allerſchwerſte in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehör des Trauerſpiels, in den Charactern, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich geweſen: aber in der Fabel iſt es ſehr wenigen gelungen. Wer Exempel davon ſehen will, der ſehe was von Schakeſpears Cäſar

im VII. B. und vom Telemach im VI. B. der critiſchen Beyträge ſteht. Das macht, daß dieſelbe eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich ſo reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müſſen wir inſonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabſicht; nämlich einen moraliſchen Satz: alſo muß ſie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andre moraliſche Wahrheiten in ſich ſchließen: wie zum Exempel im Oedipus die Erfüllung der Orakel, darüber Jokaſta vorher geſpottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwiſſenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke ſind alſo tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen beſtehen, davon keine die vornehmſte iſt. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeſte in einer Schulcomödie vorſtellen geſehen, wo der ganze Inhalt der Aeneis Virgilii, und die Reformation Lutheri zugleich vorgeſtellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner, in der andern der Ablaßkrämer Tetzel zu ſehen. Bald handelte Aeneas von der Stiftung des römiſchen Reichs, bald kam Lutherus und reinigte die Kirche. Bald war Dido, bald die babyloniſche Hure zu ſehen u. ſ. w. Und dieſe beyde ſo verſchiedene Handlungen hiengen nicht anders zuſammen, als durch eine luſtige Perſon, Momus genannt, die zwiſchen ſolchen Vorſtellungen auftrat, und z. E. den auf der See beſtürmten Aeneas, mit dem in Gefahr ſchwebenden Kirchenſchifflein verglich. Das iſt nun ein ſehr handgreiflicher Fehler, wo zwey ſo verſchiedene Dinge zugleich geſpielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher ſind, verdienen deswegen keine Entſchuldigung. Insgemein ſündigen die engliſchen Stücke wider dieſe Regel.

16. §. Die Einheit der Zeit iſt das andre, daß in der Tragödie unentbehrlich iſt. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monathe dauren, wie oben gewieſen worden; das macht, ſie wird nur geleſen: aber die Fabel eines Schauſpie-

les, die mit lebendigen Perſonen in etlichen Stunden wirklich vorgeſtellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonnen, wie Ariſtoteles ſpricht; das iſt einen Tag, dauren. Denn was hat es für eine Wahrſcheinlichkeit, wenn man in dem erſten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorſtellen wollte: wie Cervantes ſolche thörichte Schauſpiele, an ſeinen ſpaniſchen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig ſo ſchlimm gemacht; ſo iſt es doch nicht viel beſſer. Schakeſpears Cäſar hebt vor der Ermordung Cäſars an, und dauret bis nach der philippiſchen Schlacht, wo Brutus und Caſſius geblieben. Oder wie iſt es wahrſcheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden ſieht; und doch ſelbſt, ohne zu eſſen, oder zu trinken, oder zu ſchlafen, immer auf einer Stelle ſitzen bleibt? Die beſten Fabeln ſind alſo diejenigen, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geſchehen, als ſie zur Vorſtellung brauchen; das iſt etwa drey oder vier Stunden: und ſo ſind die Fabeln der meiſten griechiſchen Tragödien beſchaffen. Kömmt es hoch, ſo bedörfen ſie ſechs, acht, oder zum höchſten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wieder die Wahrſcheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müſſen aber dieſe Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte ſeyn, weil dieſe zum Schlafen beſtimmet iſt: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erſt nach Mittage anfienge, und ſich bis in die ſpäte Nacht verzöge; oder umgekehrt, vor morgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte Cid des Corneille läuft in dieſem Stücke wider die Regeln, denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebſt dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigſtens volle vier und zwanzig Stunden: welches ſchon viel zu viel iſt, und unerträglich ſeyn würde, wenn das Stück nicht ſonſt viel andre Schönheiten in ſich hätte; die den Zuſchauern faſt nicht Zeit lieſſen, daran zu gedenken. S. den erſten B. meiner Schaubühne.

Das

Das iſt nun eben die Kunſt, die Fabel ſo ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen ſind auch bey uns Deutſchen die Tragödien von Wallenſtein, von der Baniſe, imgleichen von der böhmiſchen Libuſſa ganz falſch und unrichtig: weil ſie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub ſich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und daurete bis auf die Glaubensverbeſſerung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von drey bis viertehalb tauſend Jahren, davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tauſendſten Theil einnehmen, und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehört zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuſchauer bleiben auf einer Stelle ſitzen: folglich müſſen auch die ſpielenden Perſonen alle auf einem Platze bleiben, den jene überſehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So iſt im Oedipus, z. E. der Schauplatz auf dem Vorhofe des königlichen thebaniſchen Schloſſes, darinn Oedipus wohnt. Alles, was in der ganzen Tragödie vorgeht, das geſchieht vor dieſem Pallaſte: nichts, was man wirklich ſieht, trägt ſich in den Zimmern zu; ſondern draußen auf dem Schloßplatze, vor den Augen alles Volks. Heute zu Tage, da unſre Fürſten alles in ihren Zimmern verrichten, fällt es alſo ſchwerer, ſolche Fabeln wahrſcheinlich zu machen. Daher nehmen denn die Poeten gemeiniglich alte Hiſtorien dazu, oder ſie ſtellen uns auch einen großen Audienzſaal vor, darinn vielerley Perſonen auftreten können. Ja ſie helfen ſich auch zuweilen mit dem Vorhange, den ſie fallen laſſen und aufziehen; wenn ſie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Man kann alſo leicht denken, wie ungereimt es iſt, wenn, nach dem Berichte des Cervantes, die ſpaniſchen Trauerſpiele den Helden in dem erſten Aufzuge in Europa, in dem andern in Africa, in dem dritten in Aſien, und endlich gar in America vorſtellen: oder, wenn meine obgedachte Schulcomödie uns bald in Aſien die Stadt Troja, bald die ungeſtüme See, dar-

auf

auf Aeneas ſchiffet, bald Carthago, bald Italien vorſtellete, und uns alſo durch alle drey Theile der damals bekannten Welt, führte; ohne daß wir uns von der Stelle rühren dorften. Noch was lächerlichers fällt mir von einem italiäniſchen Dichter ein, der in einem Schauſpiele, den Himmel, die Erde, und die Hölle brauchete; und die Einheit des Ortes mit einer Perpendikellinie behaupten wollte, die vom Himmel durch die Erde, bis in die Hölle gienge. Es iſt alſo in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man iſt, da muß man bleiben; und daher auch nicht in dem erſten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege, und in dem vierten in einem Garten, oder auf der See ſeyn. Das ſind lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrſcheinlich iſt, taugt nichts, weil dieſes ihre vornehmſte Eigenſchaft iſt.

19. §. Es ſind aber die Fabeln der Trauerſpiele ebenfalls entweder einfache und ſchlechte; oder verworrene, die einen Glückswechſel und eine Entdeckung unbekannter Perſonen haben. In beyden aber hat ein Knoten, oder die ſogenannte Intrigue ſtatt, der ſich im Anfange des Schauſpieles anfängt in einander zu ſchlingen, und allmählich immer mehr und mehr verwirret; bis der letzte Aufzug, oder wo möglich, der letzte Auftritt alles auf einmal auflöſet. Dieſer Knoten iſt in der Fabel nöthig, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu erwecken, und ſie auf den Ausgang ſolcher verwirrten Händel begierig zu machen. Im Titus des Racine iſt ein Exempel von der erſten Claſſe zu ſehen; wo alles ohne eine andere Verwirrung der Umſtände, bloß deswegen einen Knoten ſchürzet, weil die Königinn Berenice nicht weis, was ſie hoffen oder fürchten ſoll; der Kaiſer ſelbſt aber bey ſich anſteht, ob er ſeiner Liebe, oder dem Willen des römiſchen Volkes gehorchen ſolle? Dieſes iſt alſo eine einfache oder ſchlechte Fabel, worinn kein Glückswechſel, keine Entdeckung verborgener Perſonen vorgeht. Denn beyde bleiben, was ſie ſind, jene Königinn von Paläſtina, dieſer römiſcher Kaiſer. Eben ſo iſt der Cinna und

Porus

Porus beſchaffen. Ganz anders iſt es in der Elektra des Sophokles. Hier kömmt der junge Prinz Oreſtes in verſtellter Kleidung nach Mycene; läßt ſich für todt ausgeben, und bringt ſelbſt den Aſchentopf getragen, in welchem, ſeinem Vorgeben nach, ſein eigener Ueberreſt iſt. Seine Mutter, Clytemneſtra, die ſich darüber freuet, weil ſie nur von ihrem Sohne die Rache, wegen ſeines, von ihr und ihrem neuen Gemahle Aegyſthus ermordeten Vaters, Agamemnons, zu befürchten hatte; wird dergeſtalt hintergangen, und nachdem ſich Oreſtes ihr entdecket hatte, ums Leben gebracht. Ihrem Aegyſthus gehts nicht beſſer, und da alſo die glückſeligen Perſonen des Trauerſpiels unglücklich werden: ſo wird der vorhin flüchtige Oreſtes, nebſt ſeiner geplagten Schweſter Elektra, auf einmal glücklich. Eben ſo iſt die Tragödie Iphigenia beſchaffen, wo Eriphile ſtirbt, ſo bald es entdecket wird, daß ſie der Helena Tochter iſt; Achilles aber mit ſeiner Prinzeßinn auf einmal glücklich wird. Im Cato iſt es nichts anders, indem Arſene erfährt, daß ſie Catons Tochter iſt, und alſo weder eine Königinn ſeyn, noch Cäſarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln, beſteht darinn, daß dieſer Glückswechſel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geſchieht, auch die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Perſonen, wenn dergleichen vorhanden ſind, unmittelbar vorhergeht.

20. Ich komme nunmehro auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im vorigen Capitel davon geſaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß alſo der Poet ſeinen Hauptperſonen eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit geben, daraus man ihre künftige Handlungen wahrſcheinlich vermuthen, und wenn ſie geſchehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem erſten Auftritte, den ſie hat, muß ſie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laſter verrathen; dadurch ſie ſich von andern Menſchen unterſcheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Held, der allein

das

das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil ſelbſt Curtius demſelben dieſen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im erſten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; ſowohl als Aemilia, die Gemüthsart eines rachgierigen und unverſöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich ſtellt durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor, und Chimene eine rechtſchaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey ſeinem erſten Auftritte, wie er geſonnen iſt, nämlich Freyheit und Tugend auch mit ſeinem Blute zu verſiegeln. Siehe der deutſchen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia im II. Theile iſt Achilles ſo abgeſchildert, wie Horaz es haben will, wenn er ſchreibt:

Honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox inuictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

21. §. Dieſe letzten Zeilen wollen ſo viel ſagen, daß ein Poet die Perſonen, die aus der Hiſtorie ſchon bekannt ſind, genau bey dem Charactere laſſen müſſe, den man von ihnen längſt gewohnt iſt. Das hat Corneille in ſeiner Sophonisbe gethan. Er beobachtet genau, was Livius von ihrer Gemüthsbeſchaffenheit erzählet; den Maſiniſſa und den Syphar läßt er auch ſo, wie er ſie fand. Unſer Lohenſtein aber hat alles verkehret. Ein anders iſt es, wenn man ganz neue Perſonen dichtet. Dieſe kann man zwar machen, wie man ſelber will, und wie die Fabel es erfordert. Nur folgende Regel des Horaz iſt zu beobachten:

Si quid inexpertum ſcenae committis, et audes
Perſonam formare nouam; ſeruetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet.

Ein

Ein widerſprechender Character iſt ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer ſtolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt ſeyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch beſondere Umſtände wahrſcheinlich gemacht, daß er ſich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters iſt ohnedieß in ſo kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts iſt von Charactern mehr übrig zu ſagen, als daß nur die Hauptperſonen dergleichen haben müſſen. Die Bedienten derſelben, die faſt allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine beſondere Gemüthsart haben: zum wenigſten haben ſie ſelten Gelegenheit, dieſelbe blicken zu laſſen. Doch iſt es in ſolchen Fällen, wo ſie Gelegenheit dazu hätten, auch unverbothen. Die Exempel zu dieſer Regel wird man in allen Trauerſpielen antreffen, die in meiner Schaubühne ſtehen. Z. E. Artaban und Phocas, Phenize und Domitius im ſterbenden Cato; Arcas und Doris aber in der Iphigenia u. d. gl.

23. §. Ich komme auf den Ausdruck oder auf die Schreibart der Tragödien. Dieſe muß eben ſo beſchaffen ſeyn, als die Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daſelbſt andre redend einführet. Die Alten nannten dieſe Art des Ausdruckes Cothurnus; von den hohen Schuhen, die von vornehmen Standesperſonen getragen wurden. Weil nun dergleichen vornehme Leute in der Tragödie vorgeſtellet wurden, und es ſich für ſie nicht anders ſchickte, als daß ſie ſich auf eine edlere Art, als der gemeine Pöbel ausdrücken mußten; zumal, wenn die gewaltigſten Affecten ſie beſtürmeten: ſo bekam ihre Sprache eben dieſen Namen. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten, und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, ſind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die ſchwachen Geiſter aber, die ihrer Phantaſie folgen mußten, wohin ſie wollte; verſtiegen ſich gar zu hoch: ſo

daß

daß Horaz ſie beſchuldiget, ſie hätten bisweilen ſolche Räthſel, als die delphiſche Prieſterinn, gemacht:

Et tulit eloquium inſolitum facundia praeceps,
- - - - - et diuina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.

Ja er verbeut gleich darauf ausdrücklich, daß man die tragiſchen Perſonen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend ſolle reden laſſen:

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes et inania captet.

24. §. In dieſer falſchen Hoheit ſind nun, bey den Lateinern, Seneca in ſeinen Tragödien; und bey uns, Lohenſtein ganz unerträglich. Faſt alle ihre Perſonen, die ſie aufführen, reden lauter Phöbus: wie bereits in dem allgemeinen Capitel von der poetiſchen Schreibart angemerket worden. Unſer Andreas Gryphius iſt doch weit vernünftiger in dieſem Stücke. Ich mag, die Weitläuftigkeit zu meiden, keine Exempel von beyden anführen: man darf aber nur gleich des erſtern Agrippina, mit Carl Stuarten von dieſem; oder auch die Sophonisbe mit dem Leo Arminius zuſammen halten, ſo wird man den Unterſcheid gleich merken. Man ſehe auch, was bey Gelegenheit des Cäſars, aus dem Schakeſpear, in dem VII. B. der critiſchen Beyträge von ihm geſaget worden. Sonderlich drucken die lohenſteiniſchen Perſonen niemals den Affect recht natürlich aus: ſondern, da ſie im Schmerze aufhören ſollten, auf Stelzen zu gehen: ſo bleiben ſie unverändert bey ihren ſcharfſinnigen Sprüchen und künſtlichen Spitzfündigkeiten. Ja ſelbſt Corneille und Racine, haben ſich in dieſem Stücke oft verſehen, wie Fenelon in ſeinen Gedanken von der Tragödie angemerket hat, daß Sophokles ſeinen Oedipus nichts ſchwülſtiges ſagen laſſen. Siehe den I. Th. meiner Schaubühne, gleich nach der Vorrede. Dieſes hat uns Horaz ausdrücklich gelehret:

Et

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus et Peleus: cum pauper et exſul vterque
Proiicit ampullas et ſesquipedalia verba.
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt, die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet man aber, daß auch die vornehmſten Standesperſonen zwar ihrer Würde gemäß denken und ſprechen, ſo lange ſie ruhiges Gemüthes ſind: ſo bald ſie aber der Affect übermeiſtert, vergeſſen ſie ihres hohen Standes faſt, und werden wie andre Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhaftigen Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharfſinnige Klagen auszuſtudiren. Er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen, als es ihm möglich iſt: denn wo er ſelbſt nicht weinet, ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden:

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſe tibi: tunc tua me infortunia laedent,
Telephe vel Peleu. Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo.

25. §. Hier fragt ſichs unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viele Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf; ſondern er dringt gerade auf die Sache ſelbſt. So unzulänglich einem unſrer Kunſtrichter dieſe Regel geſchienen, wenn er dieſelbe umzuſtoßen geſucht; ſo gegründet iſt ſie doch. Könige und Fürſten und Helden, ſpielen in ernſthaften Geſchäfften, nicht lange mit künſtlichen Vergleichungen, ſondern reden mit Ernſt und Nachdruck. Auf dieſe Natur nun muß man

ſehen. Ein anders iſt es, mit einem Poeten, in einem Heldengedichte. Dieſer iſt ſelbſt in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzählt; ſondern gleichſam nur ein Zuſchauer oder Herold derſelben. Der kann ſich alſo wohl mit kaltem Blute die Zeit nehmen, Gleichniſſe zu machen, und ſo weitläuftig auszuführen, als er will. Allein in der Tragödie kömmt der Poet gar nicht zum Vorſcheine; ſondern es reden lauter andre Leute, die mit an den Begebenheiten Theil haben, und als ordentliche Menſchen eingeführet werden müſſen. Die Exempel der Alten ſind mir auch nicht zuwider. Ich finde, daß Sophokles nicht über zwey oder drey Gleichniſſe in ſeinem Oedipus angebracht hat; und zwar nur ganz kurz, und gleichſam im Vorbeygehen. Dieſen meinen Zuſatz hat obgedachter Kunſtrichter muthwillig ausgelaſſen, um meine Meynung deſto leichter zu verdrehen. Hergegen Lohenſtein und Seneca ſind faſt überall voll davon: wodurch denn abermal ihre Schreibart die unnatürlichſte von der Welt wird. Eben das iſt von der Gelehrſamkeit und Beleſenheit zu merken, welche dieſe beyde Tragödienſchreiber ihren Perſonen zu leihen pflegen. Sie ſchicket ſich für dieſelben durchaus nicht, zumal wenn ſie im Affecte reden; und könnte an bequemere Oerter verſparet werden.

26. §. Wir kommen auf die Muſik, die bey den Alten in der Tragödie einer von den beſten Zierrathen war. Woher das gekommen, das iſt aus dem obigen leicht abzunehmen. Die Lieder, die der Chor ſang, wurden mit Inſtrumenten begleitet: und weil dieſe einen weſentlichen Theil ihrer Schauſpiele ausmachten; ſo rechneten ſie die Muſik mit zur Tragödie. Daß dieſe Muſik aber ſehr ſtark geweſen ſeyn müſſe, erhellet aus der Zahl der Perſonen im Chore, die zuweilen bis funfzig hinan lief. Und dieſe ſtarken Chöre daureten ſo lange, bis Euripides in dem Trauerſpiele, Eumenides, einen ſehr zahlreichen Chor raſender Furien mit ſchwarzen Pechfakeln aufführete: denn dadurch entſtund ein ſolches Entſetzen in dem Schauplatze, daß die Kinder vor Schrecken todt blieben, die ſchwangern Weiber aber auf der Stelle niederkamen.

Darauf wurde von der Obrigkeit befohlen, daß der Chor künftig nur aus 15. Perſonen beſtehen ſollte. Bey uns ſind die Chöre nicht gewöhnlich, obgleich unſere erſten Tragödienſchreiber ſie nach der alten Art bey jedem Aufzuge angehänget haben. Die Muſik der Stimmen fällt alſo gänzlich weg; nur die Inſtrumente laſſen ſich zwiſchen jedem Aufzuge mit allerhand luſtigen Stücken hören. Weil ſie aber die Zuſchauer ganz aus der Aufmerkſamkeit auf die vorigen Vorſtellungen bringen: ſo fragt ſichs, ob es nicht möglich wäre, anſtatt der alten Oden des Chores, eine nach unſerer Art eingerichtete Cantate, von etlichen Sängern abſingen zu laſſen; aber eine ſolche, die ſich allezeit zu den kurz zuvor geſpielten Begebenheiten ſchickte, und folglich moraliſche Betrachtungen darüber anſtellete. Dieſes würde ohne Zweifel die Zuhörer in dem Affecte, darinn ſie ſchon ſtünden, erhalten, und zum bevorſtehenden deſto beſſer zubereiten. Und eine ſolche Tragödie würde zehnmal ſchöner ſeyn, als eine Opera, die den Liebhabern der Muſik zu gefallen alles durchgehends muſikaliſch vorſtellen läßt; aber dabey ganz und gar von der Natur abgeht, und die ganze Wahrſcheinlichkeit aufhebt.

27. §. Endlich und zuletzt müſſen wir noch von den Maſchinen und andern Zierrathen der Schaubühne handeln. Durch Maſchinen verſteht man die Erſcheinungen der Götter, die vom Himmel herunter kommen. Weil die Tragödie menſchliche, nicht aber göttliche Handlungen nachahmet: ſo kann auch die Hauptperſon niemals eine Gottheit ſeyn. Weil aber der Held zuweilen in ſolche Umſtände gerathen kann; daß er eines ſichtbaren göttlichen Beyſtandes benöthiget iſt: ſo kann freylich wohl der Poet ſich der Maſchinen zuweilen bedienen, ſeiner Fabel dadurch auszuhelfen. Allein er muß freylich wohl zuſehen, daß dieſes wahrſcheinlich heraus komme. Die Erſcheinungen der Götter in neuern Zeiten kommen uns ſehr unglaublich vor; weil wir ſelbſt dergleichen nie geſehen, und uns nicht einbilden können, daß es vor hundert oder zweyhundert Jahren anders geweſen ſeyn ſollte. Aber aus der alten fabelhaften Zeit, ſind wir es längſt gewohnt,

von Erſcheinungen zu hören: und alſo nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir davon leſen. Wenn alſo Perſeus etwa die Andromeda erlöſen; oder Diana zum Endymion in die Höle des Berges Latmos kommen; oder die drey Göttinnen dem Paris erſcheinen ſollten, u. d. gl. ſo müßten wir ſchon die Götter auf der Schaubühne für nöthig anſehen, und ſie nach ihrer Art kleiden und characteriſiren. Aber wer ſolches allezeit und ohne die größte Nothwendigkeit thun wollte; der würde wider die Regel des Horaz handeln:

> Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
> Inciderit.

Es iſt nämlich keine Kunſt, durch einen unmittelbaren Beyſtand des Himmels, und durch Wunderwerke, eine Fabel glücklich auszuführen; daher ſich auch die berühmteſten Tragödienſchreiber unter den Alten dieſes Kunſtſtückes ſelten bedienet haben.

28. §. Eben dahin gehören auch die Zaubereyen, welche man die Maſchinen der neuern Zeiten nennen könnte. Sie ſchicken ſich für unſre aufgeklärte Zeiten nicht mehr, weil ſie faſt niemand mehr glaubt: alſo enthält ſich ein Poet mit gutem Grunde ſolcher Vorſtellungen, die nicht mehr wahrſcheinlich ſind, und nur in der ernſthafteſten Sache ein Gelächter erwecken würden. Wenn alſo Gryphius in ſeinem Leo Armenius den Geiſt des Patriachen von Conſtantinopel, und den hölliſchen Geiſt ſelbſt, ja ein Geſpenſte in Geſtalt Michaels; in der Catharina von Georgien die Ewigkeit, etliche Geiſter der Verſtorbenen, die Tugenden, den Tod und die Liebe als Perſonen aufführet: im Cardenio gleichfalls ein Paar Geiſter; im Carl Stuart abermal drey Geiſter, und ſodann noch Krieg, Ketzerey, Peſt, Tod, Hunger, Zwietracht, Furcht, Eigenmord, die Geiſter der ermordeten Könige in England u. a. m. vorbringt: ſo ſind gewiß der Erſcheinungen zuviel eingemengt. Unter Ausländern hat von neuern Poeten der Cardinal Giov. Delſino gleichfalls in ſeiner Cleopatra den Geiſt des Antonius und die Megära bald in dem I. Auftrit-

te erſcheinen laſſen. Es ſind die Tragödien dieſes welſchen Dichters 1733. zu Padua herausgekommen: Der ganze Titel heißt: Le Tragedie di Giovanni Delfino Sen tore Venetiano, poi Patriarca d'Aquileja E Cardinale di S. Chieſa, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creſo, il Medoro. Wie luſtig Schakeſpear den Geiſt Cäſars in ſeinem Trauerſpiele aufgeführet, das ſehe man in der deutſchen Ueberſetzung deſſelben nach. Wer aber etwas recht luſtiges von dieſer Art ſehen will, der leſe den deutſchen Polyeuctes von Kormarten, oder den Auszug davon in den Crit. Beyträgen, imgleichen das Trauerſpiel Telemach eben daſelbſt.

29. §. Einen beſſern Zierrath geben die Veränderungen der Schaubühne ab, dadurch dieſelbe allemal denjenigen Ort vorſtellig macht, wo das ganze Stück vorgegangen ſeyn ſoll. Dieſer muß nun zwar die ganze Tragödie hindurch einerley bleiben: allein in verſchiedenen Trauerſpielen muß ſich bald eine Straße der Stadt, ein königlich Zimmer, ein Feldlager ein Wald, ein Dorf, ein Garten, u. ſ. w. vorſtellen. Doch dieſes geht den Poeten nicht weiter an, als in ſo weit er ſagt, wo der Schauplatz des Stückes geweſen, darnach ſich der Theaternmeiſter nachmals richten muß. Nun weis ich zwar, daß dieſe Regel vielen zu hart ſcheint, und daß andre durch die Veränderungen des Schauplatzes der Schwäche ihrer Stücke aushelfen wollen. Allein die Nachahmung der Natur läßt gleichwohl nichts anders zu. Siehe des Abts von Aubignac Ausübung der theatraliſchen Schaubühne. Hierwider hat Corneille in ſeinem Cid ſehr verſtoßen, welches uns deſto behutſamer machen muß.

30. §. Eben das iſt von den Kleidungen zu ſagen. Hier ſollen von rechtswegen die Perſonen nach Beſchaffenheit der Stücke, bald in römiſcher, bald in griechiſcher, bald in perſianiſcher, bald in ſpaniſcher, bald in altdeutſcher Tracht auf der Schaubühne erſcheinen; und dieſelbe ſo natürlich nachahmen, als es möglich iſt. Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringet, deſto größer wird die Wahrſcheinlichkeit, und deſtomehr wird das Auge der Zuſchauer vergnüget.

get. Daher iſt es lächerlich, wenn einfältige Comödianten die römiſchen Bürger in Soldatenkleidern mit Degen an der Seite vorſtellen: da ſie doch lange weite Kleider von weißer Farbe trugen. Noch ſeltſamer aber iſt es, wenn man z. E. alten griechiſchen oder römiſchen Helden im Lager, gar Staatsperrücken und dreyeckigte Hüte mit Federn aufſetzet, und weiße Handſchuh anzieht; eine americaniſche Prinzeßinn mit einem Fiſchbeinrocke, und eine flüchtende Zaire im Oriente mit einer drey Ellen langen Schleppe; ja endlich einen alten deutſchen Herrmann, Segeſth u. a. m. wie ihre Todtfeinde die Römer, aber doch mit Perücken, weißen Handſchuhen und kleinen Galanteriedegen aufführet, u. d. gl. Hier muß ein verſtändiger Aufſeher der Schaubühne ſich in den Alterthümern umgeſehen haben; und die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens iſt, in Bildern ausſtudiren.

31. §. Endlich kömmt der Vortrag ſelbſt, das iſt die Ausſprache und die Geberden der ſpielenden Perſonen. Hierauf kömmt in der Vorſtellung eines Trauerſpieles faſt alles an. Das beſte Stück wird lächerlich, wenn es ſchlecht und kaltſinnig hergeſagt wird: hergegen das elendeſte Zeug klingt zuweilen erträglich, wenn eine gute Ausſprache ihm zu ſtatten kömmt. Bey den Alten hat es eigene Lehrmeiſter gegeben, die jungen Comödianten Anleitung dazu gaben, wie ſie eine Rolle gut ſpielen ſollten. In Rom haben Roſcius und Aeſopus ſich zu Cicerons Zeiten eine allgemeine Bewunderung erworben: denn dieſe hatten es in ihrer Kunſt ſo weit gebracht, daß Cicero ſelbſt in ihren Schauplatz gieng, um ihnen im guten Vortrage was abzulernen; hingegen kamen dieſe wiederum in die öffentlichen Reden Cicerons, in gleicher Abſicht. Weil auch in der That ein Redner und Comödiant in dieſem Stücke einerley Pflicht haben: ſo können ſich dieſe auch aus dem Tractate des le Faucher, de l'action d l'Orateur, der unter Conrarts Namen heraus gekommen, auch ins Deutſche überſetzt worden, manche gute Regel nehmen. Riccoboni hat in italieniſcher Sprache ein langes Lehrgedichte für Comödianten geſchrieben, darinn er ihnen

Regeln

Regeln von der guten Ausſprache giebt; welches bey ſeiner Hiſtorie des italieniſchen Theaters befindlich iſt. Noch neulich hat er auch im Franzöſiſchen eine neue Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey ſeinen Reflex. Hiſtor. et Critiques ſur tous les Theatres de l'Europe befindlich iſt. Auch der Abt von Aubignac hat es, wie in andern Stücken, alſo auch hierinnen nicht an einer guten Vorſchrift fehlen laſſen: und unſre Deutſchen ſind dem gelehrten Herrn von Steinwehr vielen Dank ſchuldig, daß er ihnen dieſes höchſtnützliche Buch in unſre Mutterſprache überſetzet, und es alſo dadurch gemeiner und brauchbarer gemachet hat. Horaz hat auch dieſes Stücke für ſo wichtig gehalten, daß er in ſeiner Dichtkunſt eine beſondere Regel davon gemacht hat:

Male ſi mandata loqueris
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum.
Ludentem laſciua, ſeuerum ſeria dictu.
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: iuuat & impellit ad iram,
Aut ad humum moerore graui deducit et angit.
Poſt effert animi motus interprete lingua.

32. §. Hierinn ſteckt nun hauptſächlich die Regel: ein guter Comödiant müſſe dasjenige erſt bey ſich zu empfinden bemüht ſeyn, was er vorzutragen willens iſt; welches in der That das beſte Mittel iſt, eine lebhafte Ausſprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß ich erinnern, daß die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen: damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis die ganze Handlung aus iſt. Es muß alſo aus der vorigen Scene immer eine Perſon da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht: damit die ganze Handlung einen Zuſammenhang habe. Die Alten ſowohl, als Corneille und Racine, haben dieſes fleißig beobach-

obachtet: wenn man nur des erſtern erſte Stücke ausnimmt. Zum Exempel, ſein Cid iſt in dieſem Stücke ſehr fehlerhaft, weil faſt immer Perſonen auftreten und abgehen, ohne zu wiſſen, warum? daher kömmt es auch, daß die Einheit des Ortes nicht recht beobachtet wird; und darum hat ſchon Boileau geſagt:

Que l'action marchant ou la Raiſon la guide
Ne ſe perde jamais, dans une Scene vuide.

Der einzige Fall iſt nur auszunehmen, wenn die Perſonen, die auf der Bühne ſtehen, denen, die ſie ankommen ſehen, ausweichen wollen. Hier hängen nämlich die Auftritte, auch durch eben dieſe Flucht der erſten, ſattſam zuſammen. Und ſo viel mag auch von der Tragödie genug ſeyn. Wer mehr wiſſen will, der muß die hin und her angeführten Scribenten, ſonderlich den obgedachten Aubignac von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, und des P. Brumois Theatre des Grecs, nebſt des Riccoboni Hiſtoire du Theatre Italien, endlich auch die Vorreden leſen, die Corneille und Racine vor ihre Stücke geſetzt haben.

* *

Das XI. Capitel.

Von Comödien oder Luſtſpielen.

1. §.

Die Comödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel: denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch, dem Bachus zu Ehren, die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte, und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheidteſten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Comödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte, ſo gab man ihm das Chor, wie ſie redeten: das iſt, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Comödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden; als an ernſthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt; weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Comödien gegeben haben, als welcher von κωμη und ὠδη herkömmt, und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denenſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre Schaubühnen endlich

lich ein beſſer Geſchicke bekamen. Doch weis man insbeſondere diejenigen oder denjenigen nicht zu nennen, die am erſten Hand ans Werk geleget haben.

2. §. Ariſtoteles berichtet bloß, daß Epicharmus, ein Sicilianer, der neuer als Thespis, aber älter als Aeſchylus geweſen, zuerſt angefangen, ordentlichere Stücke zu ſpielen, und eine gewiſſe Hauptabſicht in ſeine Vorſtellungen zu bringen. Ihm folgte bald ein Athenienſer, Krates nach. Dieſer befreyete die angefangene Comödie von der alten Grobheit der Bauren, und ſauberte ſie von ihren vorigen Unfläthereyen: und darauf fand ſie denn auch in der Stadt Beyfall. Dahin gehören die Verſe des Horaz, die von dem Pratinas handeln:

Carmine qui tragico vilem certauit ob hircum,
Mox etiam agreſtes Satyros nudauit; et aſper
Incolumi grauitate jocum tentauit: eo quod
Illecebris erat, et grata nouitate morandus
Spectator, functusque ſacris, et potus, et exlex.

Hier finden wir alles beyſammen, den Urſprung, den Inhalt, auch die Abſicht der älteſten Comödien. Aus den tragiſchen Liedern ſind ſie entſtanden, und zwar bey Gelegenheit der Feſttage. Ihr Inhalt iſt ein ſcharfer oder beißender Scherz geweſen, den ſie von lauter bäuriſchen Satiren, das iſt, halbnackten Bauren, abſingen oder ſpielen laſſen. Und die Abſicht war, dem Volke, nach vollbrachtem Gottesdienſte und vollendetem Schmauſe, durch eine neue Luſtbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieſes war nun die alte Comödie.

3. §. So bald ſie nun von dem alten Krates ins Geſchicke gebracht worden, fanden ſich bald Eupolis, Kratinus und Ariſtophanes, die ihr ein ganz anderes Anſehen gaben. Die vorige Heftigkeit nackter Satiren wurde in eine lächerliche Vorſtellung gewiſſer Perſonen verwandelt, die man ſich nicht ſcheuete, mit Namen zu nennen. So finden wir, daß die vornehmſten Leute in Athen vor den Poeten nicht ſicher geweſen: ſelbſt Sokrates iſt von ihnen öffentlich verſpottet worden;

da ihn Ariſtophanes in dem Stücke, das er die Wolken nennet, als einen wunderlichen Naturforſcher und gottloſen Atheiſten vorgeſtellet. Sonderlich ſungen die Chöre dieſer Comödien nichts als ehrenrührige Schmählieder, dadurch die Unſchuldigſten angegriffen wurden. Daher kam es denn, daß die Obrigkeit dieſer Frechheit Einhalt that, und die Chöre abzuſchaffen, auch keine Perſon mehr mit Namen zu nennen geboth.

Succeſſit vetus his comoedia, non ſine multa
Laude: ſed in vitium libertas excidit et vim
Dignam lege regi. Lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit, ſublato iure nocendi.

4. §. Da nun dergeſtalt die mittlere Comödie der Griechen aufhörete: ſo gieng die neue an, darinn ſich Menander vor andern hervorgethan. Dieſer fieng nunmehro an, rechte Fabeln zu erdenken, die ſich auf die comiſche Schaubühne ſchickten. Er gab denenſelben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geſchichten, die Namen; ſondern er taufte ſie ſelbſt, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben ſo angenehm und erbaulich, als ſie vorher geweſen waren. Dieſe Veränderung oder Verbeſſerung der Comödie, hat Ariſtoteles nicht erlebt; weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret. Daher hat auch dieſer große Kunſtrichter wohl geſehen, daß zwar die Tragödie zu ſeiner Zeit, zur Vollkommenheit gebracht worden; aber nicht die Comödie: deren Wachsthum er alſo vorher ſagen konnte; wie es auch in der That erfolget iſt. Man ſehe hier des Abts Brümois Abhandlungen, von der griechiſchen Schaubühne nach, die vor ſeinem Theatre des Grecs ſtehen; imgleichen die ſchönen Unterſuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen.

5. §. Die Römer müſſen Leute von ganz anderm Naturelle geweſen ſeyn, als die Griechen: denn bey ihnen hat die Comödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war ſie

zuletzt in Aufnehmen gekommen, hier aber, ward ſie zuerſt beliebt. Man kann ſie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen; und jene zu Ennii, die andere zu Plauti, die dritte zu Terentii Zeiten antreffen. Die erſte war noch ziemlich ungeſtalt und grob; wie aus dem Zeugniſſe Horatii von den Verſen Ennii erhellet. Plautus trieb die Kunſt in ſeinen Comödien etwas höher; aber er bequemte ſich dem Geſchmacke des Pöbel zu ſehr, und mengte viel garſtige Zoten und niederträchtige Fratzen hinein. Dieſe mochten auch noch zu Horazens Zeiten vielen gefallen: weil ſie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten; wie er darüber in ſeinem langen Schreiben an den Auguſt klaget. Auch in der Arte poetica ſagt er davon:

Non quiuis videt immodulata poemata iudex,
Et data Romanis venia eſt indigna Poetis.
- - - - -
At noſtri Proaui Plautinos et numeros et
Laudauere ſales, nimium patienter vtrumque,
Ne dicam, ſtulte mirati: ſi modo ego et vos
Scimus inurbano lepidum ſeponere dicto.

Plautus muß alſo ſehr viel Selbſtliebe für ſich gehabt haben, wann er ſich ſelbſt eine ſo praleriſche Grabſchrift gemacht hat: Daß die Muſen über ſeinen Tod weinen und klagen ſollten; weil alle Scherzreden und hübſche Einfälle mit ihm verlohren gegangen. In der That iſt Terenz ſchon von den alten Kunſtrichtern dem Plautus weit vorgezogen worden. Ob er gleich ein Africaner war; ſo beſaß er doch die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprache im höchſten Grade: welches er ſonder Zweifel dem Umgange mit den vornehmſten Römern zu danken hatte. Scipio und Lälius haben ihn ihrer Freundſchaft gewürdiget, ja wohl ſelbſt bey ſeinen Comödien Hand angelegt. Dieſes ward ihm ſchon damals von ſeinen Feinden vorgerückt, wie er den Vorredner zu der Comödie von zweenen Brüdern, ſagen läßt.

Nam quod iſti dicunt maleuoli, homines nobiles
Eum adiutare, aſſidueque vna ſcribere;
Quod illi maledictum vehemens eſſe exiſtumant,
Eam laudem hic ducit maximam, cum illis placet,
Qui vobis vniuerſis et populo placent,
Quorum opera in bello, in otio, in negotio
Suo quisque tempore vſus eſt ſine ſuperbia.

6. §. Indeſſen iſt es wahr, daß Terenz nicht viel neue Fabeln gemacht; ſondern die meiſten aus Menanders griechiſchen Comödien entlehnet hat. Er geſteht ſolches ſelbſt in den Vorreden, und alſo kann es ihm zu keinem Vorwurfe eines Diebſtahls gereichen. Soviel iſt gewiß, daß ſeine Sachen regelmäßig ſind, und die artigſten Scherzreden voller Salz und Schärfe in ſich faſſen. Hat gleich Menage ihn wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, daß er mehr als 24. Stunden zu dieſem Stücke genommen, und alſo wieder die Vorſchrift Ariſtotels gehandelt habe: ſo hat ihn doch der Abt von Aubignac gelehrt vertheidigt. Die Charactere ſind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur iſt überall ſo vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, ſondern ſie ſelbſt zu ſehen glaubet, wenn man ſeine Perſonen reden hört. Es iſt nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; ſondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrſchet auch in dem Munde der geringſten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben ſich die Italiener, Franzoſen und Engeländer, ſo zu reden, um die Wette in Comödien hervor gethan. Eine jede Nation iſt ihrem Geſchmacke gefolget, und alſo ſind auch verſchiedene Arten dadurch zum Vorſcheine gekommen; die entweder beſſer oder ſchlechter gerathen, nachdem ſie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget ſind. Die erſten Italiener, die uns die freyen Künſte im Occidente zuerſt wieder hergeſtellet, haben freylich ſich angelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne ei-

ne

ne große Menge guter Comödien, die von verſchiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er ſetzt hinzu, daß man ſie dazumal alle in Verſen gemacht, und daß die Comödianten alſo genöthiget geweſen, ſie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange dieſe Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geſchmack noch erhalten worden. Allein, ſo bald die Comödianten aus Faulheit und Unwiſſenheit das Auswendiglernen unterlaſſen hätten: ſo wären auch anſtatt der vorigen guten Stücke, die abgeſchmackteſten Poſſen auf der Schaubühne eingeriſſen. Denn es hätten ſich erſtlich einige mit proſaiſchen Stücken verſuchet; die aber von nachläßigen Comödianten ſehr wären verſtümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den ſpielenden Perſonen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlaſſen, was ſie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeſchmackteſten Dinge entſtanden, die nur zur Beluſtigung des unterſten Pöbels hätten dienen können: und dieſes wäre der Urſprung von dem Verfalle der welſchen Schaubühne geweſen. Eben dieſes beſtätiget er noch ausführlicher in ſ. Remarques Hiſtor. & Critiq. ſur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn Muratori Vorrede zu den zwölf italieniſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat.

8. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung geſehen, daß das italieniſche Theater ſeit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre beſten Comödien enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. Harlekin und Scaramutz ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer Schaubühne: und dieſe ahmen nicht die Handlungen des gemeinen Lebens nach; ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Ein Mondenkaiſer, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andre, davon das Theatre Italien voll iſt, können

uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen; und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Comödianten ſagen:

> Velut aegri ſomnia, vanae
> Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput vni
> Reddatur formae.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Comödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. Evremont von der Comödie der Welſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat, welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr Muratori in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe Maffei zu unſern Zeiten bemühet, auch die comiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

9. §. Die Engelländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italienern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und Congreve, in dieſem Stücke; und Dryden ſelbſt hat ſich in Comödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben glauben. Dryden beſchreibt denſelben: The ridiculous Extravagance of Converſation, wherein one Man differs from all others. d. i. Die lächerliche Art im Umgange, darinnen ein Menſch ſich von allen andern unterſcheidet.

Da

Da die engliſche Nation viel ſolche Originale von beſondern Arten des Eigenſinnes und der Phantaſie aufzuweiſen hat; wie aus dem Spectator erhellet: ſo iſt es gewiß, daß dieſe ſonderbare Thorheiten lächerliche Vorſtellungen genug auf die Schaubühne verſchaffen werden. Allein, da es das Werk der Comödie nicht iſt, einzelne Perſonen zu ſpotten; ſondern allgemeine Thorheiten lächerlich zu machen, wie hernach erwieſen werden ſoll: ſo ſehen wir wohl, daß die Engelländer, nach ihrer Gewohnheit, von ihrer Nation zu großſprecheriſch urtheilen. Ihr Johnſon hat ihnen Regeln der Schaubühne geſchrieben, daraus Dryden auch viel Werks macht: ob er gleich ſelbſt in den Vorreden zu ſeinen Schauſpielen die Regeln allezeit nach ſeinen Exempeln verdreht. So viel müſſen wir indeſſen mit St. Evremont und Voltairen geſtehen, daß die engliſche Comödie ſehr viel moraliſche laſterhafte Charactere lächerlich aufführet; und darinn an Reichthum und Nachdruck allen andern Nationen vorgeht: es wäre nur zu wünſchen, daß nicht eine ſo wilde Verderbniß der Sitten auf ihrer Bühne herrſchen möchte, die eher die Zuſchauer anzuſtecken, als zu erbauen geſchickt iſt; wie der Zuſchauer an vielen Orten Klage geführet hat.

10. §. Die Franzoſen haben es wohl unſtreitig, wie in der Tragödie, alſo auch in der Comödie, am höchſten gebracht. Moliere hat ſeine Stücke einestheils nach den Regeln und Exempeln der Alten eingerichtet, anderntheils aber auch den Italienern und Spaniern manche Erfindung abgeborget, wie Hr. Riccoboni, in ſeinen Reflexions ſur Moliere entdecket hat; ſo daß ihm alſo Terenz weit vorzuziehen iſt. Er iſt zwar daher viel reicher an Materien als Terenz; welches aber kein Wunder iſt, weil dieſer nur ſechs, er aber wohl drey, viermal ſo viel Comödien geſchrieben. Aber er iſt gleichwohl von allen Fehlern nicht frey. Seine Schreibart, ſonderlich die poetiſche, iſt nicht allezeit ſo natürlich, als ſie für Comödien wohl ſeyn ſollte, wie ihm der Erzbiſchof Fenelon dieſes mit Recht vorrücket, in ſeinen Gedanken über die Comödie, die vor meiner Schaubühne ſtehen. Er macht oft große Umſchweife, ſehr

wenig damit zu ſagen; und kömmt dem Galimatias ſehr nahe. Hernach treibt er ſeine Charactere zuweilen ſehr hoch, ſo, daß ſie endlich unnatürlich werden. Z. E. Er läßt ſeinen Geizhals ſo argwöhniſch werden, daß er einem Bedienten, der aus der Stube geht, nicht allein die Taſchen und beyde Hände beſucht; ſondern auch fordert, daß er ihm die dritte Hand zeigen ſolle: gerade als ob jemals ein Menſch ſo närriſch ſeyn könnte, zu glauben, daß jemand drey Hände habe. Er hat dieſes zwar aus dem Plautus gelernt, der auch einmal ſagt: Cedo tertiam! Allein das entſchuldigt ſeinen Fehler nicht. Noch mehr iſt er deswegen zu tadeln, daß er oft das Laſter gar zu angenehm, die Tugend aber gar zu ſtörriſch, unartig und lächerlich gemacht hat. Die Galanterie junger Leute hat immer den Vorzug vor der ſorgfältigen Aufſicht der guten Aeltern; die für ihrer Kinder Tugend beſorget ſind: dahergegen jene entweder ſchon laſterhaft ſind; oder es doch leicht werden können. Er ſpottet der betrogenen Männer oft ohn alle ihr Verſchulden. Denn was kann doch in Frankreich ein guter rechtſchaffener Ehegatte davor, daß ſein Weib ausſchweifet: da es eine galante Mode iſt, die Ehe zu brechen, und neben einem Manne noch ein halb Dutzend Anbether zu haben. Endlich hat ſich Moliere, dem Pöbel zu gefallen, gar zu tief herunter gelaſſen, wenn er, die italieniſchen Narrenpoſſen nachzuahmen, die Betrügereyen Scapins aufgeführet hat. Boileau ſelbſt hat ihm dieſes nicht vergeben können; ob er gleich ſonſt ſein guter Freund war: indem er ſchreibt:

Dans ce ſac ridicule oû Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope.

Art. Poet. Chant. 3.

11. §. Bey uns Deutſchen hat es vor und nach Opitzen an Comödienſchreibern zwar niemals gefehlt: aber nichts deſtoweniger haben wir nichts rechtes aufzuweiſen, was unſrer Nation Ehre machen könnte. Wir haben wohl ganze Fuder Comödien, die in Hans Sachſens Geſchmacke geſchrieben,

und meiſtens aus der Bibel genommen ſind. Wer hieran zweifelt, der leſe nur das Verzeichniß davon nach, welches ich im II. und III. B. meiner deutſchen Schaubühne davon gegeben habe. Aber ſie ſind auch mehrentheils ſo künſtlich, wie dieſes nürnbergiſchen Meiſterſängers ſeine Werke: der wohl gar Gott den Herrn zum Adam kommen, und mit ſeinen Kindern, deren er ihm ein halb Dutzend fromme, und ein halb Dutzend gottloſe dichtet, ein Examen aus D. Luthers Catechismus halten läßt. Wie er nun den Abel und ſeine Kameraden im Vater Unſer, Glauben und den zehn Gebothen wohl bewandert findet: alſo beſteht Cain mit ſeinen böſen Brüdern ſehr übel, wenn er ſein Vater Unſer ſo verſtümmelt herbethet:

O Vater Himmel unſer,
Laß uns allhier dein Reich geſchehen,
In Himmel und in Erden ſehen,
Gieb uns Schuld und täglich viel Brodt,
Und alles Uebel, Angſt und Noth.

Eben ſo fein machts der andere, den er Dathan nennet, und der den Glauben herſagen ſoll. Es heißt:

Ich glaub an Gott, Himmel und Erden,
Und auch des Saamens Weib muß werden,
Und des heiligen Geiſtes Namen
Die Sünde, Fleiſch und Leben. Amen.

Man ſieht aus dieſen und andern Proben wohl, daß der ehrliche Mann kein übeles Geſchicke zur Beobachtung der Charactere und zur Nachahmung der Natur gehabt: Allein die Regeln der Wahrſcheinlichkeit ſind ihm ganz unbekannt geweſen; ſonſt würde er keine ſolche Vermiſchung der Zeiten gemacht haben, als aus dem angeführten ſattſam erhellen wird. Opitz ſelbſt hat ſich in Luſtſpielen gar nicht verſuchet.

12. §. Andreas Gryphius hat es ohne Zweifel in Comödien bey uns in vorigen Jahrhundert am weiteſten gebracht. Seine Säugamme, ſein Horribilicribrifax und Peter Sqvenz ſind ziemlich wohl gerathen, und ſtellen ſolche lächerliche Thorheiten

heiten vor, die dem Zuſchauer viel Vergnügen und Nutzen ſchaffen können. Nur in dem Zuſammenhange der Auftritte, in der Menge der ſpielenden Perſonen, und in der Einheit des Ortes, hat er es, nach Art aller unſrer Alten, ſehr verſehen. Dedekind hat faſt lauter geiſtliche Stücke gemacht. Chriſtian Weiſe hat jenem nachfolgen wollen; und kein übles Talent dazu gehabt: allein, wie ihm überhaupt die Regeln der alten Redekunſt und Poeſie unbekannt geweſen; ſo iſt er auch bey ſeinem ſelbſtgewachſenen Witze geblieben, und hat lauter unrichtige Stücke gemacht. Man will ihn mehrentheils damit entſchuldigen, daß er ſich genöthiget geſehen, allen ſeinen Schülern etwas zu thun zu geben: allein, wer nöthigte ihn dazu, ſie alle in einer Comödie zu brauchen? Er hätte ſie wechſelsweiſe in verſchiedenen anbringen, und etwas rechtes machen können. Das war aber wohl die wahre Urſache nicht, warum er nichts regelmäßiges gemacht. Indeſſen iſt es doch gut, wenn man ihn lieſt; um dadurch auf manchen guten Einfall zu kommen, der ſich nach unſrer Art in der Comödie anbringen läßt. Was ſonſt von den beſten deutſchen Comödianten geſpielet wird, das iſt gemeiniglich aus dem Franzöſiſchen überſetzt; welches auch ſo lange ganz gut iſt, bis wir mit der Zeit eigene comiſche Poeten bekommen werden, die was geſcheidtes machen können. Denn was manche Comödianten ſelbſt zuſammen ſtümpeln, das iſt nichts beſſer, als die Geburten der italieniſchen Schaubühne, und zeigt ſo viele Proben von dem Mangel ihrer Einſicht, als Auftritte ein Schmarutzer, Kuchenfreſſer oder altenburgiſcher Bauer, nur aufzuweiſen hat; der verwünſchten Jungfer hier nicht zu gedenken, die vollends das Abgeſchmackte aufs höchſte treibt. Was aber die gemeinen Poſſenſpieler aufführen, das iſt entweder aus einem Roman zuſammen geſtümpelt; oder aus der Ollapatrida entlehnet. Daher iſt es kein Wunder, daß man noch nichts geſcheidtes vorſtellen ſieht, dafern es nicht irgend aus Molieren entlehnt, oder ganz überſetzet worden.

13. §. Die Comödie iſt nichts anders, als eine Nachahmung einer laſterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches

Weſen den Zuſchauer beluſtigen, aber auch zugleich erbauen kann. So hat ſie Ariſtoteles beſchrieben, und zugleich erkläret, was er durch das Lächerliche verſtünde. Er ſagt aber ſehr wohl, daß es was ungeſtaltes oder ungereimtes ſey, das doch demjenigen, der es an ſich hat, keinen Schmerz verurſachet: wobey er aus dem Homer das Geſicht des Therſites zum Exempel anführet. Es iſt alſo wohl zu merken, daß weder das Laſterhafte noch das Lächerliche für ſich allein, in die Comödie gehöret; ſondern beydes zuſammen, wenn es in einer Handlung verbunden angetroffen wird. Vieles läuft wider die Tugend, iſt aber mehr ſtrafbar und widerlich, oder gar abſcheulich, als lächerlich. Vieles iſt auch lächerlich; wie zum Exempel die Harlekinspoſſen der Italiener: aber darum iſt es doch nicht laſterhaft. Beydes gehört alſo nicht zum Weſen eines rechten Luſtſpiels: denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Nun weis ich zwar, daß ein gelehrter Mann, in einer Einladungsſchrift neulich auch die Möglichkeit einer ganz tugendhaften Comödie hat behaupten wollen, die doch luſtig ſeyn ſollte. Allein ſeine Einwürfe gegen dieſe meine Erklärung der Luſtſpiele, laſſen ſich gar wohl beantworten, wie ich im letzten Stücke des VII. Bandes, meiner critiſchen Beyträge gewieſen habe.

14. §. Nach dieſer Regel iſt es leicht, alle Comödien zu beurtheilen: wo man denn finden wird; daß eine große Menge nicht nach den Regeln der Vernunft gemacht, iſt. Z. E. Machiavellus hat die Mandragola gemacht; die zwar ſonſt ziemlich regelmäßig iſt; aber weiter nichts, als einen durch viele Spitzfindigkeiten betrogenen Ehmann vorſtellt. Der gute Kerl wird im höchſten Grade lächerlich gemacht; indem er ſeinen Nebenbuhler ſelbſt zu ſeiner Frauen ins Bette führet, ihn nackt auszieht, hineinlegt, und in der Kammer verſchließt: alles in der Abſicht, daß ſelbiger das Gift von ſeiner Ehegattinn an ſich ziehen möge, welches eine Wirkung

der Arzeney bey ihr ſeyn ſollte, die man derſelben, ihrer Unfruchtbarkeit halber, eingegeben hatte. Allein, was fließt denn aus dieſer lächerlichen Handlung für eine Lehre? Keine andere, als daß man keinen Galan zu ſeiner Frauen führen ſolle. Ich unterſuche hier nicht einmal die Wahrſcheinlichkeit der Fabel, die zwar auf der Schaubühne gut genug ausgekünſtelt iſt; aber gewiß im gemeinen Leben nicht angehen würde. Will man etliche molieriſche Comödien, auf dieſe Art unterſuchen, ſo wird man eben dieſen Fehler auch bey denenſelben, ſehr häufig und handgreiflich antreffen.

15. §. Zu einer comiſchen Handlung nun kann man eben ſo wenig, als zu tragiſchen, einen ganzen Character eines Menſchen nehmen, der ſich in unzähligen Thaten äußert; als z. E. einen Cartouſche mit allen ſeinen Spitzbübereyen. Es muß eine einzige recht wichtige Spitzbüberey genommen werden, dazu viele Anſtalten gehören, ehe ſie ausgeführet werden kann; die aber, vieler Schwierigkeit ungeachtet, gelinget, und alſo eine Handlung ausmacht. Dieſen Erfolg derſelben lächerlich zu machen, dazu gehört, daß entweder Cartouſche, oder der, ſo von ihm betrogen wird, auslachenswürdig werde. Dieſes letztere zu verſuchen, müßte man etwa dichten, es hätte ſich jemand in Paris ſo klug dünken laſſen; daß ihn Cartouſche mit aller ſeiner Liſt nicht ſollte betrügen können. Dieſes hätte er ſich in einer Geſellſchaft gerühmet, wo dieſer Räuber ſelbſt, doch unerkannt, zugegen geweſen; und dadurch demſelben Luſt gemacht, ſeine Kunſt an ihm zu erweiſen. Man könnte nun einen von den liſtigſten Streichen dieſes Spitzbuben wählen, und den ſo überklugen Mann, zum Ueberfluſſe, erſt durch gewiſſe Leute warnen laſſen, wohl auf ſeiner Hut zu ſtehen; endlich aber doch betrogen werden laſſen. Hier würde nun freylich wohl die Comödie ein luſtiges Ende nehmen; aber nicht die Spitzbüberey; ſondern die eingebildete Kulgheit des Betrogenen würde dadurch zum Gelächter werden; und die Morale würde heißen: Man ſolle ſich nicht zu weiſe dünken laſſen, wenn man mit verſchmitzten Leuten zu thun hat;

hat; vielweniger mit ſeiner vorſichtigen Behutſamkeit pralen, weil dieſes uns die Leute nur deſto aufſätziger macht.

16. §. Die Fabeln der Comödie werden alſo auf eben die Art gemacht, als die tragiſchen; und können eben ſowohl in ſchlechte, einfache und gemeine, dergleichen die obige iſt; und in verworrene, die eine Entdeckung, oder doch einen Glückswechſel haben, eingetheilt werden. Ein Exempel von dieſer giebt die Andria des Terenz ab, die für eines athenienſiſchen Bürgerstochter erkannt, und alſo durch eine gute Heirath auf einmal glücklich wird. In meiner Schaubühne, haben der poetiſche Kanngießer, der deutſche Franzoſe, das Geſpenſte mit der Trummel, und der poetiſche Dorfjunker, ſolche Entdeckungen unbekannter Perſonen in ſich. Der Menſchenfeind aber, die Spielerinn, der Bramarbas, der Verſchwender, u. a. m. ſind Fabeln von der erſten Art. Dem ungeachtet haben doch alle ihren gewiſſen Knoten, der ſich im Anfange der Comödie einwickelt, und hernach geſchickt und wahrſcheinlich auflöſet. Dieſes iſt nun die ganze Kunſt. Die Italiener machen gemeiniglich gar zu viel unnatürliche Künſteleyen. Sie verkleiden ſich unzähligemal. Bald iſt der Liebhaber eine Seule, bald eine Uhr, bald eine Trödelfrau, bald ein Geſpenſte, bald gar eine Baßgeige; um nur zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Denn weiter iſt bey ihren Comödien ohnedieß, an nichts zugedenken; als an Liebesſtreiche, da man entweder die Aeltern oder die Männer betrüget. Dieſe Materie aber iſt ſchon ſo abgedroſchen, daß ich nicht begreifen kann, wie man ſie nicht längſt überdrüßig geworden. Eben ſo kömmt es mir vor, wenn ſich alle Stücke mit dem Heirathen endigen. Iſt denn weiter nichts in der Welt, als das Hochzeitmachen, was einen frölichen Ausgang geben kann? Moliere ſelbſt hat ſich dieſes Kunſtgriffes zu oft bedienet: da er doch fähig geweſen wäre, hundert andere Verwickelungen und Auflöſungen ſeiner Fabeln zu erfinden. Wir erwarten itzo einen Tractat von dem Herrn Riccoboni, darinn er zu einer gänzlichen Verbeſſerung der Schaubühne, Vorſchläge thun, und Mittel an die

Hand

Hand geben wird, ſie mit der Vernunft, Politik und Religion in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen.

17. §. Die Perſonen, die zur Comödie gehören, ſind ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl zur Noth Barons, Marquis und Grafen ſind: nicht, als wenn die Großen dieſer Welt keine Thorheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, ſondern weil es wider die Ehrerbiethung läuft, die man ihnen ſchuldig iſt, ſie als auslachenswürdig vorzuſtellen. In Griechenland machte ſich zwar Ariſtophanes nichts daraus, den Xerxes mit einer Armee von 40000 Mann auf einen ganz güldenen Berg marſchieren, und ihn alſo in einer königlichen Pracht ſeine Nothdurft verrichten zu laſſen. Allein, das war ein republikaniſcher Kopf, der wohl wußte, daß die Griechen am liebſten über die Könige lachten: zu geſchweigen, daß er auch die Thorheit des Xerxes auf eine unnatürliche Weiſe vergrößert hat. Plautus hat ſeinen Amphitryon eine Tragicomödie genennt; weil er glaubte, daß königliche Perſonen allein für die Tragödie gehöreten. Allein eine Tragicomödie giebt einen ſo ungereimten Begriff, als wenn ich ſagte, ein luſtiges Klagelied. Es iſt ein Ungeheuer; und da der Ausgang ſeines Amphitryons luſtig iſt: ſo hätte ers nur immer ſchlechtweg eine Comödie nennen dörfen. Eben das iſt von des Bourſault Aeſopus bey Hofe zu ſagen, den derſelbe aus gleicher Urſache Comedie Heroique betitteln wollen; aber auch eben darum, ohne alle Noth einen neuen Namen erſonnen hat.

18. §. Die ganze Fabel einer Comödie muß, ihrem Inhalte nach, die Einheit der Zeit und des Ortes, eben ſo wohl, als die Tragödie, beobachten. Ein Haus oder ein Platz auf öffentlicher Straße muß der Schauplatz werden, wenn ſie in der Stadt vorgeht: ſonſt könnte es auch wohl ein adelicher Pallaſt, ein Garten, oder bey Schäferſtücken ein Wäldchen ſeyn. Aber wie er einmal iſt; ſo muß er das ganze Stück durch bleiben, wie oben ſchon erwieſen worden. In dieſem Stücke nun iſt Herr Prof. Hollberg in ſeinem Kannengießer,

deutſchen Franzoſen, und Bramarbas nicht gar zu genau bey der Regel geblieben; indem einige Auftritte vor, andere aber in den Häuſern vorgehen. Die Zeit darf auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derſelben muß eben ſowohl, wie oben in Trauerſpielen, in fünf Aufzügen geſchehen, ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen: denn ſonſt werden ſie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen ſo viel Auftritte hinter einander, daß man ſich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Perſon. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, ſo rechnet man einen neuen Auftritt: und nachdem ſie kurz oder lang gerathen, nachdem müſſen auch viele oder wenige zu einem Aufzuge ſeyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus iſt. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Perſonen davon laufen, und dort ein Paar friſche hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechſeln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwiſchenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zuſammen hängen. Wenn alſo jemand auftritt, ſo muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, ſo muß er einen da laſſen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Auftritten handle, ſo muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Perſon auftritt. Bey den Alten zwar hatten dieſe mehr Wahrſcheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne ſtund, und mit für eine Perſon anzuſehen war: und alſo redete da die einzelne Perſon nicht mit ſich ſelbſt. Bey uns aber iſt die Bühne leer; und die Zuſchauer gehören nicht mit in die Comödie: folglich hat die Perſon niemanden, den ſie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn ſie allein ſind; es wäre denn in beſondern Affecten,

cten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor; und außer der erſten im Geizhalſe des Moliere, wüßte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn Prof. Hollbergs Bramarbas den erſten Auftritt, den der Schlaukopf allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelaſſen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen ſolche kleine Fehler zu vermeiden geſucht. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann; welches auch mehrentheils angeht, wenn man dem Redenden noch ſonſt jemand zugiebt, der das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen und hören darf. Eben ſo übel ſteht es, wenn jemand für ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß der andre, der dabey ſteht, es nicht hören ſoll; gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der ganze Schauplatz es verſtehen kann. Was hier für eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anweſende Perſon auf eine ſo kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätte. Siehe von beyden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, nach des Herrn von Steinwehr Ueberſetzung.

20. §. Von den Characteren in der Comödie iſt weiter nichts beſondres zu erinnern; als was bey der Tragödie ſchon vorgekommen iſt. Man muß die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte, und jedem Volke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verſchwenderiſch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt iſt: ſo muß der Zuſchauer vorbereitet werden, ſolche ungewöhnliche Charactere für wahrſcheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umſtände geſchieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuſchauer glauben kann, ſo gar thöricht würde wohl kein Menſch in der Welt ſeyn: ſo

bald verliert der Character ſeinen Werth. Darinn verſtoßen es zuweilen auch die beſten Poeten; wie oben von dem Geizhalſe des Moliere bemerket worden. Terentius iſt hierinn überaus geſchickt geweſen. Alle ſeine Bilder leben: Boileau ſchreibt davon:

Contemplez de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un Fils amoureux gourmander l'imprudence.
De quel air cet amant écoute ſes Leçons,
Et court chez ſa maitreſſe oublier ces chanſons.
Ce n'eſt pas un portrait, une image ſemblable.
C'eſt un Amant, un Fils, un Pere veritable.

Siehe auch in dem erſten Theile der eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft, des Herrn von Brück ſein Gedicht von der Dichtkunſt an verſchiedenen Orten, ſonderlich auf der 20. und folgenden Seite, wo von der Comödie gehandelt wird.

21. §. Von den Affecten iſt hier ebenfalls nichts neues zu ſagen; als daß man die tragiſchen, nemlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe. Daher hat Destouches viel gewagt, da er in ſeinem Verſchwender dieſen Affect zu erregen geſucht, doch ſo, daß er ſich wieder in Freude verwandelt. Siehe der deutſchen Schaubühne III. Theil. Alle übrige finden in der Comödie auch ſtatt. Ein zorniger Chremes, ein verliebter Pamphilus, ein ſtolzer Thraſo, ein luſtiger Davus, u. d. m. das ſind ſolche Gemüthsbewegungen, die eben kein Schrecken, auch keine Verwunderung erwecken. Der Menedemus im Terenz iſt indeſſen ſo beſchaffen, daß er gleich ein Mitleiden bey uns erwecket: doch da ſolcher Affect nur gelinde bleibt; ſo iſt es eben kein Fehler. Von der Liebe und Luſtigkeit darf man wohl keine Regeln geben: denn darauf verfallen die gemeinſten Comödienmacher von ſich ſelbſt. Sie mögen ſich nur in acht nehmen, daß ſie in der erſten, nicht die Geſetze der Schamhaftigkeit und Zucht, in der andern die Ehrbarkeit nicht aus den Augen ſetzen. Das will Boileau:

Le Comique, ennemi des ſoupirs & des pleurs,
N'admet point en ſes Vers de tragiques douleurs.
Mais ſon emploi n'eſt pas d'aller dans une place,
De mots ſales & bas charmer la populace.
Il faut que ſes Acteurs badinent noblement.

Dieſe Regel iſt um deſto nöthiger zu wiederholen und einzuſchärfen, da auch Leute, die ſich einer verbeſſerten Schaubühne rühmen, und ſich ſelbſt für die Verbeſſerer derſelben ausgeben, mit ſolchen Fratzen aufgezogen kommen; und durch das niedrigſte Zeug ihre Zuhörer zu beluſtigen ſuchen. Ja ſie mengen wohl in ſolche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfaſſern aufs ehrbarſte abgefaſſet worden, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen, welches im II. Theile der deutſchen Schaubühne ſteht.

22. §. Und dieſes führet mich auf die Schreibart der Comödien. Sie beſteht aus den Gedanken und Ausdrückungen derſelben, und hierinn iſt die Comödie von der Tragödie ſehr unterſchieden. Das macht, daß dort faſt lauter vornehme Leute; hier aber Bürger und geringe Perſonen, Knechte und Mägde vorkommen: dort die heftigſten Gemüthsbewegungen herrſchen, die ſich durch einen pathetiſchen Ausdruck zu verſtehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und luſtige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt iſt. Es muß alſo eine Comödie eine ganz natürliche Schreibart haben, und wenn ſie gleich in Verſen geſetzt wird, doch die gemeinſten Redensarten beybehalten. Hierinn iſt Terentius abermal unvergleichlich. Molieren hat Fenelon in ſeinen Reflex. ſur la Rhetorique & la Poetique deswegen getadelt; wie ich oben aus ihm bereits angeführet habe. Siehe die deutſche Ueberſetzung davon vor dem erſten Theile der deutſchen Schaubühne. Es iſt alſo kein Zweifel, ob man auch in Verſen Comödien ſchreiben könne? Menander, Terenz, und Moliere habens gethan; warum ſollte es im Deutſchen nicht angehen? Wir haben auch im Deutſchen ſchon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen ſind. Nur

es muß keine poetiſche Schreibart darinnen herrſchen, und außer dem Sylbenmaaße ſonſt nichts gleißendes oder gekünſteltes dabey vorkommen. Es ſchicken ſich aber nach dem Muſter der Alten keine andere, als jambiſche Verſe dazu, und zwar lange ſechsfüßige, oder gar achtfüßige, mit ungetrennten Reimen; oder welches noch beſſer wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiener des XV. Jahrhunderts ſie gemacht haben, und die Engländer ſie noch dieſe Stunde machen. Man ſehe, was davon im VI. und VII. Bande der critiſchen Beyträge für Streitſchriften gewechſelt worden.

23. §. Von der Luſtigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche der Comödien muß mehr aus den Sachen, als Worten entſtehen. Die ſeltſame Aufführung närriſcher Leute, macht ſie auslachenswürdig. Man ſehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutſchen Franzoſen und politiſchen Kannengießer in unſrer Schaubühne an: ſo wird man ſich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein Wort an ſich lächerlich iſt. Imgleichen des Racine Comödie von der Proceßirſucht macht die Liebhaber der Zänkereyen, imgleichen die franzöſiſchen Advocaten lächerlich, die in ihren Klag- und Schutzreden eine übel angebrachte Gelehrſamkeit zeigen wollen. Dieſes iſt nun das wahre Beluſtigende in der Comödie. Allein kleine Geiſter, die keine Einſicht in die Moral beſitzen, und das ungereimte Weſen in den menſchlichen Handlungen weder wahrnehmen noch ſatiriſch vorſtellen können, haben ſich auf eine andre Art zu helfen geſucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, ſondern in närriſchen Kleidungen, Worten und Geberden zu finden gemeynet. Daher hat Harlekin und Scaramutz die Hauptperſon ihrer Luſtſpiele werden müſſen. Dieſe müſſen durch bunte Wämſer, wunderliche Poſituren und garſtige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reizen. Von dieſen allen haben die Alten nichts gewußt; und es gehört mit unter die phantaſtiſchen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede

zu einer franzöſiſchen Comödie, Harlequin aux champs Eliſées, verſpottet hat. Siehe des Pater Porce Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn kann? ſo, wie Herr Profeſſor May dieſelbe überſetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

24. §. Terenz hat ſeine Comödien ohne eine luſtige Perſon lächerlich genug zu machen gewußt: das neue franzöſiſche Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuſchauer zu beluſtigen, obgleich Moliere darinn ein böſes Exempel gegeben hatte. Deſtouches, und einige andere nämlich, haben ſich gar wohl ohne dieſe phantaſtiſche Perſon behelfen können: und ein Poet ſetzet ſich wirklich in Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poſſenreißers, nichts luſtiges auf die Schaubühne bringen kann. Boileau hat dieſe ſchmutzige Zoten ſeinen Schülern ernſtlich unterſagt; und den Moliere ſelbſt nicht geſchont, der ſich auch oft dem Pöbel in dieſem Stücke bequemet hatte.

Etudiez la Cour, & connoiſſez la Ville,
L'une & l'autre eſt toujours en modéles fertile.
C'eſt par là que Moliere, illuſtrant ſes ecrits,
Peut-être de ſon art êut remporté le prix;
Si moins ami du peuple, en ſes doctes peintures,
Il n'eut point fait ſouvent grimacer les figures;
Quitté pour le bouffon, l'agreable & le fin,
Et ſans honte à Terence allié Tabarin.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, was von dem Theatre Italien und Theatre de la Foire, wo lauter abgeſchmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen ſey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht; oder ſich doch ſchämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutſchen Narren zu halten ſey, ſie mögen nun von alter Erfindung ſeyn, wie Hans Wurſt oder Pickelhering, deſſen ſich Weiſe noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der ſogenann-

te Peter, oder Criſpin, oder wie ſie ſonſt heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene ſtreiten, ſind auch allen dieſen Geſchöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muſter in der Natur haben.

25. §. Maſchinen müſſen in Comödien nicht vorkommen: weil die Götter ſich in die thörichten Handlungen ſchlechter Leute nicht miſchen. Eben darum iſt Timon der Miſanthrope nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutſchen Geſellſchaft überſetzt iſt; weil hier der Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das iſt auch nichts ſchönes; weil es nicht mehr wahrſcheinlich iſt. Es wäre denn auf dieſe Art, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel geſchehen iſt. Die Kleidungen der Perſonen müſſen nach ihrem Character und Stande eingerichtet ſeyn: nur der Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er ſoll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde ſich nicht ſchämen, ſeinem Kerle eine ſo buntſcheckigte Liebereyzu geben? Der Scapin hat eine ſpaniſche Tracht; und das kann man in einem ſpaniſchen Stücke ſchon gelten laſſen; allein bey uns ſchickt ſichs nicht. Den Scaramutz, Pantalon, Anſelmo, Doctor und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närriſchen Perſonen der italieniſchen Comödien mehr heißen, können wir auch entbehren. Denn warum ſoll man immer bey einerley Perſonen bleiben? Die Namen dörfen auch in einer Comödie nicht aus der Hiſtorie genommen werden. So bald die Perſonen neue Charactere haben, müſſen ſie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die ſonſt bey dem Zuſchauer vieler Comödien entſtehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne ſtellen den Ort vor, wo die ganze Fabel geſpielet wird. Gemeiniglich iſt es ein Bürgerhaus, oder eine Gaſſe der Stadt, da man an beyden Seiten verſchiedene Häuſer ſieht. Die Muſik anlangend, ſo wiſſen wir, daß in der neuen Comödie und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indeſſen ſteht doch auf den terenziſchen Comödien: Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris et ſiniſtris.

Was

Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer unterſuchen. Vermuthlich hat man zwiſchen den Handlungen, an ſtatt der vormaligen Oden, eine kleine Muſik damit gemacht: denn daß die ganze Comödie abgeſungen, und mit einer Inſtrumentalmuſik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringſten Spuren.

26. §. Wir Deutſchen müſſen uns ſo lange mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen behelfen, bis wir werden Poeten bekommen, die ſelbſt etwas regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr zehn Muſter von der guten Art vorgeleget; wenn ſie ſich den Geſchmack nach dieſen bilden, ſo werden ſie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es ſind auch bereits verſchiedene Proben von guten Köpfen gemacht worden, die ich in den folgenden Theilen ans Licht ſtellen werde. Es kömmt nur darauf an, daß unſre groſſe Herren ſich endlich einen Geſchmack von deutſchen Schauſpielen beybringen laſſen: denn ſo lange ſie nur in ausländiſche Sachen verliebt ſind, ſo lange iſt nicht viel zu hoffen. Etliche von unſern Comödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern durch die ordentlichſten und auserleſenſten Stücke beliebt gemacht; und wenn ſie fortfahren, ſo wird auch mit der Zeit in dieſem Stücke Deutſchland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

Das

* *

Das XII. Capitel.

Von Opern oder Singſpielen.

1. §.

Ich hätte mit dem vorigen Hauptſtücke meine ganze Dichtkunſt beſchließen können; wenn nicht die neuern Zeiten eine beſondere Art der Schauſpiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Ihr erſter Erfinder, ſoll, nach einiger Meynung, ein italieniſcher Muſikus, Ceſti, am ſavoyiſchen Hofe geweſen ſeyn; der des Guarini treuen Schäfer in die Muſik geſetzt, und wo nicht ganz, doch zum wenigſten gröſtentheils ſingend aufgeführet. Allein ich habe bey weiterer Unterſuchung dieſer Sache befunden, daß dieſe Erfindung noch etwas älter ſeyn muß. Dryden, ein engliſcher Poet, der ſelbſt etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiener müßten den erſten Anlaß zur Erfindung der Opern, in den barbariſchen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben. Denn dieſe pflegten ſolche Feſte mit Singen und Tanzen und andern Luſtbarkeiten zu feyren. So verkleinerlich dieſe Meynung den Opern iſt, ſo übel gefällt ſie dem Verfaſſer eines engliſchen Buches, The Taſte of the Town, or a Guide to all publick Diverſions, der uns in der erſten Abtheilung ſeines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will. Er will uns nämlich bereden, die Oper habe aus dem Chore der alten griechiſchen und römiſchen Trauerſpiele ihren Urſprung genommen. Denn ſo wie man darinn eine große Anzahl Sänger auf die Schaubühne ſtellte, die zwiſchen den Aufzügen der Tragödien gewiſſe Oden ſingen mußten, die ſich zu dem vorhergehenden ſchickten: alſo wäre dieſes die Veranlaſſung geweſen, ganze Stücke abſingen zu laſſen. Ja, dieſer Scribent geht gar ſo weit, daß

er uns bereden will, die Odea der Athenienſer und Römer, darinn ſich die Muſikanten zu üben pflegten, wenn ein neues Schauſpiel aufgeführt werden ſollte, wären nicht viel was anders, als Opernbühnen geweſen, und alſo hätten ſchon Griechen und Lateiner Opern gehabt.

2. §. Allein dieſe Gedanken gehen wohl etwas zu weit, und der Verfolg wird lehren, daß dieſe Erfindung allerdings weit neuer ſey. Niemand hat dieſe Unterſuchung mit größerm Fleiße angeſtellet, als der berühmte Muratori, in der gelehrten Einleitung zu dem von ihm zu Verona ans Licht geſtellten Theatro Italiano, welches eine Sammlung von 12. italieniſchen Trauerſpielen in ſich hält. Ich will alſo aus ihm das Vornehmſte hier anführen, welches ohne Zweifel einem jeden ein Gnüge thun wird. Schon vor der Wiederherſtellung der freyen Künſte in Italien, hat man eine Art von Comödien gehabt, die in den Kirchen geſpielet worden. Er beruft ſich auf den Ludum Paſchalem, den P. Peß im II. Tom. ſeiner geſammleten Schriften bekannt gemacht, und der vermuthlich aus dem zwölften Jahrhunderte ſeyn ſoll. Eben ſo iſt der verkaufte Joſeph zu Badia di Corbeia 1264. geſpielt worden, deſſen Leibnitz im II. Tom. der Scriptorum Brunſuicenſium gedenket. Dieſe geiſtlichen Stücke, die von den Pfaffen damaliger Zeiten ſind gemacht geweſen, haben nun, wie leicht zu erachten iſt, ſehr elend ausgeſehen; ſo, daß ſie faſt für nichts zu halten ſind. Die erſten alſo, die in Italien Schauſpiele geſchrieben, ſind Muſſato von Padua, der in lateiniſcher Sprache, und Trißino von Vicenza, der im Welſchen dieſes verſuchet hat. In einem ſehr raren Buche, ſo auf einer gewiſſen Bibliothek in Verona befindlich iſt, und welches wenigſtens aus dem 1200. Jahre kömmt, iſt noch ein gewiſſes Geſpräche vorhanden, das wie eine Comödie ausſieht: da aber immer am Rande ſteht: **Nun redet Pamphilus mit der alten Frau. Die alte Frau antwortete. Spricht Galathea** ꝛc. Muſſato berichtet auch in der Vorrede des IX. Buchs de geſtis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürſten

(cantilenarum modulatione) in Liedern vorgetragen habe.

3. §. Wie nun daraus erhellet, daß man ſchon im 1300. Jahre ſich der Schaubühne bedienet habe: alſo hat man auch in Florenz 1304. eine ſolche Vorſtellung gehabt. Im 1400. Jahre fieng die griechiſche und lateiniſche Sprache ſehr an in Welſchland zu blühen, und der gute Geſchmack hub in allen Künſten an wieder aufzuwachen: daher denn auch die Schaubühne in Flor kam. Angelo Decembrio denket eines **Ugolins**, aus Parma, der Comödien geſpielt hat: doch die Sophonisbe des Trißino iſt die erſte regelmäßige Tragödie geweſen, die man dazumal vorgeſtellet hat. Pabſt Leo X. hat ſie mit großer Pracht aufführen laſſen, und daher iſt bey vielen andern eine Eiferſucht entſtanden, eben dergleichen zu verfertigen. Dieſes daurete nun bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts: allein an ſtatt, daß ſich die welſche Schaubühne hätte verbeſſern ſollen, ſo nahm ſie mehr und mehr ab, weil ſich ein jeder mit einer neuen Schreibart und mit neuen Erfindungen hervorzuthun bemüht war. Damals iſt nun auch die Gewohnheit aufgekommen, theatraliſche Stücke muſikaliſch aufzuführen. Sulpizio, der den Vitruvius mit Noten herausgegeben, rühmt ſich zwar, daß er in Rom 1480. zuerſt gewieſen habe, wie man eine Tragödie ſingen ſolle. Ob dieſes aber von einem eigentlichen Geſange, oder nur von einer natürlichen guten Ausſprache zu verſtehen ſey, das iſt ſchwer auszumachen, wie Creſcimbeni ſehr wohl angemerket hat. Und Triſtano Calchi erzählt in ſeiner Hiſtorie, daß man dem Herzoge zu Mayland Galeazzo, zu Tortona eine theatraliſche Vorſtellung in Muſik aufgeführet habe. Allein ſo viel iſt gewiß, daß man im ſechzehnten Jahrhunderte die Chöre der Tragödien recht muſikaliſch abgeſungen habe; doch ſo, daß die rechten Unterredungen der ſpielenden Perſonen nur geſprochen worden. Endlich iſt im Jahr 1597. von einem Modeneſer, Orazio Vecchi, auf eine bis dahin unerhörte Arte alles, was die Comödianten zu reden haben, muſikaliſch aufgeführet worden: ſo daß weder Pantalon, noch der

Doctor, noch der ſpaniſche Capitain, noch die luſtige Perſon davon ausgenommen worden.

4. §. Dieſes Stücke nun iſt eigentlich für die erſte Oper zu halten, und iſt noch itzo, unter die Noten geſetzt, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede deſſelben bedienet ſich der Verfaſſer der folgenden Worte: Non eſſendo queſto accopiamento di Comedie & di Muſica più ſtato fatto, ch'io mi ſappia da altri, e forſe non immaginato, ſarà facile aggiungere molte coſe per dargli perfezzione; ed io devrò eſſere, ſe non lodato, almeno non biaſimato dell invenzione. Darauf ſind nun viele andre dieſem Exempel haufenweiſe gefolget, darunter aber Ottavio Rinuccini, ein Florentiner, mit ſeiner Euridice der erſte geweſen; worauf noch die Daphne und Ariane von demſelben Poeten gefolget. Im Anfange iſt das Singen dieſer Opern noch nicht ſehr von der ordentlichen Ausſprache abgegangen, und es hat weder die Handlungen noch die Worte unterbrochen; ſo daß man noch die ganze Schönheit der Ausdrückungen und Gedanken einſehen können, und die Poeſie dabey nichts verlohren. Allein allmählich hat man die Oper mehr und mehr verwandelt, und dadurch nach und nach beyde Künſte; Muſik und Poeſie, aufs ſeltſamſte verderbet. So weit geht nun die Erzählung, aus der Abhandlung des Herrn Muratori; und wie dieſelbe mit aller möglichen Wahrſcheinlichkeit verſehen iſt: alſo ſehe ich nicht, was man weiter dabey verlangen kann, als wie dieſe Kunſt, Opern zu machen, aus Welſchland in die übrigen europäiſchen Länder ausgebreitet worden. Wer dieſes von den Franzoſen wiſſen will, der darf nur St. Evremonds Comödie, Les Opera genannt, nachſchlagen, die auch in meiner deutſchen Schaubühne wiewohl auf das Hamburgiſche Theater gedeutet, anzutreffen iſt. Von uns Deutſchen mag ein Liebhaber dieſer ſingenden Schauſpiele ſich ſelbſt die Mühe nehmen zu unterſuchen, wer die erſte Oper in Deutſchland gemacht hat. Zu meiner Abſicht darf ich ſolches nicht wiſſen, und ſchreite alſo zu meiner Beſchreibung derſelben fort.

5. §. Die Verſe der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht, und beſtehen alſo aus Recitativen und Arien. Der Muſikus componirt dieſelben nach ſeiner Phantaſie; die Sänger lernen Text und Muſik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Vorſtellung mit vielen Veränderungen und Maſchinen abgewechſelt. Der Vorhang öffnet ſich mit einem Concerte der allerſchönſten Inſtrumenten, die von den größten Virtuoſen geſpielet werden; und das ganze Singſpiel wird mit einer beſtändigen Begleitung einiger ſchwächern Inſtrumenten erfüllet. Dieſe ganze Kunſt iſt indeſſen in Franckreich noch unvollkommen geweſen, bis der berühmte Lulli die Muſik auf einen ganz andern Fuß geſetzet hat. Dieſer bemächtigte ſich ihrer Opernbühne ganz und gar, und richtete alles nach ſeinem Kopfe ein. Die Poeten mußten nach ſeiner Pfeife tanzen, und ſolche Stücke erſinnen, darinnen fein viel buntes und ſeltſames aufgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte ſich zum wenigſten in jeder Handlung ändern, bald einen güldenen Pallaſt, bald eine wilde See, bald Felſen und wüſte Klippen, bald einen Garten, bald ſonſt eine bezauberte Gegend vorſtellen. Es mußten viel Götter in allerhand Maſchinen erſcheinen: und ſonderlich mußten die Arien dem Muſikmeiſter viel Gelegenheit geben, ſeine Künſte anzubringen. Dabey hub man alle Regeln der guten Trauer- und Luſtſpiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menſchlicher Thorheiten geſehen: ſondern die phantaſtiſche Romanliebe behielte allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen geſetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausſchweifend; die Charactere waren theils übel formiret, theils immer einerley, nämlich lauter untreue Seelen, ſeufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber u. d. gl. Mit einem Worte, die Opera wurde ein ganz nagelneues Stück in der Poeſie, davon ſich bey den Alten wohl niemand hätte träumen laſſen.

6. §. Ich habe bisher nur eine kurze Erzählung von der Oper gemacht; und meine Gedanken davon noch nicht geſagt. Allein aus dem obigen wird man leicht ſchließen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der ganzen Poeſie übern Haufen fallen ſollen, ſo muß ich ſagen: Die Oper ſey das ungereimteſte Werk, das der menſchliche Verſtand jemals erfunden hat. Ein jeder kann aus der Beſchreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedichte oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menſchlichen Handlung ſeyn, dadurch eine gewiſſe moraliſche Lehre beſtätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich iſt, taugt nichts: denn ihr ganzer Werth entſteht von der Aehnlichkeit. Aus dieſer aber ſind alle die Regeln gefloſſen, die wir oben von der Schaubühne, ſowohl für die Tragödie, als Comödie, gegeben haben. Dieſe Regeln ſind aus der Natur ſelbſt genommen, durch den Beyfall der größten Meiſter und Kenner von Schauſpielen beſtärket, und bey den geſcheidteſten Völkern gut geheißen worden. Was alſo davon abweichet, das iſt unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer ſieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beſchriebenen Schauſpiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß ſie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmſte Anmuth verlieren würde, wenn man ſie davon befreyen wollte?

7. §. Einmal iſt es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, ſo, wie wir ſie vor Augen haben. Wir müſſen uns einbilden, wir wären in einer andern Welt, wenn wir eine Oper in ihrem Zuſammenhange anſehen: ſo gar unnatürlich iſt alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närriſch angeſehen werden, wenn man im geringſten Stücke ſo lebte, als es uns die Opern vorſtellen. Sie ſehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfordert. Wo ſieht man im gemeinen

Leben Leute, die ſich einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und ſich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Geſtalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil ſie ſich in den bloßen Ruff von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines ſchönen Weibes halber, verlaſſen, und was dergleichen Phantaſien mehr ſind? Wo hört man die gewöhnliche Operſprache, von Sternen und Sonnen, von Felſenbrüſten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsſtunden, um eines ſcheelen Blickes wegen, und von grauſamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängniſſes, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle dieſe Dinge ſind uns ſo fremde, daß wir ſie in keiner Reiſebeſchreibung von Liliput für erträglich halten würden: und gleichwohl ſollen ſie in der Oper ſchön ſeyn. Ich ſchweige noch der ſeltſamen Vereinbarung der Muſik, mit allen Worten der Redenden. Sie ſprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungeu und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: ſondern ſie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantaſien eines andern. Sie lachen und weinen, huſten und ſchnupfen nach Noten. Sie ſchelten und klagen nach dem Tacte; und wenn ſie ſich aus Verzweifelung das Leben nehmen, ſo verſchieben ſie ihre heldenmäßige That ſo lange, bis ſie ihre Triller ausgeſchlagen haben. Wo iſt doch das Vorbild dieſer Nachahmungen? Wo iſt die Natur, mit der dieſe Fabeln eine Aehnlichkeit haben?

8. §. Ich weis es wohl, daß es hier und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die ſie für das Meiſterſtück der menſchlichen Erfindungskraft; für einen Zuſammenfluß aller poetiſchen und muſikaliſchen Schönheiten; für einen Sammelplatz aller erſinnlichen Ergetzlichkeiten anſehen. Allein ich weis auch, daß alle dieſe Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtſchaffene Männer ſeyn können, die wahren theatraliſchen Regeln ſich niemals bekannt gemacht; oder dieſelben noch nicht aus ihren Gründen hergeleitet geſehen.

Sie

Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Luſt ankommen, alles für willkührlich, und meynen, man müſſe es damit nicht ſo genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre ſchon gut: und man müßte die Vernunft hier ſchweigen heißen, wenn ſie uns dieſes Vergnügens durch ihre critiſche Anmerkungen berauben wollte. Alle dieſe Vorſtellungen aber heben meine obige Gründe nicht auf, und ich kann mich nicht entſchließen, die Oper für was natürliches, für eine geſchickte Nachahmung menſchlicher Handlungen, oder überhaupt für was ſchönes zu erklären. Die Muſik an ſich ſelbſt iſt zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componiſten viel Kunſt in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl ſie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt die ganze Verbindung ſo verſchiedener Sachen taugt gar nichts. Ich ſehe überdas die Opera ſo an, wie ſie iſt; nämlich als eine Beförderung der Wolluſt, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichſten Töne, die geileſten Poeſien, und die unzüchtigſten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmal beſtürmen, zugleich widerſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibiſchen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollten.

9. §. Es iſt ohnedieß das Vorürtheil bey uns eingeriſſen, daß ſo gar die italieniſche Sprache in dem Halſe eines Caſtraten viel beſſer klingt, als die deutſche. Daher machen die meiſten Opern auch einen Miſchmaſch in der Mundart. Die Arien ſind oft welſch, und die Recitative bleiben deutſch. Eine und dieſelbe Perſon ſinget zuweilen bald deutſch, bald italieniſch; und ihre Zuſchauer laſſen ſichs weis machen, das klinge überaus ſchön, was ſie doch nicht verſtehen. Das iſt aber nichts neues. Auch den deutſchen Text verſteht man,

vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und ſich durch das Leſen einhilft. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verſtand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunft aber muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht, damit ſie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Luſt unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine muſikaliſche Tragödie oder Comödie nennen. Allein umſonſt. Sie könnte ſo heißen; wenn ſie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: Aber man zeige mir doch ſolche Opern! Wollte aber ja jemand eine von der Art verfertigen: ſo würden auch die rechten Kenner derſelben ſie gewiß für ſchlechte Stücke in der Art erklären, und gegen alle andere verachten. Man ſehe hier was der Critiſche Muſikus hin und wieder, auf eine ſehr gründliche Art von dieſer Sache geſchrieben hat.

10. §. Bisher habe ich meine Gedanken von Opern mit Gründen beſtärket: nunmehro will ich mich wider diejenigen auch mit Zeugniſſen verwahren, die ſich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen laſſen. Denn ich bin zu allem Glücke weder der erſte, noch der einzige, der dieſer Meynung von Opern beypflichtet. Mein erſter Wehrmann ſey alſo la Bruyere, in ſeinen Charactern Tom. I. pag. 90. „Ich weis nicht, ſagt er, wie es kömmt, daß die Opern, bey „einer ſo vollkommenen Muſik und recht königlichen Unkoſten, „nichts anders, als Ekel und Verdruß bey mir gewirket ha„ben. Es giebt Stellen in Opern, die mir ein Verlangen „nach andern dergleichen erwecken: oft aber entfährt mir der „Wunſch; daß ſie doch nur bald zum Ende wäre! Bloß „aus Schuld der Schaubühne, der Vorſtellung, und aus „Mangel anziehender Sachen. Bis auf dieſen Tag iſt die „Oper kein Gedichte, ſondern ein Vers; ja nicht einmal ein „Schauſpiel, ſeitdem durch die Sparſamkeit Amphions (Lulli) „und ſeiner Nachkommen die Maſchinen verſchwunden ſind:

„es iſt ein Concert der Sängerſtimmen, die durch Inſtru„mente unterhalten werden.“ Und auf der 93. Seite ſtellt er die Tragödie mit der Oper in eine Vergleichung: um zu zeigen, daß dieſe letzte keine muſikaliſche Tragödie heißen könne. „Ein tragiſches Gedichte beklemmt einem gleich im „Anfange das Herz, und läßt uns im Fortgange kaum die „Zeit, Athem zu holen und wieder zu uns ſelbſt zu kommen: „oder, wenn es einen einigermaaßen ruhig werden läßt, ſo „ſtürzt es doch gleich darauf nur in neue Verwirrungen und „Abgründe. Es führt uns durch das Mitleiden zum „Schrecken, oder umgekehrt, durch das Schrecken zum Mit„leiden; und leitet durch Thränen, durch Seufzer, durch „Furcht, durch Hoffnung, durch Erſtaunen und Entſetzen bis „zum Ausgange. Da iſt alſo kein Gewebe artiger Empfin„dungen und Sprüchelchen, zärtlicher Erklärungen, verliebter „Geſpräche, anmuthiger Beſchreibungen, ſüßlichter Zucker„worte; die zuweilen luſtig genug ſind, ein Gelächter zu er„wecken: darauf ſich denn unverhofft in dem letzten Auftritte „die Aufrühriſchen, ohne alle vernünftige Urſache, empören, „und dem Wohlſtande gemäß, noch Blut vergießen; indem „es etwa einen Unglückſeligen das Leben koſtet. u. ſ. w.

11. §. Mein andrer Zeuge ſoll Racine ſeyn, deſſen Trauerſpiele uns gewiß einen hohen Begriff von ſeiner Stärke in der Poeſie beybringen müſſen. Die Gräfin von Monteſpan und ihre Schweſter waren der Opern des Quinaut überdrüßig geworden, und bathen den König, doch einmal durch den Racine dergleichen verfertigen zu laſſen. Aus Uebereilung, oder vielleicht aus Ehrerbiethung, übernahm dieſer die Arbeit; und dachte nicht daran, was er oft gegen den Boileau geſagt hatte: Es ſey nicht möglich, eine gute Oper zu machen; weil die Muſik zum Erzählen ſich nicht ſchicket, und die Gemüthsbewegungen nicht in ihrer gehörigen Stärke abgeſchildert werden können; ja weil endlich die wahrhaftig hohen und herzhafteſten Ausdrückungen nicht in die Muſik geſetzet werden können. Dieſes ſtellte ihm Boileau vor, als er ihm ſein Verſprechen eröffnete; und ungeachtet er dem-

ſelben Recht gab, ſo war es doch nicht mehr Zeit umzukehren. Er fieng alſo an, von dem Falle Phaetons eine Oper zu ſchmieden, und las dem Könige etliche Verſe davon vor. Doch Racine arbeitete mit Verdruß daran, und verlangte, Boileau ſollte ihm helfen, oder zum wenigſten den Vorredner machen. Dieſer wehrte ſich, ſo viel ihm möglich war; that doch aber insgeheim einen Verſuch, davon wir hernach hören werden. Indeſſen fuhr jener fort an ſeinem Werke zu arbeiten, und Boileau ſtund ihm mit gutem Rathe bey; als zu allem Glücke etwas darzwiſchen kam, und ſie von dieſer Qvaal befreyete. Quinaut, der vielleicht fürchtete, von dieſen großen Meiſtern übertroffen zu werden, that dem Könige mit Thränen einen Fußfall, und ſtellete ihm aufs beweglichſte vor; was ihm das für ein Schimpf ſeyn würde, wenn er nicht mehr die Ehre hätte, für Seine Majeſtät zu arbeiten: worauf der König aus Mitleiden obgedachten Damen zu verſtehen gab; er könne dem armen Manne unmöglich den Verdruß wiederfahren laſſen. Sic nos ſeruauit Apollo! rufft Boileau aus, da er dieſe kleine Geſchichte erzählet; und der gute Racine legte ſeine Oper mit Freuden an die Seite: ja da man ſelbige auch nach ſeinem Tode nicht einmal gefunden hat; ſo iſt zu vermuthen, es habe derſelbe, aus Zärtlichkeit ſeines poetiſchen Gewiſſens, dieſelbe gar unterdrücket.

12. §. Das dritte Zeugniß giebt Boileau ſelbſt, der nicht nur in dieſer Erzählung, die ich von ihm habe, ſeinen Abſcheu vor den Opern genugſam entdecket; ſondern auch in eben dem Vorredner, den er aufzuſetzen angefangen, ſeine Meynung deutlich an den Tag gelegt hat. Er führt darinn die Poeſie und Muſik redend ein, davon ich einen kleinen Theil überſetzen will: **Die Poeſie.** Was! glaubſt du durch eitle Accorden und ohnmächtige Töne alles das auszudrücken, was ich ſage? **Die Muſik.** Ja, ich glaube, daß ich in die ſüßen Entzückungen, womit dich Apollo begeiſtert, die Süſſigkeit meiner Melodien einmiſchen könne. **Die Poeſie.** Ja, ja, bey dem Rande eines Brunnens kannſt du zwar, nebſt mir, eine verliebte Marter beſeufzen, den Thirſis klagen,

und Climenen ächzen laſſen. Allein wenn ich Helden und Götter reden laſſe; ſo kann dein verwegnes Singen mir nichts als einen eitlen Tact geben: darum ſchlage dir dieſe ſtolze Bemühung nur aus dem Sinne. **Die Muſik.** Ich verſtehe aber die Kunſt, deine ſeltſamſten Wunder noch ſchöner zu machen. **Die Poeſie.** Man mag alsdann deine Stimme nicht hören. **Die Muſik.** Vorzeiten haben ja Felſen und Wälder Ohren bekommen, meine Töne zu hören. **Die Poeſie.** Ach Schweſter, genug; wir müſſen uns trennen. Ich will mich entfernen: und dann laß einmal ſehen, was du ohne mich ausrichten wirſt. ꝛc. Hieraus iſt nun leicht die Urſache zu errathen, warum dieſer große Criticus in ſeiner Art Poetique, wo er aller übrigen Gedichte gedenkt, an die Oper mit keiner Sylbe gedacht; wohl aber in ſeinen Satiren den damaligen größten Opernſchreiber Quinaut ausgelacht hat:

La raiſon dit, Virgile, et la rime, Quinaut.

13. §. Mein viertes Zeugniß ſoll mir St. Evremond geben; der einen eigenen Diſcurs über die Opern gemacht, und darinn ſeine Gedanken davon ausführlich entdecket hat. Er ſetzt gleich anfangs dieſe Beſchreibung der Oper zum Grunde: Sie ſey ein ungereimter Miſchmach von Poeſie und Muſik, wo der Dichter und Componiſt ſich ſehr viel Mühe machen, und einander die größte Gewalt anthun, ein ſehr elendes Werk zu Stande zu bringen. Nun kann man ſich leicht einbilden, was auf dieſen Eingang für eine Abhandlung folgen werde. Es iſt werth, daß ein jeder den ganzen Diſcurs leſe, weil er das ſtärkſte iſt, was ich wider die Opern gefunden habe. Man kann ihn in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft auch überſetzt antreffen. Er iſt aber damit nicht zufrieden, daß er eine Critik darüber geſchrieben; ſondern hat ſich gar die Mühe genommen, eine ganze Comödie zu machen, der er den Titel, les Opera, gegeben. Seine Abſicht darinn iſt, nach dem Muſter des Cervantes im Don Quixote, das Lächerliche der Opern empfindlich zu machen:

Darum

Darum dichtet er, daß ein junges Frauenzimmer in einer gewiſſen Stadt, aus dem beſtändigen Leſen der Recueils des Opera, verrückt im Kopfe geworden, und, anſtatt der gewöhnlichen Sprache, den Leuten lauter Operarien vorgeſungen. Der Knoten in der Fabel iſt dieſer, daß ſie einen alten Officier zum Freyer bekömmt; dem ſie aber in lauter galanten Liederchen den Korb giebt, und ihren Aeltern ſelbſt den Kopf mit ihrem Singen wüſte macht: indeſſen aber mit einem andern jungen Stutzer, der ſich ihrer Thorheit bequemete, und ihr auch lauter muſikaliſche Liebeserklärungen that, ganze Operſcenen von Cadmus und Hermionen ſpielete. Wer dieſes alles deutſch leſen will, der ſchlage den II Band meiner Schaubühne nach. Ich bin verſichert, daß der größte Opernfreund ſich, bey der Vorſtellung einer ſolchen Comödie, des Lachens nicht ſollte enthalten können.

14. §. Mein fünftes Zeugniß nehme ich aus dem Riviere du Freny in ſeinen Amuſemens ſerieux & comiques, auf der 22. Seite. Er führt daſelbſt einen Siameſer in Paris herum, und da heißt es: Es iſt 4. Uhr. Laſſet uns in die Oper gehen. Wir brauchen wenigſtens eine Stunde Zeit, ehe wir uns durch alle das Volk drängen, welches die Thüre belagert. Wie? ſprach mein Siameſer zu mir, was redet ihr von der Thüre? Nach der prächtigen Vorſtellung, die ich mir von der Oper mache, müßte man nicht anders, als durch ein koſtbares Thor hinein gehen. Hier ſeht ihr den Eingang; ſprach ich, indem ich ihm einen ſehr finſtern Winkel zeigte. Wo denn? ſagte er, ich ſehe ja nichts, als ein kleines Loch in einer Mauer, allwo man etwas austheilet. Wir wollen hinzutreten! Was ſoll dieſes? Welche Thorheit! Einen Louis d'or für ein klein Kartenblättchen! Doch ſtille! Ich wundere mich nicht mehr, daß es ſo theuer iſt; denn ich ſehe einige Characteres darauf, welche unfehlbar eine geheime Wirkung haben werden. Ihr betrüget euch nicht gänzlich, ſprach ich zu ihm: es iſt ein Paß, damit man in das Land der Bezauberungen eingelaſſen wird. Kommt geſchwinde hinein: wir wollen uns auf die Schaubühne ſetzen.

Auf

Auf die Schaubühne? ſagte mein Siameſer, ihr ſcherzt! Wir wollen ja nur zuſehen; wir wollen nicht ſelber ſpielen. Das thut nichts, ſprach ich, kommt nur mit. Man hört daſelbſt übel, man ſiehet nichts; aber es iſt der theureſte, und folglich der vornehmſte Platz. Indeſſen, weil ihr der Opern noch nicht gewohnt ſeyd; ſo würdet ihr auf der Schaubühne auch das Vergnügen nicht haben, welches den Verluſt des Schauſpiels erſetzet. Kommt alſo mit mir in eine Loge. Indeſſen, daß man jene Leinwand aufziehet, will ich euch von den Ländern, die dahinter liegen, etwas erzählen. Die Oper iſt, wie geſagt, eine bezauberte Gegend. Es iſt das Land der Verwandlungen. Man ſieht da die allerſchleunigſten. In einem Augenblicke werden die Menſchen zu Halbgöttern, und die Göttinnen zu Menſchen. Der Reiſende iſt daſelbſt der Mühe überhoben, das Land durchzuziehen; denn die Länder ſelbſt reiſen da vor ſeinen Augen. Hier kann man, ohne von der Stelle zu weichen, von einem Ende der Erden bis zum andern; von der Hölle zu den elyſiſchen Feldern kommen. Wird euch in einer abſcheulichen Einöde die Zeit lang? Ihr dörft nur pfeifen, ſo befindet ihr euch im Götterſaale. Pfeift noch einmal, ſo ſeyd ihr in dem Lande der Hexen. Die Hexen in der Oper bezaubern ſo gut wie die andern. Allein ihre Bezauberungen ſind, bis auf die Schminke, natürlich. Ungeachtet man ſeit vielen Jahren allerley Erzählungen von den Hexen der vergangenen Zeit gemacht hat; ſo macht man doch noch viel mehrere von den Hexen der Oper. Sie ſind vielleicht nichts gewiſſer; aber ſie ſind wahrſcheinlicher. Dieſe ſind von Natur gutthätig: nur den Reichthum theilen ſie nicht unter ihre Freunde aus; ſie behalten ihn für ſich ſelbſt. Wir wollen noch ein Wort von den natürlichen Einwohnern der Opern ſagen. Sie reden nicht anders als ſingend, ſie gehen tanzend, und thun oft beydes, wenn ſie die wenigſte Luſt dazu haben. Sie gehorchen alle dem Meiſter des muſikaliſchen Chors, einem ſehr unumſchränkten Prinzen, der, wenn er ſeinen Zepter, der aus einer Rolle Papier beſteht, erhebt, oder ſinken läßt, alle Bewegungen

dieſes wunderlichen Volkes regieret. Die Vernunft iſt unter dieſen Leuten ſehr rar. Weil ſie den Kopf ganz voller Muſik haben; ſo denken ſie lauter Lieder, und ſprechen lauter Töne. Dem ohngeachtet haben ſie die Tonkunſt ſo hoch getrieben, daß ſie aus Operbüchern vernünftig würden reden können, wenn nur die Vernunft in Noten könnte gebracht werden.

15. §. Endlich und zum ſechſten will ich mich auf den ſinnreichen Des Callieres beruffen; der, wie bekannt iſt, Verfaſſer der Hiſtoire poetique de la Guerre entre les Anciens & les Modernes iſt. Im eilften Buche beſchreibt er das Entſetzen, welches Orpheus, Amphion und Arion über den fürchterlichen Namen des Lulli, in der prächtigen Beſchreibung der Opern empfunden, die Perault in ſeinem Gedichte, Le Siecle de Louis le grand, eingerücket hat. Orpheus will faſt an ſeiner Kunſt verzagen: aber ein italieniſcher Muſikus, der kürzlich aus der Oberwelt gekommen, tröſtet ihn wieder. Meyneſt du, ſagt er, daß die meiſten Menſchen, die dem Lulli ſo begierig nachlaufen, ſich beſſer auf die Muſik verſtehen, als die Beſtien, die dich vormals begleiteten? Und müſſen ſie nicht recht dumm ſeyn, da ſie unaufhörlich ihr Geld in die Oper tragen, um funfzigmal eben daſſelbe zu hören? Ich verſtehe das Handwerk, göttlicher Orpheus; drum ſey getroſt, ich werde dir zeigen: daß dieſe ſo berüchtigte Oper dasjenige gar nicht iſt, wofür man ſie ausgiebt. Hierauf fährt er fort, und geſteht zwar den franzöſiſchen Symphonien eine große Schönheit zu: allein die poetiſchen Stücke, die man abſinget, macht er deſto ärger herunter. Er ſagt, ſie wären ſehr übel ausgedacht, und ſchlecht eingerichtet, und würden von lauter ſchwachen Stimmen abgeſungen; davon man aus zwanzigen nicht eine verſtehen könnte, weil ſie durch die Inſtrumente ganz erſticket würden. Das Geräuſche davon wäre für den kleinen Ort, wo man ſie ſpielete, ſo groß, daß man kaum ohne Kopfſchmerzen und vielmaliges Gähnen, nach Hauſe käme, wenn man es drey Stunden lang gehöret hätte. Indeſſen liefe alle Welt hinein, um der Mode gemäß, etliche Stunden übel zuzubringen. Es wäre nichts ekelhafters, als

die kläglichen Recitative anzuhören, die den gröſten Theil dieſer Singſpiele einnähmen: und der Muſikus ſollte von rechtswegen die Zuſchauer bezahlen, daß ſie ſich die Geduld nehmen wollten, ſich ſo lange plagen zu laſſen. Die Sänger und Sängerinnen erzählten auf eine ganz unnatürliche Art, nämlich ſingend, ſolche Abentheuer, die aller Vernunft und Wahrſcheinlichkeit zuwider liefen, keine Leidenſchaften erregen könnten, und ſo ſchlecht geſetzt wären; daß der elendeſte Stümper aus dem Stegreife eben ſolche Melodien erdenken könnte, als Lulli ſelbſt in Noten geſetzt hätte. Endlich merket er an, daß ſich Lulli zum Meiſter der ganzen Schaubühne aufgeworfen, und ſich ſo gar den Poeten unterwürfig gemacht hätte: anſtatt daß ſich die Muſik billig nach den Gedanken des Dichters richten ſollte.

16. §. Darauf erſcheint Lulli ſelbſt im Reiche der Todten, und redet den Orpheus dergeſtalt an: Ich habe längſt von dir reden hören, als von einem Meiſter in unſrer Kunſt. Du ſollſt eine hübſche Leyer geſpielet, und gar die Hölle damit bezaubert haben: allein nach reifer Ueberlegung dünkt es mich, du habeſt deinen Ruhm nur durch gewiſſe Künſte erlanget. Was mich anlanget, ſo ſpiele ich eine Violine, und componire ſo ziemlich. Wir wollen mit einander zur Probe eine Oper ſpielen, die ſoll uns ſchon was einbringen. Die Griechen werden ja ſo neugierig ſeyn, als die Franzoſen. An Poeten wird es uns nicht fehlen, die Verſe zu machen. Apollo ſoll ſeinen Parnaß zum Theater hergeben; der Pegaſus muß zur Maſchine dienen, etwas durch die Luft fliegen zu laſſen; die neun Muſen ſollen Sängerinnen abgeben; Apollo mag auf der Leyer ſpielend, mit ſeinem glänzenden Wagen vom Himmel herunter kommen, wie ich ihn ſonſt ſchon bey Hofe vorgeſtellet habe. Man hat mir von einem gewiſſen Pfeifer, der Königinn Clytemneſtra etwas erzählt, der auch dabey ſeyn muß. Ich möchte wiſſen, ob er ſo gut ſpielt, als Des Coteaux. Er ſoll ja mit ſeiner Muſik die Keuſchheit des Frauenzimmers befördert haben? Was mich anlangt, ſo geſtehe ich es frey heraus, daß meine Sachen gerade das Ge-

Gegentheil gewirket; und daß ich, als ein nützliches Werkzeug, an der Verderbung der Sitten meiner Zeiten gearbeitet habe. Nichts deſto weniger verdienen ſie eben den Ruhm, weil ſie ſich nach der Abſicht ihres Urhebers gerichtet haben. Ueber eine ſo ſeltſame Rede erſchrack Orpheus; ſonderlich, daß er ſo verwegen von dem Apollo und den Muſen geſprochen, und ſo gewinnſüchtig geweſen, da er ſelbſt doch der bloßen Ehre halber gearbeitet hätte: worauf Lulli ſie für Narren ſchimpft, und mit allerley närriſchen Poſituren davon läuft.

17. §. Ich habe nur einen gelinden Auszug von dem weit ſchärfern Urtheile dieſes Kunſtrichters gemacht; wie ein jeder, der es ſelbſt nachleſen will, leicht ſehen wird. Zu dieſen Zeugniſſen nun könnte ich noch ein ſiebentes hinzufügen, welches alle vorige an Wichtigkeit übertrifft. Es iſt dieſes des Muratori ſeines, der als ein Italiener, bey der Quelle aller ſchönen Opern, in Welſchland, zu Hauſe iſt, und ſie als ein Poet und Kunſtrichter am beſten kennen muß. In ſeiner Poeſia perfetta italiana, hat er ein paar lange Capitel wider dieſelben eingeſchaltet: weil ich aber das eine davon bereits in den VI B. der Critiſchen Beyträge eingerücket habe, ſo will ich mich bloß darauf beziehen, und meine Leſer dahin verweiſen. Ich enthalte mich nunmehro noch, die Zeugniſſe unſerer Landesleute, und darunter des berühmten Neukirchs anzuführen, der in ſeinen Satiren, die in den hankiſchen Gedichten ſtehen, oft auf eben den Schlag davon geurtheilet hat. Ich gedenke auch des Zuſchauers nicht, der ſein Misfallen darüber in den erſten Theilen oft zu verſtehen gegeben. Ich erwähne auch des ungenannten Verfaſſers von dem engliſchen Buche The Gentlemens Recreation nicht, der in ſeinem poetiſchen Tractate p. 23. das lächerliche Weſen der Oper gleichfalls abgemalt: ſondern ich überlaſſe nunmehro einem jeden die freye Wahl, ob er ſich für, oder wider die Opern erklären wolle. Ich meines Theils habe für alle die geſchickten und gelehrten Männer, die ſich auch in dieſem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung: ich erfreue mich aber mit dem großen Fenelon, deſſen Gedanken von der

Tragödie vorm I. Bande meiner Schaubühne ſtehen, wenn das Operweſen theils ſo unvollkommen bleibet, theils in Deutſchland mehr und mehr in Abnahme geräth. Das leipziger Operntheater iſt ſeit vielen Jahren eingegangen, und das hamburgiſche hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunſchweigiſche liegt in den letzten Zügen, und es ſteht dahin, ob es jemals wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weißenfels hat es vormals Operbühnen gegeben, andrer kleinen fürſtlichen Höfe zu geſchweigen; die aber alle allmählich ein Ende genommen haben. Dieſes zeiget mir den zunehmenden guten Geſchmack unſrer Landesleute, wozu ich ihnen Glück wünſche. Denn wären Liebhaber genug vorhanden geweſen, die einer ſolchen Luſtbarkeit hätten beywohnen wollen: ſo würde man das Ende dieſer Schaubühnen noch nicht geſehen haben. Dagegen ſieht man, daß die Comödien und Tragödien täglich mehr und mehr Beyfall finden, und mit der Zeit allenthalben die Oberhand bekommen werden: wenn man nun erſt großen Herren die gar zu große Liebe ausländiſcher Sprachen aus dem Sinne bringen wird. Das wird aber bloß auf unſre Poeten und Comödianten ankommen: deren jene ſchöne, regelmäßige Stücke zu verfertigen; dieſe aber dieſelben gehörig aufzuführen befliſſen ſeyn müſſen.

18. §. Nun habe ich es zwar, ſeitdem die erſte Auflage dieſes Buches heraus iſt, geſehen, daß zweene gelehrte und geſchickte Männer, und ſehr gute Poeten unſers Vaterlandes, wider die bisher von mir behauptete Meynung von Opern geſchrieben, und dieſes Hauptſtücke von Opern zu widerlegen geſucht haben. Der erſte war Herr D. Hudemann, der damals noch in Hamburg lebte. Dieſer wackere Mann gab bey ſeinen Gedichten auch eine Opera, und vor derſelben noch eine Vertheidigung der Singeſpiele, gegen meine Dichtkunſt heraus. Ich hielt es für nöthig, einem ſo geſchickten und beſcheidenen Gegner zu antworten; und that es wirklich in den Beyträgen zur critiſchen Hiſt. der D. Spr. P. und Ber. Was hätte mir aber angenehmers begegnen

können, als daß dieſe meine Antwort ſo glücklich war, die Einwürfe meines gelehrten Widerſachers gänzlich zu heben! Er that mir ſolches in einem höflichen Schreiben ſelbſt zu wiſſen, und verſicherte mich, daß er nunmehro völlig meiner Meynung wäre, ja, zum Zeichen ſeiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerſpiele, ſelbſt, ſeine Poeſie der tragiſchen Bühne zu gut brauchen wolle. Es hat auch derſelbe wirklich Wort gehalten, und aus dem Racine die Phädra in deutſche Verſe überſetzet; und ich wünſche nur, daß er dieſelbe bald ans Licht ſtellen möge. Der freundſchaftliche Briefwechſel, der ſeit der Zeit, zwiſchen dieſem ſinnreichen Dichter und mir, fortgedauret, iſt mir deſto angenehmer geworden, weil er aus einer Uneinigkeit in Meynungen ſeinen Urſprung gehabt.

19. §. Mein andrer Gegner iſt der Herr von Uffenbach, geweſen, ein nicht minder ſcharfſinniger und lehrreicher Poet in Frankfurt am Mayn, woſelbſt er auch wichtige Aemter bekleidet. Auch dieſer gelehrte Mann hatte ſeine Widerlegung meines Hauptſtückes von Opern der Sammlung ſeiner Gedichte einverleibet; aber gleichfalls mit ſo vieler Höflichkeit und Beſcheidenheit die Feder geführet, daß ich demſelben die Antwort unmöglich ſchuldig bleiben konnte. Ich habe ſie gleichfalls in den Critiſchen Beyträgen der Welt bekannt gemacht: und was wollte ich mehr wünſchen, als daß ich auch mit dieſer Vertheidigung meiner Meynung von Singeſpielen eben ſo glücklich geweſen wäre, als mit der erſten. Nun habe ich zwar noch keine Nachricht davon: doch weil dieſer gelehrte Mann weiter die Feder nicht angeſetzet, und mir gleichwohl durch einen dritten Mann die Ehre gethan, mich begrüſſen zu laſſen: ſo glaube ich, daß der Unterſcheid unſrer Meynungen voritzo ſo groß nicht mehr ſeyn wird. Sollte indeſſen jemand durch dieſe beyde Antworten noch nicht vollkommen von meiner Meynung überredet worden ſeyn: ſo bitte ich, daß er noch meine Vorrede, zu dem von Herrn M. Schwaben überſetzten Antilongin des D. Swifts, von dem Bathos der Opern durchleſen, und dem Beweiſe

nach-

nachdencken wolle, den der gelehrte Herr D. Ludewig allhier in den Critiſchen Beyträgen gegeben hat: Daß eine Oper unmöglich gut ſeyn könne.

20. §. Noch einen Einwurf ſehe ich vorher, den ich nicht unbeantwortet laſſen kann. Was ſollen aber große Herren, wird man ſprechen, zu ihrer Ergetzung, bey großen Solennitäten, für Luſtbarkeiten anſtellen: wenn man die Opern ſo gar abſchaffen will? Sollen ſie denn an Pracht und Koſtbarkeit vor gemeinen Bürgern nichts voraus haben? Ich antworte erſtlich: ein gutes Trauerſpiel kann mit eben ſolcher Pracht aufgeführet werden, als ein Singeſpiel, wenn man nur an Verzierung und Erleuchtung der Schaubühne, an den Kleidungen der Comödianten, an der Muſik, und an Tänzen, die zwiſchen den Aufzügen eingeſchaltet werden, nichts ſparen will. So habe ich zu unſers hochſeligen Königs Auguſts Zeiten die franzöſiſchen Trauerſpiele auf dem dreßdeniſchen Opertheater im Zwinger vielmals aufführen ſehen: und ſo iſt auch mein ſterbender Cato, auf der braunſchweigiſchen großen Schaubühne, vor des hochſeligen Herzogs Ludewigs Rudolphs Durchl. einmal von der neuberiſchen Geſellſchaft aufgeführt worden. Doch geſetzt, man wollte noch etwas anders auf der Schaubühne haben, dabey mehr Muſik, und mehr Vorſtellungen vorkämen: ſo kann ſchon Rath dazu werden, ohne zu den Opern ſeine Zuflucht zu nehmen. Man erfinde doch nur künſtliche Ballete, nach Art der alten Griechen, und neuern Franzoſen. Dieſe werden zu der größten Pracht in Verkleidungen, zu neuen und ſeltſamen Verzierungen der Schaubühne, zu vielen muſikaliſchen Compoſitionen, und recht ſinnreichen und allegoriſchen Tänzen Gelegenheit an die Hand geben. Der gelehrte Meneſtrier hat im Franzöſiſchen einen ſehr ſchönen Tractat, Des Ballets Anciens et modernes, ſelon les Regles du Theatre, geſchrieben. Dieſen preiſe ich allen denen an, die etwas zur Vergnügung großer Herren erſinden wollen, das neu iſt, und in die Augen fällt. Wir haben auch in Deutſchland ſchon Proben da-

von geſehen, nämlich am vorigen Hofe zu Berlin. Wer die beſſeriſchen Gedichte nachſchlagen will, der wird ſich einigen Begriff davon machen können; wiewohl dieſe Verſuche vielleicht nicht in allen Stücken, nach den Regeln Meneſtriers, die Probe aushalten dörften. Man kann auch in dem Moliere einige ſolche Erfindungen nachleſen, die er am Hofe Ludewigs des XIV. angegeben hat.

21. §. Und von dieſem ſchönen Werke einen kleinen Vorſchmack, und denen, die zur Erfindung ſolcher Tänze Gelegenheit haben ſollten, eine kleine Anleitung dazu zu geben; will ich einen kurzen Auszug aus demſelben geben. Ich halte mich aber bey der Hiſtorie des Tanzens nicht auf. Ein jeder weis, daß es ſehr alt iſt. Die Schweſter des Moſes tanzte mit allen iſraelitiſchen Weibern nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und ſang dazu. Die Töchter von Siloh hatten ein jährliches Feſt, da ſie tanzten. David tanzte vor der Bundeslade, und vorhin hatten alle jüdiſche Weiber getanzt, als derſelbe den Philiſter Goliath geſchlagen hatte. Dieſes waren nun faſt lauter andächtige und religiöſe Tänze. Eben ſo haben die heidniſchen Völker bey ihrem Gottesdienſte allerley Tänze eingeführt gehabt; ja ſie ſind auch in der erſten Kirche an vielen Orten eingeführt geweſen, wo man ſie in dem Chore der Kirchen, der als eine Schaubühne erhaben war, gehalten; bis ſie vieler Misbräuche halber abgeſchaffet worden. Die alten Kirchenväter haben wider die theatraliſchen Tänze der Heiden geeifert, nicht weil ſie Tänze waren; ſondern weil ſie ſehr freche und üppige Tänze waren, die ein großes Aergerniß gaben. Von ſolchen geiſtlichen Tänzen aber iſt hier gar nicht die Rede, wenn wir von den Balleten handeln: und alſo darf man gar nicht beſorgen, daß dadurch das Heidenthum mit ſeinen Schandbarkeiten wieder eingeführet werden würde.

22. §. Wir wollen uns auch bey denen Tänzen nicht aufhalten, die nach den beſten alten Dichtern den heidniſchen

Gottheiten beygelegt worden. Beym Athenäus tanzet einmal Jupiter ſelbſt. Pindarus nennt den Apollo einen Tänzer: Virgil läßt Dianen mit ihren Nymphen an dem Fluſſe Eurotas tanzen. Apulejus ſagt, Venus habe auf der Pſyche Hochzeit getanzet; und Horaz ſetzt hinzu, ſie habe es bey Mondenſcheine, in Geſellſchaft der Gratien, auch einandermal gethan. Bacchus ſoll in Indien getanzt haben. Heſiodus läßt die Muſen um den Altar Apollons vor Sonnen-Aufgange tanzen. In einer Idylle des Theokritus tanzen die Nymphen der Brunnen; und im Virgil tanzen auch die aus den Schiffen verwandelten Seenymphen um den Aeneas her. Alles dieſes führe ich an, um zu zeigen, daß man nach der Wahrſcheinlichkeit der alten Fabeln, auch die Götter könne tanzen laſſen: denn dieſe mythologiſche Perſonen haben an unſern Ballets einen großen Antheil: und ſo ſparſam ſie in den Trauerſpielen ſtatt haben, ſo häufig können ſie in dieſen Tanzſpielen vorkommen. Ja in Ermangelung bequemer Gottheiten, kann man ſich allegoriſche Perſonen dichten, und ſie tanzend aufführen. Z. E. Die Jahreszeiten, die Welttheile, die Schutzgeiſter der Länder und Völker, die Monathe, die vier Winde, die ſieben Planeten, die Stunden des Tages und der Nacht, die himmliſchen Zeichen, die Tugenden und Laſter, die Wiſſenſchaften und Künſte; kurz, alles was ein Poet, durch eine Perſonendichtung redend einführen kann, das kann auch in einem ſolchen Tanzſpiele, tanzend vorgeſtellet werden.

23. §. Wie nun ein jeder hieraus ſieht, daß es bey dieſen unſern Tänzen nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, ſondern auch auf die tanzenden Perſonen ankömmt: Alſo muß ich auch gleich anfänglich erinnern, daß alle dieſe Tanzſpiele allegoriſche und bedeutende Tänze in ſich halten müſſen. Fragt man nun, was denn dieſe Tänze bedeuten können und ſollen? So antworte ich; erſtlich eine Verehrung vornehmer Perſonen, an deren Feſttagen ſie aufgeführet werden: denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine

Art des Gottesdienſtes wäre, welche den Göttern ſehr gefällig ſeyn müßte. Man meynt, dieſes habe ſeinen Urſprung, aus der Meynung des Pythagoras, der dafür gehalten, daß GOtt eine Harmonie, (Numerus) oder ein Tact das iſt ein abgemeſſenes, ſehr wohl übereinſtimmendes Weſen ſey. Dem ſey nun wie ihm wolle: ſo haben doch faſt alle Völker bey ihrem Gottesdienſte Muſiken und Tänze gehabt; diejenigen Gottheiten zu verehren, denen die Feſte geweihet waren. Daher ward auch in allen wohlbeſtellten Republiken die Jugend zum Tanzen angeführt, theils daß ſie geſchickt, theils daß ſie ſtark von Leibe werden möchte: denn es gab auch martialiſche Tänze, die mit voller Rüſtung, oder doch mit einigen Waffen geſchahen. Selbſt die lacedämoniſche Jugend war davon nicht ausgenommen: und die größten Helden haben ſolche Tänze theils geliebet, theils mitgemachet, wie die Exempel Merions aus Creta, des Ulyſſes, des Antiochus, des Polyſperchon, des Philippus, Alexanders Vater, des Epaminondas, des Scipio, u. a. m. zeigen.

24. §. Doch unſre Tanzſpiele ſollen nicht nur bloße Tänze, ſondern Allegorien, und redende Bilder gewiſſer Dinge ſeyn. Lucianus will das erſte Muſter ſolcher Ballete in der Bewegung der Sterne und Planeten finden, die mit der ſchönſten Harmonie geſchieht: und es wäre nicht unmöglich, ſolche planetiſche Tänze, welche die berühmten Weltordnungen vorſtelleten, aufzuführen, wie Poſtel in ſeinem Wittekind ſchon gedichtet hat. Die Aegyptier ſind die erſten Erfinder hieroglyphiſcher Tänze geweſen. Plato iſt ihr Bewundrer und Schüler geweſen, und kann denjenigen nicht genug loben, der zuerſt die Harmonie des ganzen Weltgebäudes in einem Tanze vorgeſtellet hat. Die Ausleger des Sophokles, Euripides und Ariſtophanes haben uns die Geheimniſſe, die Plato unerklärt gelaſſen, entdecket. Sie ſagen, alle Tänze der Aegyptier hätten die Bewegungen der Geſtirne vorgeſtellt: weil ſie allemal rings um ihre Altäre getanzet hätten, die gleichſam wie die Sonne

ne in dem Mittelpuncte des Himmels, geſtanden hätten. Daher wären nun in den Chören der Tragödien die Strophen, und Antiſtrophen entſtanden. Denn erſtlich hätten ſie im Kreiſe von Morgen gegen Abend in die Runde getanzet, um dadurch die gemeine Bewegung des Himmels abzubilden: hernach aber hätten ſie den Kreis von Abend gegen Morgen herum gedrehet, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten wider die Ordnung der himmliſchen Zeichen im Thierkreiſe vorzuſtellen. Zuletzt aber hätten ſie noch die Epode, oder den Beſchluß, ſtillſtehend abgeſungen; um dadurch die Unbeweglichkeit der Erdkugel abzubilden. Die Griechen haben dieſe ägyptiſche Erklärung verworfen, und die Tänze von dem Ein- und Ausgange des Theſeus in den Labyrinth erkläret; als welcher Held die griechiſche Jugend zu Delos zuerſt darinnen unterrichtet hatte.

25. §. Dieſes iſt nun die erſte Art ſolcher bedeutenden Tänze geweſen, die mit zu den Schauſpielen gezogen worden; und die Athenäus philoſophiſche Tänze nennet, weil alles darinn ordentlich und bedeutend war. Agamemnon hat ſeiner Gemahlinn Clytemneſtra, als er nach Troja zog, einen ſo philoſophiſchen Tanzmeiſter hinterlaſſen, der ihr durch allegoriſche Tänze die Zeit verkürzen und zugleich die Liebe zur Tugend beybringen ſollte: und dieſes iſt mit ſo gutem Erfolge geſchehen, daß ſie nicht eher verführet werden können, als bis Aegyſthus dieſen Meiſter ermordet hatte. Die Alten ſpielten auch im Tanzen den Ball, und daher kömmt das heutige Wort Ball, Ballet, womit man die Tänze benennet, von βαλλειν werfen: σφαιρα βαλλομενη, eine Kugel zum werfen, wie Suidas den Ball erklärt. Darauf haben ſich allerley Meiſter der Ballete gefunden: Bathyllus von Alexandrien hat luſtige, Pylades aber ernſthafte und pathetiſche Tänze zu den Schauſpielen erfunden. Solche Tänze nun waren geſchickt, die Bewegungen des Leibes zu beſſern, ſo wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen ſollte. Aber überhaupt geben die Alten, die

davon

davon geſchrieben haben, dieſe Erklärung eines ſolchen Tanzſpiels: Es ſey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man ſagt und ſinget, durch abgemeſſene Geberden und Bewegungen des Leibes. Und Ariſtoteles ſagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen, durch die harmoniſchen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müſſe.

26. §. Es iſt alſo mit den Balleten oder Tanzſpielen nicht anders bewandt, als mit den übrigen Künſten: ſie ſind alle Nachahmungen, nur mit dem Unterſchiede, daß, da die Malerey z. E. nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorſtellen kann; dieſe Tanzkunſt auch die Bewegungen ausdrücket, und ſogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beſchaffenheit des Gemüths abſchildern kann. Dieſe Nachahmung nun geſchieht durch die Bewegungen des Leibes, und zwar nach der Harmonie der Muſik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es iſt bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes zu verſtehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantomimen gehabt, die ſich alles, ohne ein Wort zu ſprechen, auszudrücken getrauet. Man weis auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch ſie ſich an den Tag legt. Solche Dinge nun müſſen in den Tanzſpielen vorgeſtellet werden. Wir haben an der Folie d'Eſpagne, und vielleicht auch an dem ſo genannten Aimable Vainqueur, wenn dieſer von zweyen getanzt wird; ein Paar Tänze, die ſolche Gemüthsbewegungen ausdrücken. Denn jener ſoll den ſpaniſchen Eigenſinn, dieſer aber die Gemüthsart zweyer Verliebten vorſtellen, die bald ſehr freundlich miteinander thun, bald kaltſinnig werden, bald ſich erzürnen, ſich aber dennoch wieder vertragen: und es fehlt nur ein Text dazu, der ſich zu allen dieſen Geberden ſchicket, und ſie zu erklären geſchickt iſt, ſo wird es ein jeder bemerken. Auch die engliſchen Tänze ſind insgemein ſo allegoriſch, wie z. E. der Jalouſie - Tanz genugſam zeigen kann; der alten deutſchen Schäfertänze zu geſchweigen.

27. §. Doch ich vertiefe mich zu weit. Nun ſollte ich weitläuftig lehren, wie ein Erfinder ſolcher Trauerſpiele ſich eine alte Geſchicht, oder Fabel erwählen, oder auch eine neue erſinnen könne, die er in einem theatraliſchen Tanze vorſtellen will. Ich ſollte zeigen, wie dieſe Erfindung im Tanzen, gleichfalls eine Einheit in der Handlung oder Abſicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Ich ſollte auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Perſonen, die man tanzend aufführt, zu characteriſiren. Ich ſollte endlich zeigen, was man bey dem allen für Fehler begehen könne, und dieſes mit Exempeln alter und neuer, guter und ſchlechter Ballete erläutern. Allein theils iſt dieſes ſchon in den vorigen Capiteln von Schauſpielen geſchehen, theils muß es ein Erfinder dieſer Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wiſſen, theils iſt es mir hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geſchickte Muſikmeiſter und Tanzmeiſter dazu, die das, was der Poet erfunden, geſchicklich auszuführen wiſſen. Daß ein vermögender großer Herr dazu gehöre, der zu dergleichen Spielen die Koſten hergeben kann, das verſteht ſich von ſich ſelbſt. Denn man braucht nicht allein eine prächtige Schaubühne, mit vielen Verzierungen, ſondern auch faſt bey jedem neuen Ballete, neue Maſchinen, Kleidungen und Zierrathe in großer Menge. Was koſtet nicht die große Anzahl Tänzer zu unterhalten, die ſich oft bis auf 50. Perſonen und drüber erſtrecken können?

28. §. Ich habe es noch vergeſſen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorſtellungen ungeachtet, dennoch oftmals dieſe allegoriſchen Tänze dem meiſten Theile der Zuſchauer wahrhafte hieroglyphiſche Figuren ſeyn würden, davon ſie nichts verſtünden: wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmſten Perſonen ſolcher Tanzſpiele auch gewiſſe Worte zu reden und zu ſingen in den Mund legte. Dieſe werden nun in lauter Verſen, doch kurz und gut gemacht: weil die Abſicht nicht iſt, durch Worte, ſondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen. Doch wer davon mehrere An-

leitung verlanget, der muß den oben gerühmten Meneſtrier nachleſen, wo er zugleich einen großen Vorrath von Erfindungen zu Balleten antreffen wird. Man kann auch die gelehrten Abhandlungen nachleſen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions, in verſchiedenen Bänden dieſes Buches vorkommen. Endlich leſe man auch das oberwähnte Buch The Taſte of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzen, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beyde zu dieſer Abſicht gehören. Vielleicht kommen einmal in Deutſchland die Zeiten, da man durch dergleichen ſinnreiche Erfindungen die Schaubühne wieder emporheben, und den bisherigen Wuſt der unnatürlichen Opern, in ſolche allegoriſche Tanzſpiele; die abgeſchmackten Haupt- und Staatsactionen, in herzrührende Trauerſpiele, und die närriſchen Burlesken der italieniſchen und andrer gemeinen Comödianten, in lehrreiche und ſcherzhafte Luſtſpiele verwandelt ſehen wird.

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

werden 291. ob die Großen von ihrer Güte allezeit urtheilen können 298. wer das Sylbenmaaß zuerſt hinein gebracht 73. ſolches beobachten die Franzoſen darinnen nicht 77 f. haben die Deutſchen zeitig in Acht genommen 79. darinnen ſehn die Engeländer zuweilen nur auf die Länge der Zeilen 81. wie man den Titel dazu machen ſoll 646
Verſe heroiſche, ob man ſie im Deutſchen einführen könne 391 f. ſolche macht Heraus 394
jambiſche lieben die alten Deutſchen ſonderlich 385 f.
reimloſe ihr Nutzen 402 f. warum Seckendorfs ſeine nicht beliebt worden 400
Verſetzung, was dieſe Figur iſt 321
Verſetzung der Wörter iſt ein Fehler in Verſen 292. vertheidigt Ariſtoteles 292. ob bey den Römern alle mögliche in Verſen erlaubt geweſen 292. darinnen ſucht Cerceau das Weſen der poetiſchen Schreibart 293 welche bey einem Poeten noch zu dulden ſind 294 f. Exempel von unleidlichen 295 f. welche der poetiſchen Schreibart eine Zierde geben 305. kann auch die Proſa leiden 308. woraus ſie entſteht 309. dient zuweilen zur Aufmerkſamkeit 310. wenn man ſich ihrer bedienen darf 311
Versmacher gab es in Rom zu Auguſts Zeiten häufig 3
Verſtärkung, was dieſe Figur iſt 324
Verſus leonini, wenn ſie aufgekommen ſind 75
Virgil iſt in Beſchreibungen beſcheiden 145. ſündigt wider die Wahrſcheinlichkeit 145. wird vom Voltaire vertheidigt 204 deſſen Schreibart wird gelobt 358 was er für eine Abſicht bey ſeiner Aeneis gehabt hat 678 deſſen Schäfergedichte, was daran auszuſetzen iſt 484. darinnen iſt er ſehr keuſch 39. darinnen ruft er die Muſen an 173
Voltaire wird wegen der angebrachten Zauberey in ſeiner Henriade getadelt 183. vertheidigt den Virgil ſeiner ſeltſamen Wunder wegen 204. hat Unwahrſcheinlichkeiten 215. was er zu einem Heldengedichee erfodert 683

W

Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198 f. was ſie iſt 198. ob ſie der Fabel zuwider iſt 199. iſt zweyerley 199. Ariſtotels Meynung davon tadelt le Clerc 200. wie das Unglaubliche ſolche erlangen könne 201. muß nicht bis aufs Unmögliche gehen 201. Homer beobachtet ſolche nicht 201 f. Virgil begeht Fehler dawider 204. f. Camoens verſtößt dawider 206. wie auch Alonzo 206 Taſſo ſündiget dawider 207. ſetzt Arioſt aus den Augen 209. übertritt Marino 211. beobachtet Milton nicht 213. übertritt Voltaire 215. nimmt Sophokles nicht in Acht 219
Wein giebt Anlaß zur Poeſie 82
Weiſe (Chriſtian) ſeine Poeſie iſt proſaiſch 257. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 739
Weltweiſer, wie er von einem Poeten unterſchieden iſt 99
Wiederholung, was dieſe Figur iſt 322
Wiederkehr, was dieſe Figur iſt 341
Wiederruf, was dieſe Figur iſt 318
Winsbeck ſchreibt jambiſche Verſe 79
Witz, was er iſt 102. muß ein Poet haben 103. macht die poetiſche Schreibart 351
Wohlklang in der Poeſie, was man darunter verſteht 377. woher

her derſelbe entſpringt 377. wovon er herzuleiten iſt 378
Wolf, wofür er einen Roman hält 151
Wortfügung, die natürliche ſoll in Verſen beobachtet werden 291 294
Wortſpiel, was es iſt 250 f.
= = hat Flemming zuweilen 251 f. eins aus dem Virgil und Cicero 254. ob man ſolche machen ſolle 254. wer dawider geeifert 254. Probe deſſelben 255 f. wo ſie erlaubt ſind 256
Wörter, wie vielerley Gattungen derſelben ſind 225. ob man die aus dem Lateine herſtammenden alle überſetzen ſolle 238 f. wie ſie in Verſen ſollen geordnet werden 291 f. deren Ordnung iſt nicht gleichgültig bey den Griechen 291 ob man ſie in Verſen verſtümeln darf 296
altfränkiſche, wo man ſie findet 226. ob ſich ein Poet derſelben bedienen könne 227 f.
fremde, ob ein Poet ſolche brauchen ſolle 231
gemeine, ob ſie einem Poeten verbothen ſind zu brauchen 230
neue, ob man im Deutſchen ſolche machen könne 236 f. davor ſoll man ſich hüten 240. kann ein Poet zuweilen wagen 242
ſchöne machen noch nicht ein Gedicht ſchön 20
übliche, was ein Poet dabey zu merken hat 229
Wunder, wie ſich ein Poet derſelben bedienen müſſe 181. in deren Erdichtung fehlt Homer und Virgil 181. wie auch Taſſo und Milton 182. damit ſoll ein heutiger Poet ſparſam ſeyn 183
Wunderbare, Eintheilung deſſelben 171 f. von den Göttern, wo es ſtatt findet 181. 183. Exempel vom Abgeſchmackten 182. ob man es in Zaubereyen ſuchen ſolle 185. darunter gehört die Fabel 186. das von den Menſchen entſteht 188. ob es allein in Heldengedichten und Trauerſpielen herrſche 189 f. wie weit man es treiben könne 190. aus gar zu großer Begierde dazu, kann man leicht ins Abgeſchmackte fallen 193 in den Begebenheiten 194. was zu dieſem gehöret 194. welches das beſte iſt 195. ob man es in den Geſtirnen ſuchen ſolle 196

Z

Zauberey, ob ein Poet ſolche in ſeinen Gedichten anwenden ſolle 185. darinnen ſucht Taſſo das Wunderbare 208. ob man ſie auf der Schaubühne vorſtellen ſolle 724
Zeichnen ſoll ein junger Poet lernen 104
Zergliederung, was dieſe Figur iſt 330
Zeſianer verſtoßen in Hervorbringung neuer Wörter 14. 236
Ziegler, Caſpar, macht gute Madrigale 616
Heinr. Anshelm von, deſſen Baniſe, der beſte deutſche Roman 167. was von ſeinen Heldenbriefen zu halten iſt 519
Zorn, was er für einen Ausdruck erfordere 20
Zuſammenhäufung, was es für eine Figur iſt 327
Zweifel, was für eine Figur es iſt 317
Zwiſchenfabel, was ſie iſt 158 in einem Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 691

* *

Regiſter über die vornehmſten Sachen.

A

Abſchnitt in Verſen, was er iſt 407. wird von den Alten an keiner gewiſſen Stelle gemacht 407. trägt viel zum Wohlklange bey 408. was dabey zu beobachten iſt 408 f.
Aeſchylus, was er zur Verbeſſerung der Schauſpiele beygetragen 43 verbeſſert die Tragödie 704
Affect, in deſſen erſter Stärke kann man nicht dichten 145. ihn drückt Hofmannswaldau nicht aus 146. auch Lohenſtein nicht 720
Allegorie, was ſie iſt 266. was zu einer guten gehört 267
Alonzo handelt wider die Wahrſcheinlichkeit 206
Amphion bauet die Mauren zu Theben 58
Amthor ſchreibt poetiſch 352. iſt nicht glücklich in Elegien 519. 520 verſieht es leicht in der Schreibart in Briefen 546
Anadiploſis, was ſo genennet werde 323
Anagramma, was davon zu halten iſt 620
Anrede, was dieſe Figur iſt 340
Anrufung der Gottheiten, eine Art des Wunderbaren in der Poeſie 172. muß in einem Heldengedichte nicht vergeſſen werden 695 der Muſen, wo ſie erlaubt iſt 175 f.
Antimachus, wie er ſeine Gedichte geſchrieben habe 26
Antonomaſie, was dieſe Figur iſt 276
Araber ſollen den Reim erfunden haben 74
Archilochus, Erfinder der jambiſchen Verſe 18
Arie, was man ſo nennt 466. wer dazu Anleitung gegeben 467. wie ihr Inhalt ſeyn ſoll 468. darinn ſoll der Componiſt nicht alle Wörter ſo zerren 469. wie vielmal man gewiſſe Wörter darinnen wiederholen ſolle. 472
Arioſo, was ſo heißt 466
Arioſt hat viele Unwahrſcheinlichkeiten. 209
Ariſtarch, ein guter Criticus 63
Ariſtophanes, wie er ſeine Perſonen reden läßt 23
Ariſtoteles iſt der beſte Criticus unter den Griechen 97
Atellana, was es iſt 37
Aufhalten, was dieſe Figur iſt 334 f.
Aufſteigen, was dieſe Figur iſt 344
Auftritte in den Scenen, was von ihnen zu mercken iſt 727 f.
Aufzüge in einem Schauſpiele, wie viele deren ſeyn ſollen 31. 709. 744
Ausruf, wo dieſe Figur gebraucht wird 29

B.

Ballette, was ſie ſind 776. können ſtatt der Opern eingeführet werden 771. darinnen können die Gottheiten oft vorkommen 773 ſollen allegoriſch ſeyn 773. wo Lucian das erſte Muſter derſelben finden will 774. woher der Name gekommen iſt 775
Baptiſta Mantuanus, wie er ſeine Schäfer zuweilen characteriſiret 485
Barden reimen ihre Gedichte 76
Befragen, was dieſe Figur iſt 342
Beſchreibung, was dieſe Figur iſt 328. ſie ſind das geringſte in der Poeſie 143. darinnen iſt Virgil beſcheiden 145

Beſſer, ſeine Poeſie iſt zuweilen nur eine abgezählte Proſe 257. ob er in ſeinem Klaggedichte natürlich geblieben 191. eine undeutliche Stelle aus ihm 303
Beurtheilungskraft, ob ſie einem Poeten nöthig iſt 108
Beyfall, ob der allgemeine ein Kennzeichen der wahren Schönheit ſey 95
Beywörter, darinnen beſteht eine große Schönheit 245. was ein Poet für welche gebrauchen dürfe 245. ſollen in Verſen nicht müßig da ſtehen 246. ob man zu einem Worte viele zugleich ſetzen dürfe 246 f. darinnen iſt Flemming geübt 248. ob ſich ein junger Poet die ſchönſten ſammlen ſolle 250
Bilder, redende der Franzoſen 615
Bilderreime, was davon zu halten ſey 620
Bodmer, deſſen Ueberſetzung vom Milton 684
Boileau eifert wider die Wortſpiele 254 f. deſſen Art poetique wird von einem Frauenzimmer critiſiret 638 f. deſſen Zeugniß wider die Opern 762
Bombaſt, was es iſt 279
Boſſü, deſſen Erklärung von der Fabel, 150. ſolche wird unterſuchet 150 f.
Brebeuf hat zu viel Feuer 109
Briefe, poetiſche, deren Beſchaffenheit 539. wer gute Muſter davon gegeben 540. was für Verſe man dazu gebrauchen ſolle 540. 541. was ſie für einen Inhalt haben können 541 f. was zu ihrer äußerlichen Einrichtung gehört 545. wie ihre Schreibart ſeyn ſoll 546
la Bruyere, deſſen Meynung von Opern 760
Buch Hiob ſoll in Herametern geſchrieben ſeyn 72
Buchſtabenwechſel, was davon zu halten ſey 620

C

des *Callieres* Zeugniß wider die Opern 766
Callinous ſoll Erfinder der Elegie ſeyn 17
Camoens verſtößt wider die Wahrſcheinlichkeit 206
Canitz, deſſen Schreibart iſt natürlich 357. deſſen Briefe ſind ſchön 540. deſſen Satiren wie ſie beſchaffen ſind. 568
Cantaten, was dazu Anlaß gegeben 465. darinnen haben ſich die Poeten von den Componiſten Regeln vorſchreiben laſſen 467. gewiſſe italieniſche ſind lächerlich 471 wie ſie ſollen geſungen werden 466 f. was für Materie dazu gehört 468. wie ſie ſich anfangen und enden ſollen 473. wie viel Arien eine haben ſoll 474
Cervantes bringt die abendtheuerlichen Fabeln und Ritterbücher in Abnahme 183. 681
Ceſti, ob er der Erfinder der Opern ſey 752
Charactere, wo ein Poet ſolche gut machen lernt 146. wie ſie in Heldengedichten ſeyn müſſen 697. wie ſie in der Tragödie ſeyn müſſen 717. wie ſie in der Comödie ſeyn müſſen 745
Chor in den alten Tragödien 32 was er war 708. deſſen Pflichten 33
Chörilus, ſeine Gedichte werden gut bezahlt 53
Cid, darinnen iſt die Einheit der Zeit nicht beobachtet 714
Comödie, deren Erfinder 35. deren Urſprung 84. 729. wer ſie ins Geſchick gebracht und verbeſſert 730. deren Schickſal bey den Lateinern 732. wie ſie in Verfall gerathen 734
Freyheit der Alten darinnen 44
wer ſich im Engliſchen darinn gezeiget 736 f. wer im Deutſchen ſolche unternommen 737. wie die franzöſiſchen beſchaffen ſind 736
was ſie iſt 739 f. Abſicht derſelben 91. was man zu deren Handlung nehmen kann 741. wie die Fabel darinnen beſchaffen ſeyn muß 742

Comödie, was für Perſonen dazu gehören 743. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 745. worinnen das Luſtige derſelben herrſchen ſoll 748. ob Maſchinen darinnen vorkommen dürfen 750
Componiſten, wer von ihnen einen guten Geſchmack hat 469 f.
Crates bringt die Comödie ins Geſchicke 730
Critik wird vom Schafftesbury vertheidigt 223
Criticus, wer einer ſey 96
Curtius hat eine poetiſche Schreibart 100
Cyther wird bey den Tragödien gebraucht 34

D

Daciers Meynung vom Urſprunge der Poeſie 81
Demokritus, was er zu einem großen Poeten erfordert 46
Demoſthenes glaubt einem kaltſinnig Redenden nicht 21
Denkſprüche, was ſie ſind 337
Deviſen, wer ſie erfunden 611. ſiehe Sinnbild.
Deutlichkeit, woraus ſie entſteht 302
Diaſyrmus, was er für eine Figur iſt 276
Dichtkunſt Horazens iſt ohne alle Ordnung 5. überſetzt Eckard 5. ſiehe Poeſie.
Dithyrambus, was er war 83
Drama, was es iſt 474
Dryden, deſſen Meynung von der Opern Urſprunge 752
Duetto, was es iſt 474

E

Echo, was von dieſer Art Gedichte zu halten ſey 621 f.
von Eckardt überſetzt Horazens Dichtkunſt 5
Ehre reizet die Poeten 50
Eidſchwur, eine der ſtärkſten Figuren 344
Einbildungskraft muß ein Poet haben 103. was eine gar zu feurige ſchadet 108
Einfach ſoll ein Gedichte ſeyn 12
Einräumen, was dieſe Figur iſt 343
Eklogen ſind die älteſten Gedichte 480. worinnen das Weſen derſelben beſteht 481. ob man das heutige Schäferleben darinnen vorſtellen ſoll 481. Character der Hirten die dariñen vorkoñen ſollen 481 f. wer ſich von den Neuern in lateiniſchen Eklogen gezeiget 485 wer ſich unter den Italienern darinnen gewieſen 486. wer unter den Franzoſen etwas darinnen gethan 487. wer ſich unter den Engelländern darinnen ſehen laſſen 488. wer ſich unter den Deutſchen darinnen verſucht 489 f. wie ſie eingetheilet werden 497 ob man Fürſten hinein bringen könne 498. ob man ſolche von Fiſchern machen ſolle 486. was man für Namen darinnen brauchen ſolle 498. ob man ſie in der bäuriſchen Mundart machen ſoll 499 wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 499 f.
Elegie, wer ſie erfunden hat 17. was deren Inhalt ſeyn ſoll 513. 521. was für Verſe dazu gehören 514 wer ſich im Deutſchen darinnen ſehen laſſen 515. darinnen iſt Amthor nicht glücklich 519 f. was bey dem Aeußern derſelben zu beobachten iſt 521
Emblema, wer es erfunden hat 611 wie es von der Deviſe unterſchieden 613. ſollten die Titelkupfer ſeyn 614
Empedokles, ob er ein Poet ſey 638 will gern vergöttert ſeyn 63
Endreime, was davon zu halten ſey 620
Ennius macht ein Trauerſpiel vom Thyeſt 19
Epanalepſis, was ſo heißt 324
Epicharmus führt zuerſt etwas ordentlichere Stücke in der Comödie auf 730
Epiſodium, was ſo heißt 709
Epopee, ſiehe Heldengedichte.

Erzählung, wie ſie in einem Heldengedichte ſeyn ſoll 692. 695. ob ein Poet darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 696
Evremond, deſſen Zeugniß wider die Opern 763
Euripides, wie er die Medea abgeſchildert 23. wie er die Jno aufgeführet 24. wie er den Oreſtes abgebildet 24

F

Fabel, das Hauptwerck der Dichtkunſt 148. was ſie iſt 149 f. was darinnen zu beobachten iſt 159
eine Nachahmung der Natur 92
deren Eintheilungen 151 f. 158. was zu einer ganzen erfordert wird 156. ob ſie moraliſche Abſichten haben müſſen 159. der Griechen ihre ſind erbaulich 159
wie die in der Odyſſee beſchaffen iſt 159. wie man eine machen ſoll 160 f.
wo man ſie brauchen könne 168
gehört unter das Wunderbare 170 186. ob ſie ſtets auf heidniſche Art herauskommen ſollen 187
was für eine Wahrſcheinlichkeit dazu gehöre 200. in was für einer Schreibart ſie ſoll erzählt werden 357. iſt die Seele des Heldengedichts und der Tragödie 27. im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 685. wie ſie eingetheilet wird 687
in der Tragödie, wie ſie ſeyn muß 711. erfordert eine dreyfache Einheit 713
in der Comödie, wie ſie ſeyn muß 742
du Freny Zeugniß wider die Opern 764
Figuren, ob man den Unterricht von ihnen in der Poeſie entbehren könne 313. deren giebt es zweyerley 314. wofür Lami ſie hält 315
Flemming iſt in guten Beywörtern geübt 248. macht zuweilen Wortſpiele 251. iſt in der ſinnreichen Schreibart ſtark 252
Fontenelle, wie ſeine Eklogen beſchaffen 487
Frage, was dieſe Figur iſt 339
Franke (Sal.) läßt die Suſanna unnatürlich klagen 198
Franzoſen haben uns in der Poeſie ſchöne Muſter gegeben 42. haben kein Sylbenmaaß in ihren Verſen 77. ſind Meiſter in Comödien und Tragödien 88. ſchreiben züchtig 112. ob ſie keine lange und kurze Sylben haben 382. woher ihr Singen undeutlich iſt 382. redende Bilder derſelben 615

G

Galimatias, was es iſt 280. tadelt Chr. Gryphius 280 f.
Gedichte ſoll ſchlecht und einfach ſeyn 12. wird nicht ſchön durch ſchöne Worte 20
Beſchaffenheit der älteſten 71
waren zuerſt Loblieder 81. 82.
wie vielerley Gattungen derſelben bey den Alten geweſen 83. die erſten waren zum Singen gemacht 84. neue Gattungen derſelben wurden bey Wiederherſtellung der freyen Künſte erfunden 86. in welchen man die Muſen anrufen dürfe 173 f. darinn muß man die Wahrſcheinlichkeit beobachten 198
Gedichte dramatiſche, was ſie ſind 175
epiſche, was ſie ſind 174
Gegenſatz, was dieſe Figur iſt 332
Geiſt, welcher ein poetiſcher iſt 351
Geiz iſt kein poetiſcher Affect 50
Gemüthsbewegungen, deren verſchiedener Ausdruck eine Art des Singens 68. ihnen ahmt der Poet nach 144. in deren Stärke kann man nicht dichten 145
Geſänge ſind die älteſte Gattung der Gedichte 69
Geſanglichter, was ſie ſind 83
Geſchichtſchreiber bedient ſich zuweilen der Poeſie in ſeinen Schriften 99. wie er von einem Poeten unterſchieden iſt 98

Geſchmack, was er iſt 119. wo man ſich dieſes Worts bedienet 120 hat nur mit klaren Begriffen zu thun 121. was daraus folget, wenn man bloß nach demſelben urtheilet 122. Leibnitz Meynung davon 123. womit er zu thun hat 124. ob er mit uns gebohren werde 125. junge Leute können ſolchen leicht ändern 140
guter, wer die Bedeutung dieſes Worts beſtimmen kann 118. warum die Franzoſen darinnen uneins ſind 119. was er iſt 123 f. was der in der Poeſie iſt 125. ob er einem angebohren ſey 126. wie man ihn befördern könne 128 f. ob man ihn immer aus Regeln lernen ſolle 130. wie man einen jungen Menſchen dazu bringen könne 130 f. wie er bald wieder verlohren gehe 95
ſchlimmer, was er iſt 123. wer den erſten Grund dazu legt 127 davon bleibt unter den geſcheidteſten Völkern immer etwas übrig 135 woher er komme 139
Geſellſchaft, poetiſche zu Auguſti Zeiten 57
Geſtändniß, was dieſe Figur iſt 342
Gewohnheit, nach was für einer ſich ein Poet richten ſoll 16
Gleichniß, was dieſe Figur iſt 333 ob ſich ſolche in die Tragödie ſchicken 721
Göttliche in der Poeſie, was es ſey 102
Griechen bringen zuerſt das Sylbenmaaß in die Verſe 73. woher der gute Geſchmack bey ihnen geherrſchet 129. warum man ihren Regeln folgen ſolle 131
von der Gröben Bergonens und Areteens Liebes- und Heldengeſchichte, ob es ein Heldengedichte ſey 683
Gryphius (Andr.) eifert wider die Sprachenmengerey 232. iſt nicht ſo hochtrabend in ſeinen Tragödien 710. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 738
Gryphius (Chriſtian) tadelt das Galimatias 280. 281
Guarini macht eine Schäferinn zu tiefſinnig 487
Günther iſt in der natürlichen Schreibart gut 360 wie deſſen Briefe beſchaffen ſind 540. iſt in Satiren geübt 568

H

Handlung im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 689
Handlungen wie viel ein Schauſpiel haben ſoll 31. wie viel in einer Tragödie ſeyn ſollen 709 wie viel in einer Comödie 744
Händel hat einen guten Geſchmack in der Muſik 470
Heldenbriefe, des Hofmannswaldau, was ſie ſind 517. Zieglers, deren Beſchaffenheit 519
Heldengedichte woraus es entſtanden 83. wer zuerſt dergleichen unternommen 673. wer ſich mehr darinnen verſuchen wollen 677 f. an deſſen ſtatt ſind die Ritterbücher gekommen 680
Heldengedichte, was Voltaire dazu erfordert 681. was es iſt 650 hat einen Hauptzweck 27. wie die Fabel darinnen ſeyn ſoll 685 wie die Handlung darinnen ſeyn ſoll 689. wie die Zwiſchenfabeln darinnen ſeyn ſollen 691 wie die Erzählung darinnen ſeyn ſoll 692. 695. wie man den Namen deſſelben machen ſoll 693 wie der Vortrag des Hauptſatzes darinnen ſeyn muß 694. darinnen muß eine Gottheit angerufen werden 695. ob man darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 696. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 697. ob Erſcheinungen der Götter daſelbſt vorkommen müſſen 699. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 359. 701 f. ſoll nicht in kurzen Verſen abgefaßt werden 17

Heldengedichte können in Proſa geſchrieben werden 93
Heineke tadelt die Eintheilung der Schreibart ohne Grund 355 weis nichts deutliches vom Erhabenen 366
Hemmen, was dieſe Figur iſt 320
Heräus macht heroiſche Verſe im Deutſchen 394
Hexerey, ſiehe Zauberey.
Hieronymus will ein Sylbenmaaß in den hebräiſchen Liedern finden 70
Hirtenlieder, ſiehe Eklogen.
Hofmannswaldau ſchreibt nicht züchtig 112. drückt den Affect nicht aus 146. ob deſſen Heldenbriefe gute Elegien ſind 517
Homer hat jambiſche Verſe gemacht 18. deſſen Ilias giebt zu vielen Tragödien Anlaß 24. ſoll ſeine Gedichte abgeſungen haben 84. hat alle Schönheiten in ſeinen Gedichten angebracht 90 macht eine Satire 115 f. giebt die erſte Idee davon 566. beobachtet die Wahrſcheinlichkeit nicht 201 f. warum er die Götter ſo ſchlecht beſchrieben 202 f. unternimmt das erſte Heldengedichte 673
Horaz ſchreibt wider die ſchlechten Poeten ſeiner Zeit 4. warum er ſeine Dichtkunſt gemacht 4. ſetzet ſich dem Geſchmacke des Pöbels entgegen 135. warum er alexandriniſche Verſe zu ſeinen Brieſen genommen 540
Hudemann vertheidigt die Opern ehemals 770
Hülfswörter, ob und wo man ſie auslaſſen kann 299 f. ob man ſie vor oder hinter ihr Hauptwort ſetzen ſoll 301
Hurlebuſch hat einen guten Geſchmack in der Muſik 470
Hymnus, was ſo heißt 83
Hyperbole, was ſie iſt 272. darinnen geht man gemeiniglich zu weit 273. Exempel von Malherben 273

J

Jambiſche Verſe ſind der deutſchen Sprache ſehr natürlich 385 f.
Ilias, ob die Fabel derſelben ganz iſt 156. was ihre Hauptabſicht iſt 639 f.
Ino, wer ſie geweſen 24
Jo, wer ſie geweſen 24
Ironie, was dieſe Figur iſt 276
Italiener erfinden viele neue Gattungen von Gedichten 86
Ixion, wer er geweſen 23

K

Kettenreime, was davon zu halten 620
Kleidung der Perſonen der Tragödie, was dabey zu beobachten 725 f.
Knittelverſe, was zu guten gehöret 623
Knoten in einem Schauſpiele, was er iſt 716. ob er nöthig iſt 716
König, ein Paar pöbelhafte Scherze aus ſeinen Verſen 362

L

Lami, wofür er die Figuren hält 315
Leibnitzens Meynung vom Geſchmacke 123
Lehrgedichte, was darunter zu verſtehen ſey 637. ob ſie Gedichte zu nennen ſeynd 638. was ſie enthalten können 640. ob man darinnen die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anrufen könne 641 was für Verſe man dazu brauchen ſolle 643. wie des Opitz ſeine beſchaffen ſind 641
Lehrſprüche, was ſie ſind 337
Liebe giebt Anlaß zur Poeſie 82
Lied, was es iſt 69. wie die erſten beſchaffen geweſen 416. ſiehe Oden.
Litote, was dieſe Figur iſt 275

Lob-

Lobſchriften, was bey den großen poetiſchen zu beobachten 643 f. darinnen iſt Pietſch ſehr geſchickt 645
Lohenſtein ſchreibt nicht züchtig 112. ſchreibt unverſtändlich 304 iſt ein Muſter der ſchwülſtigen Schreibart im Deutſchen 369 drückt in ſeinen Tragödien niemals den Affect recht aus 720
Lucan, deſſen Schreibart iſt zu hochtrabend 359. 367. was von ſeinem pharſaliſchen Kriege zu urtheilen iſt 679
Luther macht richtige Verſe 80

M

Machiavellus, wie deſſen Comödie Mandragola beſchaffen iſt 740
Madrigal, was davon zu merken iſt 616
Maler, der die Minerva malen will, lieſt den Homer 142
poetiſche, was ſie zu merken haben 12. Fehler derſelben 13
Malerey eines Poeten erſtreckt ſich weiter, als die gemeine Malerkunſt 142
Malherbe macht eine ungemeine Vergrößerung 273
Marino übertritt die Wahrſcheinlichkeit 213
Marot, wie er in Schäfergedichten iſt 487
Maſchinen, was man auf der Schaubühne ſo nennt 699. 723 ob man ſich derſelben in Tragödien bedienen könne 723. ob ſie in der Comödie vorkommen dürfen 750. in den Opern ſind ſie ein Fehler 31
Menander macht zuerſt rechte Fabeln zu den Comödien 731
Menantes giebt Anweiſung zu den Cantaten 467
Metaphore, was ſie iſt 263. was zu einer guten gehört 267. was für Dinge die beſten geben können 268
Metonymie, was dieſe Figur iſt 269
Milton hat ſeltſame Erdichtungen 182. ihn zieht Dryden dem Homer vor 213. iſt voll Unwahrſcheinlichkeit 214
Mimeſis was dieſe Figur iſt 277
Moliere läßt ſeine Perſonen nicht auf einerley Art reden 23. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 736
Mord, ob er auf der Schaubühne ſoll vorgeſtellet werden 30
Muratori unterſucht den Urſprung der Opern 753
Muſen, in welchen Gedichten man ſie anrufen dürfe 174 f.
Muſik giebt Gelegenheit zu den Cantaten 465. iſt bey den Alten der beſte Zierrath ihrer Tragödien 722

N.

Nachahmung, dadurch lernen wir alles 101
der Poeten, wie ſie geſchieht 92
iſt das Weſen der Poeſie 97
auf wie vielerley Art ſie geſchehen kann 142 f.
Namen aus der Mythologie, ob man ſie verwerfen ſoll 187
eigene, aus fremden Sprachen, wie ſie ein Poet brauchen ſolle 233
Natur, deren Nachahmung iſt das Hauptwerck in der Poeſie 92
Naturell iſt bey einem Poeten nicht genug 103 f.
Nebenfabel, was ſie iſt 158
Neukirch lernt aus Horazens Dichtkunſt noch viel 7. iſt in der natürlichen Schreibart gut 361 dient in der ſcharfſinnigen Schreibart zum Muſter 365. wie deſſen Schäfergedichte beſchaffen ſind 494 f. wie deſſen Briefe beſchaffen 540. wie deſſen Satiren beſchaffen ſind 568. ſein Telemach 87
Nonſenſe was es iſt 280. tadelt Chr. Gryphius 280

O

Ode iſt ein allgemeiner Name aller Lieder 18. ihre verſchiedene Gattungen 18. was anfangs ſo hieß 83. was von ihren Strophen zu merken iſt 418. ob man mit zweyerley Art Strophen darinnen abwechſeln könne 420 wie die Zeilen derſelben ſeyn ſollen 422. was für Materien darinnen vorkommen können 423 in was für einer Schreibart ſie müſſen abgefaßt werden 424 f. was ſie von andern Gedichten unterſcheidet 429. pindariſche, ein Exempel davon. 419
Odyſſee, wie die Fabel derſelben beſchaffen iſt 159 f. was ihre Hauptabſicht iſt 676 f.
Oedipus, von ihm ſind viel Tragödien gemacht 25
des Sophokles, deſſen Inhalt 707
wie die Fabel dieſes Trauerſpiels beſchaffen iſt 160
Oper, ihr Urſprung 752 f.
ihre Beſchaffenheit 755 f. iſt unnatürlich 757. iſt ſchädlich 759 kömmt in Deutſchland ins Abnehmen 769
Opernſchreiber verſehen es in dem Wunderbaren 185
Opitz, wem er in Beobachtung des Sylbenmaaßes nachgeahmet hat 81. ſtellt den guten Geſchmack in der deutſchen Poeſie her 130. findet nicht bey allen ſeiner Zeit Beyfall 137. Beſchweret ſich über den Gebrauch fremder Wörter im Deutſchen 231. iſt zu kühn, neue Wörter zu machen 238. macht im Deutſchen die erſten Schäferlieder 492. macht poetiſche Briefe 540. ſchreibt vernünftig hoch 546
Oratorium, was es iſt 474
Ordnung der Wörter kann vielerley ſeyn 308. welche der andern vorzuziehen iſt 309
Ovidius, ob deſſen Verwandelungen ein ganzes Gedichte ſind 157

P

Päan, was es war 83
Pegnitzſchäfer machen neue Wörter 236
Periode, was ſie iſt 286. wer der Erfinder derſelben iſt 286. wer ſie zuerſt in die Beredſamkeit gebracht 287. warum man ſie eingeführet 287 f. ohne dieſelben taugt die Schreibart nichts 289 lange ſind nicht allezeit dunckel 291 gute Eigenſchaft derſelben 291 ſollen deutlich ſeyn 302
Perſonendichtung, was dieſe Figur iſt 335
Pfeifen der Alten, ihre Beſchaffenheit 33
Philoſoph kann nur von der Poeſie urtheilen 96
Phöbus in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Pietſch, deſſen Sieg Carls iſt kein Heldengedichte 87. iſt in großen Lobſchriften ſehr geübt 645
Pindarus iſt geizig geweſen 49
ſeine Art zu dencken 424 f.
Plautus wird beurtheilt 41. wie ſeine Comödien beſchaffen ſind 732
Pöbel kan nicht von Poeten urtheilen 94
Poeſie iſt die älteſte Wiſſenſchaft 67 derſelben allererſte Beſchaffenheit 70 f. Endzweck derſelben 87. Hauptwerk derſelben 92. wer von ihrem innern Weſen urtheilen ſoll 96. was ſie nach Ariſtotelis Meynung iſt 97. wer die gröſte Fähigkeit dazu hat 101. was das Göttliche darinnen ſey 102 was das Vornehmſte darinnen ſey 148. in wiefern ſie philoſophiſcher, als die Hiſtorie und angenehmer als die Philoſophie ſey 166
deutſche, worinnen ſie die italieniſche, franzöſiſche und ſpaniſche übertrifft 81. 385 f. hat in allen Arten etwas aufzuweiſen 86 f.

Poeten ſchlechte, ſind zu Horazens Zeiten viel in Rom 3. was er für einer Gewohnheit folgen ſolle 16 die erſte waren Weltweiſe 58. 89. waren Liederdichter 69. waren Muſici 72. die alten Deutſcher. führen den Reim ein 76. ſuchten andere Leute zu rühren 88. wodurch ſie in Hochachtung kommen 88. reden und ſchreiben anders, als andere Leute 89. ſind die Lehrer des menſchlichen Geſchlechts 91. wie ſie der Natur nachahmen 92. mit dieſem Namen iſt man zu freygebig geweſen 94 von ihnen kann nur ein Philoſoph urtheilen 96. was er iſt 98. muß ein gutes Naturell haben 102. was er für Gemüthskräfte braucht 102. muß eine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzen 105. es iſt kein vollkommner vorhanden 106. muß ein Philoſoph ſeyn 107. muß eine ſtarcke Beurtheilungskraft haben 108. was ein wildes Feuer bey ihnen ſchadet 108 ſoll tugendhaft ſeyn 110. ſoll keinen Zotenreißer abgeben 111 ſoll kein Schmeichler ſeyn 113 ſoll kein Läſterer ſeyn 115. ſoll ſich nicht nach dem Geſchmacke des Pöbels richten 135 f. wo er gute Charactere machen lernt 146. muß Fabeln erfinden können 149. ſuchen bewundert zu werden 170. warum ſie die Götter anrufen 172. haben die Muſen zuweilen zur Unzeit angerufen 173. wo ſie ſich der Wunder bedienen können 181 f. ſuchen lauter ungemeine Dinge 189. müſſen die Wahrſcheinlichkeit beobachten 199. ſind Erfinder der Perioden 286. wie ſie denken müſſeu 348
ein angehender ſoll ſich im Zeichnen üben 104
tragiſcher, ſeine nothwendigſte Eigenſchaft 28

Polus, ein römiſcher Comödiant ſtellt die Elektra gut vor 21
Poſtels Wittekind verdient keine Critik 218
Pratinas, Erfinder der Comödien 35
Proſa kann vielerley Verſetzungen der Wörter leiden 308. iſt zuweilen auch poetiſch 354
Pſalmen, ob ſie ein gewiſſes Sylbenmaaß haben 70
Punkt, wo man ihn in Verſen machen ſoll 409 f. wo er in den Strophen der Ode ſtehen ſoll 421

Q.

Qvodlibet, was es ſeyn ſoll 623

R.

Rachel eifert wider die Sprachenmengerey 232. zeigt ſich unter den Deutſchen zuerſt in Satiren 568
Racine ſoll eine Oper machen 761
Räthſel, was man dabey zu beobachten hat 622
Recitativ, was man ſo genannt 467 wer dazu Anlaß gegeben 467. ſoll nicht ſchläfrig hergebethet werden 469. wie es ſoll gemacht werden 473
Rede, was ſie iſt 225
Redensarten, niedrige, ob ſie ſich zur Poeſie ſchicken 259
poetiſche, ob man ſolche ſammlen ſoll 250
verblümte, der größte Zierrath der Poeſie 257. wie ſie aufgekommen 259. warum ſie gefallen 262 ſind nicht überall gleich ſchön 278 dabey iſt die Dunkelheit ſonderlich zu vermeiden 278
Redner, wie er von einem Poeten unterſchieden 99
Reim, deſſen Urſprung 74. wer ihn eingeführt 76. hilft dem Gedächtniſſe 76. ob man ihn abſchaffen ſoll 402. deren haben wir zweyerley Arten 404. wie man ſie

ſie machen ſoll 404. wofür ſie anzuſehen ſind 407
Religion, ob ſie Anlaß zur Poeſie gegeben 81
Riederer, eine niederträchtige Ueberſetzung von ihm 363
Ringelgedichte, was davon zu halten ſey 620
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 680
Roman, wofür ihn Wolf hält 151 woher ſie ſchädlich ſind 167. wie ſie ſeyn müſſen, wenn ſie nützen ſollen 59. welches der beſte im Deutſchen iſt 167
Romanſchreiber, was ſie für eine Regel gut beobachten 14
Ronſard, wie er ſeine Eklogen gemacht 487

S.

Sachs, Hans, wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 737
Sannazar, will Fiſchereklogen machen 486
Sarkasmus, was dieſe Figur iſt 276
Satiren ſind ſchon vor Homers Zeiten gemacht worden 83 ſoll König Laber auf die Böſen zu machen befohlen haben 83 iſt eine ſehr alte Art von Gedichten 566. wie die alten bey den Griechen und Lateinern beſchaffen geweſen ſind 566 wer ſich unter den Deutſchen darinnen gezeiget 568. was ſie iſt 569. ob man dazu einen Beruf haben müſſe 570. was von ihr kann beſtraft werden 571 ob man darinnen die Perſonen mit Namen nennen ſoll 573 was für Verſe man dazu brauchen ſoll 574 Regeln für die Verfaſſer derſelben 37
Satirenſchreiber, wie er von einem Läſterer unterſchieden iſt 116 muß ein Weltweiſer ſeyn 571 ob er ſeine Feinde angreifen dürfe 572 f. ob er die Perſonen mit Namen nennen ſolle 573
Scaliger, deſſen Urtheil von der hebräiſchen Poeſie 70
Scene, wenn eine iſt 744. ob darinnen eine Perſon allein auftreten ſolle. 744
Schafftesbury, vertheidigt die Critik 223
Schäfergedichte, woraus ſie entſtanden 83. ſiehe Eklogen.
Schall, natürlicher Dinge, wie ſolchen ein Poet nachahmen ſoll 243
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt 102. 103
Schaubühne, engliſche, ob ſie regelmäßig iſt 735
franzöſiſche ahmt den Alten nach 736
italieniſche hat wenig kluges hervorgebracht 734
Schauſpiel, wie viel Perſonen darinnen in einem Auftritte reden können 32. deren verſchiedene Arten bey den Römern 45 ſiehe Comöd. und Tragödie.
Scherz in Verſen, wie er ſoll beſchaffen ſeyn 542
Scherzgedichte, ob ſie zu dulden ſind 622
Schilderung, was dieſe Figur iſt 327
Schlußpunkte, wo man ſie in Verſen machen ſoll 409 f.
Schlußſprüche, was ſie ſind 338
Schoch macht gute Hirtenlieder 493
Schönheit, ob ſie willkührlich iſt 131. 132
Schreibart, was ſie iſt 346. worauf es darinnen ankömmt 347
deren Eintheilung 355
Grund von dieſer Eintheilung 356
hohe, Heräus Gedanken davon 546. wenn ſie in den Tragödien aufgekommen 726 f.
natürliche, ob ſie keine beſondere Gattung ſey 354. wer darinnen geübt iſt 361. wie ſie muß gebraucht werden 357 f.

Schreib-

Schreibart natürliche, muß man nicht mit der niederträchtigen vermiſchen 362
niedrige in der Poeſie, wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 357
pathetiſche, ihre Eigenſchaften 371. wo ſie ihren Sitz hat 371 f.
poetiſche, was ſolche macht 351 f. wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 261. 347. 352 iſt auch zuweilen in Proſa 354
ſinnreiche, woraus ſie beſteht 364 wo ſie zu gebrauchen iſt 364 f.
Schwabe widerlegt Platons Vorurtheil von der Poeſie 110 deſſen deutſcher Antilongin 196
Schwulſt in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Scuderi wird wegen ſeiner vielen Beſchreibungen getadelt 143
Sechſtinne, was davon zu halten ſey 620
Seckendorf macht reimloſe Verſe 400
Segrais, wie ſeine Eklogen beſchaffen ſind 487
Seneca übertritt des Horaz Regel 30. iſt ſchwülſtig 368
Serenata, was ſie iſt 474
Sinnbild, was es iſt 609. 610 wie es beſchaffen ſeyn ſoll 611 ob eine menſchliche Figur dazu ſoll genommen werden 613
Singen, von wem die Menſchen ſolches gelernt 67. giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poeſie 380 iſt bey den Franzoſen undeutlich 381. 382
Singeſpiel ſiehe Opern.
Sinngedichte ſ. Ueberſchriften.
Sonnett, was davon zu merken ſey 617. ob man ſie ſehr hoch halten ſolle 620
Sophokles verbindet den Chor mit ſeinen Tragödien 32. beobachtet nicht durchgängig die Wahrſcheinlichkeit 219. bringt die Tragödie zu noch größerer Vollkommenheit 705
Sophonisbe, von ihr ſind viel Tragödien gemacht 25
Sprachdichtung, was dieſe Figur iſt 336
Sprachenmengerey, wer dawider geeifert 232
Statius, was er für eine Abſicht bey ſeiner Achilleis gehabt 678. 690
Steele, Schäfergedichte über die Natur der Schäfergedichte 492 f.
von Steinwehr, deſſen Ueberſetzung von Aubignac 727
Strophe, deren Urſprung 416 f. wie ſie von unſern Alten genennet worden 418. von zweyerley Art können mit einander abwechſeln 420. mit deren Ende ſoll ſich der Verſtand ſchließen 420. wo die Puncte darinnen ſtehen ſollen 421
Sylbe, Länge und Kürze derſelben, wornach ſie die Griechen beurtheilet 383. woher die Römer ſolche gewußt 384
Sylbenmaaß, Reinigkeit deſſelben macht ſchlechte Verſe beliebt 6 iſt in den erſten Gedichten nicht 70 beobachten die Deutſchen zeitig in ihren Verſen 79. bringen die Griechen zuerſt in die Verſe 73 iſt in franzöſiſchen und welſchen Verſen nicht 77. was man zur Erfindung der mannigfaltigen Arten deſſelben gebraucht 383 der Griechen und Lateiner kann im Deutſchen nachgemacht werden 385 f.
dactyliſches, wer im Deutſchen darinnen glücklich geweſen 387 wo man es gebrauchen könne 387
jambiſches, warum es am meiſten im Deutſchen beliebt worden 385 f.
trochäiſches, iſt den Deutſchen auch ſchon vor Alters bekannt geweſen 386 f.
Symploce, was ſo genennet werde 324
Synekdoche, was dieſe Figur iſt 271

T.

Tanzen iſt ſehr alt 772. dazu wird die Jugend angeführt 774 Urſprung der bedeutenden Tänze 774

Tanzſpiel was es iſt 774. ſ. Ballet.

Tapeinoſis, was dieſe Figur iſt 275

Taſſo, deſſen befreytes Jeruſalem veranlaſſet viel Tragödien 25 er ſündiget wider die Wahrſcheinlichkeit 207. hat ſeltſame Erdichtungen 182. läßt eine Schäferinn zu künſtlich denken 487. nach was für Regeln er ſein Heldengedichte geſchrieben 682

Terenz, wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 732

Terpander ſoll die Elegie erfunden haben 17

Theokles ſoll die Elegie erfunden haben 17

Theokritus, wie er ſeine Schäfer abgeſchildert 884

Theſpis, ob er Erfinder der Tragödien iſt 43. 704

Theuerdank, ob er unter die Heldengedichte gehöre 681

Titel zu Verſen, wie man ihn machen ſoll 646

Tragicomödie, ob man wohl ein Schauſpiel ſo benennen könne 743

Tragödien, was die erſten waren 36. woraus ſie entſtanden ſind 84. Abſicht derſelben 91 deren Urſprung 703. wenn die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 704. iſt bey den Griechen eine Art des Gottesdienſtes 706. was ſie iſt 706 wie die Helden derſelben ſeyn müſſen 706. was der Chor darinnen war 32. 708. hat fünf Aufzüge 709. wie die Fabel darinnen muß gemacht werden 710 f. muß eine dreyfache Einheit haben 712. wie lange ſie dauren ſoll 713 f. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 717. was bey der Ausſprache derſelben zu bedenken iſt 726. ob Gottheiten darinnen erſcheinen ſollen 723 was bey der Kleidung der Perſonen darinnen zu beobachten 725 f. wie die Muſik dabey beſchaffen ſeyn ſoll 722. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 719

Traurigkeit, was ſie für einen Ausdruck erfordere 20. ob Beſſer die Seinige natürlich ausgedrückt hat 191

Tyrtäus gewinnt durch Vorleſung ſeiner Verſe eine Schlacht 58

U.

Ueberfluß, was dieſe Figur iſt 325

Uebergehen, was dieſe Figur iſt 321

Ueberſchrift, was ſie iſt 605. ob Wortſpiele darinnen erlaubt ſind 607. wo man ſie braucht 608 muß kurz ſeyn 609

von Uffenbach hat die Opern vertheidigt 770

Umſchreibung, was dieſe Figur iſt 343 f.

Unwahrſcheinliche, wie es der Poet wahrſcheinlich machen kann 153. 201

Unwahrſcheinlichkeiten beym Homer 301 f. beym Virgil 204 f. beym Camoens 206. beym Alonzo 206. begeht Taſſo 207 hat Arioſt ſehr viel 209. findet man im Marino 211. im Milton 214. im Voltaire 215

V.

Verbeißen, was dieſe Figur iſt 319

Verdoppelung, was dieſe Figur iſt 326

Vergleichung, was dieſe Figur iſt 333

Verſe, woher dieſer Name kömmt 418. woher die verſchiedenen Gattungen derſelben kommen 73. ſollen periodiſch ſeyn 289. darinnen ſoll die natürliche Wortfügung beobachtet

℞ ad Mensuram Atramenti.

$\frac{1}{2}$ lb. galli turc. contusi.
2. lot. Vitriol. virid.
2. lot. gumi.
$\frac{3}{4}$ lot. Salmiac.

Salis. 2. digit.
aceti. q. s.

Fortiter coquatur et circumagatur donec frigescat.
probatissimum est.

Aliud

℞. gall. Turcic. ℥iiß.
Vitriol. virid ℥ß.
gummi ℈VI.
alum. ℥ß
Salis com. f. digj.

Coque mediocriter instar ovi in cerevisia nigra
$\frac{1}{2}$ Mensura $1\frac{1}{2}$ quarta ~~aceti~~ 🜄. et $\frac{1}{2}$ aceti.
circumagatur et filtretur.

Modus Conficiendi verum ☉

℞. ☿ seu argentum vivum quantum vis e.g. ℥ß illudq in vitro bene clauso ne ulla rae evaporet super fornacem calidam moderate colloca. dein

▽ fort. seu aqua fortis. mercurio superinfundatur ut illum resolvat q.s. e.g. hic ad priorem mensuram ℥iij vel ℥iiß. et quidem hora duodecima diei vel noctis. postea iterum vitrum bene occludatur. elapso jam spatio 12. horarum iterum alia hora duodecima sed noctis si prior fuit diei, accipe

argentum bonum crudum, vulgo ein guttes eingebrantes und gelautertes silber. tantundem, quantum prius argenti vivi accepisti e.g. hic ℥ß. illo vitro ad praefatas species illato, vitrum iterum quam optime potes claude. et in loco constanter calido tamdiu asserva donec in coagulum inspissetur totum, ad quod de se novem menses requiruntur. ubi sufficienter coagulatum est vitrum iterum aperi et inde.

☿. Mercurium sublimatum corrosivum ℥ß. hic quo facto vitrum iterum penitus claude illudq limo postea totum obducito et involve.

ita obductum asserva donec limus totaliter exsiccetur; si enim humidus fuerit vitrum facile confringitur. limo sufficienter siccato

Vitrum mitte in fornacem ad calcinandum ubi nota si totum vitrum igneum apparet non amplius diu exspectandum ee ne rumpatur. species ita calcinatae desinent in ♄. pulverem

Jam accipe plumbum ℥xij. hoc liquato, ac ita liquato immisce hujus pulveris ℥ß. quodlibet vim semiuncia sufficit de hoc pulvere pro ℥xij. plumbi tandem prodibit optimum ☉. probatum est.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph,

Versuch einer Critischen Dichtkunst Durchgehends mit den Exempeln unsrer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert

Leipzig 1742

P.o.germ. 511
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109572-0
VD18 11396881